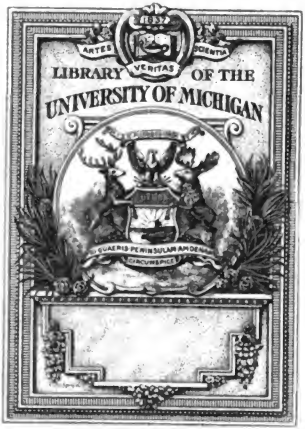
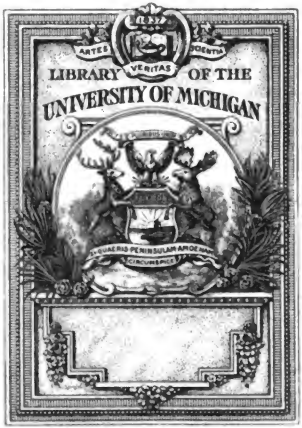
Deutsche Rundschau



Digitized by Google

830.6
D975

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D. 85

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLI.

(October — November — December 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchh. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & T. Barthaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, C. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundvierzigsten Bande (October — December 1884).

		Seite
I.	An unsere Leser	I
II.	Mutter und Tochter. Eine littauische Geschichte von **Ernst Wichert**	1
III.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt** I—III.	41
IV.	Charlotte Diede. Mit und nach ungedruckten Briefen. Von **Otto Hartwig**	68
V.	Delos. Von Professor **G. Hirschfeld**	107
VI.	Deutsche Colonialpolitik. Von **F. H. Geffcken**	120
VII.	Die Rathsmädel. Von **Helene Böhlau**	132
VIII.	Ein deutscher Freund Thomas Carlyle's. Joseph Neuberg	145
IX.	Politische Rundschau	153
X.	Dilthey's Einleitung in die Geisteswissenschaften	160
XI.	Pauli's Aufsätze zur englischen Geschichte	161
XII.	Herr von Stockmar und Ossip Schubin	162
XIII.	Literarische Notizen	163
XIV.	Bibliographie	164
XV.	Das Kind aus Asien. Novelle von **Wilhelm Berger** I—IV.	165
XVI.	Richard Lepsius. Eine biographische Skizze von **Georg Ebers**	184
XVII.	Grundlagen für die diätetische Erziehung. Von Dr. **Siegfried Wolffberg,** Docenten der Hygiene in Bonn	202
XVIII.	Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten. Von **Herman Grimm.** I/II.	216
XIX.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** IV—VI.	241
XX.	Von Eduard Mörike. Mitgetheilt von **Dr. Jakob Baechtold** in Zürich	269

(Fortsetzung umstehend.)

149699

Digitized by Google

		Seite
XXI.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** I—V.	285
XXII.	Politische Rundschau	315
XXIII.	Eine neue Biographie Heinrich's von Kleist	321
XXIV.	Literarische Notizen	323
XXV.	Bibliographie	324
XXVI.	Das Kind aus Asien. Novelle von **Wilhelm Berger.** V—VIII. (Schluß.)	325
XXVII.	Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten. Von **Herman Grimm.** III. (Schluß.)	342
XXVIII.	Erdbeben von Scio im Jahre 1881. Von **Otto Benndorf**	371
XXIX.	Die Stätten des Elends in London. Von Professor **G. M. Asher.** I—VI.	379
XXX.	Wilhelm von Humboldt. Von **K. Bruchmann**	400
XXXI.	Damals und Jetzt. Von **F. Max Müller**	414
XXXII.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** VI—VII.	424
XXXIII.	Karl Hillebrand. Von **Ludw. Bamberger**	443
XXXIV.	Friedrich Kapp	456
XXXV.	Politische Rundschau	460
XXXVI.	Scherer's Literaturgeschichte	466
XXXVII.	Neuere musikalische Literatur. Von **F. Gustav Jansen**	468
XXXVIII.	Weihnachtliche Rundschau	472
XXXIX.	Literarische Notizen	478
XL.	Bibliographie	482

Digitized by Google

Mutter und Tochter.

Eine littauische Geschichte

von

Ernst Wichert.

In einem der ersten Kämpfe um den Besitz Böhmens im Sommer 1866 war mit vielen andern auch der Landwehrmann Jakubs Endratis gefallen.

Er war ein angesehener Wirth in dem littauischen Dorfe Aszpurtellen gewesen und hatte eine Wittwe und ein Töchterlein hinterlassen, das damals erst drei Jahre zählte.

Die Wirthschaft befand sich in ziemlich gutem Zustande. Endratis hatte, nicht lange nachdem er seiner Militärpflicht genügt, das elterliche Grundstück übernommen, seinen Geschwistern eine Abfindung, den beiden Alten aber ein reichliches Ausgedinge sicher gestellt. Diese Lasten drückten anfangs nicht gerade schwer, weil man sich gut vertrug, die Altsitzer am Tisch der Kinder aßen und die Geschwister „für die Zinsen" und andererseits gegen die üblichen Dienstleistungen im Hause unterhalten wurden. Die Schwiegertochter hatte etwas eingebracht und noch mehr zu erwarten — deshalb war sie wohlangesehen in der Familie. Bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit mochte sie auch wenig gerathen finden, ihrer Machtbefugnisse wegen Streit zu beginnen, zumal Jakubs zu seiner Länge von mehr als sechs Fuß auch das Kraftgefühl eines mit soldatischer Derbheit befehlenden Menschen besaß. Selbst von der Schwiegermutter erhielt Urte das Lob, daß sie sich in die Hausordnung immer zu fügen wisse.

Daß Urte freilich nicht ganz das sanfte Täubchen war, für das man sie so lange halten durfte, zeigte sich, als sie — fast drei Jahre nach der Hochzeit erst — Mutter geworden war. Sie schien auf dieses Ereigniß nur gewartet zu haben, um ganz unvermuthet mit großer Entschiedenheit als die Wirthin aufzutreten. Sie hatte die Schlüssel nicht ohne heftigen, eine Zeitlang selbst erbitterten Kampf behauptet. Auch war die Folge gewesen, daß die Altsitzer nur die vertragsmäßigen Leistungen beanspruchten, und zwei von den Geschwistern des Mannes abzogen.

„Nun bist Du erst der Wirth," hatte Urte zu ihrem Manne gesagt. Darin konnte sie Recht haben, aber er hatte auch eine Frau neben sich, die überall gefragt und gehört sein wollte.

Digitized by Google

Vielleicht wäre ihr's mit allen Mitteln, die einem jungen, hübschen und klugen Weibe zu Gebote stehen, doch nicht gelungen, seinen störrischen Sinn zu bändigen, wenn das Kind nicht geholfen hätte. Es blieb bei diesem einen. Jakubs war in seine kleine Madle völlig vernarrt und kannte gar kein größeres Vergnügen, als mit ihr wie mit einer Puppe zu spielen. Urte brauchte sie nur auf den Arm zu nehmen, um bei dem heftigsten Streit mindestens vor einem Zornausbruch sicher zu sein. Als das Kind gehen gelernt hatte, nahm sie es immer an die Hand, wenn sie irgend etwas Verdrießliches verhandeln mußte, und es schien, als ob ihr dann Niemand böse begegnen konnte. Es ließ sich aber auch wirklich nichts Niedlicheres sehen, als die kleine Madle mit dem flachsblonden Haar und den himmelblauen Augen, und als sie gar zu plaudern anfing und so komisch die Worte verdrehte, sah man in ihrer Nähe stets nur heitere Gesichter. Schickte die Mutter sie in die Altsitzerstube, um etwas zu bitten, so kam sie nie mit einer abschlägigen Antwort zurück. Als Jakubs in den Krieg mußte, wurde ihm der Abschied von Keinem so schwer, wie von Madle. Nicht Frau Urte, sondern Madle erhielt den letzten Kuß.

Die Todesnachricht erschütterte Urte keineswegs so tief, als der Herr Landrath vorausgesetzt haben mochte, da er eigens seinen Kreissecretär mit dem Brief zu ihr schickte, damit er ihr tröstend vorstelle, wie Endratis als tapferer Soldat für seinen König gestorben sei. Sie lamentirte zwar ein wenig, wie es einer jungen Wittwe in solchem Fall geziemte, aber sie weinte nicht. Erst als Madle die kleinen Arme um ihren Hals legte und nach dem Vater fragte, wurde sie weich. „Einen Vater hast Du nicht mehr, Du armes Kind," sagte sie, „aber Gott wird mich hoffentlich nicht verlassen, daß ich Dir helfe. Du bist nun mein Eins und Alles auf der Welt. Wenn Du mir bleibst, will ich nicht verzagen!"

Sie hatte sich ohne Jakubs sehr gut beholfen, und sie vermißte ihn auch jetzt wenig. Vielleicht am schmerzlichsten war ihr's, daß sie ihn nicht konnte feierlich begraben lassen. Nun sorgte sie wenigstens, daß in der Kirche an drei Sonntagen für ihn gebetet wurde, und sie saß selbst dabei dicht unter der Kanzel in ein schwarzes Kopftuch gehüllt und Madle auf dem Schoße haltend. Jedesmal steckte sie in die Armencasse an der Kirchenthür ein Geldstück, das schwer auf den Boden fiel. Erdmons Endratis erhielt die Sonntagskleider seines verstorbenen Sohnes, der Knecht und Hütejunge durften die schlechteren theilen; nur den Pelz, den sie selbst auf den Achseln und unten an den Aermeln mit rother Seide benäht hatte, und ein Paar hohe Stiefeln behielt sie zurück, zum Andenken oder um selbst davon Gebrauch zu machen. Sie war ja nun der Wirth.

So sollte es auch bleiben. Zwar stellte ihr Erdmons eindringlich vor, daß sie doch als eine so junge Frau nicht werde wirthschaften können und daher am klügsten ihm oder seinem zweiten Sohn das Grundstück abtrete. Aber Urte wollte davon nichts wissen. Sie zweifelte nicht, daß sie bald nicht besser als eine Magd im Hause angesehen sein würde, wenn sie das Regiment abgebe, und daß den Versprechungen Derer nicht um die Ecke zu trauen sei, die von ihrem Unglück meinten Nutzen ziehen zu können. Das Grundstück solle für Madle bleiben, sagte sie, die doch einmal heirathen werde. So sei am besten für das

Digitized by Google

Kind gesorgt. Bis dahin aber wollte sie's so gut verwalten, daß ihr künftiger Schwiegersohn zufrieden sein könne.

Dagegen war nun mit Gewalt nichts auszurichten. Wenn nur inzwischen Urte nicht ihren Sinn änderte! Eine so junge und hübsche Frau! Die heirathe wieder, das sei so der Lauf der Welt, und wer ihn anders erwarte, der schüttele Birnen vom Apfelbaum. Erdmons drang darauf, daß sie wenigstens gleich bei Gericht dem Kinde Haus und Hof verschreiben lasse, damit hinterher kein Irrthum sei; aber auch das lehnte sie mit aller Entschiedenheit ab. Sie wolle nicht bei ihrer unmündigen Tochter zu Gast sein. Jeden Abend dankte sie Gott, daß er sie nicht habe Wittwe werden lassen, ohne ihr ein Kind zu schenken. Madle war ihr Schutz und Schirm gegen alle Anfechtung ihres guten Rechts. So liebte sie das kleine Ding nur noch zärtlicher und hütete es ängstlich vor jedem Unfall. Hing doch an seinem Dasein ihr ganzes Lebensglück.

Das Trauerjahr war auch wirklich noch lange nicht um, als sich schon Bewerber meldeten. Es fehlte nicht im Dorf und in der Nachbarschaft an jüngeren Söhnen, die gern Wirthe geworden wären und nebenbei auch mit einer Wittwe vorlieb genommen hätten. Als gar erst der Krieg beendet war und die von den Fahnen entlassenen Soldaten heimkehrten, hätte Frau Urte die Auswahl unter den stattlichsten gehabt. Sogar der Josias Jackstalis, der wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Unterofficier avancirt war, bewarb sich um ihre Hand. Sie schien aber nicht im Mindesten den Wunsch nach einer Veränderung zu haben, lehnte alle Anträge ab, ohne sich auch nur eine Stunde Bedenkzeit zu nehmen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie überhaupt nicht daran denke, sich wieder zu verheirathen. Sie brauche keinen Mann in der Wirthschaft und wolle keinen Herrn über sich haben, da sie doch selbst befehlen könne. Madle solle auch keinen Stiefvater bekommen.

Ganz dieser Gesinnung gemäß lebte sie denn auch eingezogen, nur mit ihrem Hauswesen und ihrem Töchterchen beschäftigt. Nicht daß sie sich von dem Mannsvolk ängstlich fern gehalten hätte! Wie man sie aber auch beobachtete, Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie jemals mit Blicken oder Worten ein freieres Benehmen herausgefordert hätte. Die Männer schienen ihr ganz gleichgültig zu sein. Man mußte wohl endlich daran glauben, daß sie ganz anders geartet sei, wie die Weibsleute sonst. Die habe kaltes Blut, hieß es nun, und ihre einzige Leidenschaft sei, Geld zusammenzusparen, damit Madle einmal eine reiche Frau werde. Nach einigen Jahren galt das für so sicher, daß man's aufgab, ihr gefallen zu wollen, und sie mit Anträgen nicht mehr belästigte.

Da sie nun so lange der Mann in Haus und Hof gewesen war, nahm auch ihr Wesen etwas Männliches an, ohne daß sie selbst die Veränderung bemerkte. Sie griff bei jeder Arbeit mit an, scheute kein Wetter. War sie als Mädchen zierlich, auch als Frau noch zart und schmächtig gewesen, so rundete sich ihre Gestalt jetzt sichtlich in den Schultern und Hüften aus, das Gesicht bräunte sich im Sommer und behielt auch im Winter ein derbgesundes Ansehen, die Kraft ihrer Arme setzte manchmal die Feldarbeiter in Erstaunen. Sie sprach wenig, selten mehr als das Nothwendige, immer in ernstem Ton und oft mit herrischem Ausdruck. Wer mit ihr zu thun hatte, wußte gleich, daß sich ihr

Digitized by Google

nichts abschmeicheln ließe. Guten Rath wies sie nicht von der Hand; wollte sich aber Einer in ihre Angelegenheiten einmischen, so fertigte sie ihn kurz und schneidig ab. Hatte sie eine Anordnung getroffen, so hielt sie mit Strenge darauf, daß sie auch ausgeführt wurde. Sie verstand so gut um einen Ochsen oder ein Pferd, als um ein Huhn zu handeln, das Geld ebenso festzuhalten, als zur rechten Zeit auszugeben. Sie sagte dem Ortsschulzen, wenn es sein mußte, grob die Wahrheit, und ließ von ihrem vermeinten Rechte nicht nach, auch wenn deshalb ein Proceß unvermeidlich wurde. Spaß verstand sie am wenigsten von Denen, die ihr am nächsten zu stehen meinten. Die Altsitzer fürchteten sie; was sie zu fordern hatten, erhielten sie pünktlich und nach genauem Maß, jede Ueberschreitung ihrer Befugnisse aber rügte sie rücksichtslos. Ihre Stimme nahm einen rauhen Klang an. Wenn sie im Herbst und Winter in ihres Mannes Schafspelz, die littauische Kappe über Kopf und Hals gezogen, auf dem Hof commandirte, konnte ein Fremder sie unbedenklich für den Wirth selbst halten.

So männlich sie aber auch auftrat, so wenig vernachlässigte sie sich doch als Frau. Im Hause ging sie stets aufs Sauberste gekleidet, die blaue Tuchjacke über der vollen Brust prall bis zum Halse zugehakt, das Kopftuch über dem glatten Haar zierlich im Nacken zusammengeknotet. Sie trug immer festes Schuhwerk und gab etwas auf ein hübsches buntgewebtes Schürzenband oder auf feine Stickerei des Hemdes. Sah man sie Sonntags in Kirchentoilette, so stach sie alle ihre Nachbarinnen aus. Nur eine Falte auf der Stirn, über den Augenbrauen aufsteigend, und der kalte Blick scheuchten auch dann zurück.

Madle erzog sie mit aller Sorgfalt. Gegen das Kind war sie am wenigsten streng, nur eine zärtliche Mutter erschien sie ihm jetzt nicht mehr. Von Liebkosungen hielt sie nichts. Freilich durfte Madle, die lang und dünn aufgeschossen war und viel kränkelte, nur über Kopfweh klagen oder einen schlechten Appetit verrathen, um sogleich zu Bett geschickt zu werden. Sie schalt selten, aber sie sah auch nicht durch die Finger. Eifersüchtig achtete sie darauf, daß sich nicht ein Anderer in des Kindes Herz schleiche, ihr selbst aber schien es doch nicht gegeben, sich durch herzliches Entgegenkommen Vertrauen zu erringen. Madle mochte das Gefühl haben, daß die Mutter immer mit ihr unzufrieden sei und ging ihr gern aus dem Wege.

Die Wahrheit zu sagen, sie war kein liebenswürdiges Kind. Sie hatte viel von dem störrischen Charakter ihres Vaters, dem sie auch äußerlich sehr ähnlich sah, bestand oft mit Eigensinn auf ihrem Stück und konnte Tage lang schmollen, wenn ihr etwas versagt wurde. Zudem hatte sie etwas Grüblerisches in ihrer Art, ließ sich schwer an eine Arbeit fesseln und saß am liebsten träumend unter den Birken im Garten, oder im Winter in dem Winkel hinter dem Ofen. In der Präcentorschule lernte sie fleißig, aber viel leichter faßte ihr Gedächtniß die Lieder, die sie von den Mägden singen hörte und die oft gar nicht für ihr Ohr taugten, oder die Märchen, mit denen die Großmutter sie zu sich lockte. Sie konnte wild sein, wie eine Katze, wenn sie sich gekränkt glaubte, und verschenkte ein ander Mal die Kleider vom Leibe, wenn ihr Mitleid erregt wurde. Den zottigen Hofhund, den Niemand wegen seiner Häßlichkeit leiden mochte, küßte sie zärtlich; den niedlichen Spitz aber, den ihre Mutter in der Stube hielt, weil er

Digitized by Google

reinlich und wachsam war, ärgerte sie auf jede Weise. Ihr Frühstücksbrot vertheilte sie unter die unverschämten Sperlinge, den Tauben ihr Futter zu streuen vergaß sie fast täglich. Mit den Kindern benachbarter Wirthe wußte sie nicht zu spielen, ein ortsarmes Mädchen aber, das reihum mit den Ueberbleibseln vom Mittagstisch beköstigt wurde, hatte sie in ihr Herz geschlossen. Sie war in frühester Jugend verwöhnt worden. Alles drehte sich um sie, wie es ihr schienen mußte, und später hörte sie von allerhand Leuten oft genug, daß sie die Erbtochter sei und einmal werde thun und lassen können, was sie wolle, besonders in der Altsitzerstube. „Wenn Du einmal die Wirthin sein wirst, dann werden wir gute Tage haben — Du wirst nicht vergessen, wer Dein Vater war und woher das Grundstück stammt." Madle hatte ihre Mutter wohl lieb, konnte aber nicht recht an sie heran. Ihre kühle Art, ihre strenge Tüchtigkeit, ihr nüchternes Urtheil hielten sie in scheuer Entfernung. Mehr und mehr, je weiter sie heranwuchs. Sie war nun schon dreizehn Jahre alt geworden.

Frau Urte dachte nicht einmal darüber nach, was da etwa geschehen könne, das Verhältniß zu bessern. Es fiel ihr auch nie ein zu wünschen, daß ihr Mann noch leben möchte, oder daß sie einen andern Mann hätte, und doch konnte sie sich mitunter recht einsam fühlen. Das machte sie verdrießlich. Ihr mürrisches Wesen mußte Jeden abstoßen, der mit ihr zu thun hatte. Den übrigen Wirthsfrauen galt sie für stolz und übermüthig; sie wollte freilich deren Klagen über häuslichen Zwist und Quark der Kinder nicht geduldig und mitleidig anhören. Man nannte sie „die Böse". Darüber lachte sie freilich. Aber Freude, recht aus dem Herzen, hatte sie nicht einmal an ihrem Kinde. —

Nun geschah's, daß ein weitläufiger Verwandter von Mutterseite nach Aszpurtellen kam und sich bei ihr einführte. Jons Kalwis war ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, benahm sich aber gesetzt wie ein Vierziger und hatte die zarte Gesichtsfarbe eines bleichsüchtigen Mädchens. Er trug den Kopf ein wenig gebückt und in die Schultern eingezogen; seine Bewegungen waren langsam, seine Sprache bedächtig, das Haar fiel ihm auf die Stirn. Wenn er aber die Augen unter der starkschattenden Knochenwölbung aufschlug, überraschte ein funkelndes Aufblitzen wie aus der Tiefe eines stillen Weihers. Er trug eine Jacke von feinstem blauen Tuch mit vielen kleinen Knöpfen besetzt, ein gelbseidenes Tuch lose um den Hals geschlängt und tief über der Brust geknotet, Beinkleider von schwarzem Sammet und einen Hut mit schmaler Krämpe weit aus der Stirn zurückgeschoben, wie die Stutzer unter den jungen wohlhabenderen Littauern; aber auf den ersten Blick mußte doch Jeder sehen, daß seine Gedanken von diesen äußerlichen Dingen weit abgewandt waren. Daß er ein sehr hübscher Mensch sei, schien er selbst gar nicht zu wissen, mindestens nicht zu beachten.

Er erzählte, daß er über einige Tausend Thaler zu verfügen habe und zusehen wolle, ob sich „etwas für ihn finde". Es eile ihm aber damit nicht; er sei eigentlich ein Landwirth und am liebsten ungebunden und mit seinen Büchern beschäftigt. Kaufe er sich an, so müßte es mitten unter den Littauern geschehen. Er meine, seinen Landsleuten wohl noch in seiner Weise nützlich sein zu können.

Digitized by Google

Es war Sommerzeit, als er kam. Die Klete neben dem Hause stand zu dieser Zeit leer, da die Vorräthe verbraucht waren. Schritt man von außen unter dem Laubendache einige Stufen hinauf, so kam man in ein ganz freundliches Stübchen mit weißen Holzwänden, das auch hell war, wenn die Thür offen stand. Urte stellte für Joas Kalwis dort ein Bett, einen kleinen Tisch und einen Stuhl hinein und forderte ihn auf, so lange zu bleiben, als es ihm gefiele. Das glaubte sie ihrer Verwandtschaft schuldig zu sein.

Die nächsten Tage sprach er wohl davon, daß er sich bald weiter in der Gegend umschauen wolle, dann aber nicht mehr. In seinem Stübchen war's kühl; schon früh gegen Mittag lag der Schatten des Vordaches über der Thür, dann konnte er auf der Treppe sitzen und dem Hühnervolk zusehen, das gegenüber am Hause entlang spazierte, den Boden aufkratzte oder sich unter dem Hollunder ein schattiges Plätzchen gegen den Sonnenbrand suchte. Die weißen und blauen Tauben gurrten über ihm auf der Stange, die aus einer Luke des flachen Daches hinausgesteckt war. Wenige Schritte nur hatte er bis zum Gärtchen, in das die Klete mit drei Seiten hineingebaut war. Dicht neben der Lattenthür stand ein Lindenbaum, dessen Blüthen jetzt würzig dufteten. Weiter am Zaun entlang strebten weißstämmige Birken auf und ließen von oben her ihr zierliches Geäste mit den feinen beweglichen Blättchen wie Vorhänge niederfallen. Hinter der Klete rankte an unregelmäßig gestellten Stangen Hopfen und faßte schon das Dach. Weiterhin standen einige Obstbäume, auf einem Beet neben dem Gange waren die Tulpen abgeblüht, aber Lilien, Mohn und Sonnenglanz knospten üppig. Ein Hinterpförtchen führte zum Bleichgarten, der sich sanft zum Bach absenkte. Mitten in denselben war eine Tonne gestellt und darüber von Ufer zu Ufer ein Brett gelegt. Auf der andern Seite setzte sich der Fußsteig nicht fort, aber es war über die freie Wiese nicht weit bis zum Kornfeld. Auf dem Rain blühten weiße Sternblumen und blaue Kornblumen, auch violette Glöckchen, und ein dichter Busch von Heckenrosen überragte sie alle. Jons Kalwis schien es ganz nach seinem Sinn zu finden, auf dem Bänkchen unter der Linde sitzend die Bienen zu beobachten, deren zwei Stöcke von Strohgeflecht nicht weit davon auf einem Gestell standen; oder dem Maulwurf aufzupassen, der quer über den Gang hin die Erde aufwühlte, oder Abends auf der Bleiche neben der angepflockten Leinwand zu liegen, vielleicht auch einmal eine Gießkanne mit Wasser aus dem Bach zu füllen. In der Brusttasche seiner blauen Jacke hatte er ein Büchelchen stecken, in das schrieb er mitunter etwas mit Bleistift. Sonst that er wenig, außer daß er einmal im Dorf herumspazierte, mit Kindern und alten Leuten sprach und die Weiden um den Brunnen oder die Storchnester auf den Dächern zählte. Das sagten ihm wenigstens die muthwilligen Mädchen nach, wenn er oft eine lange Weile auf demselben Fleck stand und ins Weite starrte. Sie rächten sich, weil er sie nicht beachtete.

Es zeigte sich bald, daß er zu den Frommen gehörte, die „Maldeningker" genannt werden. Am Sonntag ging er schon früh nach der eine halbe Stunde entfernten Kirche, ohne etwas gegessen zu haben. Während des Gottesdienstes kniete er fast ununterbrochen, sang die Lieder mit lauter Stimme und sah den Geistlichen bei der Predigt öfters mit lächelndem Gesicht an, wohl auch sanft

Digitized by Google

den Kopf wiegend, als ob ihm etwas bedenklich erschiene. Bei einem alten Manne erkundigte er sich, ob man mit dem Pfarrer zufrieden sei und ob die Maldeningker Zusammenkünfte hätten. Der Alte antwortete, sie seien früher zahlreicher gewesen, als der Schmied Walendszud noch lebte, der zu den Erweckten gehörte. Es waren da wohl noch zwei Frauen, die mitunter vom Geist ergriffen würden; die eine davon trinke aber viel Branntwein und die andere sei wiederholt wegen Beleidigung des Gendarms bestraft, sodaß der Herr Pfarrer schon von der Kanzel vor ihnen gewarnt habe. Dieser sei ein recht guter Mann, lege aber das Wort Gottes manchmal sonderbar aus, rauche auch Tabak und spiele Karten, woran Einige in der Gemeinde Aergerniß nähmen.

Jons Kalwis fastete auch Mittags. Erst gegen Abend holte er das Versäumte nach. Urte schüttelte den Kopf dazu und meinte, es könne doch keine Sünde sein, sich Sonntags zu rechter Zeit satt zu essen. Seine Mutter hätte ihn so gewöhnt, entgegnete er; sie sei eine sehr kluge und fromme Frau gewesen und habe gesagt, wenn man Gottes Gast sei, müsse man sich leiblicher Speise enthalten. Bis Sonnenuntergang warte er aber nicht. Denn die Tage seien kurz und lang, und Gott könne unmöglich mehr Enthaltsamkeit im Sommer als im Winter verlangen, sei seine Meinung. Das begründete er mit großem Ernst, als ob es sich um eine sehr wichtige Sache handle.

Nach Ablauf einer Woche sagte er zu Urte, die sich Abends zu ihm auf die Treppe vor der Klete gesetzt hatte und von grüner und rother Wolle einen Handschuh strickte: „Ich liege Dir nun schon lange genug zur Last und möchte nicht warten, bis Du mir mit spitzen Worten zu verstehen gibst, daß ich mich trotten könne. Es gefällt mir aber sehr gut hier, und wenn es auf meinen Wunsch ankäme, ginge ich so bald nicht fort, und vielleicht auch nie mehr. Deshalb will ich Dir einen Vorschlag machen. Gib mir auch ferner Wohnung, Bett und Kost und bestimme dafür ein Wochengeld, das ich Dir dann pünktlich zahlen will. Raum hast Du ja, und Deine Töpfe sind groß genug, daß daraus noch einer mitessen kann."

Er sah sie dabei bittend an, und Urte, die das Strickzeug in den Schoß gelegt hatte, nahm es rasch wieder auf und setzte die Nadeln in Bewegung.

„Willst Du in der Wirthschaft mitarbeiten?" fragte sie.

„Nicht als Knecht," antwortete er, „sondern wenn es sich so fügt, daß ich an einer Stelle helfen kann und die Arbeit mir nicht zu schwer ist. Dann magst Du mir dafür geben, was Du Anderen gibst, oder nach Deinem Gutdünken auch gar nichts. Ich will meine Zeit frei haben."

„Ich sehe nicht, daß Du sie zu etwas gebrauchst," sagte Urte lächelnd.

„Ich denke über vielerlei nach," erwiderte er, den Kopf ein wenig aufrichtend, „und dazu muß ich ungestört sein. Wenn ich als ein Deutscher geboren wäre, hätte ich vielleicht ein Studirter werden können. Ich habe aber ein Littauer bleiben wollen. Die Littauer sind gewohnt, immer die Deutschen für sich denken zu lassen; darum kommen sie mehr und mehr zurück. Es ist gut, wenn auch einmal einer von ihnen nachdenkt und sie belehrt. Wir haben nicht viele Bücher wie die Deutschen, aber die Bibel ist auch für uns Littauer, und aus der kann man viel lernen. Die Geistlichen legen sie in Vielem falsch aus, und das Meiste,

Digitized by Google

was darin steht, sagen sie uns gar nicht. Wer selbst lesen kann, der soll auch selbst denken, und wer selbst denkt, der soll's auch sagen, was ihm eingegeben ist. Derer sind freilich wenige; die aber sollen nicht fehlen."

Madle stand an den Pfosten des Vordaches gelehnt und hörte ihm mit halbgeöffnetem Munde zu. Das Garn, das sie wickeln sollte, hing ihr vom Arm herab und der Knäuel lag auf dem Boden. Seine sanft hingehauchten Worte und der schwärmerische Ausdruck seines Gesichts fesselten sie sichtlich. Sie war ihm schon in den vorigen Tagen viel nachgegangen, immer heimlich und hinter den Hecken und Büschen. Er war nicht wie die Andern. Er scherzte nicht mit ihr, neckte sie nicht, er beachtete sie nicht einmal sonderlich; wenn er sie aber einmal ansprach, war es ihr, als ob sie sich stramm aufrecht stellen und die Augen stillhalten müßte, daß sie nicht blinzelten. Was er ihr sagte, das erinnerte sie sich nicht, schon von einem Andern gehört zu haben, so einfach es klang. Es ging ihr meist stundenlang im Kopf herum, und ihre Gedanken konnten doch damit nicht fertig werden. Einmal, als sie in der Verlegenheit Blätter abriß und zu Boden warf, hatte er ihre Hand fortgezogen und gesagt: „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen, aber Du sollst auch nicht die Werke Deines Gottes unnützlich verderben." Das fiel ihr seitdem stets ein, wenn sie eine Blume abpflücken wollte. Wozu sind aber die Blumen, wenn man sie nicht pflückt?

Nun war sie gespannt, wie ihre Mutter sich entscheiden würde. Und sie dachte im Stillen: „Die thut's nicht! Einen, der nicht arbeitet, kann sie nicht leiden. Bekomme ich selbst es nicht oft genug zu hören, daß ich träume?" Trotzig hob sich die Lippe. Aber Madle täuschte sich diesmal. „Wenn Du ein Kostgeld zahlst," sagte die Endratene, „so magst Du bleiben. Warum soll ich's einen von den Nachbarn verdienen lassen? Aber in meinem Hause darfst Du keine Versammlungen halten. Die Leute bringen mir zu viel Schmutz in die Stube, und ich will auch vom Herrn Pfarrer keine Verdrießlichkeit haben, denn in diesem Herbst geht die Madle bei ihm zum Unterricht. Wir wollen nicht auf ferne Zeit abmachen, sondern so lange es Dir gefällt, bleibst Du, und sobald ich andern Sinnes werde, sage ich Dir auf. Bist Du's zufrieden?"

Er reichte ihr die Hand. „Ich muß lachen," sagte Urte, „was Du für eine weiche Haut hast. Selbst Madle hat nicht so weiche Hände, und die thut doch wenig genug."

Das Mädchen steckte eiligst die Hände unter die Schürze und wurde blutroth im Gesicht.

Abends vor dem Schlafengehen küßte Madle ihre Mutter, was sonst nicht geschah. „Was willst Du?" fragte Urte.

„Ich will nichts," antwortete Madle und stieg ins Bett.

Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf. „Wo wird aber Jons Kalwis im Winter schlafen?" fragte sie.

„Das laß Deine Sorge nicht sein," meinte Urte. „Wer weiß, ob er dann noch hier ist."

„Ja — wer weiß?"

Digitized by Google

„Du kannst bei ihm lernen, damit Du beim Herrn Pfarrer besser bestehst. Ich will's ihm sagen."

Madle warf sich auf die andre Seite. „Ich bin ganz dumm," sagte sie, „für so Einen ganz dumm. Sag's ihm lieber nicht." —

Am nächsten Tage schrieb Kalwis einen Brief. Madle holte für ihn Papier und Tinte aus dem Kramladen. Tinte war noch nie im Hause gewesen; nun ließ er sich gleich einen Vorrath kommen. Wie kann ein Mensch die ganze Flasche ausschreiben? dachte sie. Aber sie freute sich darüber, denn nun müsse er doch recht lange bleiben. Nach kurzer Zeit kam eine Holzkiste für ihn an. Sie war neugierig, was darin sein möchte, und blieb halb hinter der Treppe versteckt stehen, bis er sie öffnete. Unter Kleidern und Wäsche lagen Bücher, die Deckel sorgsam in Papier eingeschlagen. Er rief sie herein, öffnete eine littauische Bibel und ließ sie einige Verse lesen. Sie stotterte Anfangs vor Verlegenheit. „Was ist das für ein kleines Buch?" fragte sie und wies darauf.

„Darin sind viele von unsern Dainos gedruckt," belehrte er sie. „Links stehen sie littauisch und rechts deutsch. Der Pfarrer Rhesa hat sie gesammelt. Der ist nun schon sehr lange todt, und wenn er die Lieder nicht aufgeschrieben hätte, wären viele vielleicht schon vergessen."

Er schlug das Büchelchen auf und zeigte ihr's. „Das da ist lustig," sagte er. „Zwirblytes" war die Seite links überschrieben, und rechts stand: „Der Sperling". Der Vater geht mit dem Gewehr auf die Jagd, lauernd auf Wild. Er schießt — einen Sperling. Den fahren die Brüder auf einem Schlitten heim, die Schwestern pflücken ihn ab und tragen ihn auf, nachdem ihn die Mutter gebraten.

Es setzten sich die Gäste, sie setzten sich fest,
Verzehrten den Sperling, verschmausten ihn.

Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Clus.

„Das ist ein dummes Lied," rief Madle. „Wie kann der kleine Sperling für so viele Gäste ausreichen?"

„Man soll auch nicht denken, daß es wirklich einmal so geschehen ist," entgegnete er, „oder daß es so geschehen kann. Aber bei uns Littauern geschieht's noch so und das ist unser Verderb: den kleinsten Vorwand ergreifen wir, um unmäßig zu trinken. So klingen die Worte wohl spaßhaft, aber sie sind ganz ernst gemeint."

Sie hörte ihm aufmerksam zu, die Augen groß geöffnet und die kleinen scharfen Zähne auf die Unterlippe gesetzt. Als er geendet hatte, blickte sie noch einmal rasch und ängstlich über die Seite hin und sagte: „Es ist doch kein dummes Lied."

Er hatte noch mehr Bücher. Sie wurden alle auf ein Brett über dem Bett gestellt. Madle wischte an jedem Morgen, wenn sie das Stübchen ausfegte, sorgfältig den Staub von denselben. Oft, wenn sie an der halboffenen Thür vorbei nach dem Garten oder der Bleiche ging, sah sie Kalwis hinter dem Tisch sitzen und in der Bibel lesen. Gewöhnlich hatte er dann auch die Feder in der Hand und schrieb von Zeit zu Zeit etwas auf ein Blatt oder in sein Taschenbuch. Glaubte sie

Digitized by Google

sich unbemerkt, so versteckte sie sich hinter der großen Wassertonne und sah ihm unverwandt zu. Es war ihr offenbar eine ganz wunderbare Erscheinung, daß Einer nur immer las und schrieb und nachdachte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie ihm begegnen mußte, wenn er im Garten auf- und abging. Oefters rief er sie dann freundlich an, faßte sie bei der Hand und nahm sie mit sich. Immer brachte er das Gespräch gleich auf einen ernsten Gegenstand, fragte, was sie in der Schule gelernt hätte, und gab dazu seine eigene Erklärung, die freilich meist nicht leicht zu verstehen war. Als Madle zum Pfarrer in die Lehre ging, paßte er noch mehr auf. Es schien ihm, daß der Pfarrer auf die Wunder nicht genügendes Gewicht legte. Mitunter zerbrach er sich den Kopf über gar seltsame Dinge, zum Beispiel: was für eine Art Flügel die Engel hätten, und ob nur die Geister der verstorbenen Kinder beflügelt wären, oder auch die der Erwachsenen, und ob im Paradiese nicht nur Blumen blühten, sondern auch Früchte reiften, obschon die seligen Geister keiner leiblichen Nahrung bedürften. Er meinte, in der Bibel müßte man auf alle Fragen Antwort finden.

Madle hörte ihm immer staunend zu. Alles, was aus seinem Munde kam, klang ihr wie eine Offenbarung. Sie mußte laut aus seinen Büchern vorlesen. „Du machst mir das Kind gar zu gelehrt," schalt Urte. „Sieh nur, wie Madle den Kopf hängt, als ob er ihr viel zu schwer sei, und immer mit wachen Augen träumt. Kein Pfund Fleisch hat sie auf dem Leibe. Die Nachbarn müssen glauben, ich lasse sie hungern, aber man kann's ihr doch mit Schlägen nicht eintreiben. Rede ihr zu, daß sie tüchtig ißt und trinkt, sonst wird sie von allen Einsegnungskindern am schlechtesten aussehen."

Freilich war Madle spindeldürr und hielt sich nicht einmal gerade. An den langen Armen standen die Ellenbogen weit vor, und die knochigen Schultern zogen sich nach der engen Brust hin zusammen. Ihr Gesicht war mager und bleich, die Nase zu spitz, der Mund zu groß. Neben ihrer Mutter durfte sie sich gar nicht sehen lassen. An der war alles fest und rund und voll Wohlgestalt. Madle ging auch nicht gern neben ihr über die Dorfstraße.

Uebrigens war Frau Urte mit ihrem Kostgänger sehr zufrieden. Jons hatte in Allem Wort gehalten. Er ging nicht ins Wirthshaus, trank auch zu Hause keinen Branntwein, lief den Mägden nicht nach und benahm sich immer gegen die Wirthin ehrerbietig. Urte machte sich aus seinen Grübeleien und nachdenklichen Betrachtungen wenig, sagte wohl auch einmal gerade heraus, daß sie es für Thorheit hielte, die Gedanken auf so etwas zu richten. Aber es war ihr doch allemal lieb, ihn von Anderen loben zu hören, daß er ein ganz besonderer Mensch sei. Ganz unmerklich gewöhnte sie sich so an ihn, daß ihr schon etwas fehlte, wenn er einmal über Mittag ausblieb oder Abends aus einer Versammlung erst spät nach Hause kam. Recht mütterlich nahm sie sich seiner an, wo er weiblicher Hilfe bedurfte. Seine Wäsche fand er immer aufs Sauberste besorgt, und ehe er selbst noch bemerkte, daß an seinen Kleidern eine Naht aufgetrennt oder ein Loch eingerissen war, hatte sie den Schaden schon beseitigt. Wenn er in seinen Büchern studirte, durfte in der Nähe der Klete kein lautes Wort gesprochen werden; griff er bei der Feldarbeit mit an, so suchte sie ihm das leichteste Geschäft aus. Jons Kalwis war der einzige Mensch, mit dem sie

Digitized by Google

sich auf die Dauer gut vertragen konnte. Wenn sonst einer seine Hände so geschont und sich in allem Praktischen so unselbständig bewiesen hätte, würde sie ihn über die Achseln angesehen haben; Kalwis aber war ein „Gelehrter". So einer durfte in Allem eine Ausnahme machen, und man mußte Respect vor ihm haben.

Als im Herbst die Tage kurz und kühl wurden, hielt Kalwis sich viel in der Stube auf, die der große Kachelofen angenehm durchwärmte. In der Klete stand wohl noch sein Bett und sein kleiner Tisch, aber der Raum rundum wurde immer mehr verengt durch die sich anhäufenden Wintervorräthe. Die Endratene hatte schon auf den Boden gebracht, was sich irgend dort unterbringen ließ; gegen einen Andern hätte sie sicher nicht so viel Rücksicht genommen. Zu unbequem aber durfte sie sich die Wirthschaft nicht machen.

Es wurde ihr offenbar nicht leicht, an eine Aenderung dieses freundlichen Verhältnisses zu denken. Aber wie ließ es sich auf die Dauer erhalten?

Eines Tages gegen Ende October, als der erste Schnee fiel und sie am Webstuhl arbeitete, während Jons Kalwis nicht weit von ihr auf der Bank am Fenster saß und in einem littauischen Blatte las, hielt sie das Weberschiffchen an, obschon die Fäden sich nicht verknotet hatten, wandte das Gesicht gegen das Fenster und sagte: „Wir bekommen in diesem Jahr einen frühen Winter."

„Es fällt manchmal schon im September Schnee," antwortete er, „aber er schmilzt bald."

„Weil dann noch nicht seine Zeit ist," meinte sie. „Die Krähen kommen auch schon in Scharen aus den Wäldern, und die Gänse, die ich zum Räuchern geschlachtet habe, hatten weiße Brustknochen."

Gegen diese Zeichen war nichts zu erinnern. Er schwieg deshalb und sah zum Fenster hinaus, wie die großen Flocken sich langsam vorüberfenkten und auf der Dornhecke liegen blieben.

Auch Urte schwieg eine Weile, setzte aber ihre Arbeit nicht fort, sondern drehte die Spule im Weberschiffchen mit spielender Hand. „Du wirst in der Klete nicht mehr lange schlafen können, Jons," sagte sie dann. Es klang, als ob sie etwas ganz Selbstverständliches sagte.

Er wendete sich schnell zurück und sah sie einen Augenblick wie überrascht an. „Es friert ja noch nicht so stark," meinte er.

„Ich kann auch die Klete nicht länger entbehren," fuhr sie fort. „Hier im Hause aber habe ich keine Stelle für Dich. Die Kammer für den Knecht reicht nicht für zwei aus, und es könnte Dir da auch nicht gefallen, wie Du bist. Suche Dir also eine andere Wohnung."

„Du kündigst mir?"

„Es kann nicht anders sein."

Kalwis legte das Blatt fort und stand auf. „Ich habe gar nicht mehr daran gedacht," sagte er, stellte sich wieder mit dem Gesicht gegen das Fenster und sah dem Spiel der Schneeflocken zu, die jetzt vom Winde umgewirbelt wurden. Hinter sich hörte er nun wieder das Knarren und Klappern des Webstuhls. Urte schien das Versäumte einbringen zu wollen.

Digitized by Google

Vielleicht eine Viertelstunde ging so hin. Endlich trat er hinter die Frau und legte die Hand auf ihre Schulter. Sie zuckte ein wenig, setzte aber die Arbeit fort. „Willst Du hören, was ich Dir zu sagen habe?“ fragte er.

„Warum nicht?“ antwortete sie. „Hören soll man Alles.“ Sie legte das Schiffchen aufs Garn.

„Ich habe mir's überlegt,“ sagte er mit großer Ruhe, „es ist für mich am Besten, wenn ich heirathe.“

Er konnte nicht bemerken, daß Urte die Augenbrauen aufzog und die Lippen zusammenkniff.

„Ich brauche eine Frau,“ fuhr er fort, „die für mich sorgt und es in Allem gut mit mir meint. Wenn ich hier hätte bleiben können, wär's so eilig gerade nicht gewesen. Aber was soll ich unter Fremden anfangen? Und für so Einen, der nicht die bestimmte Arbeit übernimmt, ist auch nirgends Platz.“

„Du bist auch in den Jahren,“ sagte Urte und beugte sich über den Baum, als ob sie das Gewebe näher in Augenschein nehmen müßte. „Aber was meinst Du für eine Frau zu bekommen, wenn Du Losmann bist? Deine Zinsen reichen nicht so weit, daß Du davon mit Weib und Kind leben kannst.“

„Das ist richtig.“

„Willst Du also ein Grundstück kaufen?“

„Das thät' ich nicht gern. Ich verstehe nicht zu wirthschaften.“

„Deine Frau könnt's aber verstehen. Es gibt Wirthstöchter genug, die Dich nicht abweisen möchten.“

„Ob sie aber für mich passen . . .“

„Für solche Leute, wie Du bist, ist's immer ein Wagniß.“

„Sonst wohl,“ sagte er verlegen lächelnd; „aber wenn die Frau . . .“ Und nach kurzem Zögern: „ich weiß eine Frau, die ganz für mich paßt, aber ich weiß nicht, ob sie mich nehmen möchte.“

Urte sah sich überrascht um. „So weit bist Du schon?“ fragte sie. „Hast wohl gar schon einen Freiersmann geworben?“

„Ich bin mein eigener Freiersmann,“ antwortete er, um die Bank, auf der sie saß, herumtretend und sich an den Pfosten des Webstuhls lehnend. „Wenn ich kein Glück habe, so soll's auch kein Anderer wissen, als ich und die Frau, die mich nicht mag. Du bist die Frau, Urte, die ich im Sinn habe.“

Sie schlug eine helle Lache auf. „Ich bin's? Um mich willst Du freien? Das ist närrisch!“

Jons blieb ganz ruhig. Kaum rückte die Schulter ein wenig am Pfosten. „Weshalb nennst Du das närrisch?“ fragte er.

„Ich bin zehn Jahre älter als Du,“ sagte sie, noch immer lachend.

„Aber Du bist nicht zu alt.“

„So bist Du zu jung.“

„Auf die Jahre kommt's wenig an, Urte.“

„Warte noch drei oder vier Jahre, so kannst Du meine Tochter heirathen.“

„Deine Tochter wär' keine Frau für mich, Urte.“

„Warum nicht? Sie wird einmal das Grundstück haben.“

„Das laß ich ihr gern.“

Digitized by Google

„Du brauchst Dir auch nicht eine Wittwe auszusuchen, Jons."

„Du bist mir aber gerade recht," versicherte er. „Ich kenne mich gut genug, und so unerfahren bin ich nicht, daß ich nicht weiß, was eine junge Frau von ihrem Mann fordert und was sie ihm leistet. Ich brauche eine gesetzte und verständige Frau, die selbständig ist und in der Wirthschaft Alles für mich bedenkt und nicht viel fragt, sondern schafft. Für Andere mag etwas Anderes besser sein. Ich aber muß eine Frau haben, die ihren eigenen starken Willen hat, das Haus in Ordnung hält und mit den Leuten zu verkehren weiß, wie es auch zu meinem Vortheil ist. Nun hab' ich aber die ganze Zeit gesehen, daß Du eine solche Frau bist. Und hast mich auch immer gut und freundlich behandelt und wohl gelitten. Als Losmann kann ich nicht bleiben. Aber wenn Du mich heirathest, so ist da kein Hinderniß mehr. Was ich Dir einbringe, weißt Du. Es mag auch verschrieben werden, daß Madle das Grundstück erhält. Ich habe das Kind lieb und will ihm wahrlich kein Unrecht thun. Darum weiß ich nicht, was Du dagegen haben kannst, wenn ich Dir sonst nicht zuwider bin."

Urte musterte die schlanke Gestalt und das feine Gesicht mit wohlgefälligen Blicken. Sie lachte schon lange nicht mehr. „Du bist mir nicht zuwider," entgegnete sie, „aber, ich will nicht heirathen — es taugt nicht für mich. Hätt' ich's wollen, ich hätt' auf Dich nicht zu warten brauchen."

„Das weiß ich wohl," sagte er, „aber bedenke auch, daß sich in einigen Jahren viel geändert haben kann. Jetzt ist Madle noch ein Kind; aber wie lange dauert's, dann wird sie geheirathet haben, und Du bist dann ganz einsam auf der Welt. Thust Du mir Gutes, so hast Du auch wieder Gutes von mir zu erwarten. Weise mich also nicht ab."

Urte schaute nachdenklich in ihren Schoß hinab. Ihre Brust hob und senkte sich beweglicher. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und der Fuß setzte sich unwillkürlich auf den Trittbalken, so daß sich die Geschirre am Webstuhl knarrend verschoben. Nicht ganz leicht schien es ihr einen Entschluß zu fassen, und es klang nicht durchaus entschlossen, als sie ihm dann zurief: „Schlag Dir's aus dem Sinn, Jons, es ist Thorheit. Ich will nicht heirathen."

Sie streckte dabei die Hand aus und schob ihn fort. Aber er gab nicht willig nach, sondern ergriff ihren Arm am Gelenk und hielt ihn fest. Das wollte sie nun wieder nicht leiden, und so entstand ein leichtes Ringen, das beide mit Lachen begleiteten. Urte brauchte wohl nicht ihre volle Kraft, sonst hätte sie schnell obgesiegt. Plötzlich ließ er sie aber los. Denn gerade jetzt öffnete sich die Thür vom Flur her und Madle trat ein. Sie kam vom Pfarrer und war ganz weiß eingeschneit. Erschreckt blieb sie stehen und starrte auf die Beiden, wie auf eine ganz wundersame Erscheinung hin. War das ihre Mutter — war das Jons Kalwis? Ihr schmales Gesicht wurde so weiß, wie der Schnee auf ihrem Kopftuch. Aber die Augen flammten fast zornig. Jons war schon lange ans Fenster getreten, um das Blatt wieder aufzunehmen, als sie noch immer unbeweglich stand.

Urte sah nach ihr um. Sie merkte wohl, daß Madle überrascht war und sich den Vorgang nicht reimen konnte. Es widerstand aber ihrer stolzen Art, mit irgend einem Scherzwort darüber hinzugehen, das wie eine Entschuldigung

Digitized by Google

hätte klingen können. Was brauchte sie sich bei dem Kinde zu entschuldigen? Sie sagte daher nur mit rauher Stimme: „Was bringst Du all den Schnee in die Stube, Madle? Du hättest Dich wohl auch draußen abklopfen können.“ Dann griff sie nach dem Webeschiffchen, schlug den Faden fest an und war gleich wieder eifrig bei der Arbeit. Als sie nach einer Weile aufstand, um nach dem Mittagessen zu sehen, hätte Niemand an ihr das geringste Auffällige bemerken können. Sie war, wie sie immer war.

Madle aber hielt sich den ganzen Nachmittag über scheu in der Ecke. Ihrer Mutter antwortete sie unfreundlich und Kalwis kehrte sie den Rücken zu, wenn er sie ansprach. Eigensinnig weigerte sie sich, mit ihm in der Bibel zu lesen, oder ihm zu berichten, was der Pfarrer heut vorgebracht hatte. Als er sie, wie er sonst öfters im scherzhaften Verkehr that, bei den Schultern faßte, wehrte sie ihn unartig ab. „Was fehlt Dir denn heute, Kind?“ fragte er, wirklich verwundert. „Nichts — gar nichts,“ sagte sie trotzig. „Es soll mich keiner behandeln wie ein Kind.“ Er lachte sie gutmüthig aus.

Am folgenden Tage und am nächsten beobachtete Madle mit lauerndem Blick ihre Mutter und Kalwis. Wußte sie die Beiden allein, so klinkte sie ganz plötzlich und mit Geräusch die Thür auf, sah in die Stube und zog sich gleich wieder zurück. Ein andermal, wenn die Thür offen stand, schlich sie auf den Zehen herein und hinter den Ofen oder das große Himmelbett mit dem blaugestrichenen Aufsatz und den rothbunten Vorhängen. Es war eine merkwürdige Unruhe in ihr. Allerhand Arbeit nahm sie auf, um sie gleich wieder bei Seite zu werfen. Dem Hund kniff sie die Ohren und trat sie die Pfoten, daß er heulend ein Versteck suchte. „Warum quälst Du das Thier?“ fragte Kalwis mit sanftem Vorwurf. „Weil ich's nicht leiden kann,“ antwortete sie bitter. „Ich kann auch manchen Andern nicht leiden.“

Jons fand doch noch Gelegenheit, mit Urte wiederholt unter vier Augen zu sprechen, und immer brachte er das Gespräch gleich wieder auf seinen Antrag. Ihr Widerspruch wurde immer kleinlauter; sie ließ sich schon darauf ein, das Einzelne zu erwägen, das sich würde verändern müssen, scherzte über ihre Stirnrunzeln und wurde roth, wenn er sie eine hübsche Frau nannte. Am nächsten Sonntag fuhren sie zusammen nach der Kirche; dabei mochte denn wohl das letzte Wort gesprochen sein. Beim Mittagessen verhielten sie sich schweigend, und gegen Abend wurde eine Tonne Bier aufgelegt, Knecht und Magd ausgeschickt, um die Nachbarn zu einem Schmause einzuladen. Das war etwas ganz Seltsames, und keiner blieb aus. Die Endratene stellte Jons Kalwis als ihren künftigen Mann vor. Darüber war wohl nicht viel Verwunderns. Natürlich konnte Kalwis keine bessere Frau bekommen und Urte keinen besseren Mann. Das Bier schmeckte sehr gut, und man ruhte nicht eher, bis zu Ehren des Brautpaars auch der letzte Krug ausgezapft war.

In diesem Trubel und Jubel wurde kaum bemerkt, daß Madle fehlte. Wer sich um sie kümmerte, meinte, daß sie in eine Kammer schlafen gegangen sei. Sie war aber nicht schlafen gegangen, sondern trieb sich, trotz des eisigen Herbstwetters, auf der Landstraße umher. Urte hatte, ehe noch die Gäste kamen, ihr die große Neuigkeit einzuschmeicheln gesucht. Madle war gleich aus der

Digitized by Google

Stube hinausgestürmt. Sie lief wie eine wilde Katze durch den Garten, über die Bleiche, über den Steg, über das Stoppelfeld in den Wald hinein. Dort erst merkte sie, daß ihr der Hofhund gefolgt war. Sie trieb ihn mit Schelt-worten zurück, aber er war diesmal ungehorsam und zeigte ihr immer wieder in kurzer Entfernung seine leuchtenden Augen. Nun rief sie ihn an, legte den Arm um seinen Hals, küßte ihn zärtlich und weinte schluchzend, indem sie ihr heißes Gesicht in sein feuchtkaltes Zottelhaar drückte. Er schien nicht daraus klug zu werden, lief wie toll im Kreise umher und wühlte bellend das gelbe Laub auf, daß es hinter ihm gegen die Baumäste spritzte, auf denen der Schnee liegen geblieben war und nun gespenstisch flimmerte. Madle hielt's nicht lange im Walde aus. Ihre Phantasie fing zu arbeiten an. Eine Steineiche stand noch mit grünem Blätterschmuck da. Ihr kam eine Daina nicht aus dem Sinn, in der ein verwaister Knabe den Eichbaum umfaßt und ihn flehentlich bittet, sich in seinen Vater zu verwandeln.

Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Diese grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in meinen Vater,

Nicht die grünen Aeste
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe.

Wie sie die schwermüthige Melodie hinsummte, fiel ihr Auge auf etwas Dunkles am Boden und einen rothen Schimmer mitten darauf. Steine lagen da, bedeckt mit Herbstlaub. Ihr fiel aber ein, daß ihr Vater so auf dem Schlachtfeld gelegen haben mochte, blutend aus der Brustwunde. Der Hund sprang darüber hin, und sie schrie auf. Das Echo antwortete. Sie eilte fort wie gehetzt, bis sie wieder auf freiem Felde war. In der Ferne sah sie Licht hinter den Fenstern des Vaterhauses. Sie lief in entgegengesetzter Richtung weiter, auf der Landstraße bis zum Kirchdorf. Dicht an der Kirchhofsmauer stand ein gekreuzigter Christus. Da kniete sie nieder und betete und weinte wieder. Sie wußte nicht, was ihr fehlte, aber es lag ihr wie ein Stein auf der Brust und stach wie mit Nadeln in ihr Herz. Hätte sie nur sterben können! Sie sprach heidnische Beschwörungsformeln, da das Gebet nicht half. Als sie aber aufsah gegen das Kreuz, das sich schwarz in den grauen Nachthimmel ein-zeichnete, nickte der Christuskopf ihr zu, und es war Jons Kalwis, der ihr zu-nickte. Entsetzt raffte sie sich auf und stürzte fort. Um Mitternacht kam sie nach Hause zurück. In der großen Stube hörte sie lachen und singen. Sie schlich in das Stübchen der Altsitzer und warf sich auf der Großmutter Bett, wühlte sich in die Kissen ein und steckte die Finger in die Ohren. Ganz erschöpft schlief sie endlich ein.

Am andern Tage war sie krank, ernstlich krank. Sie wollte sich nicht in

Digitized by Google

die Stube der Mutter bringen lassen; die Großeltern mußten sie bei sich behalten. Sie hatten gestern lustig mitgetrunken, heut aber schimpften sie auf die Urte, weil sie wieder heirathe. „Du armes Kind," hieß es, „Du arme Waise, sollst nun einen Stiefvater haben. Deine Mutter wird Dich vergessen über ihrem jungen Mann und Dein Erbe behüten die Füchse." Madle sagte: „Mag sie ihn heirathen, mein Vater wird er doch nicht. Mein Vater ist todt, ich will keinen andern Vater. Nie werd' ich ihn anerkennen als meinen Vater." Die Großmutter streichelte sie. „So ist's recht, mein Täubchen, widersetze Dich, erhebe ein großes Geschrei gegen die Rabenmutter, vielleicht steht sie noch ab von der Heirath. Wer hätte das vor einem Jahre gedacht!" Wenn Urte kam, drehte Madle den Kopf nach der Wand. Sie versuchte ihr vernünftig zuzureden, aber Madle schrie wie besessen und hielt sich die Ohren zu. Als Jons an ihrem Bett erschien, fiel sie in ein krampfhaftes Zittern. Und dann fing sie an zu phantasiren, Sprüche aufzusagen und Dainos zu singen. So ging es die ganze Nacht und den folgenden Tag und auch den dritten.

Der Arzt wurde geholt. Es dauerte ein paar Wochen, bis er sie außer Lebensgefahr erklären konnte. Und dann erholte sie sich langsam, ganz langsam. Sie war abgemagert wie ein Skelett und hielt sich nur mit Mühe auf den Füßen. Sich von den Großeltern zu trennen, konnte sie auch jetzt nicht vermocht werden. Mit ihrer Mutter sprach sie kein Wort.

Urte gehörte nicht zu den Geduldigen, die immer wieder mit Sanftmuth und Güte eine Verständigung suchen. „Gut denn!" sagte sie. „Mag sie doch wissen, daß ich sie nicht zu fragen oder gar um Erlaubniß zu bitten habe. Ein rechtes dummes Kind ist sie, eine Thörin, der man Ernst zeigen muß, damit sie wieder zu Verstand kommt. Ich bin der Närrin genug nachgelaufen, jetzt will ich abwarten, bis sie sich zu mir findet."

Sie handelte auch danach. Jons rieth, die Hochzeit aufzuschieben, bis Madle ganz gesund geworden sei, aber Urte wollte davon nichts wissen. „Wenn sie sieht, daß ihr Eigensinn mich nicht zwingt, wird sie gesund werden," meinte sie. Seit sie sich entschlossen hatte, Jons das Jawort zu geben, war sie ganz verwandelt. Ihre Augen konnten sich nicht satt an ihm sehen, und wenn er sie an die Brust drückte und küßte, fühlte sie ihr Blut aufwallen. Sie putzte sich für ihn, sie steckte Ringe an ihre braunen Finger, sie strich vor dem kleinen Wandspiegel die Falten aus ihrer Stirn, sie zeigte ihm immer das freundlichste Gesicht. Nicht eilig genug schien sie nun ein Ziel erreichen zu können, dem sie bis dahin geflissentlich aus dem Wege gegangen war. So bestellte sie denn das Aufgebot, sobald für Madle die äußerste Gefahr beseitigt war. Die Hochzeit mochte still gefeiert werden.

Sie wußte, daß sie mit ihrer Tochter gerichtlich Theilung zu halten hätte, wenn sie sich wieder verheirathete. Der Großvater wurde Vormund. In erster Linie stand dabei das Grundstück. Es war nie von etwas Anderem die Rede gewesen, als daß Madle es haben solle. Sie hätte es ihr jetzt verschreiben lassen können, aber sie fand, daß die Umstände sich geändert hätten. Besser sei es jetzt, sie nehme selbst das Grundstück zu einer mäßigen Taxe auf ihre Hälfte an und finde die Erbin ab. Das erlaubte ihr das Gesetz. Der alte Endratis war er-

Digitized by Google

zürnt über diese Wahl, nannte sie eine Wortbrüchige, hetzte das Kind gegen sie auf. „So wirst Du um Deines Vaters Erbe gebracht! Und dem Scheinheiligen zu Liebe geschieht's, weil er jung und hübsch ist. Der soll Alles haben!" Es gab auf dem Gericht und im Hause Zank. Kalwis rieth zur Nachgiebigkeit: Gott wisse, daß er sich um weltlich Gut wenig kümmere. Aber Urte wollte sich nun nichts abzwingen, von ihrem Recht nicht einen Zoll abdrängen lassen. Madle sei und bleibe ihr Kind und solle das schon noch erfahren.

Das Grundstück blieb in ihrer Hand. Kurz vor Weihnachten fand die Trauung statt. In der Kirche und an der Hochzeitstafel fehlten die Altsitzer, die der jungen Frau nun spinnefeind waren, und auch Madle ließ sich nicht blicken.

Sie hielt sich auch ferner zu den Großeltern. Urte war's Anfangs gar nicht unlieb. In einigen Monaten, sagte sie, werde von selbst wieder Alles ins Gleiche kommen. Aber darin irrte sie. Nun drang sie auch mit Gewalt nicht durch, Madle blieb verstockt und antwortete auf alle harten Worte nur gerade so viel sie mußte. Das ärgerte Urte mehr, als sie's wahr haben wollte. „Das tückische Ding!" klagte sie Jons. „Ein Wunder ist's freilich nicht, wenn sie solchen Rückhalt hat." Er sprach in seiner milden Weise immer zum Guten. „Ich hätte nicht gedacht," meinte er, „daß ich ihr so zuwider sei."

Bald nach Pfingsten wurde Madle eingesegnet. Groß genug war sie für ihr Alter, aber sie wußte nicht recht, was sie mit ihren Gliedmaßen anfangen sollte. Sie sah immer schläfrig aus und war ebenso träge zur Arbeit, als zum Vergnügen. Auf sie paßte nicht, was die Daina von einem flinken und fleißigen Mädchen rühmt:

Als sie ging zum Tanz,
Richtete sie den Webstuhl;
Als sie kam vom Tanz,
Wob sie die Linnen.

Wenn Niemand zu Hause war, schlich sie wohl in die große Stube, nahm eins von Kalwis' Büchern vom Brett, versteckte sich im Garten und las heimlich darin. Einmal ertappte sie Urte dabei. „Hast Du den Vater gefragt, ob Du sein Buch nehmen kannst?" erkundigte sie sich.

„Ich habe keinen Vater," antwortete Madle, „und von Deinem Mann erbitt' ich mir nichts." Sie ging auch sofort und stellte das Buch zurück.

Urte sah's so den Sommer über mit an. Einige Wochen vor Martini aber ging sie in die Altsitzerstube, wo die Großmutter krank lag, und sagte zu Madle, die an ihrem Bette saß: „So kann's und soll's nicht weiter! Ich leid's nicht länger, daß die Tochter nicht bei der Mutter ist, wohin sie gehört, und will auch nicht täglich mit der Trotzigen Aerger haben. So gibt es also nur zweierlei: entweder Du kommst zu uns und thust gegen Vater und Mutter Deine Schuldigkeit, oder — Du gehst aus dem Hause. Ueberleg's nun und sage mir nach drei Tagen Bescheid, woran ich bin."

„Da brauch' ich keine Zeit zum Ueberlegen," antwortete Madle flammendroth. „Darf ich hier nicht bleiben, so geh' ich aus dem Hause, lieber heut' als morgen. Ich hätte Dir's schon angeboten, aber ich dachte, Du wärst zu stolz, mich in fremden Dienst gehn zu lassen."

Digitized by Google

„Sage dann aber nicht, daß ich Dich vertrieben habe," eiferte die Frau, „und klage auch nicht, wenn Dir's draußen nicht gefällt. Mit einem so schwächlichen Ding wird Keiner zufrieden sein."

„Auf dem Lande will ich's auch nicht versuchen," erklärte Madle. „Ich will nach der Stadt gehen und mich bei einer deutschen Herrschaft für die Stube vermiethen. Dazu reicht meine Kraft aus."

Urte fragte gleichwohl nach drei Tagen nochmals an. Der Großvater hatte abgeredet. „Wenn Du aus dem Hause gehst," hatte er gesagt, „so mußt Du Deine Zinsen haben; Du brauchst nicht wie eine Magd zu arbeiten, während Deine Mutter sich's hier auf Deinem väterlichen Grundstück wohl sein läßt und noch einen faulen Mann füttert." Aber sie war fest geblieben. So brachte er denn eines Tages seine Enkelin nach der Stadt. Der Abschied schien ihr nicht schwer zu werden.

Kalwis war gar nicht damit einverstanden gewesen, daß seine Frau so kurzen Proceß machte; er hoffte noch immer, Madle werde vernünftig werden. Aber seine Stimme galt in häuslichen Angelegenheiten nicht viel. Wollte er einmal widersprechen, so sagte sie: „Lies Du nur in Deinen Büchern, da wirst Du gut Bescheid wissen; von den irdischen Dingen verstehst Du doch wenig." Nur wenn sie einmal in ihrer Meinung bestärkt sein wollte, fragte sie bei ihm an und legte ihm halb und halb in den Mund, wie er antworten sollte.

Es war überhaupt in Allem das umgekehrte Verhältniß zwischen Mann und Frau. Urte blieb der Herr im Hause, aber auch in Scheune und Stall. Sie wirthschaftete, sie schloß Geschäfte ab, sie commandirte die Dienstleute, sie bestimmte sogar ohne Widerspruch, welche Aushilfe etwa Jons zu leisten hätte. Er machte nicht einmal den Versuch, ihr Regiment einzuschränken. Wie er sich ihr geschildert hatte, so war er wirklich. Deshalb durfte er aber nicht fürchten, von seiner Frau übersehen zu werden. Sie behandelte ihn fast wie ein höheres Wesen, das die zärtlichste Verehrung beanspruchen darf. Von allen ihren rauhen Seiten kehrte sie keine gegen ihn vor. Mehr und mehr empfand sie eine leidenschaftliche Neigung für ihn. Die Kalwene ist ganz närrisch verliebt in ihren jungen Mann, hieß es im Dorf.

Jons war für die körperlichen Reize seiner Frau nicht blind. Stand sie doch immer erst in der Mitte der Dreißig und nahm's an Stattlichkeit der Erscheinung und Frische der Farben mit mancher viel jüngeren auf. Aber es war nun einmal so seine Art, lieber in die Wolken zu gucken, als sich auf der Erde umzusehen, und so kümmerte er sich auch um seine hübsche Frau nicht gerade mehr, als er sich wahrscheinlich um eine weniger hübsche bekümmert hätte. Er war ihr dankbar für alle die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die er sich nicht umsonst von seiner Verheirathung mit ihr erhofft hatte, aber mehr schien er auch nicht zu brauchen, um sich als Ehemann ganz glücklich zu fühlen. Daß er ihr gut sei, verstand sich ganz von selbst. Sie war ja seine Frau!

Eifriger als je studirte er in seinen Büchern. So beschäftigt war er oft mit seinen Gedanken, daß er nicht sah und hörte, was um ihn vorging. Er wurde nun Surinkimonaiker, das heißt Stundenhalter, und seine fromme Zuhörerschaft

Digitized by Google

wuchs von Tage zu Tage. Es zeigte sich da wieder, wie vielen Littauern, namentlich Frauen, der sonntägliche Gottesdienst in seinen üblichen Formen keine ausreichende Befriedigung gewährte. Die Predigt des Pfarrers erschien ihnen zu nüchtern, seine Belehrung, wenn sie ihn in der Wohnung aufsuchten, zu hochmüthig. Auf das Geheimniß in der Religion legte er zu wenig Gewicht, das Wunder erklärte er immer nicht wunderbar genug. Er sprach zwar littauisch, aber er war doch ein Deutscher. Da war nun Jons Kalwis gerade der ersehnte Helfer. Er hatte so etwas eigen Schwärmerisches im Blick und in der Rede; er kannte die halbe Bibel auswendig; er verstand es, eine halbe Stunde lang ohne Stocken ein Gebet zu sprechen, in dem er mit Gott und seinen Engeln wie mit Anwesenden verkehrte. Wenn er in den Versammlungen sprach, wurde bald ein Seufzen und Stöhnen vernehmbar, das sich immer verstärkte und zuletzt den ganzen Kreis ergriff. Es setzte sich fort, auch wenn er geendet hatte, bis dann plötzlich Jemand auf die Kniee fiel, die Augen verdrehte und mit hocherhobenen Händen laut zu beten anfing. Einige Frauen brachten es zu Zuckungen, Krampfanfällen und Ohnmachten. Auf die Andern wirkte dies gerade wie ein spannendes Schauspiel. Von weit her kam man zu den „Stunden", die Kalwis ansagte. Er selbst glaubte an sich.

Urte bekümmerte sich längere Zeit auch als Frau noch wenig um diese Dinge, die ihrer praktischen Natur fern lagen. Sie meinte Jedem zu geben, was sie ihm schuldig sei, und von Niemandem mehr zu fordern, als seine Pflicht war — weshalb sollte sie sich da so besonders um ihr oder Anderer Seelenheil bemühen? Als sie aber die Bemerkung machte, daß Jons besonders unter den Frauen und Mädchen einen großen Anhang gewann und daß einige davon sich mit ihrer Person auffällig an ihn drängten, regte sich die Eifersucht. Sie ließ ihn nun selten allein in die Versammlungen gehen und that selbst den Vorschlag, sie möchten lieber in ihrem Hause stattfinden. Es kam ihr nun nicht darauf an, die Dielen öfter scheuern lassen zu müssen. Uebrigens merkte Jons nicht einmal den Grund. Er schien allein in seiner Gedankenwelt zu leben und zu den Menschen um ihn her nur so weit Beziehung zu haben, als sie ihn dort aufsuchten.

Drittehalb Jahre waren so verstrichen, seit Madle in Dienst gegangen, als die alte Großmutter schwer erkrankte. Sie quälte sich ein paar Wochen und starb dann, zu großer Bekümmerniß ihres Mannes, der selbst altersschwach war und Beistand brauchte. Beim Begräbniß durfte die Enkelin nicht fehlen.

Urte brachte ihr die Nachricht und holte sie aus der Stadt ab. Von Zeit zu Zeit hatte sie ihr auch früher dort einen flüchtigen Besuch abgestattet, wenn Geschäfte sie hinführten. Im Hause war davon nie viel die Rede gewesen. Sie sei gesund, hieß es, und gefalle sich gut in ihrem Dienst. Nun kehrte Madle zum ersten Male wieder hier ein.

Wie sehr hatte sie sich in dieser Zeit verändert! Aus dem ungelenken und unmanierlichen Kinde war ein hübsches, schlank ausgewachsenes und zugleich kräftig entwickeltes Mädchen geworden. Jons stand auf der Steinlage vor der Hausthür, um Madle zu begrüßen, als das Fuhrwerk ankam. So überrascht war er, wie er sie absteigen sah, daß er nicht einmal zusprang, um Urte herab-

Digitized by Google

zuhelfen. Madle stand eine kleine Weile neben den Pferden, faltete die Hände und sah zur Erde. Die Thränen liefen ihr über die vollen, aber jetzt bleichen Wangen — vielleicht in Gedanken an die todte Großmutter. Dann schien sie sich gewaltsam zu fassen, trocknete mit einem Zipfel der weißen Schürze das Gesicht, schritt auf Kalwis zu, reichte ihm die Hand und sogar den Mund zum Kuß, wie einem lieben Verwandten. Ihm zitterte das Herz. „Madle" — sagte er erfreut und doch so eigen beklommen, „ich erkenne Dich kaum wieder." Sie kehrte sich sogleich ab und ging, ohne ein Wort zu sprechen, ins Haus und zum Großvater ins Altsitzerstübchen. Der alte Mann empfing sie mit Klagen, wie schlecht es ihm nun gehen werde. „Ich habe immer gehofft, ich würde zuerst sterben, weil ich doch älter bin; nun hat sie mir das recht zum Aerger gethan."

Die Leiche war nach der Scheunentenne gebracht und dort eingesargt worden. Ein paar alte Weiber hockten am Boden und sangen mit großer Ausdauer geistliche Lieder. Die Familie fand sich am Sarge zusammen; Jons sprach ein Gebet. Madle stand ihm gegenüber und blickte scheu auf das gelbfahle Gesicht der Todten, manchmal auch, wie ängstlich prüfend, darüber hinweg zu dem Sprechenden. Einmal stockte Jons plötzlich mitten in einem Bibelspruch. Er hatte einen solchen Blick aufgefangen. Seine Rede verwirrte sich. Er kniete nieder und schloß rasch mit dem Vaterunser.

Nach dieser Feier trat Madle an ihn heran und sagte: „Ich danke Dir, daß Du so gut für die Großmutter gesprochen hast. Ich wollte, daß es Dir aus dem Herzen gekommen wäre."

Nun blitzte es aus ihren Augen wie von aufflackerndem Feuer. Sie schien Streit zu suchen.

„Weshalb zweifelst Du daran?" fragte er.

Sie lächelte spöttisch. „Du bist ein gelehrter Mann," entgegnete sie, „und kannst das Alles auswendig. Die alte Frau hat von Dir im Leben nicht viel Freundliches erfahren."

Tiefe Röthe überzog sein Gesicht. „Auch nicht Unfreundliches," sagte er. „Meinetwegen hätte Urte ihr das Getreide und den Flachs reichlicher zumessen können."

Madle hob das Kinn. „Die —!" warf sie geringschätzig hin. „Aus christlicher Liebe thut sie nichts, und Du redest auch nur von ihr. Da lebt nun noch mein Großvater, und er ist ein alter, gebrechlicher Mann. Sorge, daß es ihm in seinen letzten Jahren an nichts fehlt, damit Du an seinem Sarge mit ganz freiem Herzen beten kannst —, das wollte ich Dir nur sagen."

Sie wartete seine Erwiderung nicht ab, sondern trat zu dem Alten, der noch weinend am Sarge stand, und führte ihn hinaus. Er verlangte, daß der Pfarrer beim Begräbniß zugezogen werden solle, und beklagte sich, daß der Sarg von schlechtem Holz sei. In der Verschreibung war's ausgemacht, daß der Besitzer des Grundstücks die Altsitzer zu beerdigen hätte, deshalb kam's auf Urte an, was sie unter einem „anständigen" Begräbniß verstehen wollte. Sie meinte, der Pfarrer gehöre nicht nothwendig dazu, man könne ja auch ohne ihn singen. Jons bat sie, es auf die Kleinigkeit nicht ankommen zu lassen. Aber sie meinte: „Du kannst besser beten als der Pfarrer, und es kostet nichts. Man muß den

Digitized by Google

Eigensinn nicht bestärken. Geb' ich diesmal nach, so wird auch künftig über meine Pflicht hinaus gefordert."

Sie blieb hartnäckig. Zum ersten Male empfand Jons so etwas wie Beschämung, daß sein Wort im Hause nichts galt. Madle aber sagte, sie habe von ihrem Lohn so viel erspart, daß sie dem Großvater den Wunsch erfüllen könne, ging zum Pfarrer und bestellte ihn auf den Kirchhof.

Nach der Beerdigung blieb Madle noch einen Tag; Urte hatte ihr so lange von ihrer Herrschaft Urlaub erbeten. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war auch jetzt kühl; aber Madle zeigte sich ruhiger und sicherer in ihrem Benehmen. Der längere Aufenthalt unter Deutschen von vornehmem Stande hatte ihr ein gewisses Geschick gegeben. Sie achtete auf sich und nahm sich zusammen. In ihrem Gesicht mußte ein Zug von Unbeweglichkeit auffallen, der angewöhnt sein mochte; die blauen Augen konnten aber sehr lebendig sprechen, und wenn der Mund mit den vollen Lippen und blendend weißen Zähnen nur ein wenig lächelte, theilte sich der Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung mit. Sie trug das Haar in Zöpfen kranzartig aufgesteckt und die Jacke nach littauischem Schnitt, aber die Röcke städtisch verlängert und um den Hals ein Krägelchen, wie man's in der Stadt kaufen konnte. Diese Mischung der nationalen und städtischen Tracht ließ ihr sehr gut und hob sie aus ihrer Umgebung heraus. Jons konnte sich im Stillen gar nicht von seinem Erstaunen erholen, was aus dem widerhaarigen Geschöpf geworden war.

Madle ging viel allein im Garten herum, besah jeden Baum und Strauch und schien sich der alten Bekannten zu erfreuen, die jetzt im Frühling lustig zu grünen anfingen. Am Nachmittag fand sich Jons dort zu ihr. Sie zog ihn mächtig an, mochte er sich's auch noch so harmlos auslegen. „Ich möchte Dir noch einmal gute Freundschaft anbieten, Madle," sagte er. „Ich weiß nicht, was Dich damals so gegen mich aufgebracht hat. Aber wir sind nun ein paar Jahre älter geworden und können mit einander verständig sprechen. Hast Du gegen mich einen Groll gehabt, den vergiß nun und glaube mir, daß ich Dir immer gut gesinnt gewesen bin. Du bist ja Deiner Mutter einziges Kind; da ist es doch zu traurig, daß Du thust, als gehörtest Du nicht hierher, und gibst den Leuten Anlaß, über Euch Beide zu reden. Zum Vater mag ich Dir zu jung sein — jetzt mehr, als vor drei Jahren. Aber ich meine, wir können doch mit einander verkehren, auch wenn ich Deiner Mutter Mann bin, woran ja nichts mehr zu ändern ist. Ich kann meines Lebens nicht froh werden, wenn Du Dich nicht mit uns aussöhnst."

Er hielt ihr die Hand hin und sah sie recht treuherzig bittend an. Madle hatte ihn geduldig angehört und nur manchmal mit den Wimpern gezuckt oder die Lippen fester aufeinander gedrückt. Er mochte wohl auf sein Entgegenkommen eine freundliche Antwort erwarten. Sie aber blieb stumm und zupfte die Blüthen aus einem kleinen Fliederstrauß, den sie abgepflückt hatte. Nach einer Weile blickte sie zu ihm auf, schien aber zu erschrecken und senkte gleich wieder die Augen. Seine Wangen hatten sich blitzschnell geröthet. „Hast Du mir nichts zu sagen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Nichts, Madle?“

Sie zerriß den Fliederstrauß. „Ich will nicht!“ rief sie und wendete sich ab. „Ich weiß selbst nicht, was mir damals geschehen ist — aber ich kann's doch nicht los werden. Meine Mutter ... Aber ich sage nichts — sie ist Deine Frau. Laß mich! Es wird nur noch schlimmer. Morgen gehe ich nach der Stadt zurück und dann ...“ Ihre Stimme wurde schluchzend. Sie entfernte sich schnell einige Schritte nach der Klete zu. Dort blieb sie noch einmal stehen. „Glaube übrigens nicht,“ sagte sie, „daß ich Dir feindlich bin. Nur so, wie Du's haben willst ... nein, nein! Lieber in Feindschaft!“ Sie eilte fort und schlug die Gartenthür hinter sich zu.

Gegen Abend lärmte der alte Endratis, weil Madle am nächsten Tage wieder abreisen solle. Er hatte sich fest eingebildet, sie werde nun bei ihm bleiben, obgleich Niemand davon sprach. Er war schon ganz schwachköpfig und jammerte, daß er in seiner Verlassenheit elend verkommen müsse. Eine Magd könne er nicht halten und die Wirthin wünsche ihn lieber heute als morgen ins Grab. Er wolle aber doch sehen, wer das Mädchen zwingen könnte, ihn zu verlassen! Es nützte gar nichts, daß Madle selbst widersprach. Er hörte kaum mit halbem Ohr darauf und rief nur, indem er die Faust aufhob: „Sind das Menschen! Um das Grundstück haben sie Dich gebracht, und Deine Zinsen verschlucken sie, und dienen lassen sie Dich bei fremden Leuten, und wenn Dein Großvater alt und krank ist, sollst Du ihm nicht einmal helfen! Und da beten und singen sie und streuen dem lieben Gott Sand in die Augen. Es ist eine Schande!“

Urte stemmte die Hände auf die Hüften und sagte: „Was willst Du denn? Hab' ich Dir die Madle schon verweigert? Wenn ich damals nicht gewollt hab', daß sie sich als ein störrisches Kind hinter die Großeltern steckte und ihrer leiblichen Mutter trotzte, so ist das jetzt anders geworden. Sie ist erwachsen und wird draußen gelernt haben, daß man sich fügen muß. Und Du bist jetzt allein und viel krank und kannst sie brauchen. Mir aber wird sie nebenher im Hause auch nützlich sein. Deshalb ist's ganz in der Ordnung, wenn sie zurückkommt und ihre Pflicht thut gegen die Nächsten. Will sie das nicht, so ist's unsere Schuld nicht.“

Madle war sichtlich in großer Angst. „Ich kann nicht,“ sagte sie, „weiß Gott, ich kann nicht.“

„Da hörst Du's nun,“ rief die Frau.

„Weil sie fürchtet, daß Ihr sie schlecht behandelt,“ meinte der Alte; „weil sie nicht wie ein Kind —“

„Nein, nein!“ fiel Madle ein. „Das wahrlich nicht.“

„Was denn aber —?“ fragte der alte Mann ganz verwirrt, „ich bin doch Dein Großvater.“

„Sie hat mit Dir nicht mehr Mitleid, als mit meinem Spitz,“ spottete Urte.

„Mutter —!“ schrie Madle auf. Sie faßte sich gleich wieder. „Es ist für Dich so wenig gut, als für mich, wenn wir beide ...“

„Was, was?“ rief Urte sehr aufgeregt. „Sprich's doch aus, daß Du keine Mutter haben willst und keinen Stiefvater.“

Digitized by Google

Madle hielt die Hände vors Gesicht und weinte. „O Gott, o Gott!“ klagte sie. „Jons, ich bitte Dich, laß es nicht zu, daß man mich zwingt zu bleiben. Es ist unser Aller Unglück.“

„Mir ist's lieb, Du bleibst hier,“ sagte Kalwis, der in der Thüre stand und sich bisher in den Streit gar nicht gemischt hatte. „Ich hab' Dir heute schon gute Freundschaft angeboten.“

„Und nun gerade soll's geschehn,“ bestimmte Urte. „Soll ich mir nachsagen lassen, daß ich dem alten Mann das Leben nicht gönne? Er schreit's ja selbst auf die Gasse hinaus. Jetzt will ich's: Du kommst zurück!“

„Wenn Du's willst,“ sagte Madle sich aufrichtend, „dann freilich ... Den Großvater pfleg' ich schon gern. Aber vergiß nicht, daß Du's selbst gewollt hast.“

„Was das für Reden sind,“ schalt Urte. „Verstehst Du ein Wort davon, Jons?“

Er schüttelte den Kopf, wagte aber dabei Madle nicht anzusehen. Es beunruhigte ihn, daß sie etwas im Rückhalt zu haben schien, das vielleicht auf ihn Bezug hätte. Ihm war so eigen beklommen zu Muth, so lange sie wieder im Hause war, und doch wünschte er, daß sie bleibe. Weshalb sollte er sie auch meiden? —

Es war nun abgemacht, daß Madle zum Großvater sollte. Sie widersprach nicht mehr. Nur, meinte sie, würde sie doch den Dienst nicht auf der Stelle aufgeben können. Das leuchtete ein. Ein paar Wochen müßte man allerdings, trotz des Todesfalls in der Familie, der Herrschaft zugeben. „Ich kann nicht mitfahren,“ sagte Urte, „da jetzt gerade in der Wirthschaft gar zu viel zu thun ist, und Endratis redet bei den Leuten doch nur unvernünftiges Zeug, wenn er sich nicht gar unterwegs betrinkt. Aber Jons hat Zeit und er weiß auch die Worte gut zu setzen. Du kannst Madle morgen nach der Stadt bringen, Jons.“

„Ich habe Zeit,“ antwortete er etwas zögernd und sah dabei schüchtern zu Madle hinüber, als wenn er sie fragen wollte, ob ihr's auch recht wäre. Sie lächelte nur vor sich hin und biß die Lippe. —

Es geschah natürlich, wie Urte es bestimmt hatte. Der kleine Wagen hatte nur einen Sitz für Beide. Jons kutschirte selbst, machte es aber Madle nicht zu Dank, da er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie nahm ihm bald die Leine aus der Hand. „Zurück kannst Du mit den Braunen um die Wette träumen,“ sagte sie; „jetzt erzähle mir etwas.“

„Was soll ich Dir erzählen?“ fragte er.

„Hast Du in den Jahren nichts erlebt?“

„Nein. Es ist immer ein Tag ungefähr wie der andere gewesen.“

„Das ist recht langweilig.“

„Doch nicht. Wenn man viel liest und denkt . . .“

„Hast Du noch mehr Dainos für Deinen Professor in Tilsit aufgefunden?“

„Ein paar.“

Er mußte sie ihr hersagen. „Wie kommt's nur, daß die Leute in den Liedern immer so traurig sind?“ fragte sie.

„Es geht ihnen ja auch meist schlecht,“ meinte er lächelnd.

„Doch nicht mehr, als im Leben gewöhnlich ist. Aber das ist's: sie nehmen es anders.“

Digitized by Google

Er sah sie überrascht an. „Wie verstehst Du das?"

„Es geht ihnen zu Herzen," antwortete sie, „und sie sprechen auch, wie es ihnen aufrichtig ums Herz ist."

Nach einer Weile fragte sie: „Meinst Du nicht, daß es mehr Leid als Freude in der Welt gibt?"

Er spielte die Antwort gleich auf religiöses Gebiet hinüber. Die Menschen bereiteten sich selbst viel Leid durch ihre Sündhaftigkeit, und von der rechten Freude in Gott wollten die Wenigsten etwas wissen.

Das genügte ihr nicht. Das schwerste Leid, meinte sie, wäre doch das, wofür man gar nichts könne. Es komme, man wisse nicht wie, und es sitze fest, und alle augenblickliche Freude könne es nicht austreiben.

Man dürfe aber auch nicht unvernünftig dem lieben Gott vorschreiben wollen, entgegnete er, wie er die Welt regieren solle.

„Meinst Du, daß er Alles bestimmt," fragte sie, „was Jedem geschehen soll?"

Das Gute freilich, erwiderte er; das Böse aber stamme daher, weil die Menschen sich seinem Willen nicht fügten.

Sie sann eine Weile nach, dann sagte sie: „Ich glaube, es ist Alles bestimmt. Wir sind einmal so oder so geschaffen. Wenn wir auch abstreben, es nützt uns wenig. Ehe wir es uns versehen, sind wir wieder dahingestellt, wo kein Ausweichen möglich ist. Wie es dann geht, so geht es."

Jons glaubte zu errathen, worauf sie hinziele. „Zürnst Du denn Deiner Mutter noch immer, daß sie zum zweiten Mal geheirathet hat?" sagte er.

Madle zuckte die Achseln. „Deshalb hab' ich ihr nie gezürnt."

„Weshalb denn aber?"

Sie warf ihm seitwärts einen Blick zu, der wie ein Blitz einschlug.

„Weil sie Dich geheirathet hat," sagte sie schnell.

„Aber was that ich Dir, daß ich Dir so verhaßt war?"

Um den hübschen Mund zuckte es. „Du warst mir nicht verhaßt."

„Dann begreife ich doch nicht, warum Deine Mutter gerade mich nicht heirathen sollte."

Nun zog sie die Stirn in Falten. „Das begreifst Du nicht, Jons?"

Er schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

Madle lachte auf. „Freilich — so ein häßliches, garstiges Kind! Aber jetzt magst Du's doch wissen — weil ich Dir zu gut war."

Das Blut drängte sich ihr nach dem Gesicht. Sie athmete kurz und zwischen den verbissenen Zähnen durch, während die Lippen geöffnet blieben. Die Leine in ihren Händen riß sie plötzlich an sich, daß die Pferde aufschreckten und im wilden Lauf fortstürmten. Nach einigen Minuten erst versuchte sie's wieder, sie in ruhigeren Gang zu bringen. Da er beharrlich schwieg, sagte sie: „Warum lachst Du nicht darüber? Ein Kind hat manchmal seine närrische Art — nach Jahren kann man darüber lachen. Und nach Jahren kann man auch die Wahrheit sagen. Das ist man einander schuldig, wenn man doch durchaus zusammen leben soll. Meine Mutter will's ja. Will sie's nicht?"

Digitized by Google

Jons saß da, wie in sich hineingesunken. Hätte er nur lachen können! Es war ihm, als ob ihm etwas ganz Unglaubliches gesagt wäre, das er doch glauben müßte, wie ein Wunder. Wie vor einem verschlossenen Thore hatte er gestanden, und plötzlich war's weit aufgethan. Und wie er nun recht hineinschaute, meinte er, daß es gar nicht verschlossen gewesen sein könne. Er sah seitwärts auf das Rad, dessen blanker Reif sich unaufhörlich drehte; ein Gefühl des Schwindels erfaßte ihn. Madle ergriff ihn am Arm. „Was fehlt Dir denn?" rief sie. „Bist Du krank geworden? Du fällst noch vom Wagen."

„Es muß wohl so sein," antwortete er, sich aufraffend. „In meinem armen Kopf . . ."

„Weshalb quälst Du auch immer Deinen Kopf?" schalt sie. „Du bist mit Deinen Gedanken immer wo anders. Ich kann sprechen, was ich will, Du achtest kaum darauf. Da — nimm nur wieder die Leine in die Hand, damit Du doch etwas zu thun hast. Ich werde in die Wolken gucken, das unterhält recht gut."

Sie that auch so, und Jons störte sie nicht. Er fuhr aber jetzt rasch zu und ließ von Zeit zu Zeit die Peitsche knallen. Es war noch weit bis zur Stadt.

Dort brachte er das Fuhrwerk im Kruge unter. „Geh nur voran," sagte er, „ich komme gleich nach."

Madle blieb am Wagen stehen. „Du hast Zeit, Dich zu bedenken," bemerkte sie. „Wenn Dir's nicht lieb ist, daß ich nach Hause komme —"

„Wie sprichst Du doch," unterbrach er sie mit dem Abstränge beschäftigt. „Es könnte doch sein. Wenn meine Mutter . . . Du magst sagen, ich wär' am Ende wieder eigensinnig gewesen."

„Nein, nein, es bleibt dabei," entschied er mit Festigkeit.

Sie ging. Erst nach einer guten halben Stunde folgte er ihr. Madle hatte mit ihrer Herrschaft schon gesprochen. Das war gut, denn Kalwis benahm sich recht ungeschickt. Endlich einigte man sich dahin, daß das Mädchen noch sechs Wochen im Dienst bleiben sollte. „Du hast einen sehr jungen Stiefvater," meinte die Frau.

„Ein älterer wär' mir auch lieber," versicherte Madle, „aber meiner Mutter hat er so gefallen."

Auf der ganzen Rückfahrt hatte Jons Kalwis nichts Anderes im Sinn, als jenes sonderbare: „weil ich Dir zu gut war!" Er betete zehn Vaterunser hinter einander, aber es half ihm nichts. Madle stand ihm immer vor Augen, und er legte die Hand auf den Platz, den sie neben ihm inne gehabt hatte. Jedes Wort, das sie in den letzten Tagen gesprochen, brachte er wieder in sein Gedächtniß, und es bedeutete nun etwas. „Weil ich Dir zu gut war!" Und er ahnte nicht einmal . . . Madle hatte sich grausam gerächt.

Ein Anderer kehrte er zurück, als er gegangen war.

Und Alles um ihn her sah plötzlich anders aus, als es so lange ausgesehen hatte.

War das noch dieselbe Frau? Sie schien wirklich zehn Jahre älter geworden als er — an diesem einen Tage. Er wollte seine Augen zwingen, die

Digitized by Google

Runzeln auf ihrer Stirn nicht zu bemerken, aber seine Augen zwangen ihn. Immer stand Madle's blühende Gestalt neben ihrer ausgereiften.

Wenn Urte jetzt in ihrer männlichen Art Befehle gab, mit den Dienstleuten zankte, mit den Nachbarn und mit Fremden verhandelte, wie rauh klang ihm das! Und daß immer ihre Gedanken nur auf die Wirthschaft, auf die Vermehrung ihrer Habe gerichtet waren, daß sie Jedem möglichst knapp seinen Theil zumaß und bei Kauf und Verkauf kleine Vortheile erlistete — unbegreiflich, daß er daran bisher keinen Anstoß genommen! Er hielt an sich, so lange er's vermochte. Dann fiel eine Bemerkung, die sie übel deutete; ein Wort gab das andere, zum ersten Male kam es zu lautem Zank zwischen den Eheleuten. Und es blieb nicht bei diesem ersten Male.

Die sechs Wochen gingen rasch vorbei. Von Tage zu Tage war Kalwis unruhiger und umsteter geworden. Mehrmals unternahm er Reisen in die Niederung, um dort Versammlungen abzuhalten. Urte verlangte, daß er Madle aus der Stadt abholen solle, aber er weigerte sich entschieden; er habe zugesagt, in den Fischerdörfern am Haff zu sprechen, und müsse Wort halten, es könne sein, daß er eine Woche ausbleibe. Darüber äußerte sich nun Urte unzufrieden. „Du treibst es immer toller," schalt sie, „und wirst nächstens mehr auf der Landstraße als zu Hause sein. Freilich, wenn Dir die Frauenzimmer schon von einem Dorf ins andere nachlaufen! Die Ilsze Wasbutis und die Erdme Kubittus haben es sicher nicht zu weit bis ans Haff. Man muß sich in ihr Herz hinein schämen." Er ließ sich indessen nicht zurückhalten. Es ängstigte ihn, mit Madle wieder allein zu sein; sie sollte wissen, daß er sie nicht aufsuche; sie sollte ihn gar nicht einmal zu Hause finden, wenn sie kam.

Aber wie er auch seine Rückkehr verzögerte, endlich mußte er doch heim. Und die Erste, die ihm entgegenkam, war Madle. Sie saß auf dem Bänkchen an der Hausthür und las in einem von seinen Büchern, stand eilig auf und reichte ihm die Hand zum Willkomm. „Ich glaubte schon, Du wolltest gar nicht mehr zurückkehren," sagte sie, „da ich nun zu Hause bin."

„Das ist doch kein Grund," meinte er stotternd.

„Ich habe Dein Buch genommen," bemerkte sie; „darüber darfst Du nicht böse sein."

„Ich freue mich vielmehr," versicherte er, „daß Du lesen magst."

„Es ist so langweilig hier im Dorfe," sagte sie, „und die grobe Handarbeit gefällt mir noch nicht."

„Das glaub' ich wohl," bestätigte Jons. Er hielt noch immer ihre Hand fest und fühlte, wie weich sie war unter seinen Fingern.

„In der Stadt hab' ich auch die deutschen Bücher der Kinder gelesen," fuhr sie fort. „Da sind schöne Geschichten drin, und ich will sie Dir erzählen. Du kannst sie littauisch aufschreiben."

So plauderte sie eine Weile fort, und Jons vergaß das Hineingehen. Wie hübsch Madle war, und wie zierlich sie sprach, und wie reizend sie lachte! Sie hatte etwas in den Augen, das ließ sich gar nicht ergründen; und doch schien sie nun ganz offen und ohne Rückhalt. Diese Augen! Er konnte nicht los von ihnen.

Digitized by Google

Im Hause entstand Lärm. Urte zankte derb die ungeschickte Magd aus. Es klang Jons schrill in die Ohren. Bald darauf trat sie auf die Schwelle und sah die Beiden im Gespräch. Sie setzte die Hände auf die Hüften und sagte scherzhaft, aber doch geärgert: „Da hilft ein Fauler dem andern.“ Nun begrüßte Jons sie, kaum anders, als ob er nur einen Morgen fortgegangen wäre. Sie umarmte ihn doch und gab ihm einen Kuß. „Es ist nur gut, daß Du wieder da bist,“ bemerkte sie und klopfte ihm auf die Schulter. „Die Zeit ist mir recht lang geworden. Das Volk wird immer nichtsnutziger, und mit Madle hat man auch täglich seine Noth. Du wirst nächstens einmal ein scharfes Wort sprechen müssen, damit sie merkt, daß ein Herr im Hause ist. Ich bin doch nur die Mutter.“

Das Mädchen war gleich fortgelaufen.

Madle schlief in der Altsitzerstube und hielt sich dort auch einen großen Theil des Tages auf. Die Thür zur großen Stube war vernagelt gewesen, so lange die Großmutter lebte; nun bog sie die verrosteten Nägel ab, damit sie sich wieder öffnen ließe. Wenn sie wußte, daß Urte auf dem Hof oder dem Felde beschäftigt war, kam sie herein, stellte sich plaudernd hinter Jons' Stuhl, oder setzte sich zu ihm an den Tisch, stützte die Ellenbogen auf und sah ihn unverwandt mit ihren wunderlichen Augen an, wenn er etwas vorlas und erklärte. Er nahm immer gleich ein Buch, wenn sie kam, und hielt es mit beiden Händen fest, als wollte er sich fesseln. Manchmal wollte sie selbst eine Stelle lesen und rückte dann ganz nahe zu ihm heran. Er fühlte den warmen Hauch ihres Mundes auf seiner Hand und ihre Schulter an der seinigen. Das Blut pochte ihm in den Adern.

Es kam vor, daß Urte unerwartet eintrat und das trauliche Beisammensein störte. Daß Madle nun mit ihrem Mann ganz freundschaftlich verkehrte, sah sie gar nicht ungern. Ihr Verdruß war nur, daß so viel schöne Zeit bei den Büchern verschwendet wurde. „Du bist nun einmal so,“ sagte sie zu Jons, „und wirst nicht anders werden. Aber für ein Mädchen schickt sich die Gelehrsamkeit schlecht. Du solltest ihr lieber ernstlich rathen, sich in der Wirthschaft umzusehen, damit sie einmal ihrem Manne Gutes thun kann.“ Urte war sonst so eifersüchtig, aber hier hatte sie kein Arg.

Wenn Madle im Garten war, hielt es Jons nicht lange in der Stube. Im Garten fühlte er sich viel freier. Jedermann könne über den niedrigen Zaun sehen, meinte er, und sich überzeugen, daß nichts Unrechtes vorgehe. Er wollte vergessen, daß es auch da dichte Hecken von Flieder und Hollunder gab und daß der Hopfen die Stangen hinter der Klete schon weit hinauf erklettert, unten aber eine schattige Laube gebildet hatte, in der Madle ganz besonders gern saß. Sie schalt wohl: „Bist Du schon wieder da? Hast Du nichts Besseres zu thun, als mir aufzupassen?“ Aber sie zürnte ihm nicht, wenn er blieb, rückte nicht fort, wenn er sich zu ihr setzte, und nahm ihre Augen wenig in Acht, wenn er zu ihr sprach. „Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist,“ versicherte er; „ich muß mich jetzt immer zu den Büchern zwingen. Die Thorheit ist mir lieber als die Weisheit.“ Manchmal jagten sie einander wie die Kinder durch den Garten, bis er sie gefangen hatte, oder sie faßten sich bei den Händen und rangen

Digitized by Google

unter hellem Lachen, um zu proben, wer der Stärkere sei. Als die Bierkirschen reiften, kletterte er auf die Bäume und pflückte ihr die schönsten und dunkelsten von der Sonnenseite. Das Leben schien ihm ganz lustig zu werden; er hatte es so noch niemals genossen.

Urte rief vergeblich nach dem Mädchen, wenn sie etwas besorgt haben wollte. Ging sie dann in den Garten und fand die Beiden in vertraulichem Gespräch oder mit erhitzten Gesichtern, so gefiel es ihr nicht. „Was gibt's denn da?" fragte sie, oder: „Was habt Ihr fortwährend mit einander?" Jons schickte sie hinein und Madle auf die Bleiche oder zu den Feldarbeitern. Zu Jons sagte sie: „Du bist ganz verwandelt und treibst rechte Kindereien," und Madle schalt sie: „Wie schickt sich das?" Aber andern Tages begann wieder dasselbe Spiel.

Jons war nicht immer in so heiterer Stimmung. Manchmal überkam ihn eine tiefe Traurigkeit, und er ging dann mit Seufzen umher und saß Stunden lang in einer halbdunkeln Ecke der Stube mit geschlossenen Augen und lief, von Unruhe getrieben, in den Wald, warf sich auf die Erde und riß das Moos aus, das seine Hände greifen konnten. Dann verschwand er schon früh des Morgens und besuchte irgend ein entferntes Dorf, um dort zum Abend eine Versammlung anzusagen. Seine Anhänger behaupteten, daß der Geist noch nie vorher so mächtig in ihm gewesen sei. Er sprach besonders gern von der Erbsünde und von der Demüthigung des Menschen vor Gott und von dem jüngsten Tage und von der ewigen Verdammniß derer, die nicht wiedergeboren würden im Lichte der Erkenntniß. Er klagte sich selbst großer Sündhaftigkeit an, schlug sich die Brust und betete mit feurigen Worten um Gottes Beistand, daß es ihm gelinge, das Fleisch zu tödten. Bis spät in die Nacht setzten sich diese Gebetstunden fort; meist endeten sie damit, daß einige Weiber in Verzückung geriethen und in unsinnigen Reden den Untergang der Welt verkündeten. Jons wanderte in der Nacht weiter und trieb am andern Tage sein Wesen in einem andern Dorf, bis er völlig erschöpft war. Es war schon vorgekommen, daß man ihn in seinem geschwächten Zustande auf den Wagen setzen und nach Hause fahren mußte. Einmal hatte er drei Tage lang keine Nahrung zu sich genommen.

Alles Losringen schien umsonst zu sein. Madle's Augen übten auf ihn einen Zauber, dem sich nicht widerstehen ließ. Hörte er sie draußen singen, so hielt er es nicht aus in seiner Einsamkeit. Und sie sang gern Lieder wie dies:

In der Nacht ohne Schlummer,
Sprach ich ein liebes Wörtlein:
Ewiglich,
Nun und nie
Von ihm mich zu trennen.
Viel wünschte ich lieber,
Daß Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Er selbst murmelte immer den Schlußvers eines anderen Liedes vor sich hin, das ihm nicht aus dem Sinn wollte:

Digitized by Google

Bis an die Kniee
Hinein in Sümpfe,
Bis an die Achseln
Hinein ins Wasser . . .
Armselig meine Tage!

Aber Madle schien nichts davon merken zu dürfen, daß seine Tage armselig. Nur wenige Minuten brauchte er bei ihr zu sein, so rötheten sich wieder seine Wangen, blitzten seine Augen feurig, lachten seine Lippen. Die Dainos, die er für sie dichtete, klangen wohl traurig, sprachen aber auch ein Leid aus, das ihr selbst nahe ans Herz ging, wennschon die Beziehungen poetisch verschleiert waren. Da sang der junge Knecht, der die Wirthin zur Frau begehrt in seinem Unverstand und das schöne Töchterchen nicht bemerkt —:

Eine Rosenknospe
Bei der vollen Rose.
Die volle Rose entblättert sich bald und das Knöspchen blüht auf,
Morgenroth die Blättchen,
Sonnenschein die Fädchen,
Und im tiefsten Grunde,
Ach! ein Thränentröpfchen.

Dazu machte Madle sich eine recht schwermüthige Melodie, und wenn ihre Mutter sie fragte: „Wo hast Du das Lied her?" so lachte sie und rief: „Von dem jungen Knecht selbst, dem's gereut. Das Knöspchen weint aber nur, weil er's nicht bricht. Wozu ist es sonst auf der Welt?"

Bei der Ernte mußten beide helfen. Eines Abends blieben sie noch auf dem Felde, als die andern Arbeiter schon zurückkehrten. Deren spöttische Reden verdrossen die Wirthin. Sie ging hinaus und fand sie weitab am Bach unter einem Weidengebüsch sitzen. Madle hatte die Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust gelegt. Urte war's, als ob ein kaltes Eisen ihr durchs Herz fahre. Aus ihren dunkeln Augen blitzte es wie nächtliches Unwetter, ihre Hände krallten sich, mit einem Satze sprang sie herzu und riß die Beiden von einander. „So also steht's," keuchte sie. „Mein Mann und meine Tochter . . . Und ich Blinde sah nichts! Wofür achtet ihr mich? Fort! und daß ich euch so nicht wieder treffe." Sie stieß Madle vor sich hin. „Lieber hätt' ich einen Unhold geboren, als Dich."

„Schlage mich nur," rief Madle. „Ich kann's doch nicht ändern, daß ich ihm gut bin. Eher wirst Du Deine Hand verlieren, als ich mein Herz." Und als sie über den Steg nach der Bleiche ging, sang sie wieder:

Viel wünschte ich lieber,
Daß Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Jons verantwortete sich mit keiner Silbe. Er ließ einen Hagelschauer von Scheltreden über sich niederfallen und sah nur finster zur Erde. Endlich ließ Urte ab von ihm und entfernte sich weinend. Es war das erste Mal, daß er sie weinen sah. Sie weinte im Zorn, aber sie weinte.

Drei Tage lang sprach sie kein Wort mit ihm. Die Thür zwischen den

Digitized by Google

Beiden vernagelte sie wieder, aufs Feld durfte Jons nicht hinaus. Er las eifrig in seiner Bibel, aber die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang däuchte ihm endlos. Madle sang Abends in des Großvaters Stube; das konnte Urte ihr doch nicht verwehren. Und sie konnte es auch nicht hindern, daß Jons sie hörte. Sie polterte noch mehr als sonst im Hause. Niemand konnte ihr's recht machen. Die Magd jagte sie fort, weil sie mit einer alten Frau, die im Dorf als Neuigkeitskrämerin galt, hinter dem Zaun gezischelt hatte, und dem Knecht kündigte sie zu Martini, weil er für die Magd zu dreist sprach. Wenn man sie so hörte, mußte man glauben, sie fühle sich als die stolze Herrin, der sich Alles fügen müsse. Aber ihr war sehr weh' zu Muth, sehr gedrückt ums Herz. Sie lärmte nur, um sich's wegzuschaffen. Und es gelang doch nicht. Sie wußte, daß sie etwas verloren hatte, und das war ihr ganzes Leben gewesen.

Endlich brach sie selbst das Schweigen. Kurz vor dem Schlafengehen war's. Madle sang nebenan, als ob sie den Großvater in Schlaf lullen müsse. Urte klopfte ärgerlich an die Thür, aber ohne Erfolg. „Sie muß wieder fort," stöhnte sie, „es kann so nicht bleiben."

Er seufzte schwer. „Du bist in Deinem guten Recht," sagte er, „und es schmerzt mich tief, daß Alles so gekommen ist. Wenn ich vor drei Jahren geahnt hätte . . ."

„Was? Daß die Madle in so kurzer Zeit erwachsen sein würde? Das hast Du Dir an den Fingern abzählen können. Und ich hab Dir's auch gesagt: Du bist zu jung für mich, warte ab, bis die Madle erwachsen ist. Hab' ich Dir das gesagt?"

„Du hast es gesagt."

„Damals hätt' es mir wenig ausgemacht, wenn Du fortgegangen wärest und hättest an die Heirath nicht weiter gedacht. Und wenn auch — es wär' bald überwunden gewesen. Hinterher aber . . ." Sie biß knirschend die Zähne zusammen. „Bist Du ihr denn wirklich gut?" fragte sie nach einer Weile, und die finstern Augen standen ihr dabei voll Wasser.

„Damals hab' ich nicht geglaubt, daß es je möglich sein könnte," antwortete er; „aber es ist über mich gekommen, ich weiß nicht, wie und ich kann's auch nicht beschreiben, wie es ist. Nur das verstehe ich, daß Gott mir nicht hat helfen wollen, von diesem Zwang mich zu befreien, und so bin ich ein armseliger Mensch, der sich nicht retten kann von seines Herzens Noth."

„Das darf doch nicht gelten," sagte sie. „Wenn einer seinen schlechten Gedanken willig nachgibt, wie soll Gott dem helfen?"

Er seufzte wieder aus recht beklommener Brust. „Ja, ich bin schlecht, ich bin grundschlecht," rief er. „Aber was kann ich dagegen —? Sie hat mir's angethan."

„Ja, sie hat Dir's angethan —" bestätigte Urte traurig. „Wie könntest Du sonst so gotteslästerlich reden? Ich sehe wohl, daß sie mich haßt, weil ich Dich geheirathet habe. Deshalb sinnt sie darauf, wie sie mich am tiefsten kränken kann. Das Einzige will sie mir nehmen, was meinem Herzen lieb ist. Ganz verderben will sie Dich, damit ich Dich unter meinen Fuß trete. Dann wird sie hohnlachen über mich und über Dich!"

Digitized by Google

Jons schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Wär's eine Andere," fuhr Urte fort, „da ließe sich's noch begreifen, was sie wollte. Was die mir aber nimmt, das kann sie selbst nicht einmal haben. Vor der eigenen Sünde erschrickt sie nicht, wenn sie Dich nur verderben kann. Und Du widerstehst nicht, weil der Böse durch sie über Dich Gewalt hat."

„Daß der Böse über mich Gewalt hat," sagte er traurig, „das glaube ich wohl. Aber Madle ist nicht Schuld daran. Es kann sein, daß mein Hochmuth gestraft werden soll, weil ich mich zu sehr meiner Schwachheit und Unwissenheit überhoben hatte. Zu rathen weiß ich mir aber nicht anders, als daß ich Haus und Hof verlasse und in die weite Welt gehe. Dazu bin ich bereit."

„Das glaube doch nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein, „daß ich Dich fortlasse, Jons. Zu mir gehörst Du, und bei mir sollst Du bleiben. Die Madle muß fort — so oder so. Ich leide nicht, daß sie mir im Wege steht zu Dir." Sie fing an zu schluchzen und umarmte ihn stürmisch und drückte ihn an die hochwogende Brust. Ihre Stimme wurde ganz weich. „Es ist ja nicht möglich, Jons, daß Du weggehen kannst. Hab' ich Dir nicht alles Gute gethan? Andere mögen über mich zu klagen gehabt haben, Du nicht. Und Du sollst auch jetzt sehen, daß ich Dir gut bin, wie kein Mensch sonst. Ich will Dir's verzeihen, daß Du Dich verirrt hast, und auch künftig mit keinem Wort daran denken. Aber verlassen darfst Du mich nicht."

Ihm war so bange zu Muth, daß er hätte laut aufschreien mögen. Wenn sie ihn nicht fortließ, was sollte aus ihm werden? Es rührte ihn, daß die Frau, die sonst so schroff und streng ihren Willen durchzusetzen gewohnt war, ihm ihre ganze Schwäche offenbarte; aber er wagte ihr nicht zu sagen: es soll wieder Alles zwischen uns sein, wie es gewesen ist! Wie konnte das je geschehen? Madle hatte doch sein Herz. —

Gleich am nächsten Morgen ging Urte in die Altsitzerstube und verlangte, daß das Mädchen wieder nach der Stadt gehen solle: für den alten Mann würde sie auf andere Art sorgen. Madle schlug es ihr rundweg ab. „Du hast es selbst so gewollt, daß ich zurückkomme," sagte sie, „und keiner Warnung geachtet. Nun will ich mich nicht wieder von Dir fortjagen lassen. Dies ist meines Vaters Haus, und das kann mir meine Mutter nicht verbieten."

„Das kann sie Dir verbieten," rief Urte, „wenn Du ihm solche Schande machst. Siehst Du denn nicht, wohin Dich der böse Geist treibt?"

Aber Madle war hartnäckig und blieb.

Die beängstigte Frau sann auf ein anderes Mittel. Das Mädchen müsse heirathen, überlegte sie. Da war ein Wirthssohn, ein sehr hübscher Mensch, der hatte schon wiederholt Madle's wegen anfragen lassen. Sein Vater wollte ihm das Grundstück abtreten, wenn es zur Hochzeit käme. Urte sprach mit seiner Mutter und brachte im Voraus Alles in Ordnung, wie es in solchem Fall Sitte war. Als nun aber der Freiwerber mit dem Blumenstrauß am Hut auf dem Schimmel angeritten kam, versteckte Madle sich nicht, sondern ging ihm vors Haus entgegen und sagte: „Tritt nur lieber gar nicht ein und behalte Dein Sprüchlein für Dich. Denn hier wirst Du kein Glück haben. Ich denke nicht daran zu heirathen — nicht jetzt und nicht übers Jahr."

Digitized by Google

Urte schalt, bat und drohte vergebens, Madle blieb unbeweglich. „Es kann mich Keiner zum Heirathen zwingen," trotzte sie, „und für eine Hexe schickt sich's ohnedies besser, wenn sie ledig bleibt. Wem ich gut bin, den kann ich nicht haben, und einen Andern mag ich in Ewigkeit nicht."

Eine entsetzliche Unruhe trieb Urte seitdem um; keine Minute hielt sie sich für sicher, daß nicht ihr Recht gekränkt würde. Mit argwöhnischen Augen bewachte sie Jons. Wußte sie ihn im Garten, so schlich sie gebückt am Zaun entlang, oder lauerte an der Ecke der Klete. In die hintere Wand derselben hatte sie ein Loch gebohrt, um von innen her hinter die Hopfenwand blicken zu können. Sie lauschte auf jedes Wort und jeden Blick. Alle Farbe verlor sie, und die Augen lagen tief in den Höhlen.

Sie erreichte nur, daß die beiden Menschen, die sie fern halten wollte, um so heimlicher verkehrten. Madle schien wie ein Kobold durch eine Thür- oder Fensterritze schlüpfen und durch die Luft verschwinden zu können. Für sie gab es keine Gewissensbedenken. „Kümmere Dich um nichts," flüsterte sie Jons zu, „ich bin Dir gut und thu' Dir Alles zu Liebe." Sie zwang ihn mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit einem Wink der Hand. Tausendmal rief er sich zu: nicht weiter! und wenn er sie sah, war's vergessen.

„Was soll daraus werden, Madle?" fragte er.

„Warum willst Du das wissen?" entgegnete sie. „Sei glücklich und laß mich glücklich sein. Dauert's kurz oder lang, was kommt's darauf an?"

„Aber es muß Dein Verderben werden, Madle."

Sie schmiegte sich an ihn. „Mag's doch! Ich will Dir sagen, wenn's Zeit ist, Jons. Dann lädst Du die Doppelflinte, die noch von meinem Vater her in der Kammer hängt, und der eine Schuß ist für mich und der andre für Dich."

Seine Stirn glühte. Wenn ihr's Ernst damit war . . . Er sah ihr tief in die Augen. Sie hielt seinen Blick aus, ohne zu zucken. Es war ihr Ernst damit. „Gut," sagte er, „so soll's sein."

Dieses Factum beruhigte ihn. Vielleicht blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit zum Leben — — mochte denn in ihr dem Herzen sein volles Recht werden!

Er besuchte keine Versammlung mehr; er las nicht mehr in seinen Büchern. Aber er dichtete Dainos, wie sie noch kein Littauer gedichtet hatte, schrieb sie auf kleine Blättchen und schob dieselben Madle in die Hand. Eine Stunde darauf hörte er sie singen.

Sie sang auch Nachts, wenn Alles längst zur Ruhe gegangen war, ganz leise draußen vor dem Fenster. Geweckt zu werden brauchte er nicht.

Urte pflegte nach des Tages Ermüdung immer sehr schnell einzuschlafen und die ersten Stunden der Nacht in tiefem Schlaf zu liegen. Sie merkte nichts davon, daß Jons aufstand, sich ankleidete und hinausschlich.

Einmal aber, von einem bösen Traum geängstigt, wachte sie auf und griff nach seiner Hand. Der Platz war leer. Sie setzte sich aufrecht, rieb die Augen, schob die Vorhänge des großen Himmelbetts zurück, blickte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Stube, horchte. Es war Alles still, nur die Wanduhr pickte und der alte Endratis nebenan athmete vernehmlich. In der Dunkelheit ließ

Digitized by Google

sich kein Gegenstand deutlich erkennen, nur zeichneten sich die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett gegen den helleren Nachthimmel ab. Jons war sicher nicht in der Stube. Sie sprang auf, warf ihre Röcke über, klinkte leise die Thür auf und ging hinaus. Die Hausthür fand sie nur angelehnt. Nun wußte sie, was geschah. Im Garten vielleicht . . . Ja, im Garten. — — —

Als sie nach einer Viertelstunde zurückkehrte, warf sie sich auf das Bett und schluchzte laut. Als sie aber Jons kommen hörte, biß sie die Zähne in die Lippen und hielt sich ganz still. Ihr Entschluß war gefaßt: Nie wieder!

Am andern Morgen sah sie noch fahler aus, als gewöhnlich; die Augen hatten einen gläsernen Ausdruck, die Lippen zuckten unaufhörlich. Aber sie sagte nichts, was Verdacht erregen konnte.

Es gab auf dem Felde zu thun. Der Weizen war schnittreif. Sie schickte die Arbeiter hinaus, mit ihnen auch Madle.

Um zehn Uhr brachte sie ihnen das Frühstück, Milch in Flaschen und Brot, jedem seinen Theil schon zu Hause zugemessen. Es geschah allemal so. Madle war durstig und trank hastig. „Wohl bekomm es Dir," sagte Urte, indem sie ihr die Flasche wieder abnahm.

„Die Milch ist nicht gut," meinte Madle, „aber sie löscht den Durst."

„Sie hält sich in der Hitze schlecht," antwortete Urte, „das ist im Sommer nicht anders."

„Ich bin heute so müde," klagte das Mädchen und reckte die Arme auf — „ah!"

„Ich habe diese Nacht auch schlecht geschlafen," sagte Urte. „Ich hatte einen häßlichen Traum — von einem Begräbniß, glaube ich . . . Man holt es wieder ein."

Zum Mittag kam Madle nicht nach Hause. Sie hätte sich unter dem Rosenstrauch schlafen gelegt, berichteten die Arbeiter. Gegen Abend fühlte sie sich sehr unwohl. Sie klagte über Kopfschmerzen und spürte eine heftige Neigung zum Erbrechen. Urte bereitete ihr einen Thee und schickte sie früh zu Bett. Jons äußerte sich sehr besorgt. „Was wird's denn sein," meinte Urte. „Sie hat sich erkältet. Wie andere Menschen richtet sie sich doch nicht ein. Ich wette, sie ist öfters in der Nacht aufgestanden und im Garten spazieren gegangen, wenn's ihr in der Altsitzerstube zu heiß war. Heute früh hab' ich ihr Tuch auf dem Bänkchen unter der Linde gefunden. Wie man's treibt, so geht's." Jons schwieg darauf.

Am andern Tage ging Madle wieder zur Arbeit. Vormittags trank sie ihre Milch, gab aber das Brot zurück: es schmeckte ihr nicht. Auch bei der Hauptmahlzeit aß sie wenig. Das Kopfweh stellte sich wieder ein und quälte sie bis zum Abend. Die Nacht schlief sie schlecht. Noch einige Tage weiter schleppte sie sich auf das Feld hinaus; sie schien sich gegen die Krankheit wehren zu wollen, aber die Harke wurde ihr schon zu schwer. Dann blieb sie in der Stube beim Großvater, dem es lieb war, wenn er ihren Beistand nicht tagüber entbehren mußte. Sie hatte aber Mühe, vom Stuhl aufzustehen und ihm etwas zu reichen. Urte brachte ihr die Suppe und holte die Schale wieder ab. Meist

Digitized by Google

war sie kaum zur Hälfte geleert. Den Rest goß die sonst so sparsame Frau draußen in die Dunggrube.

Madle wollte sich mit Handarbeit beschäftigen. Sie suchte den Kasten vor, den die Herrschaft in der Stadt ihr einmal von einer Reise mitgebracht hatte. Unter dem Deckel befand sich ein kleiner Spiegel. Sie blickte halb zufällig hinein und erschrak über ihr Aussehen. Ihr Gesicht war grau, die Haut welk, die Wange eingefallen, das Auge glanzlos. Kein Tropfen Blut schien in ihren Adern zu sein. Dabei fühlte sie sich nicht eigentlich krank, nur entsetzlich matt und trübe gestimmt. Sie blieb in der Stube. Vor Jons wollte sie sich gar nicht sehen lassen. Von Zeit zu Zeit aber kam er außen ans Fenster, klopfte an und erkundigte sich, wie es ihr gehe. Es müsse doch bald besser werden, meinte sie. Aber ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. Urte erkundigte sich bei allen alten Weibern im Dorf, was wohl helfen könnte, und bereitete ihr allerhand Tränkchen, zu denen dieselben riethen. Sie schienen eher das Unwohlsein zu befördern. Madle verfiel rasch in erschreckender Weise, sie schlich gebückt an der Wand hin, wälzte sich Nachts schlaflos auf ihrem Lager, saß viele Stunden am Tage anscheinend ganz theilnahmlos da. Wenn sie des Morgens ihr Haar kämmte, blieben ganze Büschel am Kamm hängen.

Die Schwäche nahm immer zu. Bald klagte sie dem Alten, daß sie die Füße nur mit Mühe heben könne. Die Gelenke wurden unbeweglich. Sie mußte im Bett bleiben. Nun verlangte sie nach Jons. Er sollte ihr vorlesen. „Geh' nur," sagte Urte, „ich habe nichts dawider."

Jons war entsetzt über ihren Anblick; kaum konnte er einen Schrei zurückhalten. Ihre Hand war kalt. Er beugte sich über ihr Gesicht, das traurig lächelte, und küßte ihren Mund. Auch die Lippen waren kühl. Es durchschauerte ihn. „Es ist bald aus gewesen mit aller Lust und Freude," sagte sie leise. „Das letzte Mal im Garten . . ."

„Sprich nicht davon," bat er, sich dicht zu ihr neigend.

„Warum nicht," fragte sie. „Es war eine so schöne Nacht . . . ich muß immer an sie denken."

Er las ihr aus dem Gesangbuch vor, aber sie schien wenig aufzumerken. Nach einer Weile sagte sie: „Wenn uns nur nicht Jemand belauscht hat! Mir war so, als hörte ich einen Zweig hinter uns knicken — und bald darauf huschte es fort." Und wieder nach einer Weile fragte sie: „Bist Du ganz sicher, daß meine Mutter die Nacht geschlafen hat wie sonst?"

„Wie kann ich das?" antwortete er. „Später wachte sie gewiß. Es ist möglich, daß ich sie aufgeweckt habe."

„Es ist möglich," wiederholte Madle, „aber möglich ist's auch . . . Man mußte ja darauf gefaßt sein. Und verargen kann ihr's Niemand . . ."

„Was denkst Du, Madle? Sie . . . ?"

„Ich denke nichts, gar nichts — —" Murmelnd setzte sie hinzu: „Ich weiß Alles." Auf seine Fragen gab sie weiter nicht Antwort.

Ihre Suppe rührte sie Mittags nicht an, auch Abends nicht.

Als Jons sie am andern Tage noch matter fand, sagte er: „Das darf ich so nicht länger mit ansehen; wir müssen den Arzt holen."

Digitized by Google

Ihre Hand zuckte in der seinigen. „Das soll nicht geschehen," sagte sie mit ängstlichem Ausdruck, „auf keinen Fall soll das geschehen."

„Aber eine so tückische Krankheit —"

„Ich will den Arzt nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein; „— er kann mir nicht helfen."

„Aber er hat Anderen schon oft geholfen."

„Glaube mir, er kann mir nicht helfen. Es ist mir so verhängt und ich beklage mich nicht darüber. Kein Arzt soll mich sehen — wenn meine Mutter selbst nicht darauf besteht. Aber sie wird's nicht, und Du sollst sie auch nicht fragen." Als er ging, bat sie ihn, ihr heimlich etwas von seinem Brot und seiner Milch zu bringen. „Die Suppe, die mir die Mutter kocht, esse ich nicht mehr," setzte sie hinzu. „Aber laß sie's nicht merken."

Er starrte sie an. Es war ihm, als ob der Tag sich verfinsterte und etwas Furchtbares aus der nächtlichen Tiefe aufstieg, seine Brust mit schreckhafter Ahnung zu beängstigen. „Madle," rief er, „Du fürchtest —"

„Still, still," unterbrach sie, „kein Wort! Ich habe nichts gesagt. Vergiß nicht, wer ... und daß wir ... Still! Die Wände haben Ohren."

Seitdem schwankte er umher wie Einer, dem die Füße das schwere Haupt kaum tragen. Bei Madle stellten sich Krampfzufälle ein, dann lag sie Stunden lang ohne Besinnung. Aber das Bewußtsein stellte sich wieder ein. Jons saß Tag und Nacht an ihrem Bett. Einmal nahm sie seine Hand und zog ihn an sich. „Ich habe Dir sagen wollen, wann es Zeit sein würde," flüsterte sie ihm ins Ohr. Nun ist's Zeit — aber nur für mich — und anders als ich dachte. Wir müssen Abschied nehmen. Grüme Dich nicht darüber ... Wie hat's denn enden können, als mit schwerem Leid? Ich habe mein Theil getragen, trage Du nun auch Dein Theil. Und bete mit mir: Gott, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Er sprach die Worte mit bebenden Lippen nach. Sie küßte sie ihm vom Munde und sank zurück. Ein langer Seufzer noch, und Madle hatte ausgelitten. —

Urte trieb ihn von der Leiche fort. „Komm," sagte sie, „die Todten wollen begraben sein. Jetzt gehörst Du doch zu mir!"

Sie zog Madle die besten Kleider an; sie pflückte so viel Blumen im Garten, als im Spätsommer blühen, und legte um sie einen Kranz; sie gab ihr ein Gesangbuch in die kalten Hände und ließ am Sarge Wachskerzen brennen, die in einer katholischen Kirche jenseits der Grenze geweiht waren. Die Fenster wurden nicht geschlossen, und Jeder, der wollte, konnte herantreten und das arme Ding da liegen sehen, das so jung hatte sterben müssen.

Urte richtete ein großes Begräbniß aus, wie es sich für eine reiche Wirthstochter schickte. Ueberall war sie selbst thätig, auch den Herrn Pfarrer bestellte sie, und er sollte zu Hause am Sarge und auch auf dem Kirchhofe sprechen. Sie bezahlte ihn im Voraus dafür sehr reichlich. Bei der Rede vergoß sie viel Thränen, die ihr sicherlich aus dem Herzen kamen, und am Grabe, in das sie drei Hände voll Erde geworfen, stand sie lange in stillem Gebet. Die Nachbarn

Digitized by Google

traten heran und drückten ihr Bedauern aus. „Sie war ja mein Kind," sagte sie mit aufrichtigem Schmerz, „— mein einziges Kind!"

Endratis wimmerte bestätigend: „Ja, das einzige Kind, und das Grundstück kommt nun an Fremde."

Jons kniete hinter einem Grabhügel, bis die ganze Feierlichkeit beendet war. Urte hatte gleich vollauf Beschäftigung, das ganze Haus zu lüften und zu reinigen. Was irgend an Madle erinnern konnte, schaffte sie bei Seite. Jons saß indessen im Garten auf dem Bänkchen unter dem Lindenbaum und stierte vor sich hin auf die Erde. Spät Abends kam sie, ihn herein zu holen. „Es ist nun Alles in Ordnung," sagte sie freundlich, „und wir können wieder das alte Leben anfangen, wie es vordem war, ehe Madle ins Haus zurückkehrte. Willst Du, Jons?" Er rührte sich nicht.

„Es ist sehr traurig," fuhr sie fort, „daß sie so jung hat sterben müssen, aber für uns ist's doch am besten so. Sie war unser Unglück."

Er stieß einen ächzenden Ton aus und wandte sich ab.

Urte setzte sich zu ihm. „Ich will Alles vergessen," sagte sie, „und ich weiß doch mehr, als Du denkst. Aber sei wieder gut gegen mich. Ich bin Deine Frau, und so soll's bleiben."

Sie legte den Arm um seinen Nacken und den Kopf auf seine Schulter. Er stieß sie zurück. „Mörderin —" zischelte er und schlug die Hände vors Gesicht.

„Jons —!" schrie sie auf, „wer wagt . . ."

Er stand vor ihr, faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie wie ein Wahnsinniger. Sein Gesicht war verzerrt. „Du hast sie vergiftet," stöhnte er.

Sie zitterte unter seinen Händen. „Wer darf sagen —?"

„Lüge nicht! Du hast sie vergiftet — Dein Kind vergiftet."

„Schrei' es doch ins Dorf hinaus —!"

„Nein! Niemand soll's wissen — Niemand darf's wissen, Unselige. Du bist — mein Weib . . . Ich verrathe Dich nicht, mein Mund soll stumm sein wie ihr Mund. Aber vergeben kann ich Dir nicht, wie sie Dir vergeben hat. Ich habe Dich schwer gekränkt, und Du hast Dich gerächt. Weher hättest Du mir nicht thun können. Aber Dir auch nicht. Wir sind geschieden."

„Wenn es geschehen ist," murmelte sie, „kannst Du's ausmessen, was ich auf mein Gewissen geladen habe? Eine Mutter! Aber wenn die's thut . . ."

„Wir sind geschieden," ächzte er.

Sie umfaßte ihn. „Geschieden waren wir durch sie, jetzt aber steht Keiner mehr zwischen uns. Was hast Du mir vorzuwerfen? Madle war Deine — Tochter. Galt Dir ihre Schande weniger als ihr Tod? Danken solltest Du mir . . ."

Jons riß sich los, schleuderte sie zurück und eilte fort durch die hintere Gartenpforte. Urte sah ihn, die Hände ringend, über den Steg und die Wiese dem Walde zulaufen. Sie eilte ihm einige Schritte nach, kehrte dann aber um und ging langsam dem Hause zu. Die Hände hatte sie zusammengekrampft und die Zähne auf einander gebissen. „Er muß sich austoben," dachte sie — „er kommt wieder, und dann wird Alles gut sein."

Aber Jons kam nicht wieder.

Digitized by Google

Ungefähr in der Mitte der Westküste des Samlandes liegt ein Ort Namens Palmnicken. Es befindet sich dort eine großartig betriebene Bernsteingräberei und Taucherei. Hoch auf dem Seeufer berge liegt die prächtige Villa des Unternehmers, etwas tiefer das Grubenhaus mit seinem Zubehör. Bergwerksmäßig wird tief ins Land hinein die noch unter dem Meeresspiegel liegende „Neue Schicht" ausgehoben, in welcher sich das samländische Gold birgt. Am Seestrande aber liegt eine Reihe großer und fester Böte, zur Taucherei bestimmt, die eine Strecke seewärts, wo sich der Bernstein unter den mächtigen Steinlagern fängt, tagaus tagein betrieben wird, wenn nicht Stürme und hoher Seegang die Arbeit untersagen.

Ein solches Boot ist mit mindestens vier Leuten bemannt, mit der Luftpumpe und dem Taucherapparat ausgestattet. Die Taucher sind meist kräftige Littauer; sie zeigen sich am besten den Strapazen dieses auch im Winter nicht ruhenden Dienstes gewachsen. Auf der richtigen Stelle angelangt, wird ein Anker geworfen. Der Taucher bekleidet sich mit dem wasserdichten Gummianzuge, schnallt die schweren Bleischuhe unter die Sohlen, hängt den Tornister um, durch welchen die verbrauchte Luft abfließen soll, und steigt auf die außen am Boote angebrachte Treppe. Nun nimmt er die Platte des Luftschlauchs, der in die Pumpe mündet, zwischen Lippe und Zähne; um einen kupfernen Ring, mit dem der Gummianzug über dem Gesicht abschließt, wird ein Helm geschraubt, in welchem sich zwei große Glasaugen befinden. In demselben Augenblick setzen die beiden Arbeiter an der Luftpumpe den Druckapparat in Bewegung. Der Taucher wirft sich rücklings ins Wasser und sinkt langsam unter. Wo er am Grunde thätig ist, brodeln von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche Luftbläschen auf. Er hat eine Eisenstange in der Hand, mit der er die Steine aufhebt, und einen Beutel umgehängt, in den er den aufgefundenen Bernstein wirft. Wohl zwei, auch drei Stunden lang vermag er's in der Tiefe auszuhalten. Dann zieht er die Glockenschnur und wird an der Leine bis zur Treppe hinausgehoben. Ein anderer Mann löst ihn ab. So wechseln sie bis zur Heimfahrt.

Es ist ein mühseliges und gesundheitsgefährliches Gewerbe. Auch die kräftigsten Männer bleiben von einem Lungenleiden nicht lange verschont, und alt werden die wenigsten.

Hierher hatte Jons Kalwis nach längerem Umherirren seinen Weg gefunden. Man wollte ihn nicht annehmen, da er schwächlich und kränklich aussah, aber er bestand darauf, in die Reihe der Taucher eingestellt und wenigstens zu einem Probedienst zugelassen zu werden. Er sei gesund und jetzt nur ein wenig heruntergekommen. Man versuchte es mit ihm und fand ihn tauglich.

Sein Körper freilich kräftigte sich nicht. Es kostete ihm offenbar die größte Anstrengung, sich in dem schweren Anzug aufrecht zu halten, und oft kam er ganz erschöpft aus der Tiefe herauf und lag dann längere Zeit bleich und schwerathmend im Boot. Aber er blieb so lange unten, als andere Taucher, und brachte meist seinen Beutel mit schönen und großen Stücken gefüllt herauf. Es nützte auch nicht, daß man ihm rieth, sich zu schonen: er gab kaum darauf eine Antwort. Ueberhaupt galt er für den schweigsamsten Menschen, den man je kennen gelernt hatte. Wäre es nicht bekannt gewesen, daß er sehr wohl sprechen könne,

Digitized by Google

man würde ihn nach tagelanger Bekanntschaft für stumm gehalten haben. Er erhielt auch wirklich den Beinamen „Nebielies", das heißt: „der Stumme", und wurde bald nur noch mit ihm bezeichnet. Er suchte keinen Freund, hielt sich meist allein, ging nie ins Wirthshaus, trank auch auf dem Boot selbst bei kaltem Herbst- und Winterwetter nur den Schluck, der zur Erfrischung der Lebensgeister nach der Taucherarbeit durchaus erforderlich war. Nahm ihn nicht die Arbeit in Anspruch, so schlief er oder saß auf der Düne und schaute aufs Meer und in die Wolken hinaus. Von seinem Verdienst gebrauchte er nur den kleinsten Theil für sich; das Uebrige gab er den Armen. Als einer von den älteren Tauchern nach schwerem Brustleiden verstarb und neben der Wittwe eine Tochter hinterließ, die Madle hieß, nahm er sich der Familie wie ein Vater an.

Niemand wußte, wo Nebielies zu Hause und daß er verheirathet war. Er hatte seine Schlafstelle in der Herberge und außer seinen Kleidern gar kein Besitzthum. Madle Bannuszies und ihre Mutter hätten ihm allzu gern seine Wohlthaten durch ihre Dienste vergolten, aber sie mußten schon froh sein, wenn er einmal durch sie ein Kleidungsstück ausbessern oder sich von ihnen das Essen aus dem Speisehause bringen ließ. Ihren Dank lehnte er ab. „Ich habe ein Mädchen gekannt, das Madle hieß, wie Du, und auch ungefähr in Deinem Alter war," hatte er einmal gesagt, „deshalb thu' ich's. Das Mädchen ist todt." Weitere Fragen beantwortete er nicht. Bald fragte auch Niemand mehr.

Zu Madle fand sich ein junger Littauer, der an den Luftpumpen arbeitete. Aber sie konnten nicht heirathen, da sie zu arm waren. Dazu vermochte nun auch der Stumme nicht zu helfen.

So lebte Kalwis nun schon ins vierte Jahr; sein Leib war abgemagert, seine Gesichtsfarbe gelb, sein Athmen keuchend, aber er versäumte keinen Tag den Dienst. In den großen Augen loderte noch Etwas von dem früheren schwärmerischen Glanz, aber er senkte sie meist zur Erde, wenn man ihn anredete. Er las nie mehr in einem Buch, er ging keinen Sonntag zur Kirche. Wohl schien ihm nur zu sein, wenn der Kupferhelm sich vor seinem Gesicht geschlossen hatte und er durch dessen Glasaugen um sich herum das Seewasser grünlich schimmern sah. Da auf dem Meeresgrunde zwischen den Steinen hin und her schreitend, die viele Jahrtausende lang kein Lufthauch berührt hatte, konnte er sich einbilden ganz allein auf der Welt zu sein. Da grübelte er über den Zusammenhang der Dinge nach, wie früher, und kam nie zu einem befriedigenden Schluß; da erneuerte er die alten glückseligen und schmerzlichen Erinnerungen, da sagte er in Gedanken die schwermüthigen Lieder her, die er einst gelernt oder selbst gedichtet hatte, da bat er Gott um Verzeihung für alles Unrecht, das er gethan, betete inbrünstig zu seinem Sohn, daß er Madle in Gnaden ansehen wolle, wie einst eine andere Magdalena. Immer zu kurz wurde ihm die Zeit tief unten in solchen Betrachtungen.

Eines Tages kam eine littauische Frau nach Palmnicken und erkundigte sich nach Jons Kalwis. Sie habe kürzlich von einem Manne ihrer Bekanntschaft, der hier Arbeit gesucht, aber auf die Dauer nicht gefunden habe, erfahren, daß er hier bei der Taucherei beschäftigt sei. Sie wäre seine Frau. Ihr unheimliches Wesen hatte bewirkt, daß man sie überall kurz abfertigte; die Meisten

Digitized by Google

wußten nicht einmal, daß ein Jons Kalwis bei den Tauchern sei. Endlich hatte ihr ein Aufseher gerathen, sie solle nur nach Nebielies fragen. So gelangte sie in die Nähe des Schlafhauses, eben als der Gesuchte herausgetreten war, um nach dem Boot zu gehen.

Er stutzte, starrte sie eine Weile sprachlos an, trat wie taumelnd einen Schritt zurück. „Was willst Du?" fragte er endlich mit lallender Zunge.

„Jons," bat Urte, „komm' mit mir nach Hause. Es war, seit Du fortgingst, eine schrecklich lange Nacht. Laß mich nicht länger allein."

Er schüttelte den Kopf und streckte die Hand zitternd vor sich hin. „Warum suchst Du mich?" entgegnete er. „Du wußtest, daß ich nicht gefunden sein wollte. Ich bin für Dich nicht mehr unter den Lebenden, und für mich auch nicht. Gönne mir Frieden."

„Ich kann nicht," sagte sie. „Ich habe selbst keinen Frieden, und Deinetwegen war's doch, daß ich ihn verlor. Das Haus ist so einsam — der alte Mann ist nicht mehr nebenan. Mir graut in der Nacht. Ich will's nicht länger allein tragen. Komm' mit! Sind wir zu Zweien, so thut's uns nichts."

„Ich bleibe," rief er. „Nie wieder setz' ich den Fuß über Deine Schwelle."

„So bleibe auch ich," trotzte sie. „Ich bin Dein Weib und gehöre zu Dir. Schüttle mich ab, wenn Du kannst."

„Es darf nicht sein," antwortete er sie abwehrend. „Dort oder hier — ich bin Dir nichts mehr. Geh — geh! Wir hätten einander nie mehr wiedersehen sollen."

„Ich gehe nicht," versicherte sie mit großer Festigkeit. „Hab' ich Dir nicht Alles verziehen, was eine Frau und Mutter verzeihen kann? Und Du willst mich so unchristlich verwerfen?"

„Sorge, daß Gott Dich nicht verwirft," sagte er, die Hand erhebend. „Ich bin ein sündhafter Mensch und kann Deine Seele nicht retten. — Und nun laß mich an die Arbeit gehn, sie warten schon auf mich."

Er schritt rasch dem Abberge zu und die Holztreppe nach dem Strand hinunter. Urte folgte ihm. Das Boot lag in der Schälung. Er sprang hinein, indem er ihm zugleich einen Stoß ins tiefere Wasser gab. „Nehmt mich mit," flehte die Frau. „Er muß mich hören — er ist mein Mann!"

Sie ruderten schon über die Brandung hinweg.

Aber die Besatzung eines zweiten Boots, das eine halbe Stunde später ausfuhr, gelang es ihr mit Geld zu bestechen. Man nahm sie mit und ließ sie in das erste Boot übersteigen.

Jons war bereits in der Tiefe. Man zeigte auf die Richtung der Leine und des Luftschlauchs. Aengstlich starrte Urte über Bord in das graugrüne Wasser, als hätte sie auf dem Grund Etwas erspähen können. Einen Augenblick war es ihr wirklich so, als ob sie eine ungeheuerliche Gestalt mit dickem Kopf und großen Augen nicht weit unter der Oberfläche gesehen hätte; sie war gleich wieder versunken. Die Littauer im Boot plauderten untereinander, erzählten von dem „Stummen", was sie wußten, erkundigten sich nach seinen häuslichen Verhältnissen. Es war allgemeine Verwunderung, als sie hörten, daß

Digitized by Google

er ein reicher Wirth sei. Sie hätten ihn lange für nicht ganz gesund im Kopf gehalten, sagten sie.

Jons war schon drei Stunden unter Wasser. Seit längerer Zeit hatte er die Stelle auf dem Grunde nicht verändert. Der mußte da ein gutes Bernsteinnest gefunden haben, meinten die Leute. Dann aber fiel es ihnen auf, daß die verbrauchte Luft nicht abgurgelte. Da das Wasser bewegt war, hatte sich dieser Umstand vielleicht schon längere Zeit ihrer Beobachtung entzogen. Als sie noch darüber sprachen und sich verwunderten, daß er nicht das Zeichen gebe, tauchte plötzlich in der Richtung der Leine ein dunkler Gegenstand über die Oberfläche, wie in die Höhe geschnellt. Man zog ihn eiligst heran.

Er gab keine Hilfe mit den Händen; er stellte sich an der Treppe nicht aufrecht. Ein Mann mußte hinaustreten und ihn mit dem Oberkörper aufrichten. Da er nicht auf die Stufen trat, mußte man ihn über Bord ins Boot ziehen, was nur mit großer Mühe gelang. Das Vorderstück des Helms wurde abgeschroben. Zischend entwich die Luft. Als man endlich in die nun offene Hülle hineinzusehen im Stande war, starrte daraus ein bleiches, bewegloses Gesicht hervor. Die Augen waren halb geschlossen, der Mund, der den Schlauch losgelassen hatte, fest verbissen. Jons Kalwis war für ewig stumm.

Das Weib stieß einen markerschütternden Schrei aus und warf sich über den Todten. „Jons, Jons," klagte sie, „warum hast Du mir das gethan?"

Das Boot wurde sogleich ans Land gerudert, der Todte auf den Sand gelegt. Eine große Menschenmenge strömte zu. Ein solcher Unglücksfall hatte sich noch nie vorher ereignet. Man erging sich in allerhand Vermuthungen, sonst ohne nähere Betheiligung. Nur die Wittwe Bannuszies und Madle knieten neben dem Todten und weinten ihm aufrichtige Thränen nach.

Drei Tage darauf ließ Urte ihn begraben. Als er in die Erde gesenkt wurde, fiel sie in unbändigem Schmerz nieder, raufte sich das Haar und schrie unaufhörlich: „Mein Kind, mein Kind!" Man hielt sie für geisteskrank. Die beiden Frauen nahmen sich ihrer an.

Dann reiste sie in die Heimath zurück, verkaufte ihr Grundstück und kam mit einem reichen Vorrath von Geld wieder nach Palmnicken. Auch die Bücher brachte sie mit, die Jons lieb gewesen waren, sonst nichts von ihrer früheren Habe. Sie erwarb ein Häuschen nicht weit vom Kirchhof und betete täglich am Grabe ihres Mannes.

Für Madle Bannuszies schien sie eine tiefe Neigung gefaßt zu haben. Sie behandelte sie wie eine Tochter und sagte tausendmal: „Du und Deine Mutter, Ihr seid ihm lieb gewesen; ich will Euch Gutes thun, wie er Euch Gutes gethan hat." Sie stattete Madle reichlich aus und richtete für sie die Hochzeit mit ihrem Annuszus her.

Man glaubt allgemein, daß sie ihre Erbin sein wird. Aber sie weiß nicht einmal, daß Urte eine Tochter hatte, die Madle hieß, wie sie. —

Digitized by Google

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

Die folgenden Aufzeichnungen enthalten ein Stück Selbstbiographie, das sich auf dem fremden Boden der Cordillera de los Andes abspielt. Von den verschiedenen Formen, welche einer Reisebeschreibung gegeben werden können, wählte ich diese, weil sie den sehr verschiedenen Anforderungen eines großen Leserkreises am gleichmäßigsten entspricht. Es gibt nur wenige Biographien, deren Träger ein Held ist und seiner selbst wegen unsern Antheil hat; aber auch bei diesen, wieviel mehr bei allen übrigen, wird unser Interesse vornehmlich dadurch geweckt, daß uns irgend eine Epoche mit ihren äußeren Begebenheiten und inneren Vorgängen als reflectirtes Bild erscheint, und daß der Spiegel für dieses Bild ein Mensch ist, wie wir selbst. Wir verstehen dann die Epoche besser, weil wir uns unbewußt an die Stelle des Helden setzen und uns häufig fragen, wie wir in seinem Falle gehandelt hätten.

Was für geschichtliche Darstellungen gilt, das kann auch noch für Naturschilderungen gelten, besonders wenn sie nur um einen hohen Preis zu erlangen waren. Dann werden die Erlebnisse des Reisenden, sein Denken und Trachten zu dem Spiegel, in dessen Grunde dem Leser ein fremdes, unbekanntes Stück des Erdkreises erscheint. Allerdings erfordert das ein starkes Herauskehren der Individualität; aber wenn Niemand dadurch verletzt wird, wenn sich der Reisende dadurch seine Natürlichkeit wahrt, — weshalb nach einem Mäntelchen greifen und gerade das verdecken, was den Anlaß zur Reise gab und ihre Ausführung sicherte? Was meiner Reise wissenschaftlich zu leisten vergönnt war, das ist bereits dem hierfür berufensten Forum unterbreitet worden[1]); jetzt will ich mich einer ganz andern Aufgabe unterziehen und dem Leser das Bild eines fremden Landes entwerfen, indem ich es so vor ihm entstehen lasse, wie es vor mir selbst entstanden ist.

[1]) Bericht über meine Reise in den centralen chileno-argentinischen Andes an die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften; vorgelegt in der Sitzung des 10. Juli 1884 und durch die K. Akademie publizirt.

Digitized by Google

Es mußte ein Jahr über meiner Rückkehr verfließen, ehe ich den Muth fand, diesen Versuch zu machen. Während der Reise erschien er mir so verlockend, daß ich mich auf die Arbeit in der Heimath freute; als aber das Netz der alten Verhältnisse wieder hinter mir zugezogen war, sah ich, daß es leichter ist, eine Forschungsreise auszuführen, als sie zu schildern. So lange wir draußen stehen, auf dem fremden Boden unserer Wahl — namentlich im Hochgebirge, wo keine Menschen sind — empfinden wir wohl die Fesseln unserer menschlichen Unzulänglichkeit, aber wir fühlen uns doch Eins mit der umgebenden Natur, sind durch ununterbrochenes Anschauen mit ihr in Einklang gesetzt, führen unsre Leiden und Freuden auf sie zurück. Unter solchen Bedingungen erscheint die Aufgabe: für die Naturerkenntniß neue Thatsachen zu gewinnen, unsere Vorstellungen von der Gestalt der Erdoberfläche und der an sie geknüpften Phänomene zu erweitern, als eine so selbstverständliche, daß wir uns ihr gewachsen glauben; und dieser Glaube hilft über alle Beschwerden hinweg. Nun kehren wir zurück, noch ganz unter dem Eindruck einer Schöpfung, deren donnernde Sprache überwältigend, oft auch drohend unser Ohr erreichte; ganz erfüllt von dem Wunsche, den theilnehmenden Freunden in der Heimath zu erzählen, was wir gesehen und gethan haben. Dann erst werden wir uns der Entfremdung bewußt, in welche wir eben so sehr durch die heimgebrachten Anschauungen wie durch die veränderten Lebensbedingungen hineingedrängt worden sind, und gewahren, daß eine Kluft den Reisenden von dem Leser seiner Berichte trennt. An die Stelle jener donnernden Sprache der Natur treten die abgeschwächten Laute einer ohnmächtigen Erzählung; und es ist dem Heimgekehrten zu Muth, als hätte er soeben eine große Beethoven'sche Symphonie angehört, wäre noch ganz von ihr ergriffen, und sollte nun auf klimperndem Instrument nach einem dürftigen Clavierauszug die große Schöpfung für fremde Ohren reproduciren. Daß einige der erhaltenen Resultate, z. B. alle Messungsresultate und alle kartographischen Darstellungen unabhängig von der Anschauung an Ort und Stelle werden, das mindert das Gefühl der Ohnmacht bei dem erzählenden Reisenden sehr wenig; denn schließlich ist das nicht viel mehr, als wenn der Aesthetiker zur Venus von Milo pilgert und ihre nach anthropologischem Schema genommenen Körpermaße zurückbringt. Die Maße sind da, aber wo ist die Schönheit?

Die glücklich heimgebrachten Sammlungen werden ausgepackt; ehe sie bearbeitet sind, erscheinen sie als todte, abgerissene Glieder einer gewaltigen, einheitlichen Schöpfung, die nun wieder in weite Ferne gerückt ist. Die bestgetrocknete Pflanze bleibt doch immer ein Cadaver; kann selbst ein liebevolles Auge sich aus den todten Exemplaren den lebensfrischen Pflanzenteppich construiren, auf welchem das Herbarium gepflückt wurde? Können ausgestopfte Thiere und aufgespießte Schmetterlinge des fernen Landes uns das Wesen ihrer ehemaligen Existenz enthüllen? Können Schilderungen, Zahlenangaben, selbst Bilder den Eindruck wachrufen, welchen die angeschauten Formen der Andes erzeugten? Können sie diesen ihre zarten Farbentöne, ihre Gletscher und merkwürdigen Schneegefilde wiedergeben? Auf alle diese Fragen antwortet dasselbe geschäftige „Nein".

Digitized by Google

Und nun der zweite Punkt. Der Explorationsreisende, den seine Thätigkeit in unbewohnte Gegenden führt, der während langer Zeit keine anderen Menschen sieht, als seine in Dienst genommenen Begleiter, wird durch die äußeren Lebensbedingungen, welche kein Compromiß zulassen, sondern den Stempel des Absoluten tragen, stark beeinflußt; ihm selbst unbewußt wird er in eine Art von Opposition zur Heimath und zu den Wohnstätten der Gebildeten hineingedrängt. Wenn seine Tagesarbeit vollendet ist, wenn die Ueberspannung der Kräfte in einer leisen Trauer ausklingt, und das Auge in die lodernden Flammen des Lagerfeuers starrt, so erinnert er sich, daß er noch jüngst einer ganz anderen Welt angehörte; und in dem Maße, wie die umgebende Wirklichkeit in Nacht versinkt, tritt die Heimath in ihrer Größe, aber auch in ihrer krausen Buntscheckigkeit aus der Tiefe der Erinnerung hervor. Sociale Rücksichten trüben nicht länger den Blick; die Werthschätzung der Ziele, nach denen man ringen sieht, ändert sich; das Beneidete erscheint nicht mehr beneidenswerth; gering geachtetes, inneres Glück — dieses wahre Aschenbrödel unseres strebenden Jahrhunderts — wird allein zum würdigen Kampfpreis. Man bewundert die Energie, den Kraftaufwand, die Klugheit der Streitenden, und beklagt gleichzeitig ihren Irrthum; denn das, wofür sie kämpfen, wiegt selten das auf, was sie beim Kampfe zusetzen. Welche Stellung ist so hoch, welche Reichthümer sind so groß, daß sie für eine gebrochene Gesundheit, für erlittene Erniedrigung, für die verlorene Fähigkeit, ideal und kraftvoll zu empfinden, entschädigen könnten? Man versteht die heimathliche Welt nicht mehr, weil das Ringen nach ihren höchstersehnten Zielen wie eine große Täuschung erscheint, die mit dem Glück des Einzelnen auch das der Nation bedroht; und mit dem ganzen Absolutismus, welchen Einsamkeit, Mangel an Widerspruch, Gefahr und Entbehrung zeitigen, aber auch mit der ganzen Wärme eines Patrioten, der sein Land liebt, möchte man nach der Rückkehr ein Apostel seiner Meinung werden. Das Biwakfeuer ist längst niedergebrannt, die Leute ruhen im Schlaf, nur die Bergriesen der Andes und die Sterne des Himmels sind Zeugen, wenn der Traum in die Nacht zurückweicht. Bei dem Wiederbetreten der Heimath wird man gewahr, daß man dieselbe um einen Sonderling bereichert hat, daß man sich nur mühsam unter Dingen und Personen zurechtfindet, daß Ueberanstrengung die Nerven zerrüttet hat, daß für die Verarbeitung des heimgebrachten Materials die erschöpften Kräfte wohl nicht ausreichen.

Erst allmälig kehren Zutrauen und Lust zurück, die Tagebücher werden gesichtet, die Beobachtungen berechnet, das Fundament der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate entsteht in erfreulicher Breite; und nun erscheint es sogar verlockend, trotz aller Skrupel, eine zusammenhängende Darstellung der Reise zu versuchen, und den Leser — an der Hand der Sprache — über jene gefürchtete Kluft hinweg an dieselbe Stelle zu führen, die der Reisende einnahm.

Ich habe diese Geschichte hier erzählt, weil sie mehr oder weniger die Geschichte aller Explorationsreisenden ist.

I.

Betrachtet man eine Karte des südamerikanischen Continents, so sieht man darauf eine Gebirgskette verzeichnet, welche der Küstenlinie des Stillen Oceans

Digitized by Google

folgt, bald breiter, bald schmaler erscheint, und in einem einzigen Zuge von der Landenge von Panamá — den Aequator durchschneidend — bis zur Magalhães-straße verläuft. So lehrt die Karte — und eben das ist ihr Verdienst — als ein großes, zusammengehöriges Ganze auffassen, was sich an Ort und Stelle zu einer Vielheit von Alpenländern auflöst. In einer Zone von nahezu tausend deutschen Meilen Länge (der Mittelpunkt der Erde liegt in runder Zahl 860 Meilen von uns entfernt) ist hier ein Damm aufgeworfen, eben so wunderbar durch die Einheit des Baues, welche sich in dem Kartenbild widerspiegelt, wie durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile, welche sich dem Auge des Reisenden enthüllt. Ein einziger Name umfaßt diese vielgliederigen, hochaufgethürmten Massen: sie heißen las Cordilleras de los Andes; der altperuanische Name lautete antis.

Daß die Andes in ihren einzelnen Abschnitten ein so verschiedenes Gepräge haben, darf nicht überraschen. Alle unsere Gebirge sind von dem Moment ihrer Entstehung an einem Proceß unterworfen, der sie stetig verändert; derselbe wird vornehmlich eingeleitet und unterhalten durch Sonne, Ausstrahlung, Temperaturwechsel, atmosphärische Niederschläge und Winde; während die Intensität seines Verlaufes von der Masse, der horizontalen und der verticalen Gliederung, d. h. von der individuellen Beschaffenheit des Gebirges abhängt. An der ursprünglich monotonen Einheit arbeitet also ein steter Differentiirungsproceß, in welchem klimatische Factoren die Hauptrolle spielen. Diese sind in erster Linie an die geographische Breite gebunden und ändern ihre Werthe mit letzterer. Nun gibt es kein zweites Gebirge der Welt, welches auch nur annähernd so viele Breitegrade überspannt, wie die südamerikanischen Andes. Denn zu ihrer gewaltigen Erstreckung tritt noch der Umstand, daß sie im Wesentlichen von Norden nach Süden laufen; sie heben bei 10° nördlicher Breite an und enden in dem Gewirr von Felsinseln, welche die Südspitze Amerika's bilden; ihr äußerster Punkt, das Cap Hoorn, liegt sehr nahe an 56° S. Br. Daher zeigt die Basis der Anden fast alle bekannten Klimate, das tropische, das subtropische, das gemäßigte und das antarktische; und noch dazu in sehr verschiedener Entwickelung, weil die Ostseite des Gebirges ganz andere Feuchtigkeitsverhältnisse hat, als die Westseite. Beispielsweise treffen wir an den tropischen Gestaden der Südsee Wüsten, denen auf dem atlantischen Gehänge der Cordillere Urwälder entsprechen.

Kein Wunder also, daß das wechselnde Spiel der klimatischen Einflüsse und die Mannigfaltigkeit der vorhandenen geologischen Formationen für die einzelnen Theile des Gebirges große physiognomische Contraste zur Folge hatte. Es darf nur an die Abhängigkeit der Berglinien von dem zusammensetzenden Gesteinsmaterial erinnert werden.

Nun aber schafft die Erhebung, d. h. die verticale Gliederung des Gebirges, eine zweite Art von Mannigfaltigkeit, welche — so paradox es klingt — die so eben besprochenen Verschiedenheiten verringert, statt sie zu mehren. Wir mögen unter jedem beliebigen Breitegrad aufsteigen, die Sonne mag Mittags im Zenit oder stark gegen den Horizont geneigt stehen, so werden wir doch, vom Fuße des Hochgebirges allmälig höher steigend, in Regionen gelangen, wo die Unterschiede der Tiefe auslöschen wie Farbenunterschiede vor der zunehmenden Dämmerung.

Digitized by Google

Es verschwinden die Bäume, das Strauchwerk verkrüppelt, die Thiere werden selten, und endlich gelangen wir an eine Grenze, wo alles Leben erstirbt, wo der fallende Schnee nicht mehr thaut, wo nackte Felsmassen, zerrissene Eisgefilde dem Wanderer entgegenstarren. An dieser Grenze, welche allen Hochgebirgen eigen ist, wo nur noch der Sonnenstand, die Fülle der niedergeschlagenen Schneemassen, die Tektonik der Felsengebilde und das Wehen des Windes die Unterschiede bedingen, hat sich der menschliche Geist lange Zeit bannen lassen, obwohl Hannibal's Zug über die Alpen schon vor zweitausend Jahren bewiesen hatte, was menschliche Kühnheit der feindlichen Natur abzutrotzen vermag.

So ist nun auch für alle Abschnitte der Andes-Cordillere die Erhebung das ausgleichende Moment; für jeden einzelnen Abschnitt aber wird sie die Ursache gesteigerter Mannigfaltigkeit. Denn zwischen die Tropenfülle der Tiefe und die eisigen Höhen, wo nichts keimt, schiebt die Natur mannigfache Uebergänge des Klimas, der Vegetation und der Thierwelt ein. Entfernen wir uns von den Tropen, so wird die Mannigfaltigkeit eine geringere, weil die klimatischen Gegensätze zwischen der Höhe und der Tiefe geringere werden, bis endlich in der fjordenreichen Südspitze Amerika's die Gletscher direct ins Meer fallen.

Für einen Reisenden, der nicht durch Specialforschungen an ein beschränktes Gebiet gebunden ist, der nichts zu besitzen braucht, als einen künstlerischen Blick für das Charakteristische in einer Landschaft, und die Fähigkeit, es in Worten auszudrücken, für einen solchen wäre es eine dankbare Aufgabe, die Andes in Abständen von 10 zu 10 Breitegraden zu überqueren und die zurückgelegten Wege vergleichend zu beschreiben. Das würde meinen Andeutungen über die vielgestaltige Physiognomie der Cordillere einen concreten Inhalt geben. Der Leser würde, je nachdem das Gebirge aus einer, zwei oder drei Hauptketten gebildet ist, ganz verschiedene Querprofile kennen lernen; würde bald in Palmendickichten, bald über wüste Hochsteppen, über 4—5000 m hohe Pässe, in China-Waldungen, durch die Schluchten der Amazonas-Quellflüsse wandern; würde in den mattenreichen Abhängen des weißen Nlimani an die Alpen, in der Atacamawüste und dem peruanischen Küstenlande an nordafrikanische Gebirgswüsten erinnert werden; würde allmälig in die gemäßigten Zonen Chile's niedersteigen; im Anblick des höchsten Berges der Andes die weiten Steppen der argentinischen Pampas erreichen; und endlich, auf dem südlichsten Wege, unter dem trüben Himmel Patagoniens durch feuchte, immergrüne Wälder ziehen und die Wasserscheiden der beiden Weltmeere auf einem niedrigen Wall überschreiten.

Die südamerikanische Cordillere ruft nicht nur in Deutschland, sondern bei allen civilisirten Nationen Erinnerungen an den ehrwürdigen Namen Alexander's von Humboldt wach. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß dieser Mann aus dem Leben schied, und es hat nicht an Solchen gefehlt, die mit dem Manne am liebsten auch seinen Ruhm begraben hätten. Mit der Geflissenheit eines gehässigen Kammerdieners hat man nach den Schwächen gesucht, die jedes großen Menschen Erbtheil, so gut wie des kleinen sind; hat eine Gegenströmung erzeugt, welche das Urtheil verschieben sollte. Aber was kümmert es uns, ob das Gestein des Piedestals hier und da fleckig ist, wenn nur das Standbild, das sich darauf erhebt, rein und kühn in die Lüfte ragt? Ich meine, daß unsere

Digitized by Google

verehrende Bewunderung für Alexander von Humboldt nur um so tiefer begründet wird, je größere Theile der Erdoberfläche wir aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, je älter wir werden, je mehr unser Geist seine philosophischen Schwingen hebt, um uns dem Endziel aller menschlichen Erkenntniß näher zu bringen. Seiner scharfen Beobachtungsgabe wußte er die richtigen Stätten anzuweisen, in das selbst geschaffene Material warf sein Geist die belebenden Keime, befruchtete sie mit seiner Liebe zur Natur und entwickelte daraus das Gemälde eines geordneten Weltganzen. So verschmolzen sich in ihm die inneren Kräfte des Naturforschers, des Reisenden, des Philosophen, ja des Dichters, mit dem er das Ahnungsvolle und die Herrschaft über die Sprache gemeinsam hatte; und gerade diese Combination ganz verschiedener Kräfte machte ihn groß. Seine Gegner aber zerschnitten die schöne, einheitliche Schöpfung.

Humboldt war der erste, welcher uns wissenschaftliche Kunde von einem Theil der Cordilleren brachte. Auf seiner großen Reise in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts besuchte er Bogotá und das Hochland von Quito, und combinirte das an Ort und Stelle bereits vorhandene Material mit seinen eigenen Untersuchungen. Der Ersteigungsversuch, welchen er am Chimborazo (6310 m) unternahm, mißglückte zwar in noch höherem Maße, als Humboldt selbst anzunehmen geneigt schien; trug dem Berg aber die Ehre ein, bis auf den heutigen Tag der einzige Andesgipfel zu sein, dessen Namen Jung und Alt bei uns kennt. Daß der Versuch nicht gelang, ist jedem Kenner des Hochgebirges verständlich; hierfür hätte es besonderer Vorbereitungen und Maßnahmen bedurft, und zu Humboldt's Zeit kannte man weder die Art des Hochgebirges, noch die Mittel, es zu bezwingen; ohne diese aber wird der Reisende ein Spielball des Zufalls und scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten. Erst vor wenigen Jahren erreichte der Engländer Whymper, begleitet von zwei piemontesischen Führern aus dem Val Tournanche, den Gipfel des Chimborazo zum ersten Male, und kurz darauf ein zweites Mal.

Bei der großen Anregung, welche Humboldt's amerikanische Reise in Europa zur Folge hatte, darf es nicht Wunder nehmen, daß gerade die Doppelkette der Andes von Ecuador, mit ihren glänzenden Gipfeln und dem eingeschalteten Hochthal von Quito, die Mehrzahl der wenigen Reisenden anzog, welche sich dem Studium der Andes widmeten. Den Ehrenantheil der Arbeit nahmen Deutsche auf sich, und noch gegenwärtig ist der frühere Pater Wolf, trotz aller Hindernisse, welche die verrotteten politischen und socialen Zustände — mit all' ihrem Schlamm und ihrer hohlen Declamation — bieten, damit beschäftigt, Theile des Landes auf astronomischer Grundlage zu vermessen und kartographisch darzustellen. Zwei unserer Landsleute, die DDr. Reiß und Stübel, gaben das beste Jahrzehnt ihres Lebens der wissenschaftlichen Erforschung der tropischen Andes hin, dehnten allein in Ecuador ihre geologischen und topographischen Untersuchungen über einen Zeitraum von fünf Jahren aus. Ihre Expedition steht für Amerika einzig da — wenigstens in der Neuzeit — und kann als Vorbild dienen für jede streng wissenschaftliche Andes-Exploration; sie tritt mit ihrer ruhigen, ernsten Arbeit in einen wohlthuenden Gegensatz zu dem sensationellen Geklapper, mit dem sich die moderne Afrikaforschung umgeben hat, und leidet höchstens unter dem Vor-

Digitized by Google

wurf, daß sie zu viel that, daß die Bearbeitung des Materials von den Reisenden allein nicht mehr bewältigt werden kann. Im Uebrigen aber zeigt die Reiß-Stübel'sche Expedition den einzigen sichern Weg an, auf welchem wir allmälig zu einer befriedigenden Kenntniß des Andes-Systems gelangen werden — früher oder später, je nachdem sich die aufopfernden, auf äußeren Erfolg verzichtenden Männer finden; und dieser Weg besteht in der localen Beschränkung auf einen gut umschriebenen Abschnitt der Cordilleren, in einem mehrjährigen Aufenthalt daselbst und steter Arbeit mit all' den Hilfsmitteln, welche ein vorangegangenes gründliches Studium in der Heimath allein geben kann.

Bisher ist keinem andern Theil der Andes, weder in Bolivien, noch in Peru, weder in Chile noch in Argentinien eine annähernd gründliche Erforschung zu Theil geworden, wie den Bergen von Ecuador, und für weite Abschnitte der Cordilleren bleiben noch heute die einfachsten Fragen unbeantwortet. Die Indolenz der südamerikanischen Bevölkerung spanischer Abkunft gegen alle rein wissenschaftlichen Untersuchungen wälzte bisher die ganze Last der Arbeit — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — auf europäische Schultern; in die Namen der hervorragenden Reisenden wie Charles Darwin, Pentland, Bouffingault, Pöppig, Meyen, Molina, Claude Gay, Tschudi, Philippi, Pissis, der bereits oben Genannten und Anderer, die ich zum Theil absichtlich nicht anführe, theilen sich England, Frankreich, Italien und die Schweiz mit Deutschland. In dem außertropischen Südamerika, besonders in Chile und Argentinien ist zwar der gute Wille erwacht, mit den alten Traditionen zu brechen, auch für das zu arbeiten, was nicht so ohne weiteres als eßbare Frucht zu Boden fällt, aber der Erfolg steht doch noch aus. Immerhin muß es hoch angeschlagen werden, daß sowohl in Chile wie in Argentinien von Staats wegen große Mittel angewandt worden sind, um diesen Ländern bei ihrer geographischen Durchforschung die Mithilfe geeigneter Europäer zu sichern.

Was hätte auch die Bewohner in jene andinen Regionen treiben sollen, wo die Lockungen des Handels oder des Bergbaues aufhören, wo das Vieh keine Weide mehr findet, wo das Terrain oft nicht einmal Verbindungswege zwischen zwei auseinanderliegenden bewohnten Gegenden gestattet? Der Wunsch, etwas kennen zu lernen, nur weil es unbekannt ist, nicht weil man sich Schätze von diesem unbekannten Etwas verspricht, kann nur da entstehen, wo die menschliche Entwicklung bereits eine hohe Stufe erreicht hat; aber die Verwirklichung unterbleibt sehr leicht, wenn sie mit so großen äußeren Schwierigkeiten verknüpft ist, wie eine Andes-Reise. Denn hier hat der Forscher den Gegensatz zu ertragen zwischen einem idealen Wunsche, den nur eine verfeinerte Civilisation zeitigen konnte, und zwischen einer Lebensweise, die ihn äußerlich auf das Niveau der Naturvölker zurückwirft. Wenn nicht angeborener Thatendrang ein freudiges Moment in diesen Gegensatz brächte, wer weiß, ob Energie allein genügte, seiner Herr zu werden.

Man erwäge auch die Schwierigkeiten, welche das Bergterrain durch seine steilen Halden, seine Felsgebilde und seine Eisbedeckung dem Reisenden in den Weg legt. Aber eben das ist der Punkt, durch den wir wieder auf vertrauten Boden gelangen. Denn gegenwärtig ist keine Bildung der Erdoberfläche in

Digitized by Google

fremden, noch so fernen Welttheilen unserem Verständniß so nahe gerückt, wie gerade das Hochgebirge. Haben wir doch im Herzen Europa's die Alpen, deren hohe Gipfel, deren weite Schneegefilde, deren eisige Gletscher dieselbe Sprache zu uns reden, wie ihre, nur mächtigeren, Geschwister in Amerika und Asien. Hier übt sich unser Sinn, hier lernen wir die Eigenthümlichkeiten des Hochgebirges kennen, und damit auch die Kunst, uns mit denselben abzufinden; hier können wir unsern Thatendrang auf harte Proben stellen, können prüfen, was moderne Civilisation uns an physischer Energie, an ruhiger Ueberlegung in der Gefahr, an zuverlässiger Beobachtung in der Ermattung übrig gelassen hat. Wenn wir über Fels und Eis, durch Klüfte und an Abgründen her, einen jener erhabenen Alpengipfel erreicht haben, wenn die eben überstandene Gefahr verklärend in uns nachzittert, wenn unsere Muskeln noch die Spannung des Kraftaufwandes fühlen, schale Grübelei den Blick nicht länger trübt und der unternehmende Geist alle Fesseln abgestreift hat, so springt der Wunsch auf, diese wunderbare Hochgebirgsschöpfung ganz zu begreifen, nicht nur da, wo man sie Alpen nennt, sondern auch jenseits der großen Meere, in fremden Himmelsstrichen.

Eine ruhige Ueberlegung führt uns dann schnell von der thatendurstigen Neugier hinüber zu den wissenschaftlichen Fragen, welche zu lösen sind; und das geographische Problem nimmt feste Gestalt an. Es läßt sich charakterisiren als ein Aufsuchen von Analogien weit auseinander liegender Erdräume, denen die Erhebung, das Hineinragen in dünner und dünner werdende Luftschichten gemeinsam ist.

So entschied ich mich zu einer Forschungsreise in die Andes, und zwar in die centralen chileno-argentinischen Andes, welche zwischen dem 32. und 35. Grad südlicher Breite liegen. Höher noch als der Chimborazo in Ecuador, als der Nllampu, der Nlimani und der Sajama in Bolivien, steigen hier einzelne Gipfel auf, und in dem erloschenen Vulcan Aconcagua culminiren daselbst die Andes in 6970 Meter über dem Meeresspiegel.

Das Gute an diesem Plan war die Natürlichkeit, mit der er entstanden war, und der Umstand, daß das Reisegebiet fast einer terra incognita glich, wenn auch die Zugänge, wenigstens auf der chilenischen Seite, die Hilfsmittel civilisirter Länder boten. Ich besuchte die Andes nicht, weil sie in Südamerika liegen, sondern ich ging nach Südamerika, weil dort die Andes liegen, und dementsprechend traf ich meine Vorbereitungen für den so charakterisirten eng umschriebenen Plan; ich traf sie so, daß ich auch heute, im Besitz meiner andinen Erfahrungen, nichts daran anders zu sehen wünschte.

II.

Ein alter Reisender hat vor dem jüngeren wesentlich das voraus, daß er keine überflüssigen Sachen mitnimmt, auf gewisse andere Dinge aber, die der enthusiastische Jüngling als Verweichlichung oder Luxus verwirft, z. B. ein Feldbett und ein Kautschukbad mit liebevoller Sorgfalt denkt; auch legt er einer guten Verpackung eben so viel Gewicht bei, wie dem Instrument, welchem sie dienen soll. Diesem Umstande verdankte ich es, daß mein ganzes Gepäck, einschließlich der feinen Meß-Apparate, einer photographischen Camera und

Digitized by Google

Trockenplatten, nebst sämmtlichen Bivaksutensilien auf sechs Maulthieren weggeschafft werden konnte, daß nie etwas in Unordnung kam, und alle wissenschaftlichen Instrumente die Heimath in völlig gebrauchsfähigem Zustande wieder erreichten. Da ein Reisender, der sich in Deutschland ausrüstet, einige Dinge gut, viele Dinge sehr schlecht kauft, und außerdem noch für hohes Geld die Dummdreistigkeit mancher Lieferanten in Kauf nehmen muß, Zeit mit Explicationen verliert und schließlich doch nicht erhält, was er gebraucht, so besorgte ich Alles, was der Mechaniker Karl Bamberg in Berlin mir nicht liefern konnte, in London — im Besondern die Quecksilberbarometer; dort erlernte ich auch das Photographiren und konnte noch vor der Abreise, in den Schweizer Bergen, constatiren, daß meine Aufnahmen die nothwendigen Bedingungen einer brauchbaren Photographie erfüllten. Theoretisch lassen sich die Manipulationen der Aufnahme in einer halben Stunde erlernen; in der Praxis aber hat man eine Reihe scheinbar unbedeutender Unterlassungssünden zu fürchten, deren jede für sich einen Mißerfolg in sich schließt. Wer durch seine übrigen Beschäftigungen in dem Gebrauch von Präcisionsinstrumenten Uebung besitzt, ist dieser Gefahr viel weniger ausgesetzt, und die Kürze seiner Lehrzeit hat gar nichts Ueberraschendes.

Für die auszuführenden wissenschaftlichen Arbeiten, bei denen Höhenmessungen und astronomische Ortsbestimmungen naturgemäß eine Hauptrolle spielten, stand mir eine mehrjährige Reiseerfahrung zu Gebote. Ein Theil der Instrumente, welche ich mitnahm, waren sowohl auf den Köpfen von Negern, wie auf dem Rücken von Kameelen transportirt worden. Mit ihnen hatte ich beispielsweise schon in den Jahren 1873 und 1874 den Lauf des Kuilu bis oberhalb seines ersten Durchbruchs festgelegt [1]), — desselben Kuilu, den erst die allerneueste Afrikaforschung glaubt entdeckt zu haben; auch die Lage der ältesten Klöster der Christenheit [2]) (in der arabischen Wüste) war genau damit ermittelt worden; wenn nun noch die höchsten Andesgipfel in das Gesichtsfeld dieser stummen Gefährten traten, so konnten sie in der That als treu und erprobt gelten.

Eine Vorbereitung von besonderer Tragweite war die Erfahrung, welche aus der Summe meiner Alpenwanderungen floß. Dieselben greifen bis zum Jahr 1859 zurück und bildeten für meine Reise das natürliche Fundament; denn sie lehrten mich die technischen Hilfsmittel kennen und anwenden, welche der wissenschaftlichen Durchforschung eines Hochgebirges die Wege ebnen und hemmende Schranken niederreißen; sie hakten auch den Blick für Das geschärft, was gerade dem Hochgebirge eigenthümlich ist. Das geistige Auge hatte alle empfangenen Eindrücke zu einem idealen Bilde verschmolzen, das ich nun mit

---

[1]) S. „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XIV, S. 119: „Die Loangoküste". Wir machen auf diesen ausgezeichneten Bericht über die erste, im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft" unternommene und von unserem geschätzten Mitarbeiter Dr. Paul Güßfeldt geführte Expedition nach jenem süd-westafrikanischen, dem Congo benachbarten Küstenstrich aufmerksam, da er durch die jüngsten Ereignisse wieder ein ganz actuelles Interesse gewonnen hat.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

[2]) S. „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XVII, S. 95: „Die Arabische Wüste und ihre Klöster."

Digitized by Google

mir zu den Andes hinüber nehmen konnte, um es dort mit dem andern Bilde zu vergleichen, welches die Cordillerenreise liefern sollte.

Wenn daher diese Aufsätze darnach streben, etwas in sich Geschlossenes darzustellen, und wenn ihnen die Eingangs angedeutete Art der Behandlung gewahrt bleiben soll, so muß ich den Leser, ehe er das Andesgebiet wirklich betritt, noch einmal in die Alpen führen.

Schon der Name des Hochgebirges deutet an, was dasselbe von andern Gebirgen unterscheidet: die Erhebung; denn auf diese gründen sich seine specifischen Eigenthümlichkeiten. Das Hineinragen des Gebirges in die dünneren Schichten der Atmosphäre hat eine Abnahme der Temperatur zur Folge, obwohl gerade dort die Sonnenstrahlen eine größere Intensität besitzen, als in der Tiefe; aber wie ein großes Wasserbecken auch bei geringerem Zufluß mehr Wasser ansammelt, als ein kleines bei noch so reichlichem Zufluß, so ist es auch mit der Wärmeaufspeicherung der dichten Tiefenluft und der dünnen Höhenluft. Die Sonnenstrahlen üben, auf ihrem Wege zur Erdoberfläche, eine sehr geringe erwärmende Wirkung auf die Luft aus; erst der erwärmte Erdboden wird die eigentliche Wärmequelle für unsern Luftocean; für diese Quelle spielen die dichteren Luftschichten die Rolle des großen Wasserbeckens, weil sie die Fähigkeit haben, mehr Wärme aufzuspeichern, zu absorbiren, als die dünneren; und dies ist der Grund, weshalb wir beim Aufsteigen allmälig in kältere und kältere Regionen gelangen.

Die am meisten ins Auge springende Folge dieser Thatsache ist, daß die atmosphärische Feuchtigkeit als Schnee, nicht als Regen niedergeschlagen wird. Die Massen häufen sich mehr und mehr an, drängen gegen einander, werden zu Eis, ergießen sich in langsamem, unwiderstehlichem Fluß in die Tiefe, werfen Spalten und Klüfte auf, wenn sie Spannungen erleiden, und verschweißen sich dann wieder unter ihrem eigenen Druck; so gelangen sie zur Tiefe und erfüllen als Gletscher noch Thalgründe mit Eis, deren Hänge mit kräftigem Baumwuchs bestanden sind. Auch die wilden Wasser, die Tag und Nacht aus dem Gletscher, wie aus einem Thor, hervorbrechen, beweisen, daß die klimatischen Bedingungen des ewigen Eises längst nicht mehr erfüllt sind, wo das Gletschereis noch reichlich fließt.

Kehren wir nun wieder zur Höhe zurück, und zwar zu solchen Stellen, wo der nackte Fels, ungeschützt durch Schnee und Eis, aufragt, so sehen wir auch hier Erscheinungsformen, welche von denen eines Mittelgebirges abweichen. Sie beruhen zum nicht geringen Theil auf den stärkeren Temperaturwechseln, denen das Gestein täglich ausgesetzt wird; denn während die Sonne am Tage das Gestein erwärmt, bewirkt die Ausstrahlung der Nacht eine starke Abkühlung; die einzelnen Schichten des Steines erwärmen oder kühlen sich in ungleicher Weise ab; die dadurch bedingten Verschiedenheiten in der Aenderung des Volumens der Schichten erzeugen Spannungen; diese haben ihrerseits Sprengungen zur Folge. Auch Schmelzwasser, von kleinen Resten Schnee herrührend, an Ort und Stelle erzeugt oder von höher gelegenen Theilen niedertropfend, dringt in die Haarspalten und feinen Risse des Gesteins ein und gefriert in der Nacht; da nun eine Wassermasse bei der Verwandlung in Eis ihr Volumen vergrößert, d. h. aufschwillt, so wird das Gefrieren für das wasser-

Digitized by Google

durchzogene Gestein zu einem Sprengungsproceß, der um so wirksamer sein muß, je mehr die Oberflächenschicht durch vorangegangene chemische Processe von ihrer ursprünglichen Cohäsion eingebüßt hat. Diese chemischen Processe werden durch die Berührung des Gesteins mit Wasser, Schnee und Luft eingeleitet. Den Gesammteffect nennt man die Verwitterung.

Die Erscheinungsformen der Verwitterung sind sehr mannigfaltige, weil die Gesteine ihrer Beschaffenheit nach so verschieden sind, bald nur aus einer einzigen, bald aus mehreren Mineralspecies bestehen, und weil die Art der Zusammenfügung und die Verwitterbarkeit der gesteinsbildenden Mineral-Individuen reiche Abwechslung zeigt. Daher sehen wir die Felsenflächen bald als glatte feste Platten, bald zu schaligen Absonderungen aufgetrennt, bald mit Trümmern beladen, bald mit unzuverlässigen Vorsprüngen oder einer ablösbaren Schicht faulen Gesteins bedeckt, bald zu scharfen Ecken und Kanten ausgearbeitet. Wie immer sie beschaffen sein mögen, sie sind dem Untergang geweiht; heut' geht ein Stück, morgen ein anderes Stück zur Tiefe nieder; und so stirbt das Gebirge allmälig ab, um aus seinen Trümmern, an andern Theilen der Erde, in kommenden Epochen ein neues Gebirge aufbauen zu helfen.

Aber gerade der in Ruinen zerfallende Bau ist es, der uns anzieht. Läge das Gebirge in seiner ursprünglichen Form vor uns, als massiger unförmiger Wall, so würde das Auge gleichgültig auf ihm ruhen, der ästhetische Sinn fände keine Befriedigung, der kühne Muth würde nicht gereizt, der forschende Geist durch die Tiefe der Probleme nicht angezogen werden.

Statt dessen sehen wir ein Terrain vor uns, dessen gewaltige Falten uns bald als hohe Rücken, bald als scharfe Felsengrate, als riesige Kuppen, als Pyramiden und Zähne entgegentreten; ein Terrain, das sich aufbaut aus dem verschiedenartigsten Gestein, von der Verwitterung in allen Formen zernagt; ein Terrain, in dessen weiten Reservoiren und engen Felsenschluchten Schnee, Firn und Eis sich aufhäufen, wo unabsehbar hingezogene, sanfte Schneefelder mit den eisigen Phantasiegebilden der Gletscherbrüche wechseln oder mit den Schrundrevieren aufgebrochener Firnmassen; ein Terrain, dessen Gehänge und Mauern, dessen Thalböden und Kammlinien alle Neigungen zwischen der Horizontalen und Senkrechten darbieten, selbst Ueberkippungen zeigen; ein Terrain, das den Menschen entweder erschreckt oder erhebt, ihn aber nie gleichgültig läßt.

Das ist das Hochgebirge, wie es sich jenseits der grünen Matten aufbaut. In ihm mit Sicherheit zu wandern und die richtigen Pfade zu erspähen, wird bis in alle Zeiten hinaus eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe bleiben; eine Aufgabe so complicirter Art, daß ich ihre Lösung eine Kunst nenne. Daß diese Kunst oft in Routine übergeht, daß Mancher sich für einen großen Künstler hält, nur weil er gut zu copiren versteht, wer möchte es leugnen? Aber was geht das uns an? Wir sprechen hier von jener Kunst des Bergsteigens, die in sich selbst ihre Befriedigung trägt und der wissenschaftlichen Forschung eine ihrer vornehmsten Dienerinnen stellt. Nur gewarnt muß werden vor den einseitigen Urtheilen Derer, welche auf Grund einiger weniger Gletscherpartien oder Bergbesteigungen, ausgeführt unter günstigen Verhältnissen und stetig helfender Ueberwachung, allgemein hinsagen, daß Hochgebirgsunternehmungen doch im Grunde

Digitized by Google

unschwierig und gefahrlos seien; die Ahnungslosigkeit dieser Anfänger hat schon zuweilen in einem tiefen Abgrund geendet. Noch stärker wird das Urtheil getrübt durch Solche, die, weil sie geschickt, ausdauernd, courageirt sind und stets vom Glück begünstigt waren, die hohen Berge, Gletscher und Felsgrate wie ein zahmes Spielzeug behandeln; sie lassen durch ihre Thaten keinen Zweifel über ihre hervorragenden Eigenschaften; aber entweder sind sie ruhmredig und nennen leicht und ungefährlich, was schwer und gefahrvoll ist, oder es mangelt ihnen die tiefere Erkenntniß. Das Letztere ist der Fall bei der kraftvollen sympathischen Jugend, der man immer gern die Hand drückt, wenn sie auszieht oder glücklich heimkehrt; aber auch mit der Ruhmredigkeit wird man sich allenfalls abfinden, weil sie nur ein Auswuchs wohlverdienter Erfolge ist. Anders dagegen müssen die alpinen Tartüffe's beurtheilt werden, die mit Geringschätzung von schwierigen Touren sprechen, wahrheitsliebende Reisende der Uebertreibung zeihen, aus eigner Kraft nichts vermögen, hochbezahlte vorzügliche Führer haben und mit diesen respecteinflößende Unternehmungen ausführen — nicht etwa aus innerer Freude am Hochgebirge, sondern weil sie die Aufmerksamkeit Derer auf sich ziehen möchten, von welchen sie nicht beurtheilt werden können.

Fünfundzwanzig Jahre sind gerade verflossen, seitdem ich den ersten höheren Alpengipfel erstieg, und ich darf nur in meinen Tagebüchern blättern und die an Ort und Stelle, oft mit ungelenker Hand niedergeschriebenen Notizen wiederlesen, um Front zu machen gegen alle Entstellung der Wahrheit durch Ruhmredigkeit oder Ignoranz. Ich betone hier in erster Linie die Gefahr, nicht weil ich sie fürchte, sondern weil ich mir ihrer bewußt bin, weil ich sie sehe, weil ich möchte, daß auch der Leser sie sähe.

Die Gefährdung, welche dem Wanderer im Hochgebirge droht, ist mannigfacher Art: Er kann stürzen und während des Falles sterben; oder er kann mit zerbrochenen Gliedern an eine Stelle geschleudert werden, wo er liegen bleibt, verhungert und erfriert; er kann auch ohne Schaden zu nehmen in eine Gletscherspalte stürzen, aber nicht im Stande sein, dieses Eisgrab zu verlassen: dann erfriert er, noch ehe er verhungert ist; er kann auf Schnee, welcher brückenartig über eine Eiszerreißung gespannt ist, durchbrechen und zwischen den zusammenschlagenden Flügeln der eingesunkenen Brücke ersticken; er kann von Nebel überfallen werden, seine Kräfte mit Umherirren erschöpfen und muß sich dann zum Sterben niederlegen; er kann in einem Gletscher, welcher in Folge einer stärkeren Neigung seines Felsbodens stark zerklüftet ist, dessen Oberfläche nur noch ein Gewirr von Schründen und bizarren Eisfiguren darbietet, durch einen niederbrechenden Eisblock erschlagen werden; er kann in schwindelnder Höhe auf scharfem Schneegrat zu stehen vermeinen, während sich in Wirklichkeit nur eine ausladende, zum Einsturz bereite Schneecorniche zwischen ihn und den Abgrund schiebt; er kann in eine Lawine gerathen; Steine, welche wie Geschosse zur Tiefe fahren, können ihn zum Tode treffen oder ihn aus seinem Standort herausschlagen, daß er stürzt.

Die jüngsten Jahrzehnte liefern für jedes dieser Vorkommnisse eines oder mehrere Beispiele. Der Montblanc, die italienische Seite des Monte Rosa, das Matterhorn, der Lyskamm, die Dent blanche, das Wetterhorn, der Gornergletscher,

Digitized by Google

der Oberaargletscher, die Firnfelder am Piz Bernina und am Monte Cevedale erschöpfen noch lange nicht die Reihe der Oertlichkeiten, denen Hochgebirgswandrer in der angedeuteten Weise zum Opfer fielen. Allein von den Führern, welche mir gedient, sind fünf innerhalb eines Jahrzehntes in den Bergen umgekommen. Die Todten können freilich nicht von den Gefahren reden, in welchen sie zu Grunde gingen, und die Lebendigen werden nur dann ganz davon durchdrungen, wenn sie mitten darin gestanden haben und durch eine barmherzige Fügung des Schicksals daraus errettet wurden. Keine Ueberzeugung bildet sich so kräftig aus, als die, welche in der Grenze zwischen Leben und Tod wurzelt. Auf dieser Grenze habe ich im Hochgebirge mehr als einmal gestanden und entnehme daraus das Recht, eben so ungeschminkt zu dem Leser zu sprechen, wie das Verderben, dem ich entrann, zu mir sprach.

Aus diesem Recht erwächst aber gleichzeitig die Pflicht, mit allem Nachdruck zu betonen, daß nicht Unglücksfälle, sondern glücklich durchgeführte Expeditionen die Regel constituiren. Wir stehen hier vor einem ähnlichen Verhältniß, wie es zwischen Schiffbruch und glücklicher Fahrt besteht. Daß aber auch die großen Bergfahrten meist glücklich enden, beruht zum nicht geringen Theil auf menschlichem Verdienst. Das Wesen der Kunst, welche wir in den Bergen ausüben, besteht darin, daß wir eine ganze Reihe der drohenden Gefahren ihres Charakters entkleiden, sie durch unser eigenes Können und Wollen wesenlos machen und daß wir allen übrigen Gefahren, welche stärker als wir selbst sind, aus dem Weg zu gehen suchen. Wenn Letzteres nur um den Preis der Umkehr möglich ist, und wir dennoch vorwärts gehen, im vollen Bewußtsein unseres Thuns, so müssen wir uns auch der Situation gewachsen zeigen, d. h. inmitten harter Bedrohung noch handeln und denken können. Schützt uns das Glück, bleiben wir unversehrt, so sind wir um eines jener Ereignisse reicher, welche das Leben, wenigstens in der Erinnerung, werth machen.

Das Hochgebirge repräsentirt ein ungeheures Quantum aufgespeicherter Schwerkraft, sogenannter potentieller Energie, deren Auslösung in Form herabstürzender Massen die meisten Gefahren erzeugt. Auch der Mensch, den seine Muskelthätigkeit in höher und höher gelegene Niveaus trägt, speichert einen Theil der ausgegebenen Kraft wieder in sich auf und erzeugt dadurch selbst die Fundamentalgefahr, der er auch selbst wieder entgegentreten muß: den Sturz. Denken wir uns den Bergsteiger und die Gebirgsoberfläche der Schwerkraft entkleidet, so würden fast alle Bedrohungen verschwinden, und es blieben nur noch die Verirrung, das Verhungern und Erfrieren zu fürchten.

Gerade die Fundamentalgefahr: der Sturz, läßt sich am sichersten vermeiden, und unsere eigene Geschicklichkeit, verbunden mit Selbstvertrauen, ist hier unser bester Schutz. Die starke oder geringe Neigung des Bodens, die glatte oder rauhe Beschaffenheit der Oberfläche machen es schwierig oder leicht, den Schwerpunkt des Körpers in der richtigen Lage zu erhalten; ebenso bedingt es einen Unterschied, ob der Fuß den Boden in seiner ganzen Fläche berührt, oder nur theilweise, etwa mit einem Rande oder dem Ballen allein. Wenn unser Schwerpunkt sich um irgend eine Achse dreht, die in der Unterstützungsfläche unserer Füße liegt, so nennt man die ausgeführte Bewegung: Fallen. Auf einer Ebene kann

Digitized by Google

man nur fallen. Im Gebirge aber kann der Schwerpunkt noch auf eine andere Art gegen unsern Willen in eine tiefere Lage kommen, nämlich durch Gleiten; der Schwerpunkt kann sich immer in derselben gesicherten Lage zur Unterstützungsfläche der Sohle erhalten, und doch tiefer und tiefer sinken, indem der ganze Körper eine Schiebung nach unten erleidet. Ein Sturz setzt sich im Anfang aus Gleiten und Fallen zusammen; haben die Füße sich erst einmal vom Boden getrennt, so ist das Unglück eingetreten, das durch Geschicklichkeit vermieden werden soll. In einem Vortrag[1]), welchen ich vor einigen Jahren vor Alpinisten hielt, habe ich an der Hand dieser Betrachtung zusammengestellt, was Praxis und Reflexion mich über Sicherung des Schwerpunkts und Vermeiden des Gleitens gelehrt hatten; auch der Hilfsmittel, welche die Hände, das Gletscherbeil und die Nägel in den Sohlen liefern, wurde gedacht und auf die Verschiedenheit des Verhaltens hingewiesen, welche durch die Verschiedenheit des Terrains — ob Eis, Schnee, anstehender Fels oder Geröll — bedingt wird. Aber es wurde sogleich hinzugefügt, daß diese Kunst des Kletterns trotz aller Regeln sich nicht lehren lasse; daß das Beste, was wir thun, instinctiv geschehe; daß alle Regeln immer nur typische Fälle im Auge haben und keine Rücksicht auf die unzähligen Nüancirungen nehmen können, denen wir sie anpassen müssen. Vor Allem ist es das Maß der aufzuwendenden Vorsicht, bei denen uns die Regeln im Stich lassen. Die Regeln predigen Vorsicht, und als Gesammtresultat soll eine kühne That herauskommen; die Regeln klingen nüchtern und pedantisch; ihre Befolgung aber verlangt frischen Muth, Kraft und Gewandtheit.

Der Sturz ist nicht die einzige Gefahr, deren wir durch eigenes Zuthun Meister werden können. Auch den Einflüssen der Kälte, des Sturmes und des Hungers werden wir trotzen können, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge und wo den Einen die Kraft verläßt, wird der Andere den Kopf noch oben behalten und den Ausweg suchen. Die übrigen Gefahren indeß fallen in eine andere Domäne. Zu ihrer Vermeidung bedarf es keiner körperlichen Geschicklichkeit oder Ausdauer, sondern lediglich einer allgemeinen Gebirgskenntniß; aber letztere kann nur erworben werden durch große ausgedehnte Wanderungen und stetes Beobachten des Terrains und der Phänomene. Die Pfade, welche dem menschlichen Fuß unbetretbar sind, bedecken ein größeres Areal als die, welche es nicht sind, — um welches Hochgebirge es sich auch immer handeln möge. Deshalb muß das prüfende Auge im Stande sein, schon von ferne aus den Formen des Berges und der Art seiner Eisbedeckung zu erkennen, auf welchem Wege die Spitze muthmaßlich am besten erreicht werden kann. Dazu gehört, daß man gründlich mit der Art des Aufbaus der Hochgebirgselemente vertraut ist, sowie mit der Aenderung der Oberflächenbeschaffenheit von Schnee, Eis und Fels, bei veränderter Steilheit und wachsender Höhe; daß man die Vorkommnisse berücksichtigt, wo Firn und Fels aneinanderstoßen und klaffende Bergschründe aufweisen; daß man den Verlauf schneebedeckter Gletscherspalten erkennt; daß man aus der Anordnung von Schnee und Eis ersieht, wo Lawinen drohen, aus den Felsbildungen und eingerissenen

[1]) Das Wandern im Hochgebirge, Zeitschrift des D. und Oesterr. Alpen-Vereins 1881.

Digitized by Google

Schluchten, wo Steinschläge möglich sind; daß man nicht ängstlich jeder Gefahr ausweicht, sondern die Tageszeit in Rechnung zieht, zu welcher ihr Eintritt unwahrscheinlich ist. Man muß einen Blick für das Menschenmögliche und das entsprechend Unmögliche haben. Mit diesem richtigen Blick, diesem tieferen Verständniß für das Hochgebirge, verbunden mit Ausdauer und Klettertechnik, ist es dem Menschen gelungen, bis zu scheinbar unerreichbaren Punkten vorzudringen. Waren sie nur einmal erreicht, die Möglichkeit des Vorwärtskommens erwiesen, so fiel damit ein großer Theil der ursprünglich vorhandenen Schwierigkeiten; die Bresche war offen, und exacte Schilderungen machten sie oft so weit, daß selbst die breite Mittelmäßigkeit noch passiren konnte.

Selbstverständlich blieb für alle, dem Weg nach bekannten Expeditionen alles das stets wieder neu zu überwinden, was oben geschildert ist; das wechselnde Wetter und die wechselnden Schneeverhältnisse machen außerdem, daß keine Besteigung genau der andern gleicht.

Mit den vorstehenden Bemerkungen wende ich mich nur an diejenigen, denen das innere Hochgebirge aus eigener Anschauung nicht bekannt ist; die dasselbe wohl in seinen äußeren Formen kennen, etwa in dem Sinne, wie man ein menschliches Wesen aus seiner Statue kennen lernt, nicht in dem Sinne des Anatomen und Physiologen, der den innern Bau und den Lebensproceß studirt hat. Denn von den Millionen, welche jährlich die tiefer gelegenen Theile der Alpen besuchen, über fahrbare Joche aus einem Thal ins andere gelangen oder auf sicheren Pfaden schöne Aussichtspunkte erreichen, hat sich doch nur ein kleiner Procentsatz von Leuten abgelöst, welche auch die höchsten Theile des Gebirges wirklich betreten und daran ihre Freude finden. Von dieser stillen Gemeinde erfährt das große Publicum wenig, trotz einer Alpenliteratur, für deren Entwicklung die Lawine zum Vorbild gedient hat. Nur wenn einmal der Eine oder der Andere nicht mehr zurückkehrt oder als Leiche auf einem Schlitten sein Hôtel wieder erreicht, so geht ein Geschrei der Entrüstung durch die Zeitungen, und alle frommen Seelen bekreuzigen sich, weil „schon wieder" ein leichtsinnig aufs Spiel gesetztes Menschenleben verloren gegangen sei! Was wird denn beklagt? Etwa das Menschenleben, weil es verloren gegangen ist in einer Zeit, wo die Uebervölkerung Alles aus den Fugen zu treiben droht? Zu beklagen sind doch nur die Wenigen, deren Liebe dem Verschiedenen sicher war. Oder ist etwa die allgemeine Menschenliebe im neunzehnten Jahrhundert so groß, daß der Verlust Eines Menschen ein Verlust für Alle wird? Wozu also das sentimentale Gehabe bei einem Anlaß, der höchstens daran erinnern kann, daß die Ketten der allgemeinen Verweichlichung doch noch zuweilen zerbrochen werden. Es hat ja noch Niemand den Beweis erbringen können, daß die Welt vollkommen sei; warum also sich wundern oder salbungsvoll werden, wenn ein kleines Uebel im Gefolge eines großen Guten ist? Als ein großes Gutes aber muß es bezeichnet werden, daß der alte germanische Sinn für Gefahr und physische Kraftbethätigung wieder erweckt wird, weil das Heil der geistigen Fortentwicklung der Nation ganz darauf beruht. Die unnatürliche Strömung, in die wir hineingerathen sind, hat auf die Verstandesentwicklung einen Nachdruck gelegt, daß alle Harmonie zerrissen ist, und wir weit ab von den wahren Zielen des Lebens treiben. Wir züchten nur noch

Digitized by Google

auf Gehirn, wie man Gänse auf ihre Lebern züchtet, und was im Uebrigen aus dem Individuum wird, kümmert uns verhältnißmäßig wenig. Unsere hygienischen Bestrebungen, die vielleicht den Keim einer Rückkehr zu natürlicheren Verhältnissen enthalten, können vorläufig nur Linderungsmittel für die Krankheit liefern, nicht die Krankheit selbst aus der Welt schaffen; die Wohlthaten der allgemeinen Dienstpflicht kommen nur dem kleineren Theil der Gebildeten zu Gute, weil der größere Theil militärisch unbrauchbar ist; und so leben wir noch immer in der Gefahr, daß der Babelsthurm, den unser Intellect erbaut, uns einst unter seinen Trümmern begraben wird. Wir speichern Kenntnisse auf Kenntnisse, wie der Geizige das Geld, auf dem er verhungert. Mehr Bildung und weniger Kenntnisse! das sollte unsere Parole sein; mehr Bildung des Herzens, größere Fähigkeit, ein erworbenes geringes Maß von Kenntnissen zu verwerthen; Bethätigung, nicht bloßes Hinsagen des goldenen Spruches: sana mens in sano corpore. Das könnte uns die Nation schaffen, welche kommenden Stürmen gewachsen ist, ohne daß die Wissenschaft die geringste Einbuße erlitte. Denn die Zahl der Auserlesenen ist heute nicht größer, als zu andern Zeiten, und das Genie, welches uns zu den tiefsten Tiefen der Erkenntniß führt oder zu den lichten Höhen idealer Welten, hat immer seinen eigenen Weg gefunden: es erwächst auf jedem Boden; mit ihm haben wir hier nichts zu schaffen. Wir haben den Durchschnittsmenschen im Auge, wie wir selbst einer sind, wie es Millionen andere sind, und wenn von diesen einmal Einer auf einem Berge verunglückt, so sollte uns das vielmehr an das Verdienst derjenigen erinnern, welche glücklich von einem Berge heimgekehrt sind; denn sie bringen — um in der Sprache unserer hygienereichen Zeit zu reden — gerade das mit herunter, was die schädlichen Mikroben unserer geistigen und körperlichen Existenz tödtet.

In der Kunst, das Hochgebirge nach allen Richtungen zu durchwandern, steht aus leicht begreiflichen Gründen eine kleine Schaar von Alpenbewohnern obenan, welche aus ihrer Bergkenntniß, ihrer Geschicklichkeit und Sicherheit des Trittes ein Metier machen; sie geleiten Reisende auf die Schneegipfel und über Gletscherpässe und sichern sie auf allen Stellen, wo ein Sturz eintreten könnte. Man pflegt sie als Führer ersten Ranges zu bezeichnen und mit Lob zu überschütten. Ihren Charakter hat noch Niemand ergründet. Für jeden Unglücksfall unter ihrer Leitung, gleichviel ob sie schuldig sind oder nicht, werden sie zur Verantwortung gezogen und deshalb beanspruchen sie mit Recht das absolute Commando während einer Expedition. Wenn sie sich dessen begeben und mit dem Reisenden in Berathung über die nächsten Maßregeln und über die Fortsetzung des Weges treten, so geschieht es entweder zum Schein — ein Act vollendeter Schmeichelei — oder es geschieht aus Noth. Denn es kommen Situationen vor, wo die Rolle der Superiorität von dem Führer auf den Reisenden übergeht; wo Bergkenntniß und Technik in die zweite Stelle treten, der moralische Muth in die erste; und dieser kann in dem welterfahrenen, kletternden Philosophen zu höherer Ausbildung gelangt sein, als in dem Führer, der außerdem fast immer Frau und Kinder hat.

Der einzelne Reisende — und wäre er noch so vertraut mit den Bergen — bleibt jederzeit auf die Mitnahme von Führern angewiesen; denn nur ein Zusammenwirken mehrerer Personen ermöglicht die Ausführung der großen Expe-

Digitized by Google

ditionen. Die gegenseitige Hilfeleistung vermindert für den Einzelnen die Arbeit, erhöht die Sicherung gegen gewisse Gefahren, macht manche Terrainschwierigkeiten allein überwindbar. Nichts Leichteres für den Eingeweihten, als eine steile Eiswand zu erklettern, wenn Stufen geschlagen sind; nichts Anstrengenderes, als diese Stufen mit der Axt in dem harten Material zu schlagen; diese Arbeit theilt sich also nach Maßgabe der arbeitsfähigen Gefährten. Wenn Schneebrücken über Gletscherspalten und Bergschründen brechen, und die Constellation nicht gar zu ungünstig ist, so kann der Durchbrechende mit dem Seil, welches die Wanderer verbindet, vor dem Fall geschützt und an eine sichere Stelle gezogen werden. Das ist freilich eine schwierigere Arbeit, als in der Regel angenommen wird; denn es handelt sich dabei nicht bloß um die Hebung einer Menschenlast; es muß auch der Widerstand überwunden werden, den das einschneidende Seil und der vielleicht eingepreßte Mann von dem Schnee erfährt. Aus diesem Grunde ist eine Expedition zu Zweit (statt zu Dritt) gefährlich, und wird die Wirkung des Seiles häufiger die sein, daß der Stehengebliebene hinabgezogen, als daß der Durchgebrochene aufgezogen wird. Auch im Felsenterrain und in zerklüfteten Eislabyrinthen sind selbst die geschicktesten Kletterer zuweilen auf einander und das sie verbindende Seil angewiesen; wo z. B. mauerartige Bildungen auftreten, hat schon der erste Mann die Schultern des zweiten als Stufe benutzt und letzteren mit dem Seil nachgezogen. Wo ein unbekannter Abstieg gemacht wird, etwa bei dem Ueberschreiten von Jochen oder dem Traversiren von Bergspitzen, kommen Stellen vor, wo man keinen Ausweg mehr sieht; dann muß sich ein Mann am Seil hinunterlassen, um an passenderer Stelle auszuspähen, ob das Weiterkommen nicht doch möglich sei.

Ferner werden gleichberechtigte Gefährten, wo immer Zweifel entstehen, sich berathen, also durch ihre Erfahrung gegenseitig unterstützen können; und endlich muß berücksichtigt werden, daß das bloße Bewußtsein, nicht allein zu sein, an sich etwas Beruhigendes hat. Ich weiß, was es heißt, allein in der Bergwildniß zu wandern, habe so auf einer Höhe von 5400 Metern gestanden und die aufreibende Spannung gefühlt, die den Einsamen da ergreift, wo die Schöpfung nichts Lebendiges mehr duldet.

Es verstand sich daher ganz von selbst und griff am tiefsten in die Vorbereitungen zu der Andes-Reise ein, daß ich mich nach einem passenden Gefährten umsah, nach einem jener Leute, die ich oben als Führer ersten Ranges bezeichnete. Es schien kaum möglich, eine bessere Wahl zu treffen, als ich es that; wenigstens hätte sich keine andere besser motiviren lassen. Denn der Alpinist, welcher sich die Sporen am Berliner Kreuzberg, auf dem sandigen Abfall des Exercierplatzes erworben hat, hält es für selbstverständlich, daß die Truppe im Kriege ihre Sache ebenso gut macht, wie im Manöver. Und ein solches Manöver, noch dazu mit etwas kriegerischem Beigeschmack, hatten der Führer und ich gemeinsam bestanden. Denn wir waren in ein Alpengebiet gezogen, das uns Beiden unbekannt war; hatten uns dort unsere eigenen Wege gesucht und gerade so gelebt, wie wir vermuthlich bei den großen Andesbefestigungen würden leben müssen. Ich mußte diesem Schweizer zum Mindesten einiges Vertrauen eingeflößt haben; sonst hätte er doch nicht aus freien Stücken den Wunsch

Digitized by Google

ausgesprochen, mich auf der amerikanischen Reise zu begleiten. Seine Fachkenntnisse und seine Geschicklichkeit sind von Allen gepriesen worden, denen er Dienste leistete; am lautesten vielleicht von mir selber.

Des Mannes einmal sicher, konnte ich mit ruhiger Zuversicht auf das Gelingen meiner Pläne blicken und ihre äußere Durchführung nach dem Vorbilde der angedeuteten Alpenreise gestalten. Mochten die südamerikanischen Begleiter beschaffen sein, wie sie wollten, nicht weiter gehen als ihre Pferde und Maulthiere: wir wußten, was wir ohne andere Begleitung gemeinsam auszuführen im Stande waren. Wir rechneten darauf, die höchsten Gipfel allein zu erreichen und das letzte Biwak in der Höhe in einem gemeinsamen Schlafsack zu überstehen. Hatten wir doch andere Biwaks mitten im Eis ohne allen Schutz überstanden! Die Rechnung war, wie ich heut zu sagen berechtigt bin, durchaus richtig; nur in Einem Punkte war sie falsch. Der Führer, welcher sich nicht ungern den stärksten Mann im Wallis nennen hörte, wurde mit wachsender Entfernung von der Heimat kränker und kränker; und bei dem Betreten des chilenischen Bodens glaubte er sich so krank, daß er auf seiner ungesäumten Heimkehr bestand. Die höchste Höhe, welche er in Chile erreichte, war das deutsche Hospital der Hafenstadt Valparaiso.

III.

Es gibt drei Wege, auf denen man in etwa sechs Wochen von Europa nach Chile gelangen kann. Der eine geht über Panamá, verlangt also, behufs Uebergangs aus dem atlantischen in den pacifischen Ocean eine Unterbrechung der Seefahrt. In früheren Jahren wurde der interoceanische Verkehr auf diesem Landwege ausschließlich durch Maulthiere vermittelt; später trat eine Eisenbahn an die Stelle und gewährt ihren Passagieren durch die exorbitanten Beförderungspreise noch heut ein nie versiegendes Gesprächsthema. Die Zeit ist nicht fern, wo der Weltverkehr in der mächtigeren Ader des Canals von Panamá pulsiren wird.

Schon jetzt kann man die Durchschnittslinie an vielen Stellen verfolgen. Im Jahre 1883 waren die Arbeiten bereits weit vorgeschritten; der sumpfverpestete, mosquitoreiche Tropenwald, dessen saftiges lebhaftes Grün dem Auge kaum noch wohl thut, wird jetzt von Menschenhand bemeistert, ausgerodet und nivellirt; etagenweise erheben sich schuppenartige Bauten oder auch sauber hergestellte Wohnhäuser aus Planken, je nach der Stellung der zur Mitarbeit Berufenen; kleine Arbeitslocomotiven auf interimistischen Geleisen erinnern durch ihre Namen Somme, Saône und ähnliche daran, daß der geniale Lesseps der Unternehmung vorläufig noch einen französischen Stempel bewahrt.

Als ich den Blick auf dieses Wirrsal von Erddämmen, durchschnittenen Wäldern, Negerhütten, weißen und schwarzen Arbeitern, europäischen Maschinen aller Art — das Ganze verknüpft durch einen tropischen Regen — fallen ließ, drängte sich mir die Erinnerung an die Gotthardtbahn auf, wo das Streben, der unwilligen Natur einen Verkehrsweg aufzuzwingen, sich nicht minder kühn offenbarte; hier der Schienenweg, durchbohrtes Gestein, aufgedämmte Felsenhänge, überbrückte Abgründe, die rauschenden Wasser von Reuß und Tessin; dort eine

Digitized by Google

träge, miasmengeschwängerte Masse, überwuchert von verrätherischem Grün, bedeckt mit menschenfeindlichem Sumpfland — heut noch das Trennungsglied zweier Meere, über ein Kleines ihre Verbindungsstraße. Wer weiß, ob man dem 19. Jahrhundert diese Arbeiten und die am Suez-Canal durchgeführten, nicht einmal eben so hoch anrechnen wird, wie wir den alten Aegyptern ihre Bauten.

Der zweite Weg von Liverpool nach Valparaiso beschränkt die Seefahrt auf den atlantischen Ocean und bietet die meiste Abwechslung. Denn auf die Meerespassage, die in Montevideo (Uruguay) oder in Buenos Ayres (Argentinien) endet, folgt eine kurze Flußfahrt bis Rosario; hier setzt man sich auf die Eisenbahn und fährt quer durch Argentinien bis Mendoza, wo Maulthiere bestiegen werden und die Cordillere in fünf Tagen auf relativ guten Pfaden überschritten wird. In dem chilenischen Santa Rosa de los Andes erreicht man die Eisenbahn von Neuem und fährt in wenigen Stunden nach Valparaiso. Wegen der Cordillerenüberschreitung, — die übrigens nicht höher als 3750 Meter, im schlimmsten Fall 3900 Meter hoch führt — muß diese Reise in die gute Jahreszeit (October bis April) verlegt werden.

Am bequemsten ist der dritte Weg — und diesen wählte ich für die Ausreise; er ist der längste, biegt am weitesten nach Süden aus und führt durch die Magalhäesstraße. Der Reisende legt dabei ca. 10,000 Seemeilen auf demselben Fahrzeug zurück, und während dieser langen Fahrt hat er sich jeder Willensäußerung, jedes Handelns zu begeben. Er wird die vollendete Passivität; sein geistiges Leben dreht sich um die fixe Idee der Ankunft, aber am Ende der Fahrt ist dasselbe bereits in einen solchen Marasmus gerathen, daß die Ankunft wegen des damit verbundenen Einpackens als eine unbequeme Störung betrachtet wird. Man zähle langsam von 1—41, d. h. jedesmal mit Einschaltung von 24 Stunden, starre dabei unter stetem Schaukeln auf eine öde Wasserfläche und halte sich vor, daß man dieselbe Procedur später noch einmal zu wiederholen habe, so gewinnt man eine Vorstellung davon, um welchen Preis eine Andesreise erkauft wird. Das Bewußtsein, sechs lange Wochen aus der Existenz streichen zu müssen, wird in den Jahren des energischsten Schaffens allerdings wohl am härtesten empfunden; aber ich kann mir keine Phase des Lebens denken, in welcher der geistig und körperlich rüstige Landbewohner mehr bei einer Seefahrt gewönne, als er opferte. Die acute Seekrankheit, die den Einen befällt, den Andern verschont, ist gar nicht der größte Feind, sondern jenes chronische Leiden, welches erzeugt wird durch das Continuirliche der Schiffsschwankungen, durch das Vibriren der Schraube, durch die öde Monotonie eines leeren, unfähigen Daseins in einem unabsehbar scheinenden Zeitintervall. Es hat mir stets eine kleine Abwechslung bereitet, das Leben derjenigen zu beobachten, welche sich von jeder Seekrankheit frei priesen; weder ihre Beschäftigungen noch ihre Unterhaltung verriethen, daß sie höher als ihre leidenden Brüder standen; sie waren eben auch krank, und gönnten sich nicht einmal die unschuldigen Freuden der Selbstironie.

Man muß nur gewissenhaft ein Journal am Bord führen, die kleinen täglichen Vorkommnisse und die eigenen, kaum minder bedeutungslosen Gedanken darin eintragen, um sich später, wenn die einschmeichelnde, zur Täuschung stets bereite Erinnerung ihr Spiel treibt, gegenwärtig zu halten, wie die Wirklichkeit beschaffen war.

Digitized by Google

Man spricht von der Schönheit, von der Großartigkeit des Meeres, an dem man sich nicht satt sehen könne! Am Strande und im sichern Port ist das wohl zu verstehen, nicht aber wenn man gefangen sitzt zwischen den hölzernen oder eisernen Planken; dann wandelt sich die Größe in Monotonie, und selten vermag man den Blick mit wärmerer Theilnahme über das gleichmäßige nasse Rund schweifen zu lassen, zu dessen ewigem Mittelpunkt man verdammt zu sein scheint. Nur die Extreme in der Gestaltung der Meeresoberfläche gewähren noch Reiz: eine spiegelglatte See oder die aufgethürmten Wogenmassen eines windgepeitschten Meeres.

Auf unserer Fahrt durch den atlantischen Ocean durchmaßen wir mehr als 100 Breitegrade in südlicher Richtung und mußten dann im Stillen Ocean wieder nach Norden gehen, um den in der Nähe von Montevideo bereits überschrittenen Parallel von Valparaiso wieder zu gewinnen. Daher führt die Fahrt durch sehr verschiedene Klimate, die sich trotz der ausgleichenden Wirkung des Wassers auch auf hoher See durch sehr verschiedene Tagestemperaturen zu erkennen geben. Wir segelten am 6. September 1882 mit der „Araucania", der Pacific-Steam-Navigation-Company gehörig, von Liverpool und passirten sechzehn Tage später den Aequator, fast genau zur Zeit des Herbsttäquinoctiums; wurden also während dieses kurzen Intervalls aus dem beginnenden nordischen Herbst in den heißesten Aequatorialsommer versetzt. Fast gleichzeitig mit der Sonne traten wir nunmehr in die südliche Hemisphäre ein, für welche der Durchgang durch den Herbstpunkt den Beginn des Frühlings bedeutet, und nicht wie bei uns: des Herbstes. Wir entfernten uns mehr und mehr vom Aequator, und nach wiederum sechzehn Tagen stand die Frühlingssonne der Magalhäesstraße so hoch, wie die Herbstsonne in Liverpool gestanden hatte; nur daß jetzt das Tagesgestirn im Norden culminirte. Aber hier im hohen Süden war es viel kälter, denn der Winter war eben erst zu Ende gegangen; nach dem Passiren der Tropen hatten wir uns über die Temperaturabnahme gefreut, aber der Sprung von 28° auf 7° C. war doch zu groß, als daß wir nicht gern wieder nord- d. h. äquatorwärts gesteuert wären. Von dem südlichsten Punkt der Magalhäesstraße aus durchmaßen wir noch 20 Breitegrade und erreichten Valparaiso am 15. October 1882 unter dem Wehen herrlicher Frühlingslüfte. Dabei hatten wir uns westlich so weit verschoben, daß meine Uhren, welche noch immer Berliner Zeit angaben, nunmehr um 5 Stunden 36 Minuten vorauseilten; der Ausdehnung nach ist die durchsegelte Strecke etwa um den zehnten Theil kleiner als der halbe Erdumfang.

Daß so weite Fahrt nichts Anderes als eine bloße Ortsverschiebung in meiner Erinnerung vorstellte, wäre allerdings eine ungerechte Behauptung. Die großen Postdampfer laufen diesen und jenen Ort an, und den Passagieren ist Gelegenheit gegeben, aus der Berührung mit dem Erdboden neue Kraft zu schöpfen, die Gedanken aus ihrer Lethargie aufzurütteln und die fremdgewordene Welt des festen Landes anzustaunen. Einen solchen Dienst leistete mir Rio de Janeiro, wo ich den südamerikanischen Continent zum ersten Mal betrat, wo ich zum ersten Mal ungestraft unter Palmen wandelte, wo ich lernte, die Tropen reuelos zu bewundern, ohne Zorn und ohne Leiden.

Digitized by Google

Wir hatten gerade den lästigsten Theil der Fahrt überstanden, hatten den Tropengürtel durchschnitten, seinen südlichsten Saum an der amerikanischen Ostküste erreicht und liefen am Mittag des 28. September in die berühmte Bai von Rio ein. Der Dampfer passirt einige kleine, palmenbestandene Felseilande und läßt zur Rechten ein Fort, zur Linken den oft genannten pão d'azucar, den Zuckerhut liegen. Der Einblick in die Bucht vertieft sich; links liegt Botafogo, dahinter Rio; auf der gegenüberliegenden Seite Nicterhoy, durch flachgehende Etagendampfer mit der Hauptstadt verbunden; im Fond ankern viele Schiffe, dahinter liegen Inseln. Die Landschaft wird abgeschlossen durch Bergketten, unter denen das „Orgelgebirge" durch seine orgelpfeifenartigen Spitzen und Felsnadeln zwar nicht am meisten hervortritt, aber doch am auffälligsten ist. Das Gemälde ist glänzend und entzückend, war es namentlich am folgenden Tage, wo das Wetter sehr klar wurde, und violette Farbentöne die ferneren Gebirge umkleideten. Ueppiges Grün, helleuchtende Häuser, schroffe, nackte Felsen, waldüberwucherte Gebirge und die weite, inseldurchbrochene, schiffetragende Wasserfläche setzen ein überraschend wirkungsvolles Bild zusammen. Betrachtet man die Landschaft aus der Mitte der Bucht, wo die Entfernung die fremdartigen Vegetationsformen verwischt hat und nur noch die Ueppigkeit des Wachsthums erkennen läßt, so mag wohl die Erinnerung an den Lago maggiore lebendig werden; denn das Urgestein des Beckens, der große Wasserspiegel und die anmuthende Unterbrechung der Vegetation durch leuchtende Ortschaften ist beiden Lagen gemeinsam.

Sobald in einem großen Seehafen die Anker geworfen werden, pflegen die Passagiere, als die Vertreter des zur Hilflosigkeit prädestinirten Theiles der Menschheit, von den Bootsleuten in zudringlicher Weise angeschrien und belästigt zu werden; in Rio war es anders, hier ging Alles ruhig her. Auch am Lande machte mir die Bevölkerung den Eindruck auffallender Höflichkeit und Sanftmuth; sogar die alten Neger, deren man noch viele sieht, hatten etwas Gutmüthiges; und nach dem Leben an Bord war diese allgemeine Milde, welche so gut zu dem weichen Klima und der weichen portugiesischen Sprache paßt, wohlthuend. Die apathische Haltung und das matte, gelbliche Aussehen der Bewohner ließ im Uebrigen deutlich erkennen, daß die Tropen auch in ihren Grenzgebieten nachtheilig auf den Europäer ungemischten Blutes einwirken; doch um so befremdender erschienen diese Leute in ihren oft eng anschließenden dunklen Röcken und schwarzen Cylinderhüten.

Dafür, daß Brasilien mehr als die halbe Welt mit Kaffee versorgt, wird der Besucher Rio's durch das vortrefflich bereitete und wohlschmeckende Getränk erfreut. Im Uebrigen aber ist es dem Neuling schwer, in den Schaufenstern der wenig eleganten Läden irgend etwas zu entdecken, was nicht europäischen Ursprungs wäre; einige Zuckerwaaren und künstliche, sehr kunstvoll und graziös hergestellte Federblumen und Federblätter erscheinen als dürftiger Beitrag zu dem großen Industrie-Weltmarkt. Ein charakteristischer Zug für Rio ist die starke Entwickelung des Tramwaynetzes; die Wagen sind ausschließlich mit Maulthieren bespannt, und ich benutzte einen derselben, um aufs Land zu fahren, bis an den Fuß eines Höhenzuges, der dreieckförmig ins Meer vorspringt; die Basis des Dreiecks steigt von Rio aus nach Tijuca auf und geht auf der anderen Seite wieder zur See nieder.

Digitized by Google

Diese kleine Expedition zu dem einige Tausend Fuß hoch gelegenen Tijuca hat gerade im September besonderen Reiz. Kann man sich etwas Besseres wünschen, als mit einem Viererzug kräftiger Maulthiere auf einer breiten, aus Granatgneiß hergestellten Kunststraße, unbelästigt von Mosquitos und Fiberempfindungen, mitten durch Urwald und freigelegte Culturstätten zu fahren, alle Formen tropischer Vegetation, alle Abstufungen tropischer Fülle an seinem Blick vorüberziehen zu lassen, freundliche Wohnstätten in der Höhe zu erreichen und — wenn allmälig das Bild der mastenreichen Bucht Rio's in der Tiefe verschwindet —, in einem wohlgepflegten Garten unter sprudelndem Felsenquell ein erfrischendes Bad zu finden? So war dieser Ausflug nach Tijuca beschaffen; so denkt sich der jugendliche Europäer das Reisen in den Tropen als Regel, und so selten gestaltet es sich zu dieser anmuthigen Form, daß die schöne Ausnahme dankbarer Erwähnung werth scheint.

Beim Verlassen der Stadt Rio müssen die ungünstigen Eindrücke noch einmal ertragen werden, welche die ersten Schritte nach der Landung begleiten. Zwischen dem Quai und der inneren Stadt schiebt sich nämlich der Markt für Lebensmittel ein; er ist die unversiegbare Quelle des widerwärtigen, anekelnden Schmutzes, womit der Boden bedeckt ist: Aas und saftige zertretene Früchte, Fisch- und Fleischreste verpesten die Luft und beleidigen das Auge; und es ist unerfindlich, weshalb man in einer Stadt, welche ihres gelben Fiebers wegen fast sprichwörtlich ist, einen Zustand duldet, der offenbar so leicht abgestellt werden kann. Die tägliche Gewohnheit hat die Menschen stumpf gemacht; nur dem Reisenden, der frisch ankommt und schnell wieder fortgeht, kann sich ihre Wirkung noch mittheilen; er sieht die Dinge, wie sie sind; das Charakteristische im Guten, wie im Schlimmen fällt ihm noch auf; und eben darin liegt für ihn eine Pflicht, gerade die ersten Eindrücke, deren er sich später gar nicht mehr bewußt wird, durch Niederschreiben festzuhalten.

Der milde Glanz Rio's verklärt noch heut die Erinnerung an denjenigen Theil meiner Reise, welcher mit der explorirenden Thätigkeit nichts zu thun hat; in einen schroffen Gegensatz dazu stellt sich unser Austritt aus der Magalhães-Straße in die Südsee.

Am 7. October hatte die „Araucania" zum letzten Mal die atlantischen Wogen durchschnitten; am Mittag dieses Tages befanden wir uns nur noch 156 Seemeilen vom Cap Virgin, dem östlichen Wahrzeichen der berühmten Straße, welche Magalhães zum ersten Mal im Jahre 1520 durchfahren hat. Obwohl die Temperatur sich stets nahe bei 8° C. hielt, so ließ die Windstille und das sanfte, kaum merkliche Wogen des Meeres den Tag doch wie das unverhoffte Geschenk eines freundlich einziehenden Frühlings erscheinen. Auffallender Weise zeigte die Atmosphäre gerade in horizontaler Richtung die größte Durchsichtigkeit und eine Farbenzartheit, deren ich hier, ihrer Seltenheit wegen, Erwähnung thun muß; man sah lichte Stratuswolken von violett-grauen Tönen sich gegen den grünlichblauen Hintergrund des überraschend klaren Himmels abheben, während nach oben zu eine einförmige Bewölkung alle Unterschiede verwischte. Die Erscheinung soll jenen Meeren eigenthümlich sein; mir fiel sie sehr auf. Als der folgende Morgen graute, befanden wir uns bereits in der Straße; das Thermometer zeigte

Digitized by Google

7° C., und der Wind blies uns frisch aus West entgegen. Wir dampften durch den „first narrow", die erste Enge, wo die Straße 1—2 Seemeilen breit ist; rechts und links sind die Ufer von 40—50 Fuß hohen Steilabfällen gebildet, oben ist Heide. Es folgte eine zweite Enge, von der ersten durch ein weites Becken getrennt. Das Wasser zeigte ein graues Lauchgrün, ähnlich der Farbe des unteren Rheins; zuweilen erschienen braune Stellen, wie von Untiefen herrührend; in Wirklichkeit rührten sie von einer unvollständigen Mischung der Fluthgewässer her. Vielfach ragten große bräunliche Grasklumpen, meist mit einer ausgesprochenen Längendimension, aus der Tiefe zur Oberfläche auf: das Kelpgras, dessen schon Charles Darwin in seinem berühmten Buche, „Reise eines Naturforschers um die Erde", erwähnt. Wir hielten uns der Nordseite, d. h. dem Continent näher, als der Südseite, dem Feuerlande. Der Blick gegen Norden, über den grünlichen Strom, auf den kahlen, 2—300 Fuß geschätzten Küstenabhang erinnerte an eine winterliche Flußfahrt längs des Rheingaues.

Obwohl der Westwind mit gleichmäßiger Stärke wehte und auf der ganzen Wasserfläche weiße Schaumkämme aufwarf, so blieb die Bewegung des Schiffes von diesem rein oberflächlichen Wogenschwall ganz unbeeinflußt. Wir fuhren, wie man auf einem Fluß fährt, und zwar thalabwärts; denn die Fluth des Atlantic half uns mit 6—8 Knoten in der Stunde. Noch im Laufe des Vormittags passirten wir die zweite Enge, dann die Felsinsel Elisabeth, und steuerten nun südlich. Rechts und links, weit hinter den flachen Ufersäumen erschienen Bergrücken, oben mit Schnee bedeckt: die ersten Schneeberge, welche mir in Amerika zu Gesicht kamen. Der heitere Tag zeigte den Himmel in schönem Blau, stellenweis mit milchigen Windwolken, die stets eine Neigung zur Federwolken- oder Kometenschweifbildung verriethen; am Horizont lagerten Haufenwolken mit schöner Nüancirung und Zeichnung, wie sie meist nur in den Tropen, zur Zeit der großen Regen zu beobachten sind; gegen Südsüdwest zeigte sich eine Wolkenschicht mit den breiten Farbenbändern eines verlöschenden Regenbogens. Einige weiße Möven folgten dem Schiff: die einzigen Vögel, welche wir bis dahin in der Straße gesehen hatten. Die Steilabfälle des Ufers ließen hier und da grüne Vegetationsschimmer erkennen; Bäume konnten nicht constatirt werden; der Gesammteindruck war der der Sterilität. Wenige Monate später, in der Hochsommerzeit, mochte der unfruchtbare Charakter verschwunden sein.

Bisher hatten wir nichts von der oft gerühmten pittoresken Scenerie der Magalhães-Straße wahrgenommen. Als wir uns der chilenischen Niederlassung Punta Arenas näherten, vollzog sich allmälig eine Aenderung, und Schneeberge, zu 3000—4000 Fuß Höhe geschätzt, kamen in Sicht.

Punta Arenas (Sandspitze) ist die südlichst gelegene Ortschaft Chile's, und hier betrat ich zum ersten Mal chilenischen Boden. Die Landung vollzog sich sehr leicht, während stürmische Winde zuweilen das Löschen und Laden unmöglich machen. Der Ort liegt am Fuß eines entwaldeten, langgestreckten Hügelrückens, hinter welchem sich höhere Berge — ein Waldgebirge, wie der Odenwald — erheben. Gegenüber, nach Süden, über die Wasserfläche fort, in 20—30 Seemeilen Entfernung, hebt sich ein Schneegebirge von schönen Formen aus den Fluthen, wie eine im Meere schwimmende Alpenkette.

Digitized by Google

Mit seinen niedrigen Bretterhäusern, den grundlosen Straßen und den vielen Branntweinläden gleicht der Ort einer vorgeschobenen Ansiedelung von Goldgräbern. Ich verließ ihn mit einer unbestimmten Erinnerung an langbeinige Hunde, Schweine, Hühner, Enten, Ochsen, araucanische Mischlinge, Pferde und Reiter. Und dieser unwirthliche Ort sollte schon in der allernächsten Zeit die classische Stätte für die Beobachtung eines Phänomens werden, das den Scharfsinn der Astronomen, die Ruhe der Beobachter, die Geschicklichkeit der Optiker und Mechaniker in gleicher Weise herausforderte; hier sollte am 6. December der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachtet werden, und zwar von einer deutschen Gelehrten-Expedition. Wegen der Wichtigkeit, welche Punta Arenas durch seine weit vorgeschobene südliche Lage für die Lösung des Endproblems hatte, begab sich der Vorsitzende der deutschen wissenschaftlichen Commission, welche mit der Vorbereitung und Ausführung aller auf das Phänomen bezüglichen Arbeiten betraut war, persönlich in diese Oede; das Opfer war um so größer, als die ungünstigen Witterungsverhältnisse leicht das ganze Unternehmen hinfällig machen konnten. Zum Glück erwies sich der 6. December 1882 für Punta Arenas gnädig, und von der etwa sechsstündigen Dauer des Vorübergangs ging der Beobachtung kaum eine Stunde verloren. So wurde Herrn Auwers, in dessen Person sich Deutschlands Antheil an der astronomischen Verwerthung der beiden letzten Venusdurchgänge verkörpert, eine ähnliche Genugthuung zu Theil, wie dem Feldherrn, der einen fein ersonnenen Schlachtplan in die gewonnene Schlacht umgesetzt hat; und wie einst Pariser Akademiker eine Gradmessung in Ecuador ausführten, um die Dimensionen der Erde ermitteln zu helfen, so führte nun ein Berliner Akademiker an der Südspitze Araucaniens eine Messung aus, welche für die Entfernung der Erde von der Sonne das Analoge leistete.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Punta Arenas segelten wir noch vor Anbruch der Nacht weiter und erreichten nach etwa fünfstündiger Fahrt unsern südlichsten Punkt, das Cap Froward unter 54° S. Br. Ich blieb die halbe Nacht auf Deck, um eine Vorstellung von der Landschaft zu erhalten, die sich nun völlig änderte. Die Straße wird enger, Felsenberge bilden die Ufer. Aber erst der folgende Morgen — wir näherten uns bereits dem Stillen Ocean — zeigte das eigenthümliche Bild mit hinreichender Klarheit. Nicht umsonst hatte man mir das Cap Froward als eine Wetterscheide bezeichnet. Dieser neunte October ließ sich viel unwirscher an, als der Tag zuvor. Es lag etwas in Luft und Beleuchtung, in dem bewegter werdenden Wasser, in den schroffen Felsenriffen, was ernste Spannung erzeugte. Der Wind wehte unheimlich; durch die zerrissenen, regensprühenden Wolken warf die Sonne ab und zu ein blasses Licht; das Gestein stürzte, ohne sanftes Vorland, zur salzigen Fluth ab; schon wälzte sich die pacifische Dünung heran und umbrandete mit hochaufspritzendem weißen Gischt das pfeilerartige Cap Pilar, den westlichen Markstein der Magalhães-Straße; ringsum weiße Wogenkämme, oft in Regenbogenfarben sich auflösend. In diesem wilden Getöse, in dieser zornigen grauen See, im Anblick dieser drohenden Felsenklippen erschien der grüne Schimmer des Pflanzenkleides auf dem Pfeiler des Caps wie ein letzter Gruß aus einer friedlicheren Welt.

Digitized by Google

Unser gutes Schiff tanzte auf den Wogen, erschien ganz winzig, wenn es sich gerade aufbäumte oder im Begriff stand hinunterzuschießen. Die Maschine arbeitete heftig, und wenn die Schraube mit sammt dem Schiffshintertheil aus dem Wasser geschleudert wurde, so drehte sie sich in der widerstandslosen Luft mit verdreifachter Geschwindigkeit; in wirbelnder Rotation traf sie dann beim Wiedereintauchen auf den Widerstand des Wassers, das diese ungebrochene Bewegung zu brechen suchte. Hierin eben lag die Gefahr: die Schraube oder der Schraubenschaft mochten der gewaltigen Reaction des Wassers nicht gewachsen sein, zumal wenn der Widerstand noch durch gegenläufige Eigenbewegung der Wassertheilchen gesteigert war; irgend eine, während der Fahrt schadhaft gewordene Stelle konnte zum Verräther werden; Flügel oder Schaft konnten einen Sprung erhalten, brechen, den Dienst versagen. Wenn das in der Nähe des Cap Pilar geschah, so zerschellte das Schiff rettungslos an den Felsen. Diese Gefahr des Scheiterns, sobald die Schraube, auch nur für kurze Zeit, unbrauchbar wird, lauert hier fast beständig; denn die See ist fast immer hoch, der Wind fast immer so heftig und so ungünstig, daß für ein Segelmanöver keine Zeit bleibt. Die Schiffe der Pacific Steam Navigation Company, der einzigen, welche auf diesem Wege regelmäßige Fahrten unterhält, sind die seetüchtigsten Fahrzeuge der Welt, und nur daraus erklärt sich's, daß kaum je ein Unglück eintritt und daß die Passage der Straße leichten Herzens unternommen wird. Aber ich werde nie die ernste Miene eines Herrn vergessen, der neben mir auf Deck stand und sein Auge auf Cap Pilar heftete; Jahre hindurch hatte er als früherer Capitän der eben genannten Linie diese Fahrt geleitet; er wußte also, was sie bedeutete und sah so ernst aus, weil er Frau und Kinder mit an Bord hatte.

Meine Lebenserinnerungen durften bereits einen Schiffbruch verzeichnen, noch dazu einen, der in fünf Secunden aus einem neu erbauten Steamer ein vollständiges Wrack machte („Nigretia", 14. Juni 1873, an der westafrikanischen Küste); trotz des neunjährigen Zeitintervalls erstanden sie hier nun wieder mit unheimlicher Frische. Wo eigenes Handeln ausgeschlossen ist, heißt es: Stillhalten, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen; aber ich ließ auch für mich gelten, was der größte Staatsmann einem jungen Fürsten vor Antritt einer gefährlichen Thronbesteigung gesagt haben soll: „Es wird 'mal eine hübsche Erinnerung" sein; und das ist sie in der That geworden. Es vermischt sich mit ihr noch die Bewunderung für die kühnen Seefahrer gleich Magalhães, welche zuerst die unbekannten Meere durchfuhren, ohne Seekarten, ohne Kenntniß der Winde, Strömungen, Untiefen und Klippen.

Allmälig tauchten neue Riffe auf, während der Dampfer seinen Cours änderte. Drei Stunden nach dem Eintritt in den pacifischen Ocean erschienen rechter Hand die Felsen, welche man die vier Evangelisten nennt; sie sind von einer stets brandenden See umfluthet, und wenn man sie im Rücken hat, so gilt das Schlimmste für überstanden. Das äußere Ungemach überdauerte allerdings die Gefahr. Noch zwei Tage lang wurden wir auf der grauen See unter grauem Himmel hin und her geworfen; man konnte nicht liegen, nicht sitzen, nicht gehen; alle Sachen schwankten, viele stürzten, rollten dann auf dem Boden; aus Ecken und Winkeln knarrten ächzende Geräusche hervor: eine wahre Walpurgisnacht

Digitized by Google

zur See; man aß mit Unlust, schlief gar nicht, die menschliche Existenz war jeder Freudigkeit und jeder Würde beraubt. Es gab nur eine Unterhaltung, und diese war: dem tapferen Spiel der Möven, Captauben und mächtigen Albatrosse zuzusehen, welche schwebend die Wellenkämme streiften, gegen den Wind flogen, das Schiff umkreisten und deren willkommenstes Spielzeug die tobende See war. Das konnte allerdings dem reflectirenden Zuschauer die Mannigfaltigkeit der belebten Schöpfung zu Gemüthe führen.

Nachdem wir die Höhe des 45° S. Br. erreicht hatten, gelangten wir in eine ruhigere See; nun hörten auch die sehr starken Barometerschwankungen auf, welche andeuteten, daß wir uns vom 54° S. Br. an durch Gebiete sehr verschiedenen Luftdrucks bewegt hatten. Ich beobachtete mit einem zuverlässigen, verglichenen Aneroid. Während man 760—762 mm als mittleren Luftdruck auf dem Meeresspiegel annimmt, fand ich am 8. October Abends bei Cap Froward in der Magalhães-Straße nur 751 mm; am folgenden Morgen, kurz ehe wir die Straße verließen, bei 8° C., nur 749 mm. Nun aber begann eine rapide Steigung, so daß sieben Stunden später, um 2½ Uhr Nachmittags des 9. October 762 mm abgelesen wurden, bis sich dann am 10. um 9½ Uhr Vormittags das Maximum mit 769 mm einstellte; nach sieben Stunden fiel das Barometer auf 766 mm und am 11. October war der normale Stand von 762 mm wieder erreicht.

Die Magalhães-Straße ist nicht der einzige Weg, auf dem man in jenen hohen Breiten vom Atlantischen zum Stillen Ocean gelangenkann; die Südspitze Amerika's ist in viele Inseln zerklüftet, denen schiffbare Canäle entsprechen; schiffbar wenigstens für kleinere Fahrzeuge. Wegen seiner Schönheit und seiner ins Meer fallenden Gletscher berühmt ist der Smyth-Channel; aber die Straße ist an einer Stelle so eng und gewunden, daß sie für die großen Dampfer der „Pacific Steam Navigation Company" gefährlich erachtet und von den Versicherungsgesellschaften nicht länger gestattet wird. Dagegen laufen die kleinen Dampfer der Hamburger Kosmoslinie, die ihrer Solidität wegen sehr geschätzt ist, durch den Smyth-Channel; er zweigt sich von dem westlichen Ende der Magalhães-Straße ab, und tritt weit nördlich von dieser ins Meer.

Der Schweizer Führer, der mich in der Cordillere unterstützen sollte, gab mir während der Seereise am meisten zu denken. Ich hatte den Mann persönlich aus seiner Heimath abholen müssen, um all' den schädlichen Einflüssen zu begegnen, denen sein Entschluß vor der Ausreise ausgesetzt war. Daß die Walliser Bauern keine sehr richtigen Vorstellungen von der See und überseeischen Ländern haben und dementsprechend eine Reise dorthin mit einer Reise in das Land identificiren, von dem kein Wanderer wiederkehrt, — das ist nicht weiter zu verwundern; daß aber gebildete Leute, denen die Alpen nie etwas anderes waren, als der Schauplatz ihrer fragwürdigen Erfolge, aus Neid und Scheelsucht unlautere Einflüsse geltend machten, um mir den in's Schwanken gerathenen Führer abspenstig zu machen, — das muß allerdings Verwunderung erregen. Es wäre nichts einfacher gewesen, als daß der Mann in Pauillac, das wir anliefen, zu mir gestoßen wäre; aber weil ich ein solches Risico nicht laufen konnte, so mußte ich ihn den weiten Weg von Zermatt bis London schleppen. Hier, wo ich während zehn Tagen durch Besorgungen stark beansprucht war, konnte ich schon

Digitized by Google

die ersten Wirkungen des Heimwehs constatiren. Endlich nach kurzem Aufenthalt in Liverpool schifften wir uns ein, und nun schien Alles gut. Ich hatte mich aber arg getäuscht; denn nun wurde Alles erst recht schlecht, und zu dem andern Ungemach der Seereise trat die Sorge um den Zustand meines Führers, der Verdruß über seine wenig männliche Haltung. Derselbe Mann, der unmittelbar vor der großen Reise und wenige Monate nach der Rückkehr, sobald nur die gute Jahreszeit es zuließ, die größten und anstrengendsten Besteigungen ausführte, glaubte sich in Folge einer Magen- oder Nieren-Verstimmung von einer unheilbaren Krankheit befallen; derselbe Mann, der mit mir in 11 000 Fuß Höhe ohne Decken biwakirt hatte, wollte bei 9° C. nicht auf Deck gehen, weil es ihm zu kalt war; derselbe Mann auch, der sicher längs tiefer Abgründe kletterte, konnte sich nicht an den Rand eines Hafenquai's stellen, nicht in ein Boot steigen, ohne daß man ihm half. Das also kann die Furcht vor dem Unbekannten und die Sehnsucht nach der verlassenen Heimath aus einem Manne machen, dessen kühne Entschlossenheit und muthiges Handeln, ja dessen klares Denken ich oftmals bewundert hatte, dem ich stets Zutrauen und Güte bewiesen hatte, der in mir seinen treuesten Freund erblicken durfte. Natürlich klammerte ich mich an die Hoffnung, daß, wenn Valparaiso nur erst erreicht sei, alle Plage schwinden würde; aber nur zu oft überfiel mich der Zweifel, und der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß all' meine Bemühung vergeblich, daß ich umsonst der Diener meines Dieners gewesen sei, daß die für unfehlbar gehaltenen Berechnungen zu Schanden gehen würden, warf einen so düsteren Schatten, vergällte so sehr jeden Frohsinn, daß ich mehr litt, als dieser Mann das Recht hatte, mich leiden zu lassen.

Am 15. October lief die „Araucania" in den Hafen von Valparaiso ein, von dem aus bei klarem Wetter der höchste Andesgipfel, der Aconcagua, sichtbar ist. Die angenehmsten Eindrücke wurden mir bei der Ankunft zu Theil, und noch ehe ich den festen Boden betrat, hatte ich aufgehört, mich als Fremdling zu fühlen. Von Seiten der chilenischen Regierung waren bereits Anordnungen getroffen, daß mein ganzes Gepäck zollfrei und uneröffnet passiren konnte; der Verweser des deutschen General-Consulats, Herr Schmidt-Ern, holte mich von Bord und der deutsche Minister-Resident, Frhr. Schenck zu Schweinsberg, sandte mir eine Begrüßungsdepesche aus der Hauptstadt Santiago. Das verdankte ich den officiellen Empfehlungen unseres Auswärtigen Amtes, den privaten Empfehlungen sehr hoch stehender Freunde, dem vermittelnden Einfluß des chilenischen Gesandten in Berlin, dem Wohlwollen der chilenischen Regierung für meine wissenschaftlichen Reisezwecke und der persönlichen Liebenswürdigkeit derer, welche zur Vertretung des deutschen Reiches in Chile berufen waren.

So günstige Chancen werden selten einem Reisenden geboten; an mir lag es, sie auszunutzen. Wie ich das that, werden die folgenden Aufsätze zeigen.

Digitized by Google

Charlotte Diede.

Mit und nach ungedruckten Briefen.

Von

Otto Hartwig.

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz. Goethe.

Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution lebten in und bei Cassel zwei Frauen gleichen Namens, beide schön, geistreich und liebenswürdig. Beiden war ihr Leben heiter und sonnigstrahlend aufgegangen, beide haben dann, kaum herangereift, den Wechsel des Glücks erfahren und, wenn auch nicht in gleicher Schärfe, die Bitterkeiten des Daseins vollauf gekostet. Die eine von ihnen hat den Lebensweg des Ministers Freiherrn Karl von Stein gestreift, die andere ist als die „Freundin" Wilhelm's von Humboldt bekannt.

Als der Freiherr von Stein 1792 an die Frau von Berg schrieb: „Der Wunsch, Jemanden um mich zu haben, der ein Gegenstand von Liebe und Wohlwollen für mich ist, wird täglich stärker in mir," nennt er neben seiner späteren Frau, der Gräfin Wilhelmine von Walmoden, auch Charlotte Diede. „Meine Schwester," die Frau von Werther, so sagt er seiner Vertrauten, „macht eine hübsche vortheilhafte Schilderung von Charlotte Diede, daß meine Neugierde und mein Wunsch sie kennen zu lernen, aufs Aeußerste gespannt ist, daß ich Bedenken trage, irgend einen Entschluß weiter zu nehmen, ehe ich mit meiner Schwester diesen Herbst in Ziegenberg[1]) war." Die kriegerischen Zeitläufe gestatteten es dem damals gerade sehr in Anspruch genommenen Patrioten nicht, seinen Plan auszuführen und dort „ganz unerhörte Dinge zu sehen". Er verlobte sich mit der Enkelin Georg's II. von England, statt mit Charlotte Diede, welche gleich dem edlen Freiherrn der letzte Sproß einer sehr alten Familie, der Diede zum Fürstenstein, war[2]). Die Frau von Werther hatte vollkommen Recht,

[1]) Ein adliger Landsitz bei Witzenhausen, wenige Stunden von Cassel entfernt.

[2]) Als der Vater von Charlotte 1808 starb, zog der König von Westphalen die Güter des letzten Diede als heimgefallene Lehen ein und begabte damit drei seiner Hofleute, von denen er zwei zu Grafen und einen zum Baron machte.

Digitized by Google

als sie ihren Bruder Karl auf diese Charlotte hinwies. Sie war eine vortreffliche Frau. J. G. Rist, der sie als die junge Gattin des Grafen Christian Detlev Rantzau-Ascheberg kennen gelernt und ihr Jahrzehnte lang nahe gestanden hat, nennt sie „eine geistreiche und reizende Frau von seltener Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit, die in ihrem Wesen alle Eigenthümlichkeiten deutscher Bildung aus dem Reich, mit jeder Schattirung Feinheit und Lebendigkeit verband, und zugleich eine musterhafte Tochter und Gattin war[1])". Auch ihr Gemahl war von Haus aus ein vortrefflicher, vielleicht nur zu ehrgeiziger Mann. „Trübe Verhängnisse störten daher früh das Lebensglück der Beiden." Rantzau starb 1812, „schon in der Jugend des Lebens satt".

Von hoher Schönheit, einem lebhaften enthusiastischen Wesen, geistig hoch begabt und künstlerisch veranlagt, voll tiefer, leidenschaftlicher Empfindung, war auch die andere Charlotte Diede, welche diesen Namen allerdings nur nach dem Namen des später von ihr geschiedenen Gatten führte. Ihr Mann gehörte wahrscheinlich derselben Familie an, welcher der Vater der anderen Charlotte entsprungen ist. Er besaß ein Lehngut zu Hohne, ganz in der Nähe des Fürstensteins an der Werra. Auch mit ihm starb ein Zweig der Familie aus, welche wahrscheinlich dem uralten Salzsiederverbande zu Sooden-Allendorf angehört hatte und von ihm ausgegangen war.

Doch nicht hiervon, sondern von Frau Charlotte Diede allein soll ferner die Rede sein!

Den Geschicken dieser Frau sorgfältiger, als dieses bisher geschehen ist, nachzugehen, erschien mir schon seit Jahren als eine lockende Aufgabe. Das Halbdunkel, das noch über so vielen Partieen ihres langen Lebens lag, reizte vor Allem. Offenbare Gehässigkeiten und Unwahrheiten, mit denen sie K. Gutzkow verfolgt hat, forderten dringend zur Klarstellung des Thatbestandes auf. Und war nicht die Frau, der ein Wilhelm von Humboldt viele Jahre lang, bis zu seiner Todesstunde, die aufrichtigste, rührendste Freundschaft und Theilnahme bewahrt hat, es an sich werth, daß man nicht nur ihren Lebensweg aufhellte, sondern es versuchte, ihr Bild womöglich aus directer Aufnahme sich zu vergegenwärtigen? Diese Frau mußte von einer über das gewöhnliche Maß weit hinausgehenden geistigen Kraft und Bedeutung gewesen sein. Das sah man aus den Briefen Humboldt's an sie. Ihre Schätzung, Dankbarkeit und vertrauende Hingabe gehörte für den Freund Schiller's und Goethe's, für den welterfahrenen Staatsmann „in Wahrheit zu demjenigen, was sein eigenes Lebensglück sehr erhöhte," er redete zu ihr, „wie zu sich selbst". Und kann man hoch genug von den geistigen Anlagen einer Frau denken, der dieser feinfühligste Aesthetiker und größte Sprachkenner schrieb: „Leben und Wärme und Feuer ist in ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich, und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Hefte Ihrer Biographie."? Und neben dieser hohen Begabung, wen sollte nicht das tiefe

[1]) Ihr Vater war in dänische Dienste getreten und dänischer Gesandter beim Reichstage in Regensburg. Daher nennt sie Rist eine Regensburgerin.

Digitized by Google

Leid, das über diesem Leben ausgebreitet liegt und die Unruhe dieser Seele, welche durch natürliche Anlage und ein tief tragisches Geschick, aufopferungsfähigste Liebe und einen streng religiösen Sinn hervorgerufen und stets wach gehalten, ihr ganzes Wesen fortdauernd durchzittert und es schon früh aufzulösen drohte, immer von Neuem wieder anregen, theilnahmsvoll auf den Grund dieses an sich reinen, aber perlend aufschäumenden, und darum doch nicht durchsichtigen Lebens zu blicken? Dieses Dasein näher zu ergründen erschien mir auch umsomehr als eine Pflicht, als in der That noch wenig genug dazu geschehen ist, wenn man das vergleicht, was zur Aufhellung des Lebens so mancher meines Erachtens untergeordneteren Größen, welche mit unserer classischen Literaturepoche in irgend einer Verbindung stehen, geleistet ist und wird.

Leider hat aber das Mißgeschick, das Charlotte in ihrem Leben verfolgte, sich nach ihrem Tode auch an ihren Nachlaß geheftet. Und zwar theilweise nicht ohne ihre Schuld. Nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, die an sie gerichteten Briefe Humboldt's an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, „damit nicht so viel Wahres, Großes und Gutes mit ihr untergehe", hätte Charlotte nicht so Vieles vernichten und vernichten lassen dürfen, was sich auf sie bezog. Denn daß die Welt doch nun ein Recht hatte zu erfahren, an wen diese Briefe gerichtet gewesen seien, daß diese, wenn sie kein Recht dazu hatte, sich dieses nehmen würde, das hätte sich Charlotte selbst sagen müssen. Sie hat aus aufrichtiger Bescheidenheit, daß nichts an ihrer Person liegen könne, doch nicht recht gethan, als sie verordnete, daß alle ihre Briefe und ihre Lebensaufzeichnungen von Humboldt vernichtet werden sollten, als sie ihre Concepte und Entwürfe dazu selbst verbrannte. Nach dem, was Humboldt über ihre Briefe gesagt hat, ist unsere Literatur dadurch eines wirklichen Schatzes beraubt worden. Dieser Verlust ist einmal nicht wieder gut zu machen, und von dem Wenigen, das sich Charlotte aufbewahrt hatte, „um Ereignisse im Gedächtniß festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten", ist nur durch Zufall Einiges gerettet worden, da eine treue Freundin auf den Wunsch der Erblasserin hin auch diese Reste verbrannt hat.

Fast noch schlimmere Schicksale hat ein Briefwechsel gehabt, so scheint es wenigstens, den Charlotte gleichfalls viele Jahre lang mit einer innig geliebten jüngeren, vielseitig gebildeten und talentvollen Freundin, Therese von Bacheracht, geb. von Struve, geführt hat. Die Lebensschicksale haben diese ihre Correspondentin schließlich nach entfernten Erdtheilen geführt, wo sie 1851 gestorben ist. Ihre Briefe sind auf ihren Wunsch verbrannt worden, die Antworten Charlottens wohl gleichfalls zu Grunde gegangen. Nur von zwei ihrer Schreiben haben sich Abschriften vorgefunden. Nicht besser sind Briefe erhalten, welche Charlotte an andere Freunde gerichtet hat und die hier aufzuzählen nicht der Mühe verlohnt. All' mein Suchen nach ihnen ist resultatlos geblieben. Konnte man also kaum noch hoffen, eine größere Anzahl von Briefen Charlottens erhalten zu sehen, so mußte Jeder, der sich einmal um den Verbleib dieser Correspondenz bekümmert hatte, ganz erstaunt sein, als ihm am Schlusse des Jahres 1882 ein allerdings dünnes Bändchen zugeschickt wurde, das den Titel trug: „Briefe von Charlotte Diede". In der That waren es Briefe von ihr, aber leider nur solche, welche,

Digitized by Google

im höheren Alter geschrieben, die eigenartigen Geisteszüge, die ihre früheren Schreiben an sich getragen haben mögen, nicht mehr im rechten Ebenmaße, sondern nur in einseitiger Zeichnung und in allzu greller Beleuchtung verriethen. Es waren Briefe, welche Charlotte an Karl Schulz, einen Bruder des Privatsecretärs von W. von Humboldt, gerichtet hat, und die ihre Entstehung nur dem Zufalle verdankten, daß der Privatsecretär Humboldt's erkrankt war, als dieser selbst seine letzte Stunde herannahen fühlte und nun Jenen im tiefsten Geheimniß beauftragte, seiner Freundin die gewiß nur vorübergehende Erkrankung so schonend als möglich mitzutheilen. Charlotte, „des Freundes ihrer Seele, den sie anbetend verehrte," beraubt und vollkommen unfähig, den Beschäftigungen nachzugehen, welche sie jahrelang mit künstlerischem Sinne geübt hatte, knüpfte nun sofort, nachdem die Nachricht von dem Tode Humboldt's sie erreicht hatte, einen Briefwechsel mit Schulz an, welchen sie fast bis zu ihrem Tode, zehn Jahre lang, fortgesetzt hat. Es sind also Briefe einer Greisin, welche wir vor uns haben, von ihr im sechsundsechzigsten bis sechsundsiebenzigsten Lebensjahre geschrieben. Hier und da blitzt noch ein Funken des alten Geistes auf, manche Ausdrücke in Wendungen sind so trefflich und natürlich gewählt, daß wir durch sie an die Lobsprüche erinnert werden, die Humboldt der Diction der Freundin gezollt hat. Der tiefste Schmerz über den Tod des geliebten Mannes klingt in reinen und vollen Accorden, alles Andere weit übertönend, durch sie hin. Sie glaubt sich nicht genug thun zu können in ihrem Todtenopfer. Nachdem der Freund ihr durch den Tod entrissen ist, sucht sie mit allen Künsten einschmeichelnder Rede noch einige dürftige Krumen von der Tafel zu erhaschen, von der sie so lange reich gespeist worden war. Angaben über den Tod des Geliebten, einige Notizen über die nächsten Angehörigen desselben, welche sich ihr gegenüber schweigend, d. h. hier kalt abwehrend, verhalten hatten, sucht sie sich immer wieder von Neuem zu verschaffen. Selbst der Diener desselben ist ihr ein Gegenstand zärtlicher Theilnahme. Sie muß Jemanden haben, der dem „himmlischen Freunde" nahe gestanden hatte, um sich mit ihm über ihn unterhalten zu können. Da die Familie sich ihr nicht näherte, war sie zu fein empfindend, um sich ihr aufzudrängen.

Es ist wahr, die Ueberschwänglichkeit mancher Ausdrücke kann uns Heutige wohl etwas abschrecken. Sie erscheinen uns, auch die Zeit, in welcher Charlotte aufwuchs, und das Außerordentliche des Verhältnisses, in dem ein Mann wie W. von Humboldt sich so zu seiner Freundin hernieder neigte, wohl erwogen, doch hier und da über das Maß des ethisch und ästhetisch Erlaubten hinauszugehen. Nichtsdestoweniger ist der Tadel, den Einige über diese Briefe ausgesprochen haben, welchen das Verständniß für ein Gemüth, wie das Charlottens einmal war, ganz abzugehen scheint, und die keine Ahnung davon hatten, aus welcher Lage Humboldt seine Freundin herausgerettet hatte, nur ganz individuell begründet, und die Veröffentlichung derselben schon darum erwünscht, weil wir aus ihnen allein eine Anzahl neuer Daten über das Leben Charlottens und ihren Briefwechsel erfahren. Sie konnten auch für den, der hier weiter zu forschen geneigt war, Fingerzeige abgeben. Ich bin denselben nachgegangen, freilich in den meisten Fällen ohne Erfolg. An einer Stelle, an der, wenn auch nicht gerade bedeutende, immerhin

Digitized by Google

aber doch einige „Reliquien" Charlottens vorhanden waren, knüpfte man die Ausnutzung derselben an Bedingungen, welche ich nicht erfüllen durfte. Nur bei den nächsten Angehörigen Charlottens, im Nachlasse der zwei Schwestern und einer Cousine derselben, haben sich wohlgeordnet alle die Briefe aufgefunden, welche diese an ihre Geschwister fast durch ein halbes Jahrhundert hindurch gerichtet hat. Fast alle Briefe, die sie an ihre Angehörigen seit 1798 geschrieben hat, scheinen erhalten zu sein. Ich habe wenigstens nur ganz vereinzelt Beziehungen auf verloren gegangene in den erhaltenen gefunden, vielmehr Erklärungen über die Ursachen des Verstummens der Correspondenz durch ganze Jahre hin. Habe ich aus diesen Briefen, welche, mit einer Einleitung versehen, die die Erinnerungen der Familie aufbewahrt hat und von reichen erklärenden Bemerkungen durchsetzt, mir durch das ehrenvolle Vertrauen der Frau Stiftsoberin A. Piderit in Lippstadt zugänglich wurden, nicht allzuviel neue wichtige Daten für das äußere Leben Charlottens erfahren, so sind sie doch für die folgende Darstellung von gar nicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit geworden. Sie allein haben dem kleinen Lebensbilde Charlottens doch, wie ich hoffe, Leben und Wärme gegeben, indem sie viele abgerissene einzelne Züge, die mir bekannt waren, erst in die rechte Verbindung brachten und die ganze Tragik des herben Geschickes der merkwürdigen Frau in lebendigen Farben hervortreten ließen.

I.

Ernestine Charlotte Marie Hildebrand ist im Mai 1769 zu Lüdenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold geboren und am 22. dess. Monats getauft worden. Ihr Vater, Friedrich Ernst Hildebrand, war Pfarrer des Dorfes und Superintendent seiner Classe. Schon sein Vater und Großvater hatten dieselben Würden bekleidet, wie alle Vorfahren, deren man sich in der Familie erinnerte, bis zur Reformation hinauf dem geistlichen Stande angehört hatten. Der Urgroßvater Charlottens war von Bremen als Erzieher des jungen Erbgrafen des Landes nach Detmold berufen worden und hatte nach Vollendung der Ausbildung seines Zöglings die einträgliche Pfarrerstelle erhalten, welche er bis zu seinem Tode (1703) versah. Von seinen beiden Söhnen wurde der eine sein Nachfolger, der andere Professor der Theologie zu Herborn. Als die beiden verheiratheten Brüder sich trennten, wurde zwischen ihnen verabredet, daß, wenn dem einen von ihnen ein Sohn, und dem anderen eine Tochter geschenkt werden sollte, beide Kinder später ein Paar werden müßten. Und so geschah es. Vetter und Base heiratheten einander und wurden ein glückliches Ehepaar. Die Professorstochter aus Herborn zog in das Lippe'sche Pfarrershaus, in dem sie hochbetagt starb, nachdem sie Kinder und Kindeskinder gesehen hatte. Sie war eine in feinen Handarbeiten vorzüglich geschickte Frau, und noch haben sich bei ihren Nachkommen spitzenartige Weißstickereien erhalten, welche als Kunstwerke bewundert werden. Die Geschicklichkeit der Enkelin in allen Handarbeiten, der diese später ihren Unterhalt allein viele Jahre lang verdanken sollte, war ein Erbstück von der Großmutter.

Es ist der Unruhe unserer Tage gegenüber ein Zeichen von der Stetigkeit, in welcher im vorigen Jahrhundert alle Lebensverhältnisse noch ruhig beharrten,

Digitized by Google

daß drei aufeinander folgende Geschlechter der Familie H., welche als recht wohlhabend gelten durfte, in dem Pfarrhause des einsamen, keineswegs schön gelegenen Dorfes Lüdenhausen verblieben und sich dort wohl fühlten. Erst für Charlotte wurde das Leben zwischen den strohgedeckten Häusern der Bauern und armen Leineweber des sich weit ausdehnenden Dorfes unerträglich. Und doch machte das Pfarrhaus, in dem sie heranwuchs, einen gar freundlichen, wohlthuenden Eindruck. Die mit Schiefer bekleideten Wände waren von hellen Fenstern durchbrochen, welche, eine Seltenheit für die Zeit, mit fein gefältelten weißen Vorhängen besteckt waren. Neben dem Hause lag ein großer Garten, von rechtwinkligen, sich schneidenden Wegen durchkreuzt, auf dessen Rabatten Rosen und Lilien, Reseda und Nelken dufteten. Die geräumigen Wirthschaftsgebäude, ein Hof für Federvieh u. s. w., konnten dem seltenen Wanderer, der das Dorf durchschritt, die ganze Anlage als den Sitz eines wohlstehenden Gutsbesitzers erscheinen lassen. In der That bestand der bei Weitem größte Theil der Einnahme des Pastors von Lüdenhausen in dem Ertrage, den die Früchte der Aecker und Wiesen des Pfarrgutes mittelbar oder unmittelbar abwarfen. Diesen für die Führung des Haushaltes nutzbar zu machen und zu verwerthen, war hier besonders die Aufgabe der Frau Pfarrer. Denn Charlottens Vater (geb. 1725) war vorzugsweise ein gelehrter Herr, der in classischen Studien lebte und der Bildung seiner Zeit sich offen erhielt, während seine Gattin, die Tochter eines Oberförsters Falckmann in Siekholz, eine mehr auf das Praktische gerichtete, energische und lebendige Frau, dem Hauswesen vorstand, die Mamsell, Knechte und Mägde überwachte.

So verschieden ihrer ganzen geistigen Disposition nach Charlottens Vater und Mutter waren, so führten beide doch, seit 1765 miteinander verheirathet, eine recht glückliche Ehe. Der Tod seiner Frau (2. December 1787) schlug dem untröstlichen Gatten eine so tiefe Wunde, daß er sich nie wieder von ihr erholt hat. W. von Humboldt bemerkt zwar mit Recht, der Pfarrer habe wohl nie Gelegenheit gefunden, sein Inneres irgend Jemanden ganz und rückhaltslos zu erschließen; denn zu seiner Frau habe er bei der Verschiedenheit ihrer Naturen nicht in einem solchen Verhältnisse stehen können. Aber gerade dieser innere Gegensatz zwischen Mann und Frau war doch kein solcher, daß er sich nicht hätte ausgleichen und die beiden einander ergänzenden Gatten nicht zu einem glücklichen Paare hätte vereinigen können. Derartige Gegensätze treten in jener Zeit auch deshalb nicht so scharf und unausgleichbar einander entgegen, weil sie von der noch ungebrochenen Macht religiöser Sitte und Gewöhnung abgedämpft wurden. Wissen wir auch nichts von der inneren Stellung, welche der Pfarrer H. zu den theologischen Kämpfen seiner Zeit einnahm, so viel steht fest, daß das ganze Leben der Pfarrersfamilie zu Lüdenhausen noch von den Elementen echter evangelischer Frömmigkeit getränkt war, welche in so viele alte Pfarrhäuser eingebaut zu sein scheint. Jeden Morgen kam die Familie zur Andacht zusammen, die durch Vorlesen eines Abschnittes aus der heiligen Schrift und eines Gebetes gefeiert wurde. Dann unterrichtete der Pfarrer seine beiden Söhne im Latein und anderen gelehrten Gegenständen. An diesen Lectionen nahm auch Charlotte, wenn auch nicht ganz regelmäßig, Theil. Die Kinder blieben im Ganzen doch viel sich selbst überlassen. Zum Mittagessen fand sich die ganze Familie wieder

Digitized by Google

zusammen. Von den Eltern wurde auf gute Sitten hierbei gesehen. Jedes Kind mußte wohl gekleidet erscheinen; jede Nachlässigkeit im Anzuge, Pantoffeln u. s. w. waren dabei streng verpönt. Es verräth einen so seltenen Grad von Wohlhabenheit für eine Pfarrersfamilie der damaligen Zeit, wenn uns berichtet wird, daß man in Lüdenhausen nur mit silbernen Löffeln gegessen habe und doppelte Teller für jedes Couvert aufgesetzt worden seien. Dieser äußeren Opulenz entsprechend wurde bei den Kindern überhaupt von früher Jugend an auf feines Benehmen geachtet, so daß gefällige Formen und vornehmer Anstand den Erwachsenen zur anderen Natur geworden waren.

Damit Charlotte und ihre beiden jüngeren Schwestern, Christine und Dorothea, von denen sich namentlich die jüngste durch geistige Befähigung auszeichnete, sich der französischen Sprache ganz bemächtigten, wurde beschlossen, eine französische Schweizerin als Gouvernante in das Haus zu nehmen. Die Wahl, die man traf, war eine glückliche. Fräulein Hoffmeier war eine, wenn auch nicht gerade fein angelegte, doch sehr zuverlässige und dabei muntere, aufgeweckte Person, welche bald ganz zur Familie gerechnet und von den Töchtern mehr als ältere Freundin, denn als strenge Gebieterin angesehen wurde. Die „chère“ ist denn auch ihren Schülerinnen bis in ihr hohes Alter eine treue und hilfreiche Beratherin geblieben, nachdem sie nach mehrjährigem Aufenthalte das Pfarrhaus verlassen und Erzieherin der Töchter des Landgrafen und ersten Kurfürsten von Hessen-Cassel geworden war. Sie theilte das Exil mit der Fürstenfamilie und starb hochbetagt als angesehene Dame 1831 in Cassel. Um das Verhältniß, in dem Charlotte in allen Wechselfällen ihres Lebens zu dieser Frau gestanden hat, deutlich zu machen, genügen neben der Erinnerung in den Briefen Wilhelm von Humboldt's[1]) folgende Zeilen aus einem Briefe an ihre Schwester Christine vom 17. November 1831: „Mit recht wehmüthigem Gefühle nehme ich heute die Feder. Eben ist meine liebe, gute Hoffmeiern ins Grab gesenkt. Ich glaube die Bewegung ihres Leichenzugs gesehen zu haben, da ich aus meinem Hause die Todtenhöfe übersehen kann, und habe mit thränendem Herzen die Stunde gefeiert. O, ich hätte sie noch so gern, so gern behalten! Ich fühle erst jetzt, wie herzlich lieb ich sie gehabt habe. Sie war ohne Ausnahme meine älteste Bekannte. Unsere Verbindung war so alt, sie kannte Vieles, was ich erlebt hatte, sie kannte Euch und nahm auch noch Theil an Euch; ich konnte mit ihr von Euch reden, was ich nun mit Niemand mehr kann, da Niemand Euch kennt. Sie hatte auch sehr viele gute Eigenschaften, eine seltene Zuverlässigkeit, einzige Verschwiegenheit, herzliche Theilnahme und stets heitere Zufriedenheit..... Es ist hier die Sitte, daß Unverehelichte Kränze auf den Sarg bekommen, und es wird wie eine Kränkung im Tode betrachtet, wenn es nicht geschieht. Die Hausfreundin der chère ließ mir sagen, sie habe bestimmt den Wunsch ausgesprochen, daß ich einen Kranz auf ihren Sarg sende. Ich flocht mit Thränen drei: einen von meinem selbstgezogenen vierjährigen Myrthenbäumchen, das sie oft betrachtete, das ich ganz dazu nahm; einen von Immortellen, einen von Reseda und Monatsrosen — ach, es war mir so wehmüthig!...

[1]) II, 29.

Digitized by Google

Ich mußte ihr einmal versprechen, daß ich ihr Grab besuchen wollte, und ich setzte hinzu, wenn ich sie gegen meinen Willen überleben solle, wolle ich ihr Grab, so lange ich im Garten wohne, stets mit Blumen bepflanzen und einen Baum dabei. Das werde ich gewiß halten." Wenn die Bemerkung Humboldt's richtig ist, daß die Dankbarkeit der Maßstab für den Grad der Liebe sei, den der, an den sie anknüpft, in das Geschäft der Erziehung gelegt habe, so wird man diese Erzieherin wohl zu den Besten rechnen dürfen. Die Treue, die sie ihrer ältesten Schülerin bewahrt hat, spricht für diese wie für sie selbst.

Nachdem Charlotte von ihrem Vater mit den ihr gleichalterigen Kindern des Dorfes in den Lehren des Christenthums unterrichtet worden war, wurde sie am Palmsonntag 1784 in dem kleinen Kirchlein zu Lüdenhausen confirmirt. Der feierliche Augenblick, in welchem der Vater seine Hand auf den Scheitel seines Kindes legte, um den Segen des Himmels auf es herabzuflehen, soll die Mutter, gleich als hätte sie die trüben und schweren Geschicke, die über dieses in blühender Unschuld und holder Schönheit heranreifende Kind hereinbrechen sollten, vorausgeahnt, ganz besonders aufgeregt und leidenschaftlich bewegt haben. Die junge Christin empfand davon nichts, freute sich bei aller auch schon damals hervortretenden Innerlichkeit und Getragenheit ihres Wesens vielmehr der größeren Freiheit und Selbständigkeit, in die sie durch die Confirmation eingetreten war. Von Schularbeiten befreit, stürzte sie sich in die Lectüre von gefühlsseligen Romanen, die damals im höchsten Ansehen standen. Richardson's „Clarisse", die sie aber, wie Humboldt sicher richtig hervorhebt[1]), nicht verstand, die Erzählungen der Frau von Laroche und ähnliche wurden von ihr mit glühender Seele gelesen, und ihre Heldinnen schwebten der aus der Kindheit erwachenden jungfräulichen Phantasie als die Ideale der Freundschaft und Liebe vor. Der schwermüthige Zug ihrer Seele, den sie von ihrem Vater ererbt hatte, wurde dadurch nur genährt und gesteigert. Litt dieser, wie wir aus Charlottens Anmerkungen zu den Briefen Humboldt's wissen, an einer nervösen Ueberreizung, welche sich zuweilen zu einem magnetischen Hellsehen steigerte und in der er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz beherrscht zu werden schien, so war Charlotte allerdings nicht wie ihr älterer Bruder, der hierin seinem Vater ganz ähnlich war, von einer gleich hochgradigen, krankhaften Nervosität heimgesucht. Aber eine gewisse Ueberschwänglichkeit ihres Empfindens, die über die damals herrschende Sentimentalität und den Cultus der Freundschaft noch hinausgeht, läßt sich wohl am einfachsten auf eine von ihrem Vater ererbte Anlage zurückführen. Es kam noch Manches außer der Lectüre dazu, diese Mitgift zu vergrößern.

Charlotte, dem Unterricht entwachsen, durfte jetzt selbständig kleine Reisen zu Freunden und Verwandten machen. Sie trugen ihr einzelne interessante Bekanntschaften ein. So lernte sie in Lemgo den angesehenen preußischen Staatsmann und Historiker von Dohm kennen. In Detmold trat ihr schon damals der Mann entgegen, der nach Humboldt wohl die tiefsten Spuren in ihrem intellectuellen und moralischen Dasein hinterlassen hat.

[1]) I, 52.

Digitized by Google

Allen Goethefreunden ist aus „Wahrheit und Dichtung" der Pfarrer Johann Ludwig Ewald bekannt[1]). Er gehörte dem Offenbacher Freundeskreise an, und Goethe charakterisirt ihn „als geistreich heiter in Gesellschaft, der die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ruhmvoll bekannt gemacht hat." Dieser Mann, der sich schon 1778 von dem herrschenden Rationalismus losgesagt hatte, und nun einer milden, positiven Richtung sein Lebenlang treu blieb, war 1781 zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lippe-Detmold berufen worden. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1796, wo er wegen einiger Schriften, welche sich mit den Ursachen der französischen Revolution beschäftigten, angefeindet, eine Vocation nach Bremen annahm. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, er ging als Professor nach Heidelberg und starb 1822 als Kirchen- und Ministerialrath zu Karlsruhe. Diesen frommen und würdigen Mann lernte Charlotte in Detmold kennen. Die ernste, sinnige Weise des jungen Mädchens scheint den viel älteren Mann schon damals lebhaft angezogen zu haben. Er ist ihr bis zum Tode ein vertrauter Freund, Berather und Seelenarzt geblieben. In den schwersten Krisen ist er ihr auch mit der That hilfreich zur Seite getreten und hat sie 1818 nochmals freudig zu Besuch bei sich aufgenommen. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen Beiden bestand seit 1803, der leider auch gänzlich verloren gegangen zu sein scheint. Aus einem Briefe an eine Freundin ersehe ich nur, daß Charlotte ausdrücklich ihre Abwendung von der rationalistischen Auffassung des Christenthums zu einer positiveren, wenn auch nicht in kirchlichen Formen sich bewegenden Frömmigkeit, namentlich ihren Glauben an die Göttlichkeit des Erlösers, auf die Einwirkungen Ewald's zurückführt.

War der Eindruck, den damals dieser treffliche Mann auf das junge Mädchen machte, kein flüchtiger — denn wie würde sie sich sonst seiner so viel später erinnert haben? — so waren, doch ihrer Jugend entsprechend, andere Begegnungen von actuellerem Reize. Wenn man von den Großeltern absieht, die Charlotte bei längerem Aufenthalte in Siekholz nur zu sehr verzogen, so weilte diese nirgends lieber als bei ihrem Onkel, dem Oberförster Falckmann auf Schloß Baum im Bückeburgischen. Man kennt den großen militärischen Ruhm, den sich der Graf Wilhelm von Lippe 1763—64 durch seine Vertheidigung Portugals gegen die Spanier erworben hat. Dieser ausgezeichnete Fürst hatte, in seine Heimath zurückgekehrt, das Jagdschloß Baum erbaut und mit Kunstschätzen geschmückt. Denn er weilte hier vor Allem gern mit seiner angebeteten Frau, welche ihn noch in höheren Jahren das reine Glück einer schönen Ehe hatte finden lassen. Hier, unter den schattigen Laubhallen, welche majestätische Buchen um das Schlößchen bildeten, hatte Charlotte als Kind den edlen Grafen gesehen, wie er seiner Frau liebreich nahe war. Jetzt, da sie als erwachsene Jungfrau und dieses Mal auf Monate als Gast beim Onkel Falckmann einzog, schritt nicht mehr die hohe Gestalt des Grafen über die weichen Rasenbeete. Er hatte sich zu Frau und Kind in die Gruft senken lassen, die er selbst für sie und sich

[1]) Löper in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe. XXIII, 161.

Digitized by Google

im Waldesdunkel erbaut. Denn der Tod des dreijährigen Lieblings der Eltern hatte zuerst die Gräfin nach sich gerufen, der dann der Graf bald folgte. Das war im Jahre 1777 geschehen.

Von da stand das Schloß vereinsamt. Aber aus den Gräbern der hier früh Vereinten wuchs unter der Pflege treuer Diener der schönste Blumenflor empor und die Erinnerung an die edlen Menschen, die hier gelebt, umschwebte wie mit leisem Geisterhauche das in tiefem Waldesschatten schweigend liegende Schloß. Das war ein rechter Aufenthaltsort für das romantische Gemüth Charlottens. Sie hat ihn auch genossen und hier geschwärmt für das hohe edle Paar, für dessen Leben und für dessen Ende. Als sie Baum verließ, legte sie in der dämmerigen Gruft einen großen Kranz von dunklen Blumen auf das dreifache Grab nieder. Es war ein Abschied für das Leben gewesen, den sie damals genommen hat.

Der Vater Charlottens erkrankte im Jahre 1786 sehr heftig. Nur durch eine glückliche Operation, welche der Regimentsarzt Dr. Meyer aus Rinteln vollzog, wurde er gerettet. Der erste Ausflug, den der nach monatelanger Krankheit wieder Genesende unternahm, galt seinem Arzte. Auf die Bitte desselben begleitete ihn die gesammte Familie. Die große Kutsche wurde aus der Remise hervorgezogen und vier Pferde derselben vorgespannt. Zwei Knechte mußten neben ihr hergehen, um auf den grundlosen Wegen die Wagen vor dem Umfallen zu sichern. Glücklich kam die ganze Gesellschaft in dem zwei Stunden entfernten Rinteln an. Rasch befreundeten sich die gleichaltrigen Kinder der beiden Familien, vor Allen Charlotte mit Henriette, der nur um wenige Jahre älteren erstgeborenen Tochter Meyer's. Als der Pfarrer sich anschickte, die gefährliche Heimreise wieder anzutreten, baten die neuen Freundinnen ihn aufs Inständigste, seiner Tochter zu gestatten, noch einige Zeit in Rinteln zu Besuch verweilen zu dürfen. Charlotte blieb und sie gefiel sich im Besitze der schwärmerisch geliebten neuen und interessanten Freundin nur zu wohl. Das Leben in Rinteln, der damaligen kleinen Universitätsstadt und hessischen Festung mit zahlreicher Garnison, war auch für ein junges Mädchen amüsanter als das auf dem einsamen Walddorfe. Doch am stärksten fesselte die unerfahrene Pfarrerstochter Henriette selbst, ein auffallend schönes, gewandtes und coquettes Mädchen, und deren romantisches Verhältniß mit einem Officiere. Ein tüchtiger junger Officier, Bernhard Wilhelm Wiederhold, der schon in Amerika mitgefochten und dort sogar das Herz einer schönen und reichen Amerikanerin erobert, sich aber nicht hatte entschließen können, den Soldatenstand aufzugeben, wie ihm angesonnen worden, war jetzt der heimlich Verlobte Henriettens. Da der Lieutenant aber so wenig Vermögen besaß, wie seine Braut, so waren deren Eltern entschieden gegen diese Verlobung. Henriette jedoch schwur, sie werde ihrem Geliebten, und nur diesem, ihre Hand reichen. Das hatte Henriette auch ihrer neuen Freundin sofort erzählt und diese zur Vertrauten und Gehilfin ihrer Liebe gemacht. Das schwärmerische Gemüth Charlottens entbrannte in Hingabe und Theilnahme für das Geschick der unglücklichen Freundin, die gar bald auf noch schwerere Proben gestellt werden sollte. Wiederhold, der sich als Militärschriftsteller bekannt gemacht hatte, wurde nach Cassel versetzt. Die Eltern Henriettens

Digitized by Google

glaubten nun, die aussichtslose Verbindung ihrer Tochter rasch zusammenbrechen zu sehen. Aber hierin hatten sie sich geirrt. Die Briefe zwischen Cassel und Rinteln gingen über Lüdenhausen, wo Charlotte sie adressirte. Die Liebenden hatten einander allerdings Wichtiges zu schreiben. Denn kaum hatte Wiederhold Rinteln verlassen, so meldete sich bei den Eltern Henriettens ein wohlhabender Herr, der Regierungssecretär J. J. Lotheisen, der schon längere Zeit ein Freund der Familie gewesen war, als Bewerber um die Hand Henriettens. Sie durfte sie nicht ausschlagen. Denn Dr. Meyer war ein kränklicher Mann, dem um die Zukunft seiner zahlreichen Familie bangte, und Wiederhold war aus dem Gesichtskreise verschwunden. Aber Henriette erklärte, sie habe ihr Herz einmal Wiederhold versprochen, sie werde nimmer von ihm lassen; den Namen Lotheisen wolle sie wohl annehmen, sei dieser damit zufrieden, so werde sie ihm folgen. In der That ging der Mann diesen Handel ein und Henriette Meyer wurde vor der Welt Frau Lotheisen, während ihre Briefe an Wiederhold nur um so eifriger diesem ihre ewige Treue versicherten. Sie haben einander Wort gehalten. Als Lotheisen am 27. Juni 1792, sechsunddierzig Jahre alt, an einem Schlaganfall gestorben war, heirathete Henriette Wiederhold, der inzwischen eine glänzende militärische Carrière gemacht hatte, und folgte ihrem Mann nach Portugal, als dieser 1797 wegen einer ihm vom Landgrafen auferlegten Arreststrafe die hessischen Dienste ohne Abschied verlassen hatte. Wiederhold starb als portugiesischer General 1810 in Lissabon und seine Frau erzog nun hier ihre fünf Kinder, von denen der älteste erst vor zehn Jahren als Chef des portugiesischen Generalstabes gestorben ist, während ihre übrigen Nachkommen sich über die ganze Erde, von Taganrog bis nach Indien, zerstreut haben.

Der Conflict, in welchen Henriette Meyer zwischen dem bestimmten Gebote ihrer Eltern und der Neigung ihres Herzens gerathen war, mag ihre Scheinehe mit Lotheisen entschuldigen. Als eine energische, nichts weniger als schwärmerische Natur hat sie sich bei einer glücklichen äußeren Lösung des Mißverhältnisses, in das sie gerathen war, ohne allzu schwere Einbuße an moralischen Gütern, so scheint es wenigstens[1]), durch die Stürme des Lebens hindurch gerettet. Aber für Charlotte Hildebrand war eine solche Schule des Lebens wahrlich nicht die glücklichste. Die geistige Abhängigkeit, in die das für reine Freundschaft schwärmende, unerfahrene, ganz anders als Henriette physisch und moralisch organisirte Mädchen gerathen war, mußte für ihre Zukunft um so bedeutungsvoller werden, als sie sich in dem Stadium ihrer Entwicklung befand, in der die wahre weibliche Liebe zum ersten Male nach einem Gegenstande sucht. Noch war sie unempfindlich geblieben gegen die Huldigungen, welche ihr Männer aufrichtigen Herzens darbrachten. Ja, sie hatte schon den Antrag eines Freiers abzuweisen sich genöthigt gesehen, der ihr aus der nächsten Nähe kam

In Lüdenhausen wohnte eine Gutsbesitzerfamilie Krüger, die mit dem Pfarrhause auf dem besten Fuße lebte. Es waren wohlhabende Leute durch Grundbesitz und einen schwunghaft betriebenen Leinenhandel. Die Kinder der beiden Familien hatten von Jugend auf mit einander gespielt und waren mit einander

[1]) Von der Familie ist in Portugal, um das nur anzuführen, kein Angehöriger zur katholischen Kirche übergetreten.

Digitized by Google

groß geworden. Einen Sonntag Nachmittag zogen die Hildebrands mit Kind und Kegel zu Krügers zum Kaffee, den anderen kamen diese zu jenen. Als Charlotte zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, erweckte sie in dem ältesten Sohne Krüger's eine heftige Leidenschaft. Charlotte that, als merke sie die Veränderung in dem Verhalten ihres Jugendfreundes nicht und blieb kalt gegen alle seine Bewerbungen. Da hielt er um die Hand Charlottens bei ihren Eltern an, welche wohl schon längst diese, die Zukunft ihrer Tochter sicherstellende Verbindung herbeigesehnt hatten. Aber, obwohl Charlotte sich nicht gegen die Vortheile einer solchen Ehe verschließen konnte und den tüchtigen jungen Landwirth hoch schätzte und achtete, schlug sie doch ihren Eltern gegenüber ein für alle Mal es ab, auf diesen Plan einzugehen. Die drohende Aussicht, ihr Leben lang im einsamen Lüdenhausen ihre Tage als geschäftige Wirthschafterin, ohne geistige Anregung und gemüthliche Befriedigung verbringen zu müssen, mag sie mit bestimmt haben, den Antrag Krüger's abzulehnen. Ob ihre Freundin in Rinteln sie hierbei bestärkt hat, wissen wir nicht. Dagegen liegen nur zu deutliche Spuren über die Mitwirkung Henriettens an dem Zustandekommen der Verbindung vor, welche Charlotte in „unendliche Leiden" verstricken sollte.

An einem Nachmittage des Sommers 1787 war Lüdenhausen in einige Aufregung gerathen. Die Dörfler waren vor ihre dunklen Häuser getreten und sahen einem stattlichen Reiter nach, der, gefolgt von einem Reitknecht in Livree, durch ihr Dorf sprengte und sich auf dem Pfarrhofe aus dem Sattel schwang. Die ungewohnte Erscheinung erregte bei den Bauern aber nicht größeres Aufsehen, als bei der Pfarrersfamilie selbst. Der ihr ganz fremde Ankömmling stellte sich als ein Bekannter des ältesten Sohnes des Hauses, der in Göttingen studirte, vor, überreichte einen Brief desselben und nannte sich cand. juris R. W. Diede, aus Cassel gebürtig und gegenwärtig in Rinteln sich aufhaltend, wo er das juristische Doctorexamen abzulegen gewillt sei. Der Pfarrherr, der seinen Gast etwas verlegen empfangen hatte, wurde nach Eröffnung des Briefes seines Sohnes freundlicher und forderte Diede nach den Grundsätzen der Gastfreundschaft, welche in evangelischen Pfarrhäusern auf dem Lande, wenigstens in älteren Zeiten, geübt wurde, auf, den Rest des Tages bei ihm zuzubringen. Die Einladung wurde um so lieber angenommen, als mittlerweile auch die Frau Pfarrerin mit ihren beiden ältesten Töchtern herzugekommen war. Hatte doch Diede um dieser willen seinen Ritt aufs Land unternommen.

Nach fast neunjährigem Aufenthalte auf den Universitäten zu Marburg und Göttingen hatte sich der Studiosus der Jurisprudenz Diede, der einer begüterten Familie Cassels angehörte, doch endlich veranlaßt gesehen, irgend einen äußeren Abschluß seines Universitätslebens herbeizuführen. Er war demgemäß nach Rinteln gegangen, um hier zu promoviren. Ehe er Göttingen verließ, hatte er dem Studiosus der Theologie Hildebrand, von dem er gehört hatte, daß er in der Nähe Rintelns zu Hause sei, sich erboten, Besorgungen an dessen Eltern zu machen. Nur mit innerem Widerstreben und um nicht unhöflich zu sein, gab der junge Hildebrand ihm einen Brief an seine Eltern mit. Diede, in Rinteln angekommen, erkundigte sich, wie man wohl das Schreiben am besten nach Lüdenhausen besorgen könne. Da wurde ihm gesagt, er solle sich ja nicht die Gelegen-

Digitized by Google

heit entgehen lassen, die wunderschönen Töchter des reichen Pfarrers kennen zu lernen und den Brief selbst abgeben. Diesem Rathe folgte der junge Lebemann und so kam er nach Lüdenhausen.

Diede fand sich hier nicht enttäuscht, vielmehr auf das Höchste überrascht. Neben der kleineren, graziös lieblichen Schwester Christina trat ihm hier eine glänzende Schönheit entgegen, die nichts weniger als ländlich ungeschickt, sich mit voller Gewandtheit zu bewegen verstand. Schlank gewachsen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frisches Gesicht war von reichen, blonden Locken umrahmt. Zwei große blaue Augen voll Glanzes und seelischen Ausdrucks verliehen ihr den größten Reiz. Noch an der mehr als siebzigjährigen Greisin fielen Karl Gutzkow diese Augen auf, und er spricht „von einem gewissen genialischen und dämonischen Hauche", der über dieser Gestalt gelegen habe. Das haben mir mündlich Damen bestätigt, welche sie in ihrer bescheidenen Häuslichkeit haben walten, den Theetisch serviren oder sonst ein Arrangement haben treffen sehen. Als sie aber noch jung war, wirkte auf Alle, die ihr nahten, ihre Erscheinung geradezu blendend und bezaubernd. „Selbst auf meinen zehnjährigen Jungen," so pflegte ein genauer Bekannter von ihr zu erzählen, „machte sie Eindruck. Denn als sie uns einst besucht hatte und wieder fortgegangen war, fragte er ganz erstaunt: „Vater! war das eine Fürstin?""

Nicht viel anders scheint der Eindruck gewesen zu sein, den Charlotte auf Diede machte. Sie zu heirathen, war sofort bei ihm beschlossene Sache, und ehe er abreiste, hielt der unabhängige, seiner Erfolge bei Damen allzu sichere Mann um die Hand Charlottens bei den erstaunten und bestürzten Eltern an. Denn Diede hatte keineswegs einen vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht. Ein sehr selbstbewußtes, wenig gebildetes Auftreten hatten sie beobachtet, Züge von grober Sinnlichkeit und Spuren eines wüsten Vorlebens glaubten sie empfunden zu haben. Sie gaben ihre Einwilligung so wenig als Charlotte. Doch meinte man die Bewerbung nicht unbedingt abweisen zu sollen und suchte Zeit zu gewinnen. Es wurde nach Göttingen an den Sohn geschrieben, welcher dringend abrieth. Der Vater war gegen die Partie. Da schrieb man nach Cassel. Wer hätte von dort bessere Nachrichten einziehen können, als Henriette Meyer-Lotheisen, die sich an Wiederhold wendete. Dieser bestürmte seine Freundin sofort, alles Mögliche aufzubieten, um Charlotte nach Cassel zu bringen; Beide sahen in dem Aufenthalte ihrer Vertrauten in Cassel eine Bürgschaft des Gelingens ihrer endlichen Vereinigung. Henriette setzte nun ihrer Freundin mit Schmeichelworten aufs Lebhafteste zu und schilderte ihr den Aufenthalt in der glänzenden Residenz an der Seite eines reichen Mannes mit den verlockendsten Farben. Das Beispiel der Freundin, die an der Seite eines verhaßten Mannes lebte und mit einem Geliebten vertraute Briefe wechselte, mag die Seele des unerfahrenen, in phantastischen Freundschaftsvorstellungen lebenden Mädchens auch mit sittlich vergiftenden Ideen schon damals erfüllt haben. Sie war für die Verbindung mit Diede gewonnen, ohne daß sie ihn liebte[1]). Die Mutter konnte dem Andringen

[1]) Briefe, I, 55. 62.

Digitized by Google

der Tochter nicht lange mehr Widerstand entgegensetzen und schließlich fügte sich auch der Vater ins Unvermeidliche. Am 24. November 1787 schrieb Charlotte ihr Jawort an Diede. Von einer rasch nachfolgenden Verheirathung war aber nicht die Rede. Sie hätte sich auch durch Geschicke, welche über die Familie hereinbrachen, von selbst verboten.

In dem Augenblicke, als Charlotte ihre zusagende Antwort auf Diede's Antrag niederschrieb, glaubte sie deutlich die ängstlich rufende Stimme ihrer Mutter, welche sich in einem entfernten Zimmer befand, zu hören. Es war das nur ein Symptom der Spannung, in dem sich das ganze Haus befand. Genau acht Tage später, nachdem Charlotte die Stimme ihrer Mutter gehört zu haben glaubte, erlag diese einer heftig auftretenden Lungenentzündung. Mit ihr schien der gute Geist aus der Familie gewichen, der Vater ganz trost- und hilflos, sah sich der Leitung des großen Haushaltes gegenübergestellt, dem bisher die wirthschaftliche Frau allein vorgestanden hatte. Er war ihr nicht gewachsen und zog sich nun kränkelnd, still und tiefleidend immer mehr auf seine Studirstube zurück. Es war ein trauriger Winter, den die Schwestern in dem sonst so heiteren Familienzimmer verlebten. Die Arbeiten ruhten ihnen auf dem Schoße, das Clavier wagte man kaum dann und wann zu öffnen. Das Frühjahr kam heran und der Arzt bestand darauf, daß etwas Ordentliches zur Wiederherstellung der Gesundheit des Pfarrherrn geschehen müsse. Doch erst im Juli, nachdem die Felder bestellt waren, kam die Badereise zur Ausführung. Charlotte begleitete ihren Vater nach dem nahen, damals so berühmten Pyrmont. Der Aufenthalt bekam dem Kranken so wohl, daß er schon nach wenigen Wochen sich neu belebt fühlte.

Etwa die Hälfte der für ihren Aufenthalt bestimmten Zeit war verflossen, als Vater und Tochter eine ihnen hoch willkommene Bekanntschaft machten. In dem Hause, in welchem sie wohnten, war ein Studiosus aus Göttingen abgestiegen, den das Verlangen, das berühmteste Modebad der Zeit und dessen Leben mit eigenen Augen zu schauen, von seinem Studirtisch hinweggelockt hatte. Dem in einer idealen Gedankenwelt lebenden, aber für Frauenschönheit nichts weniger als niempfindlichen Wilhelm von Humboldt konnte die seltene Erscheinung Charlottens um so weniger entgehen, als der Zufall sie zu Tischnachbarn gemacht hatte und er sich bald überzeugte, daß er hier auch eine geistig fein und hoch organisirte Natur vor sich habe. Unter den Augen des Vaters verlebten die beiden jungen Leute „drei glückliche Tage". Als Humboldt schied, verehrte er nach der Sitte der Zeit seiner Freundin das Stammbuchblatt, welches, wie es einst zur äußeren Wiederanknüpfung der Verbindung dienen sollte, das Thema dieses seltenen, man möchte fast sagen, einzig dastehenden Freundschaftsbundes sofort rein und voll anschlug: daß das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne doch ohne eine mitempfindende Seele nichts sei.

Humboldt hatte sich in der „ungewissen Hoffnung des Wiedersehens" von Charlotte getrennt. Er hatte zwar unter dem duftenden Lindenbaume der weltberühmten Allee Charlotte versprochen, nach Lüdenhausen zu kommen, und nur eine „jugendliche Pedanterie" hatte ihn abgehalten, sein Wort einzulösen. Aber er kam doch nicht, als Charlotte sehnsüchtig die Zeit herankommen sah, für die

Digitized by Google

er seinen Besuch zugesagt hatte. Nicht als ob sie in leidenschaftlicher Liebe für Humboldt entbrannt wäre. Sie selbst schildert, sechsundzwanzig Jahre später, ihren damaligen Seelenzustand an Humboldt als „den der ersten, ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind", und erklärt, ihr für Freundschaft so empfängliches Herz sei damals zur Begeisterung angefacht worden. Ihre Geschwister bezeugen es, sie sei als eine andere, ernstere, reichere von Pyrmont zurückgekehrt. Die Situation, in welcher sie sich befand, hätte wohl auch eine weniger tiefe Natur als die ihrige ernst und nachdenklich stimmen müssen. Sie, die Verlobte eines ihr im Grunde der Seele ganz gleichgültigen Menschen, dem sie nur, von einer schwärmerisch geliebten Freundin bestimmt, ihr Jawort gegeben hatte, war jetzt mit einem jungen Mann befreundet worden, wie sie bisher keinen kennen gelernt, wie keiner kaum ihrer Seele als Ideal je dämmernd vorgeschwebt hatte. Wie ein Meteor war er an ihrem Horizonte aufgegangen und ebenso rasch wieder hinabgesunken, zwar einen hellen, unvergänglichen Lichtschein in ihrer Seele zurücklassend, aber für den Moment doch vorübergezogen, das Auge nur in um so tiefere Nacht hüllend. In dieser Seelenstimmung hätte es für sie vielleicht nur eines kleinen Anstoßes bedurft und die Fesseln, die sie an Diede ketteten, wären schmerzlos zerrissen gewesen. Dafür, daß dieses nicht geschah, sorgte aber die Freundin Henriette, die nicht aufhörte, sie für ihre Leidenschaft zu erwärmen. Als Humboldt in Lüdenhausen, und wie ich glaube, wenigstens nach einer Seite hin zum Glücke Charlottens, nicht erschienen war, machte sich die abstumpfende Macht der Gewohnheit, des trübseligen Einerleis der Tage in dem verwaisten stillen Pfarrhause an der jugendlichen Seele wieder geltend. Die Verlobung mit Diede blieb bestehen und am 22. April 1789 fand die Trauung mit ihm in der kleinen Dorfkirche statt. Das junge Paar reiste nach Cassel und wurde von den Angehörigen und Freunden Diede's zuvorkommend und herzlich aufgenommen. Aber nur zu bald sollte sich der Abgrund zeigen, dem Charlotte arglos und unüberlegt entgegengetaumelt war. Nicht als ob Diede seine junge und schöne Frau nicht in seiner Weise lieb gehabt hätte! Es liegen Beweise vom Gegentheil vor. Als seine Frau einmal eine Reise antrat, zerfloß er in Thränen; über ihre Trennung von ihr hat er sich stets klagend geäußert. Aber er war doch ein untergeordneter, unbedeutender Mensch. Sein langes Leben auf den Universitäten hatte sein Benehmen roh gemacht, wenn er überhaupt ein höheres Leben je gekannt hat. Im Hause seiner Schwiegereltern hatte er sich einigen Zwang auferlegt, seiner Frau glaubte er keine Rücksichten mehr schuldig zu sein. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Cassel sah sie, die bis dahin noch keinen betrunkenen Menschen gesehen hatte, ihren Mann taumeln. An dem Schlusse fast jeder dem Paare gegebenen Gesellschaft hatte Diede zuviel getrunken und erlaubte sich rohe Zudringlichkeiten gegen seine Frau, die vor Scham in die Erde sinken wollte. Die Ehe war von den ersten Wochen an eine unglückliche. Sie wurde nicht besser, als sich Charlotte Mutter fühlte. Das unselige Weib sah ihren Zustand als eine Art Schmach an bei diesem Manne und genas eines todtgeborenen Kindes. Um die Tochter zu trösten, kam der alte Pfarrer mit ihren Schwestern nach Cassel. Charlotte, welche nun wieder einen Gegenstand der Liebe um sich

Digitized by Google

hatte, erholte sich und auch ihr Verhältniß zu ihrem Manne schien sich zu bessern. Aber dasselbe war schon zu tief gestört und auch zu sehr jedes festen Grundes entbehrend, als daß es wieder dauernd hätte hergestellt werden können. Differenzen anderer Art scheinen dasselbe noch weiter zerrüttet zu haben. Diede wird als ein haushälterischer, karger Mann geschildert; Charlotte war, wie sie selbst einmal sagt, hierin ganz ihres Vaters Kind, in allen Geldfragen unpraktisch und sorglos. Nicht als ob sie für ihre Person viel bedurft hätte! Obwohl sie Werth auf ein geschmackvolles, anständiges Aeußere legte, wußte sie doch mit Wenigem viel zu leisten. Aber sie war generös, gegen Kranke voll thätigen Erbarmens.

Die sittliche Atmosphäre, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts über Cassel lagerte, war keine reine. Das Land war arm. Die Nachwehen des siebenjährigen Krieges waren noch überall fühlbar. Der Lebenszuschnitt selbst der Besserstehenden in Stadt und Land ein armseliger und knapper. Dagegen war der Fürst reich. Landgraf Friedrich II., der zur katholischen Kirche übergetreten war, hatte sich eine glänzende, nach französischem Muster zugeschnittene Hofhaltung eingerichtet. Sie konnte auch des Schimmers der Wissenschaften nicht entbehren und man hatte Männer mit gutem Namen nach Cassel berufen. Aber sie waren doch nur zur Decoration des Hofes herbeigezogen, dessen Wesen vielmehr in prunkvollen Lustbarkeiten mit schönen Damen, französischem Theater, Jagden mit Reiherbeizen und militärischen Schaustellungen aufging. Wenn man die Gallerie von Schönheiten mustert, die zopfig, aber doch kühn von den Wänden des reizenden Jagdschlosses Wilhelmsthal herabblicken, dann reflectirt sich in uns der Geist jener Periode am Lebendigsten. Auf Landgraf Friedrich II. war 1785 der in strengen Grundsätzen in Hanau auferzogene, und seinem Vater sonst sehr unähnliche Wilhelm IX. gefolgt. Nur in zwei Punkten glich er dem Vater, überbot ihn vielmehr. War jener bei aller Prunksucht ein guter Financier gewesen, so wurde dieser ein Geizhals; hatte jener auch wohl schönen Frauen gehuldigt, so war dieser ein Mann von der rohesten Sinnlichkeit. Im Jahre 1790 nahm er die dritte officielle Maitresse an, nachdem die erste an der Schwindsucht gestorben und die zweite ihm untreu und gefährlich geworden war. Das Zureden der ersten Geistlichen des Landes und die Vorstellungen ihrer eigenen Angehörigen hatten ein vater- und vermögensloses Landedelfräulein, eine geborene von Schlotheim, gegen ihren Willen in die Arme des Landesvaters getrieben. Die Gräfin von Hessenstein gebar dem Landgrafen Wilhelm IX. achtzehn Kinder, von denen aber nur fünf groß wurden. Das Vorbild des Hofes, so unterthänig man auch vielfach noch die Maitressenwirthschaft für eine legitime Prärogative der hohen Herrschaften halten mochte, wirkte jedoch auf die sittlichen Zustände der Residenz unwillkürlich zurück. Der Geist der französischen Revolution fand auch hier nur schon längst unterspülte Dämme umzuwerfen.

Der Obergerichtsprocurator Dr. Diede gehörte schon durch seine Geburt, — die Familie zählte zu den unadligen Vasallenfamilien — und durch sein Vermögen den höheren Ständen Cassels an. Sein Haus wurde durch die schöne, liebenswürdige und geistreiche Frau eines der gesuchtesten. Bei der Jugend derselben und dem gänzlich unbefriedigten, ja feindseligen Verhältnisse, in dem sie zu ihrem Gatten lebte,

Digitized by Google

wird man es begreiflich finden, daß sie sich zu zerstreuen suchte. Huldigungen aller Art wurden ihr dargebracht, die der eitle Gemahl anfänglich gerne sah. Er fühlte sich geschmeichelt als Gatte der gefeierten Frau. Charlotte, aufgewachsen in den Traditionen einer sittenfesten Familie, schlürfte das süße Gift der Schmeichelei zuerst wohl ganz bewußtlos, dann mit dem Gefühl eines Kranken ein, der sich, um seine Schmerzen momentan zu ersticken, des Morphiums bedient. Doch war ihr Herz nichts weniger als freigeistig und leichtfertig gestimmt. Der Ton der Wahrheit spricht aus einem Briefe, wenn sie an eine Freundin schreibt: „Die freigeisterische Periode tritt meist nach vollendeter Jugend, mit dem Beginn des reiferen Alters ein, dauert länger oder kürzer, je nachdem Schicksale, Verhältnisse und äußere Umstände einwirken. Meist gefallen sich dann die jungen Leute in ihrer vermeinten Aufklärung, dünken sich klüger und einsichtsvoller als Andersdenkende; werden, wenn sie sich zugleich mit Gewandtheit und Leichtigkeit auszudrücken wissen, wegen ihrer Sophismen geschmeichelt und bewundert. . . . Da mir früh die Worte zufielen, so hätte auch ich in diese Gefahr kommen können, da ich als junge Frau mit dem Eintritt in zwanzig Jahre in einem Cirkel lebte, wo man eine höhere Meinung von meinem Verstande und meiner Bildung hatte als ich verdiente. Allein ich fand das Lautwerdenlassen einer Meinung, die Vielen ärgerlich werden konnte, unweiblich; zugleich erkannte ich, daß Andere, deren Einsicht und Verstand ich den meinigen willig unterordnete und vor deren moralischer Vortrefflichkeit ich Ehrfurcht hatte, beseligt in ihrem Glauben waren, so daß ich wünschte meines Zweifels frei zu werden, und fürchtend, ich sei in Irrthum und Dunkelheit befangen, schwieg ich, ja ich betete recht inbrünstig um Licht, das mir mangelte; ich dünkte mich nicht klüger zu sein als viele Andere in meinem Unglauben, allein mir blieb die Erkenntniß verschlossen. So vermied ich alles lange Zeit, was sich auf die Versöhnungslehre bezog, um mich keiner Heuchelei schuldig zu machen."

Waren es also auch höhere, geistige Interessen, die den Cirkel belebten, in dem sich damals Charlotte bewegte, und sie keineswegs mit leichtsinnigen Ideen erfüllt, so drängten sich doch auch Elemente an sie heran, die um ganz anderer Dinge willen ihren Umgang suchten. Natürlich war der Freund Wiederhold, der inzwischen Quartiermeisterlieutenant und fürstlicher Adjutant geworden war, und sich 1792 bei dem Sturme auf Frankfurt so auszeichnete, daß er den preußischen Orden pour le mérite erhielt, in dem Hause Diede's ein oft und gern gesehener Gast. Er führte andere Officiere in demselben ein. Zu diesen gehörte ein Capitän des Gardegrenadierregiments W. K. L. von Hanstein. Er war ein herkulisch gebauter Mann von gefälligen Formen. Obwohl sein Gesicht von Blatternarben zerrissen war, war er bei den Frauen unwiderstehlich. Er galt als ein Liebling der Gräfin Hessenstein. Keineswegs geistig begabt, auch ohne alles Vermögen, mag es doch Diede geschmeichelt haben, daß der brillante Officier, der die Parade vor seinem Hause vorbeiführte, seinen Umgang aufsuchte und sich als Hausfreund etablirte. Eine Verbindung mit Hanstein schien in Aussicht zu stehen. Machte er doch scheinbar der graziösen Schwester Charlottens, Christine, die in Cassel längere Zeit zu Besuch war, den Hof. Aber bald sollten sich andere Beziehungen herausstellen. Hanstein renommirte bei seinen Kameraden mit seinem Verhältnisse zur schönen Frau Diede. Ihr Mann entbrannte

Digitized by Google

nun in wüthender Eifersucht; seine Gattin, die nicht in Abrede stellte, daß sie Hanstein als einen Schutz gegen seine Rohheiten ansehe und verehre, bat ihn nun, wie schon wiederholt, in eine Auflösung der unglücklichen Ehe zu willigen. Davon wollte aber Diede nichts wissen. Es kam zu den leidenschaftlichsten Auftritten. Diede's Herz erfüllte sich mit bittrem Hasse gegen seine Frau, die in ihrem Hause eine Hölle fand, aus der sie ihr Mann nicht entlassen wollte. In dieser furchtbaren Spannung der Ehegatten ist es geschehen, daß Charlotte aus ihrem Hause entwich und sich in die Wohnung Hanstein's, der mit einer Schwester zusammenlebte, flüchtete. Diede selbst glaubte nun auf Ehescheidung gegen seine Frau klagen zu müssen. Am 1. Februar 1794 reichte er bei dem Consistorium zu Cassel seinen Antrag auf Scheidung ein, am 21. Februar sprach das geistliche Gericht dieselbe aus, nachdem Charlotte selbst sich schuldig bekannt hatte. Als dieses geschehen war, verließ sie die Wohnung Hanstein's in dem seligen Gefühle der Freiheit von Diede und mit dem Bewußtsein an Hanstein nur in Ehren gebunden zu sein.

Die Ausfertigung des motivirten Ehescheidungserkenntnisses, welche Diede zugegangen war, hat dieser vor seinem Tode vernichten lassen; nur der kurze Tenor des Schlußsatzes, durch den Diede das Recht der Wiederverheirathung zugesprochen, während es seiner Frau aberkannt wurde, ist erhalten. Auch die Acten des Consistoriums zu Cassel sind vernichtet worden. Es wird sich also kein entscheidendes Urtheil über die Schuldfrage mehr fällen lassen. Und das um so weniger, als Charlotte selbst ihren Angehörigen gegenüber sich stets mit Stolz als unschuldig des factischen Ehebruches hingestellt hat. Auch ihren Freundinnen hat sie immer versichert, sie habe die Ehe nie gebrochen; sie sollten lieber Alles in der Ehe ertragen, pflegte sie zu sagen, als es auf einen Ehescheidungsproceß ankommen zu lassen.

Mag man über diese Frage denken, wie man will, Charlotte hat sich in der unglücklichen Verflechtung ihrer Lebensgeschicke nicht von Schuld und Fehle rein zu halten gewußt. Das liegt klar vor, auch wenn man von dem unüberlegten, jedenfalls nur im Affecte höchster Leidenschaften gefaßten Plane der Flucht in die Wohnung Hanstein's absieht. Sie selbst schreibt einmal an Schulz, ihre Ehe sei bei ihrer Jugend nicht richtig geleitet gewesen; und spricht ihrer Schwester von ihrer Jugendverirrung, zu einer Zeit, als ihr Verhältniß zu Hanstein noch nicht gelöst war. Aber ebenso bestimmt versichert sie auch Humboldt, sie sei gereift durch großen und mannigfaltigen Schmerz, nie entadelt noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Wer über die Frau richten mag, der sehe zu, daß er nicht falle.

Von Diede schweigen wir. Er starb wieder verheirathet, aber kinderlos 1840.

Wie es in der Welt zu gehen pflegt, so schlugen jetzt, nachdem Charlotte in die Wohnung Hanstein's geflohen und dann geschieden war, die trüben Wogen übler Nachrede über sie zusammen. Hatte man früher die liebenswürdige Frau bedauert und gegen ihren Mann in Schutz genommen, so konnte man ihr jetzt nicht verzeihen. Nur wenige treue Freunde, den respectabelsten Familien Cassels angehörig, in Ehren und strengen Sitten ohne Makel, hielten bei ihr

Digitized by Google

aus. Daß Henriette Meyer-Lotheisen-Wiederhold nicht zu ihnen gehörte, mag man mit Charlotte bedauern, wird es aber gerade nicht befremdlich finden.

Tiefer und empfindlicher mußte es Charlotte ans Herz gehen, daß sich ihr Vater, ihr Onkel Falckmann, kurzum der ganze männliche Theil ihrer Familie, gegen sie erklärte und nichts mehr von ihr wissen wollte. Der Vater, der zur Einwilligung in die Ehe nur mühsam bestimmt worden war, erklärte jetzt ganz kategorisch: „Daß Du geschieden wirst, dagegen habe ich am Ende bei so viel Unglück nichts einzuwenden; daß Du es aber auf so ehrlose, schimpfliche Weise betreibst, das will ich nicht, dadurch scheidest Du Dich auf immer von mir." Er hat nur zu sehr Wort gehalten. Charlotte hat ihren Vater nicht wiedersehen dürfen. Fast vier Jahre später (1797) schrieb sie an die Schwestern, sie möchten doch im Verein mit dem Bruder den Vater bestimmen, sie wieder aufzunehmen; die Antwort lautete abschläglich. Im Frühjahr 1798 ging sie auf eigene Verantwortung nach Lüdenhausen. Drei Tage hielten die Schwestern sie versteckt, um den starren Sinn ihres Vaters zu brechen. Der alte Mann hat sein Kind wieder aus dem Hause gehen lassen, ohne ihr zu verzeihen, ohne sie zu sehen.

Dem Onkel Falckmann, der sich durch seine Nichte in seinem Familienstolze verletzt fühlte, glaubte sie nicht so entgegen kommen zu sollen. Sie hat es später tief beklagt. Sie meinte selbst, dieser würde ihr verziehen haben.

„Sein Hochmuth," schreibt sie der Schwester, „war durch meine Jugendverirrungen verletzt und der meinige — ich nannte das Stolz, in meiner Verblendung sogar edlen Stolz — wollte sich nicht demüthigen, weil ich der nahen Rechtfertigung, ich fürchte: dem Triumph kühn entgegensah. Es blieb durch meine Schuld mir seine Liebe entzogen. O, es thut mir leid, sehr leid! Auch später konnte ich mich nicht biegen."

So trieb Charlotte, von ihrem verhaßten Gatten geschieden, aber auch des Zusammenhangs mit ihren nächsten Angehörigen verlustig, nur von der Liebe eines nicht gerade zuverlässigen, eitlen Mannes getragen, ihr Lebensschifflein in die Fluth einer hier unsicher gährenden, dort schon stürmisch aufwogenden Zeit. Die vierundzwanzigjährige geschiedene Frau mußte ihr Leben gleichsam von Neuem beginnen.

II.

Nachdem Charlotte von ihrem Manne getrennt war, konnte sie nicht wohl länger in Cassel verbleiben. Voll gläubiger Zuversicht auf die Treue Hanstein's und von seinen heißen Liebesschwüren begleitet, wendete sie sich nach ihrer Heimath zurück, wo sie zunächst bei einer Tante, der verwittweten Frau Pfarrer Schönfeld, in Reelkirchen gastliche Aufnahme fand. Hier blieb sie einige Monate. Obwohl die Tante sie nicht drängte, vielmehr voll Liebe gegen sie war, und auch die Besitzerin des adligen Hofes in Reelkirchen, eine Frau von Mengerssen, sich überaus gütig gegen die arme Frau erwies, empfand diese ihre Lage doch als eine sehr drückende. Der gesellige Verkehr, dem sie sich auf dem Dorfe nicht gut entziehen konnte, der Mangel einer bestimmten Thätigkeit ließen sie an eine Veränderung denken. Aber wohin sollte sie? Die Städtchen ihres Heimathlandes waren bei dem Zerwürfnisse mit ihrer Familie ihr verschlossen. Sie lagen auch zu weit von Cassel ab, von wo sie das erlösende Wort aus ihrer

Digitized by Google

Vereinsamung erwartete. Da der Vater sich nicht abgeneigt zeigte, ihr eine jährliche Unterstützung zu zahlen, so beschloß Charlotte unter der Zustimmung Hanstein's, sich vorläufig in Holzminden, einem lebhaften und freundlichen Städtchen an der Weser, das zum Herzogthum Braunschweig gehört, niederzulassen. Der Ort lag nicht allzuweit von ihrer Heimath, man hatte von dort aus leichte Verbindung mit Karlshafen und Cassel. Ein Herr Merle in Cassel (später in Karlshafen), welcher ihr befreundet war und ihr noch lange Jahre die treuesten Dienste erwiesen hat, hatte ihr Holzminden in Vorschlag gebracht und auch eine angesehene gute Familie ermittelt, in deren Hause sie Aufnahme finden werde. In der That wurde sie von Dr. Gerhard freundlich aufgenommen, so daß sie sich bald hier sehr wohl fühlte und beschloß, hier vorläufig bis zur definitiven Entscheidung ihrer Geschicke zu bleiben. Die Frau des Hauses war ihr sehr zugethan, die Kinder, welche sie in allerlei Künsten unterrichtete, ihre jungen Freunde. Die Absicht, durch Stundengeben sich zu dem väterlichen Zuschusse noch etwas zu verdienen, mußte Charlotte aufgeben, da Hanstein sich dadurch compromittirt glaubte. Kleine, gelegentliche Unterstützungen von ihr bei seinen Besuchen anzunehmen, fand er dagegen nicht unter seiner Würde.

Die Schwierigkeiten, welche sich einer ehrenhaften Regelung ihres Verhältnisses zu Hanstein entgegenstellten, scheint Charlotte nicht klar erkannt zu haben. Ihr Verhalten macht auf mich den Eindruck, als ob sie niemals Kunde von dem Inhalte des Erkenntnisses des Casseler Consistoriums bekommen habe. Daß das Recht der Wiederverheirathung ihr abgesprochen werde, wenn sie sich für den schuldigen Theil bekannt, scheint ihr nicht in den Sinn gekommen zu sein. Gewiß wäre in der damaligen Zeit leicht ein landesherrlicher Dispens von dem Verbote zu erlangen gewesen. Aber war es möglich, daß Hanstein sie heirathete, da weder er Vermögen hatte, noch für sie eine bestimmte Unterstützung durch ihren Vater für diesen Fall in Aussicht stand? Und dachte Hanstein ernstlich daran, seine Geliebte wirklich heimzuführen und ihre Ehre zu rehabilitiren? Die nächsten Jahre verschob er jeden definitiven Entschluß, indem er sich hinter die Unmöglichkeit verschanzte, Charlotten in Cassel einen standesgemäßen Haushalt zu verschaffen. Der Mann scheint in der That Jahre lang zwischen seiner Liebe zu Charlotte, die hier noch von dem Gebote der Ehre gestützt wurde, und den äußeren, bei seinem Stande wohl in Betracht zu ziehenden Rücksichten auf die Möglichkeit der Führung eines Hausstandes geschwankt zu haben. Ein geistig bedeutender Mensch, der energisch das Ziel verfolgt hätte, das ihm Herz und Gewissen vorschreiben mußte, war Hanstein nicht. Alte Kameraden haben mir vor Jahren erzählt, er habe Charlotte „an der Nase herumgeführt". Nicht so dachte Charlotte über ihn. Noch in ihrem Greisenalter, nachdem er längst die Untreue an ihr durch die Verheirathung mit einer anderen Frau besiegelt hatte, welche nur in dem Rufe stand, wohlhabend zu sein, und er schon viele Jahre (1818) todt war, nennt sie ihn (1835) einen edlen Mann, „mit dem sie verlobt — mehr als das, in mir heiliger Verbindung war", und schreibt von ihm als einem ihr „noch immer theuren Manne". Wäre das nicht ihre aufrichtige Meinung gewesen, was hätte sie veranlassen können, sich gegen K. Schulz so zu äußern?

Digitized by Google

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Verhältniß Charlottens zu Hanstein eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn nicht nach dem, im Jahre 1800 erfolgten Tode ihres Vaters sich das von diesem hinterlassene Vermögen als weit geringer herausgestellt hätte, als man allgemein erwartet hatte. Hanstein verschob erst recht jeden bestimmten Termin zur Heimführung Charlottens. War es dieser anfänglich vor Allem darauf angekommen, ihren guten Namen wieder zu Ehren gebracht zu sehen, so konnte sie jetzt nicht umhin, sich ganz anderen Erwägungen zu erschließen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hanstein nicht Wort hielt und sie den Rest ihres nicht großen Vermögens aufgebraucht hatte? Und wie sollte sie das Leben ohne den Geliebten ertragen? Ihre Leidenschaft für Hanstein, die nur ganz langsam, wie sie selbst erzählt, Wurzel in ihrem Herzen geschlagen, hatte sich mit der Zeit nur noch gesteigert, wenn sie sich auch keineswegs verhehlen konnte, daß er doch vielleicht ein grausames Spiel mit ihr treibe.

Nach dem Tode des Vaters hatte Charlotte im Frühsommer des Jahres 1801 mehrere Monate bei ihren Geschwistern in Lage, wo Christine an den Pfarrer Melm verheirathet war, zugebracht. Von da hatte sie sich nach Cassel aufgemacht, um Hanstein's Bedenken zu zerstreuen. Ihre alten Freunde empfingen sie mit offenen Armen. Doch Hanstein zögerte, das entscheidende Wort zu sprechen. Er scheint es als zweifelhaft hingestellt zu haben, daß der Landgraf ihm den Consens zur Verehelichung mit Charlotte geben werde. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, entschloß sich Charlotte im August 1801 an die Gräfin Hessenstein einen französisch abgefaßten Brief zu richten und sich die eventuelle Fürsprache der ebenso einflußreichen als gutmüthigen Dame zu sichern. Sie that es nicht ohne schwere Bedenken, um nur ja nichts zu thun und zu sagen, „was, wie Gott verhüten wolle, meinem lieben Hanstein schaden, oder seine und meine Ehre compromittire, wie es denn überhaupt entsetzlich genug ist, sich an die Maitresse des Fürsten wenden zu müssen." Die Gräfin erwiderte „feiner und artiger", als es Charlotte erwartet hatte. Aber der Brief enthielt nur insofern eine Antwort auf ihre Bitte, „als sie darin auf eine feine Weise sagt, daß die Sache an Hanstein liege, was ich nun freilich schon wußte." An diesen hatte Charlotte erst von ihrem Vorhaben geschrieben, als der Brief schon abgegangen war. Hanstein mißbilligte den Schritt in einem Briefe aufs Höchlichste, weil er gegen seine und ihre Ehre verstoße; als aber Charlotte nun zwei Posttage ohne Erwiderung verstreichen ließ, da traf Hanstein in Holzminden ein. Er war „so voll Liebe und ohne Vorwurf und alles, alles Bittere wischte seine Nähe und Zärtlichkeit weg. Er gestand mir dann, daß es nur an ihm sei zuzustimmen, daß aber doch noch etwas dazwischen wäre, was er mir durchaus nicht sagen könne, bis wir vereinigt wären, wo ich ihm gewiß dafür danken würde. Er drang mir dann noch das Versprechen ab, daß ich bis Johanni (1802) nichts für mich unternehmen und so lange noch Geduld haben wolle. . . . Warum nun abermals dreiviertel Jahre die Entscheidung hinausgesetzt? Und wenn es dann wirklich wäre, ich wollte kein Wort dawider sagen. Wie kann ich aber einen solchen Glauben haben, nach Allem was ich erlebt habe? Ist es mir zu verdenken, daß ich diese demüthige Unterwerfung unter den Willen eines

Digitized by Google

Menschen nicht mehr so leicht nehmen kann? Daß es mich schmerzlich erbittert, wenn ich mir vorkomme, wie ein Spiel, und durch die gewaltsam hervorgerufene Verstimmung wie ein Instrument erscheine, dem unter diesen Umständen keine reine Harmonie zu entlocken ist? O Gott, nach dem meine Seele schmachtet, meine Vernunft und meine Seele arbeiten widerstreitend in mir; bei der ersteren steht Hanstein's Sache schlecht, bei dieser findet er so lange ich lebe, Fürsprache und unendliche Liebe — ich kann die seinige nicht bezweifeln, unmöglich! mein Herz empfindet sie — aber meine Vernunft wird sein Feind — und ich bin das Land, das unter diesem Könige zu Grunde geht. Hätte ich doch von Beiden weniger, so lebte ich ruhiger und vielleicht wie andere Menschen. Meine Vernunft sagt mir, daß ich im Grunde außer mir selbst keine feste Stütze habe, daß ich mich genau genommen an mich selbst halten muß, daß ich Schritte zu meinem Fortkommen in der Welt, zu meinem Unterhalt thun muß, daß ich, um dieses thun zu können, die Verhältnisse der Liebe aufgeben muß — mein Herz kann es nicht! O Gott, meine Tine, wo soll ich mit diesem Gefühle hin, wenn ich dies einzige Wesen nicht mehr dafür habe — ich muß sterben. Ihr Alle könnt meine Liebe nicht begreifen. — Denn das Gefühl des Ueberflüssigseins ist nicht für mich! Sieh', dieser gewaltsame Kampf reibt mich auf, meine Nerven werden reizbar — nicht durch meine Schuld — ich arbeite meinen Empfindungen immer entgegen — sondern durch die Umstände . . . Wie ich dahin gekommen bin! Es scheint so egoistisch und ists doch nicht. Mich dünkt, ich könnte noch ein Buch darüber voll schreiben und hätte Dir doch nichts gesagt. Vergieb, Du Liebe, meine unerträgliche Weitläufigkeit! Du hättest mich nichts fragen sollen."

Ich kann hier — soll ich sagen: leider? — die Weiterentwicklung dieses traurigen Liebeshandels nicht in seinen einzelnen Wendungen bis zur Peripetie ausführlich darlegen. Es sind der retardirenden Momente zu viel in ihm. Aber interessant, spannend und ergreifend ist er doch in allen Einzelheiten. Durch die Briefe Charlottens, in der die Zweifel an der Ehrlichkeit der Schwüre Hanstein's immer stärker und unwiderstehlicher sich aufdrängen mußten, rauscht noch immer der volle Strom reinster, aufopferungsfähigster Hingebung und Liebe. Vereinzelt klingen gellende Töne scherzhaften Humors aus dem Gewirre der einander bekämpfenden Empfindungen hervor, welche an Ausbrüche Shakespeare'scher Gestalten von selbst erinnern. Wir lauschen hier den lautesten wie leisesten Regungen eines Herzens, das uns wirklich etwas zu verrathen hat und das, was es uns kündet, momentan in die reinste, durchsichtigste und edelste Form zu gießen vermag. Wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß ein großer Theil des Reizes, welchen der Briefwechsel mit Charlotte für W. v. Humboldt hatte, in diesen Selbstbekenntnissen Charlottens lag, in denen sie, wie die Blume im Dufte, ihr innerstes Leben aushauchte.

Und fast macht Hanstein, von dem mir auch ein Brief im Original vorliegt, den Eindruck des unpersönlichen, bewußtlosen Fatums. Man sieht durchaus nicht, was den Mann, der inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückt war, jetzt abhalten konnte, seinen Schwüren die That folgen zu lassen, oder Charlotte, wie sie ihm seit 1803 wiederholt anbot, freizugeben. Schnöde Berechnung kann

Digitized by Google

nicht den Ausschlag gegeben haben. Ich habe einmal daran gedacht, ob Hanstein's Schwester vielleicht gegen die Ehe gewesen sei. Diese scheint in seinem Hasse gegen Charlotte auch nicht geruht zu haben. Diese selbst spricht von „räthselhaften, geheimen, erst spät enthüllten Intriguen und Feindschaften, durch die ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei". Ganz Sicheres kann ich nicht ersehen. Jedenfalls stand Hanstein tief unter Charlotte und es hat sich hier die alte Erfahrung bestätigt, daß so oft geistig bedeutende Frauen ihre Herzen an Männer wegwerfen, die ihnen durch irgend eine Aeußerlichkeit imponiren, ihrer sonst aber nicht werth sind. Doch wer will Gesetze ergründen, nach denen Eros die Herzen des schwachen, und doch so starken Geschlechts verwundet? Hier hatte er ein starkes Herz tief getroffen.

Nachdem Charlotte im Frühjahre 1803 sich des längeren Besuchs einer treuen Freundin aus Cassel erfreut und mehrere Sommerwochen in Lage zugebracht hatte, wo sie für ihre verreisten Geschwister den Haushalt besorgte, erwiesen sich die Versprechungen Hanstein's wieder als reine Täuschungen. Die Schwester Christine schrieb bei passender Gelegenheit nun auf Betreiben Charlottens an Hanstein, der ihr antwortete, „daß er in Ewigkeit sein Versprechen nicht brechen werde". Endlich mußte ein Entschluß gefaßt werden. Das kleine Vermögen Charlottens schrumpfte immer mehr zusammen, da sie mit den Zinsen nicht auskam. Noch schlimmer war es, daß ihr Gesundheitszustand immer bedenklicher wurde; „das Hangen und Bangen in schwebender Pein" durch so viele Jahre lang hatte ihr Nervensystem zerrüttet. Obwohl der Aufenthalt in Holzminden ihr seiner Ruhe und der vielen guten Leute wegen, die sie dort gefunden, sehr zusagte und wohl that, so rieb doch ihre Leidenschaft für Hanstein und die Ungewißheit ihrer ganzen Lage ihre sonst kräftige Natur auf. Sie erzitterte bei der geringsten Gemüthsbewegung, konnte nichts mehr festhalten. Muth und Lust, einen Lebensplan zu machen, brachen immer mehr zusammen. Sie konnte sich nicht aufraffen und eine ihr angetragene gute Stelle als Erzieherin annehmen. Da beschloß sie, abermals von Hanstein getäuscht, im Anfang August 1804 nach Braunschweig überzusiedeln und dort Verdienst durch Handarbeiten zu suchen. Der Gedanke, daß sie dann ihrem Berather Ewald in Bremen näher sei, hatte bei diesem Entschlusse mit gewirkt. Es war keine glückliche Idee von Charlotte, nach dieser Stadt zu gehen. Obwohl sie dort einige bekannte Familien hatte, und der Ertrag für ihre Arbeiten sich immer mehr steigerte, so daß sie glauben durfte, ein anständiges Auskommen zu finden, so fühlte sie sich doch tief unglücklich in Braunschweig. Die Frauen, mit denen sie in Berührung kam, fand sie ungebildet und herzlos. Nur bei einzelnen Männern stieß sie auf theilnahmsvolles Verstehen ihrer Lage. Hier und da, wo man ihr anfänglich freundlich entgegengekommen war, zog man sich wieder zurück, sobald man Erkundigungen über ihre Vergangenheit eingezogen hatte. Das beleidigte und kränkte Charlotte tief, die sich außer ihrer Liebe zu Hanstein nichts Schlechtes bewußt war. Aber dieser erkaltete immer sichtbarer, nachdem er anfänglich noch nach Braunschweig hin sie seiner unverbrüchlichen Treue und heißen Liebe versichert hatte. Da kam das Gefühl der ganzen Halt- und Zwecklosigkeit ihres Daseins über sie. Die Frage: Warum das? kam über sie in schlaf-

Digitized by Google

losen, nur von Thränen belebten Nächten. Der feste Glaube ihrer Jugend, das sichere Vertrauen auf eine göttliche Leitung ihrer Geschicke schwand immer mehr zusammen. Als sie in einer ruhelosen Nacht die Frage: „Warum Alles das?“ wieder in ihrem geängsteten Gemüth wälzte, griff sie zur Bibel und der erste Blick, den sie hinein warf, fiel auf die Worte Maleachi 2, V. 4: „Warum das?“ Es kam wie eine Gottesoffenbarung über sie, und sie schlug das heilige Buch nochmals auf und ihre Augen ruhten auf den Worten: „Denn der dich gemacht hat, ist dein Mann.“ Und sie las das ganze 54. Kapitel des Jesaia mit seinen trostvollen Verheißungen an „das verlassene und von Herzen betrübte junge Weib, das wie verstoßen ist“, unsägliche Male sich vor.

Aber der Trost, der ihr hiermit doch mehr äußerlich wurde, als daß er aus den Tiefen ihres Herzens aufgegangen wäre, vermochte sie nicht dauernd auf diesen lichten Höhen der Zuversicht zu erhalten. Sie befand sich wiederholt jetzt noch dazu in Geldverlegenheiten. Die Unruhe der Zeit erschütterte überall den Erwerb und sonst gesicherte Einnahmen; die unglückliche Liebe zu Hanstein konnte nicht ersterben, der Körper wurde immer hinfälliger. Sie schreibt: „Ach meine theuern Geschwister, wie habe ich für diesen Mann gelebt! Jedes Atom meines Verstandes war eine Rücksicht auf ihn, jedes kleine Talent, das ich übte, war für ihn und nach so vielen schmerzvollen verlorenen Jahren sehe ich mich aller Bestimmung des Lebens entrückt; die schmerzvolle Vergangenheit reiht die geängstigte Fantasie an die freudenlose, peinliche Gegenwart und diese wieder an die öde, todte, liebeleere Zukunft, die mein gefühlvolles, weiches, liebebedürftiges Herz schreckt wie ein offenes Grab .... Rathet nur, was soll ich thun! ... Die Angst meines Herzens läßt mir keine Ruhe und Rast und meine verweinten, oft übernachteten Augen lassen auch keine Arbeit zu, und dann ist es mir, als riefe mir Jemand zu: Wozu? und ich werfe mich auf das Kanapee und kann nicht wieder aufhören zu weinen.“ Einem ihr befreundeten Mann klagt sie ihre Noth, ihre Unschlüssigkeit. Er antwortet ihr, nachdem er Hanstein's letzten Brief gelesen, mit einem gemischten Ausdruck von Theilnahme, Kälte und Ruhe: „Ich glaube mit dem Abbrechen, das ist nichts; Ihr Herz bricht eher als Sie sich von dem Manne losreißen.“ Und nun beschließt Charlotte nicht völlig mit Hanstein zu brechen, sondern in einer „freundschaftlichen Verbindung mit ihm zu bleiben“. Auf die Aufforderung einer ihr nahe stehenden Familie hin reist sie 1805 im Spätherbste nach Cassel. Die Reise wirkte wohlthätig; sie faßte wieder Hoffnung. Ihr ganzes Dasein schien sich zufriedenstellender zu gestalten. Das hielt sich bis zum Sommer des folgenden Jahres. Aber neue Enttäuschungen, neue Qualen harrten ihrer. Da beschloß sie ihrem Leben ein Ende zu machen.

„Ich fürchtete nichts mehr,“ schreibt sie am 18. December 1806 und 15. Januar 1807 ihren Geschwistern, „auch den Schmerz des Todes nicht .... Aber wunderbar hat Gottes erbarmende Vatergüte mich wieder gestärkt und meine Hand von meinem Leben abgezogen.“ Sie konnte die Ursache „eines unaussprechlichen Jammers nicht sagen — es ist zu viel, ich mag es dem Papier nicht anvertrauen.“ Wir erfahren nicht, was die Ursache dieses Kummers war. Wir müssen dieselbe doch wohl in ihrem Verhältnisse zu Hanstein suchen, da dieses ihr ganzes Sein beherrschte und ihr Herzeleid noch im December 1807

Digitized by Google

fortbestand, nachdem wenigstens ihre äußere Stellung sich durch einen merkwürdigen Glücksfall vorübergehend gebessert hatte. Im Sommer 1807 hat sie ihren Geschwistern zu schreiben, sie habe sich wieder so ohnmächtig und niedergeschlagen gefühlt, daß sie geglaubt habe, vergehen zu müssen. Sie habe Trost in der Bibel gesucht und dort gefunden; auf skeptische Aeußerungen eines Bekannten hin sei sie durch eine Gellert'sche Ode in ihrem Vertrauen auf das Wort Gottes und dessen Verheißungen gestärkt worden. Als sie in Sinnen und Nachdenken hierüber gelegen habe, sei ihr die Gewißheit geworden, Gott werde ihr auch ein äußeres Zeichen geben, daß er sie nicht verlassen wolle. Ungesucht und plötzlich sei da der Gedanke in ihr aufgetaucht, ein Loos in der Lotterie zu nehmen. Sie thut das, obwohl man sie freundlich aufmerksam macht, daß schon fünf Classen gezogen seien und das ganze Loos dreißig Thaler koste. Nichtsdestoweniger läßt sie sich nicht abbringen und — gewinnt zweitausend Thaler. Die frohe Zuversicht, von Gott ein Zeichen der Erhörung erhalten zu haben, belebte Charlotte jetzt stärker und nachhaltiger als die hierdurch gewonnene Aussicht auf eine relativ gesichertere äußere Zukunft. Da man damals die Braunschweigischen Landesobligationen für ein ganz sicheres Papier ansah, das sechs Procent Zinsen abwarf, legte sie nicht nur ihren Gewinn sofort in diesen Papieren an, sondern machte auch noch 1600 Thaler in ihrer Heimath flüssig, um für dieselben gleichfalls Braunschweigische Papiere zu kaufen. —

Aus dem Sommer und Herbste 1807 sind uns keine weiteren Briefe Charlottens erhalten. Sie war auf dringende Einladungen ihrer Freunde in Cassel und Holzminden gewesen, hatte aber auch hier keine dauernde Stärkung ihres zerrütteten Nervensystems gefunden. Denn im December hören wir wieder, daß nur durch ein, wie sie meinte, unmittelbares göttliches Eingreifen in ihre Lebensgeschicke sie vor dem Selbstmorde bewahrt worden sei. Auch jetzt war es wieder eine Bibelstelle, Jesaia 41, V. 10: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit," durch welche, wie sie schreibt, „die Hand von meinem Leben im eigentlichsten Sinne abgezogen ward". Charlotte war damals sicher, daß sie, indem sie ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ende mache, kein sündhaftes Werk thue. Sie sagt ausdrücklich: „Der Tod war in meiner Seele beschlossen, vor Gottes Augen beschlossen, und mein Inneres sagte mir nicht auf die fernste Art, daß das Unrecht sei. Unter Gebet und Todesschmerzen im Herzen fühlte ich, daß ich jetzt sterben durfte; mehr als die menschliche Natur, wenigstens die meinige zu tragen vermag, war mir auferlegt, und mein himmlischer Freund sah, daß unter kindlicher Unterwerfung, fern von allem Murren, dies unglückselige Herz brechen mußte." Charlotte wollte nur noch einige nöthigen Vorbereitungen beendigen und hoffte ein Mittel gefunden zu haben, das vielleicht den gewaltsamen Tod nicht verrathe und ihr nicht allzugroße Schmerzen bereite; da fiel ihr Auge auf jene Stelle, eine ohnmachtähnliche Schwäche überfiel sie und sie war von den Selbstmordsgedanken auch für dieses Mal gerettet. Ihr körperliches Befinden besserte sich hierauf sichtlich und im Januar fühlte sie sich wieder so gesund, wie seit vielen Jahren nicht.

Sie konnte schreiben: „Ohne alle Wünsche, das kann ich in Wahrheit sagen,

Digitized by Google

erfüllt himmlische Ruhe mein Herz. Diese Ruhe soll, hoffe ich, nichts wieder zerstören; wenn auch die trübe Zukunft, welche für den größten Theil Europa's in Bezug auf Verwandte, Freunde, Bekannte in ängstlichem Scheine dämmert, ein theilnehmendes und gefühlvolles Herz oft sehr wehmüthig machen muß." Aber als ob es für dieses schon so gequälte Herz hinnieden keine Ruhe geben solle, wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug in den mühsam errungenen Frieden die Nachricht von der Verheirathung Hanstein's hinein. Es ist charakteristisch für Charlotte, wie sie das Ereigniß, das sie trotz allen vorausgegangenen doch in den Wurzeln ihres Daseins treffen mußte, ihrer Schwester mittheilt. Vor mir liegt der acht Quartseiten lange Brief vom 10. März 1808.

Sie beginnt anscheinend ganz launig mit Danksagungen dafür, daß ihre Schwester Christine, „wie ihr gerathen war", sie zu Gevatterin für ihr erstes Töchterchen gebeten hatte, und ersucht sei, die damit verbundenen Auslagen ja nicht „knauserig" an die betreffenden Personen zu vertheilen. Dann spricht sie über sich, ihre Schwester Dorothea, mit der sie etwas gespannt war, und fährt dann fort: „Die Stelle Deines Briefs, wo Du Deine Lebensliebe äußerst, hat mich unaussprechlich gerührt — ach könnte ich Dir doch meine Jahre zulegen, meine sehr geliebte Schwester! ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie dem zu Muthe ist, der mit so süßen Banden an das Leben gefesselt ist. Fiele doch ein Funken dieser Lebenskraft in meine Seele! Du kannst nicht glauben, wie es die Kräfte verzehrt, wenn man so krank an Lebensfattheit ist. Daß ich Dir noch etwas Wichtiges, etwas Herzzerreißendes zu sagen habe, das ahnest Du schon, siehst mich um den Brei gehen, weil ich mich fürchte vor den schrecklichen Berührungen — o Du wirst es nicht fassen. — H. hat sich mit einer andren verheirathen können."

Erst fünf Tage später kann sie weiter schreiben: „Ich hoffe heute etwas ruhiger und stärker zu sein. Doch will ich, da Du in der Einen Zeile genug erfahren hast, nichts weiter erzählen. Ihr werdet mit Erbarmen fühlen, wie meine Ruhe aufs Neue erschüttert ist; ich war auf *diesen Schlag* nicht gefaßt; nie hätte ich das einen Augenblick für möglich gedacht; mein Leben hätte ich darauf gesetzt, daß das nie geschehen könnte — nie habe ich etwas Aehnliches gefühlt als bei dieser Nachricht, ich glaubte wirklich, es sei die letzte Stunde meines Lebens, mein Gefühl, mein Zustand war entsetzlich."

Ein Strom von heißen Klagen entquillt dem tödtlich getroffenen Herzen. Und doch ist die herbste Klage die: „Ach, ich fühle es zu tief und zu stark, daß ich ein halbes Menschenalter mit seinen Ansprüchen und Freuden geopfert habe, um es nun zu betrauern, daß ein edler Mann (Du weißt, er war es!) sich selbst überlebt hat! *das* ist mein Schmerz! nicht, daß ich ihn verloren habe — obgleich ich jetzt glaube, daß ich tief im Herzen die Hoffnung, mir selbst unbewußt, genährt habe, er werde einst als *mein Freund* mit erhöhter Achtung zurückkehren."

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zug im Leben Charlottens, daß es sie, man möchte fast sagen, mit magischer Gewalt nach Cassel zurückzog. Eine gewöhnliche Frau würde den Ort, wo ihr geschiedener Mann lebte, wo ihr treuloser Verlobter sich so eben verheirathet hatte, wenn er auch wohl bald darauf ins

Digitized by Google

Feld zog, wie eine Unglücksstätte gemieden haben. Anders Charlotte! Obwohl sich ihr verschiedene Gelegenheiten darboten, in annehmbare Stellung zu kommen — eine ihr in Hamburg angetragene, sehr vortheilhafte lehnte sie nur ab, weil der Herr des Hauses in einem schlechten Verhältnisse zu seiner Frau lebte und sie dadurch möglicher Weise in eine zweideutige Stellung kommen könne —, beschloß sie auf das Andringen ihrer Cassseler Freunde, dorthin überzusiedeln. Braunschweig, welches der Mann, der ihr dort am Nächsten gestanden hatte, ein Rath Linker, eben verlassen, hatte sie nie geliebt; jetzt war es für sie ein unerträglicher Aufenthaltsort geworden. So entschied sie sich für Cassel, um womöglich an einer Schule mitzuwirken, welche eine ihrer Freundinnen, eine Frau Vollmer, dort errichtet hatte. Das geschah nun freilich nicht. Sie fühlte keinen Beruf zum Lehren in sich. Den Lebensunterhalt sich zu erwerben, konnte aber im damaligen Cassel einer Frau nicht schwer erscheinen, welche ein so ausgezeichnetes Geschick für das Anfertigen von Blumen und Ballgarnituren besaß wie die kunstgeübte Charlotte. Drängte doch damals in der Hauptstadt des Königs Jerôme Napoleon ein Ballfest das andere. Außerdem hatte Charlotte ein Logis genommen und ausmöblirt, welches über ihre Bedürfnisse hinaus ging; und sie fand leicht Gelegenheit, den überflüssigen Raum an jüngere Leute, namentlich Officiere, zu vermiethen, welche ihre Freunde ihr zuwiesen und zu denen sie in ein fast mütterliches Verhältniß trat. Ich könnte eine Reihe wohlbekannter Namen aus guten hessischen Familien nennen, deren Träger damals bei Charlotte wohnten. Mit dieser Nachhilfe würde sie ihr gutes Auskommen gefunden haben, wenn sie noch die Zinsen von ihren in Braunschweig'schen Papieren angelegten Capitalien bezogen hätte. Aber diese waren verloren gegangen. Napoleon hatte die Staatsschuld Braunschweigs nicht anerkannt und Charlotte damit ihre festen Einnahmen verloren. Anfänglich scheint dieser Verlust ihr nicht allzunahe gegangen zu sein, da sich ihr Leben in Cassel viel befriedigender für sie gestaltete, als der traurige Aufenthalt in Braunschweig. Zu den alten Freunden erwarb sie bald neue, welche zum Theil die ihrige weit überragende Lebensstellungen einnahmen. Mit ihrem Vetter, dem Grafen Reinhard[1]), den Kaiser Napoleon zur Ueberwachung seines Bruders nach Cassel geschickt hatte, scheint sie freilich keine Verbindung angeknüpft zu haben. Dagegen traten Mitglieder des diplomatischen Corps, höhere Militärs und deren Frauen in intimen freundschaftlichen Verkehr mit der in so unscheinbaren Verhältnissen lebenden Frau. Ihr Geist, ihr Geschmack, ihre ungewöhnlichen Lebensgeschicke, mit einem Worte: ihre ganze Persönlichkeit hatte etwas Anziehendes für alle gebildeten Menschen, die mit ihr in Berührung kamen.

Unter den Charlotte zunächst stehenden Familien ragte die des Legationsrathes bei der russischen Gesandtschaft in Cassel, H. Ch. G. Strube, hervor. Dieser deutsch-russische Diplomat, in Regensburg 1772 geboren, in Holzminden erzogen und besonders in Erlangen gebildet, war seit 1796 an verschiedenen deutschen Höfen als Legationssecretär thätig gewesen und hatte sich 1801 in Braunschweig mit Elisabeth Wilhelmine Sidonie, einer Tochter des Reichsgrafen

[1]) Graf Reinhard war von mütterlicher Seite ein Enkel des Herborner Professors Hildebrand.

Digitized by Google

Oexle von Friedenberg, verheirathet. Wie Charlotte mit Herrn und Frau von Struve bekannt geworden ist, läßt sich nicht nachweisen. Berührungspunkte gab es nach dem Gesagten genug für Beide und es ließen sich allerlei Vermuthungen wagen, die aber vielleicht alle fehl gehen. Wir treffen sie, nachdem Struve 1809 nach Cassel als Legationsrath versetzt war, Beide in den engsten Beziehungen zu einander, Beziehungen, welche sich bis zum Tode der Frau von Struve (1837), ja über den Tod derselben hinaus durch die Freundschaft Charlottens mit der Tochter der Freundin, der unter dem Schriftstellernamen „Therese" bekannten Frau Generalconsul Therese von Bacheracht, forterhalten haben. Eine andere befreundete Familie, mit der Charlotte damals verkehrte, war die des hannoverschen Obersten von Greven. Mit dessen Frau, einer geborenen von Stockhausen, und Tochter hat Charlotte in einem auf Grund vielfacher geistiger Berührungspunkte beruhenden Freundschaftsverhältnisse bis in ihre höchsten Jahre gestanden. Eine Zeitlang verkehrte Charlotte auch viel mit einer Frau von Heinemann, der Gemahlin des Kommandeurs der westphälischen Artillerie. Doch war dieser Umgang mehr ein äußerlicher, während die innigsten Beziehungen zwischen ihr und Marie der Tochter ihrer Freundin Vollmer bestanden. In den Briefen an die Schwestern findet man die treffendsten Porträts von allen diesen Freunden und Freundinnen von der sicheren Hand Charlottens gezeichnet.

Könnte das Leben Charlottens in Cassel auf den ersten Blick, namentlich im Verhältnisse zu den in Braunschweig durchlebten furchtbaren Tagen und Nächten, als ein ruhiges oder gar glückliches erscheinen, so müssen wir dem doch auf das Bestimmteste widersprechen. Sie hat in Cassel noch Schlimmeres erleben müssen, als in Braunschweig, ehe ihr unruhiges Herz zu dem über den Gegensätzen der Welt ruhenden Frieden gelangt ist. Man begreift vollkommen ihre Klagen, daß ihr Alles, was sonst den Menschen Freude zu bereiten geeignet sei, zum Bösen sich verkehre; daß sie bestimmt erscheine, alle Leiden und Schmerzen dieses Lebens bis zur Neige zu kosten und daß sie sich mit Hiob vergleicht. —

Bei der immerhin precären Stellung, in der Charlotte lebte, und der fascinirenden Anziehungskraft, die sie, obwohl körperlich verblüht und durch Krankheiten fast aufgerieben, wie sie wenigstens selbst sagt, doch immer noch auf Männer ausübte, konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch unsaubere Elemente an sie herandrängten. Nicht als ob sie ihnen gegenüber einen Augenblick geschwankt hätte. Aber die Versuchung nahte sich ihr in einem uns durch sie selbst vollkommen bekannten Falle einerseits in so verlockender und andrerseits so unsicherer, nebelhafter Gestalt, daß sie längere Zeit mit ihr zu kämpfen hatte.

Mit einem Herrn, der als sehr reich, wenn nicht als der wohlhabendste Mann des Königreiches galt, war Charlotte auf Empfehlung von Freunden zur Abwicklung ihrer unglücklichen Braunschweigischen Geldverhältnisse in Beziehung gekommen. Derselbe hatte sich ihr gegenüber sehr coulant und aufrichtig theilnehmend benommen. Er bot ihr zur Stärkung ihrer Gesundheit einen Aufenthalt auf einem seiner Güter an, was sie ablehnte. Später wollte er sie seinem Hauswesen in Cassel vorstellen, das bisher von einer Hofräthin X. X. geleitet worden war, da der Herr nicht ständig in Cassel wohnte. Er bat Charlotte

Digitized by Google

auf die zarteste Weise, ihm dieses Ansuchen nicht abzuschlagen und versprach sie dagegen für alle Zukunft sicher zu stellen. Ihre Casseler Freunde fanden die Bedenklichkeiten übertrieben, welche Charlotte diesem Antrag entgegenstellte. Aber als Frau von Struve ihr gesagt hatte: „Thun Sie es nicht, es führt das Lagen und Verhältnisse herbei, die ein Gemüth, wie das Ihrige, nicht trägt", da war die „unsagbare Angst", die sie bis dahin erfüllt hatte, von ihr genommen, und sie sagte nun entschlossen: Nein. Wie richtig die welterfahrene Frau gerathen hatte, entwickelt Charlotte nach einem Auftritte, den sie darauf mit dem Herrn hatte, selbst meisterlich.

Tiefer als diese Verbindung, die sich doch durch mehr als ein Jahr hingezogen hat, regte Charlotte das Verhältniß zu einem viel edleren Manne auf, der sie aufrichtig und innig geliebt, dann aber doch auch verlassen hat, freilich nicht, ohne daß hier Charlotten ein großer Theil der Schuld trifft.

Im December 1809 traf ein hochgewachsener, blasser, kranker, höherer Officier mit einem Empfehlungsbriefe eines ihrer Hausgenossen, der nach Marburg commandirt war, bei Charlotte ein. Herr von M., der mit der Tochter einer Freundin Charlottens verlobt war, bat seine mütterliche Freundin, den Reconvalescenten, Ferdinand Pleßmann, mit dem er in holländischen Diensten gestanden hatte, und der jetzt aus Spanien, wo er eine tiefe Brustwunde erhalten habe, heimkehre, in seine leere Stube einziehen zu lassen. Mitleidig, wie Charlotte war, nahm sie den Fremden auf und pflegte ihn acht Tage lang bei Tag und Nacht, als sein Leben zu Ende zu gehen drohte. Pleßmann, der ursprünglich sich nur wenige Tage in Cassel hatte erholen und dann nach Magdeburg weiter reisen wollen, blieb nun in Cassel und befand sich bald unter der sorgfältigen Pflege Charlottens viel wohler. Sein Freund von M. kam nun auch von Marburg zurück und wohnte mit ihm zusammen. Pleßmann fühlte sich im Mai 1810 wieder gesund, trat von Neuem in den Dienst und verließ das Haus Charlottens. Doch blieb er in enger Verbindung mit ihr. Bald brachen die Wunden, welche er in siebenzehn Feldzügen davon getragen hatte, wieder auf. Er wurde nochmals gerettet, 1811 Commandant der Gardecavallerie und später Oberst des ersten Westphälischen Linien-Infanterieregiments. Als solcher hat er die Belagerung Danzigs 1813, freilich fast immer krank[1]), mitdurchgemacht, war dann 1814 in preußische Dienste getreten; und organisirte im Frühjahr 1814 ein Regiment in Berlin.

Weiter vermag ich das Leben des Mannes nicht zu verfolgen, der das Herz Charlottens abermals für Jahre in leidenschaftliche Aufregung versetzt hat.

Ich will die Entwicklung des unglücklichen Romans, der sich zwischen Charlotte und Pleßmann abspielte, hier mit den Worten wieder geben, die Charlotte im März 1814 an ihre Schwester Dorothee gerichtet hat, obgleich mir sehr viel detaillirtere Berichte vorliegen. Charlotte schreibt:

„Auf dem gewundenen Pfade, der mich durch das Leben führt, begegnete ich vor einigen Jahren einem Manne, der mich als ganz junges Mädchen einmal in Meinberg (einem lippischen Badeorte) gesehen hatte; ich mochte damals viel-

[1]) Friccius, Belagerung Danzigs, S. 156.

Digitized by Google

leicht sechzehn, er achtzehn Jahre alt gewesen sein. Er hat lange das Bild des jungen Mädchens liebend in seinem Herzen getragen, später in Holland mit einem ähnlichen festere Bande geknüpft, die aber bald wieder zerrissen wurden. Wunderbar genug trafen wir nach langen Jahren wieder zusammen, nachdem jedes auf ein ernst bewegtes Leben zurückblicken konnte. Die Jugenderinnerung erwachte bei ihm; er erkannte mich wieder, die ehemalige Neigung erwuchs zu glühender Leidenschaft, die sich allein in dem rührenden Verlangen aussprach, mir meine abgemarterte Ruhe zu ersetzen.

„Ich kränkelte damals immerfort; es war gegen meinen Charakter, das Schicksal eines Mannes an mein welkendes Leben zu binden, dem ich außer meinem verständigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte: keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja leider auch keine Gesundheit. Letzteres fühlte er selbst schmerzlich, für das Andere hatte der gütige Mann keinen Sinn, er, der so hohe Ansprüche machen, unter allen Classen wählen konnte. Ich kenne geistreichere, gebildetere Männer genug, ich kenne aber kein Herz, in dem mehr Menschenliebe, mehr Güte, mehr Großmuth wohnte. Ich habe nie einen Menschen gefunden, der auf mich und ich wieder auf ihn so wohlthätig gewirkt hatte. Seine Gefühle theilten sich mir unmerklich mit, aber ich erkannte sie nicht und fand es unedel, den Mann zu binden. Ach, unselige Mißverständnisse trennten uns und warfen sich zwischen uns.

„Begreifst Du, Liebe, wenn ich Dir sage, daß alle meine Lebenskräfte in diesen gewaltsam aufgerissenen Wunden meines Herzens verbluten, daß unwiderbringlich meine Jugend verloren ist bei dem brennenden Seelenschmerz, weggewiesen zu haben, was mir die Vorsehung wunderbar und gütig zum Ersatz für so große und viele Leiden zugeführt hatte? Meine vertrauten Freunde hoffen noch immer; doch mein Verstand ist klar genug, um mir mit unerbittlicher Strenge zu sagen, daß man für Hoffnungen jung sein muß. Aber daran hängt meine Seele, jenes unselige Mißverständniß aufgeklärt zu sehen und nichts Anderes kann mir die ersehnte Ruhe zurückgeben."

Als Charlotte dieses schrieb, war sie schon längst nicht mehr in Cassel, sondern wieder in Holzminden. Nur auf großen Umwegen war sie dorthin gelangt.

Im Jahre 1811, als Pleßmann sich von Charlotte abgewendet hatte, fiel sie in eine furchtbare Krankheit. Es ist aus ihrer Beschreibung nicht zu ersehen, wie man dieselbe benennen soll. Sie war jedenfalls nervöser Art und mit Momenten von Bewußtlosigkeit durchsetzt. Ihr Nervensystem schien ganz zerrüttet zu sein; sie hatte sich auch in ihrem Gesichte ganz verändert. Ihren Freunden konnte die Schwermuth, welche nach der Krankheit folgte, nicht entgehen; sie fürchteten, daß sie sich ein Leids anthun werde. In der That hat sie Derartiges wieder geplant. Doch wollte sie nichts Gewaltsames vornehmen, sondern nur „ihrer Schwäche etwas nachhelfen". Das sollte aber erst geschehen, wenn ein schweres Geschäft erledigt sei: „meine Papiere durchzusehen, zu ordnen und die noch fehlenden Jahre meiner Vergangenheit an die schon aufgezeichneten zu reihen und dann das Ganze zu meiner Rechtfertigung nach meinem Tode zu

Digitized by Google

deponiren. Das habe ich noch vor mir[1])." Ihre Freunde drangen nun in Charlotte, sich solchen verzweifelten Gedanken nicht hinzugeben; sie nahmen ihr das Versprechen ab, für ihr Leben zu sorgen. Gerührt von so viel Liebe, ergab sie sich in ihr Geschick, weiter zu leben. Ein großer Verlust für sie war es, daß damals die Familie von Struve Cassel verlassen mußte[2]). Doch auch die übrigen Vertrauten ließen es nicht an Theilnahme fehlen. Da Charlotte jetzt wieder ganz auf ihrer Händearbeit angewiesen war, denn alle ihre Hausgenossen waren in den Krieg gezogen, mußte sie suchen zu schaffen. Aber nichts gelang ihr recht; sie plante Allerlei, aber all ihr Mühen war fruchtlos. Ein ganzes Jahr „hat sie mit vergeblichem Suchen verloren". Im Frühjahr 1813 kamen ihr daher wieder Selbstmordsgedanken. Sie hatte Alles jetzt vorbereitet, möglichst unbemerkt aus diesem Leben zu scheiden. Da wurde sie durch einen Zufall, den Besuch einer Freundin, abgehalten zur That zu schreiten. Sie raffte sich nochmals auf und beschloß nach Braunschweig zu gehen, um womöglich einen Theil ihres dort angelegten Vermögens zu retten. Obwohl ihr angesehene Leute dort hilfreich zur Seite standen — war doch Frau von Struve eine Braunschweigerin und hatte dort noch sehr angesehene Verwandte und Freunde — so war doch keine Aussicht dazu vorhanden. Da brach Charlotte in schwerer Krankheit zusammen. Kaum von ihr etwas genesen, wendete sie sich in ihrer Noth an ihren Freund Merle nach Karlshafen und schilderte ihm ihre Lage. Sofort reiste der treue Mann nach Braunschweig, bezahlte die Schulden, welche Charlottens Krankheit verursacht hatte (150 Thaler) und nahm die noch immer elende Frau in Decken verpackt mit nach Karlshafen. Hier, unter der vorsorglichen Pflege von Merle und dessen Frau, erholte sich Charlotte und blieb bis Ende des Jahres 1813 bei diesen Freunden. Dann verließ sie Karlshafen und reiste zu einer Freundin, einer Frau Schottelius, nach Holzminden. In diesem kleinen Städtchen, in dem sie vor nun zwanzig Jahren so oft und so lange sehnsüchtig auf einen Brief Hanstein's gewartet hatte, der das erste Unterpfand zur Wiederherstellung ihrer Ehre vor der Welt enthalten sollte, hier, wo sie jetzt im Stillen noch auf eine Rückkehr Pleßmann's zu ihr hoffte, kam sie auf die Idee, sich an einen anderen Jugendfreund zu wenden und diesen um seine Vermittlung in ihrer Geldangelegenheit zu bitten. Von Holzminden aus schrieb sie am 18. October 1814 an den damals auf dem Wiener Congresse das Königreich Preußen vertretenden Wilhelm von Humboldt den Brief, der ihren Briefwechsel mit dem „unvergessenen und unvergeßlichen" Jugendfreunde eröffnet. Hatte sich Pleßmann des sechzehnjährigen Mädchens, das er nur ein Mal gesehen hatte, lange Zeit liebend erinnert, so durfte Charlotte hoffen, daß sie auch Humboldt, dem sie das durch alle Stürme des Lebens wie einen Talisman hindurchgerettete Stammbuchblatt vorlegen konnte, das ihn an drei glückliche

[1]) Von diesen Papieren ist nach ihrem Tode nichts gefunden worden. Wahrscheinlich liegen aber diese älteren Aufzeichnungen der an Humboldt geschickten Selbstbiographie zu Grunde. Ich glaube annehmen zu sollen, daß dieselbe viel weiter geführt worden ist, als aus den jetzt vorliegenden Briefen Humboldt's hervorgeht.

[2]) Struve wurde nach Petersburg berufen und ging dann als Privatmann nach Altona, von wo er 1813 die Erhebung Norddeutschlands gegen Napoleon aufs Wirksamste vorbereiten half.

Digitized by Google

Jugendtage erinnern mußte, nicht ganz aus dem Gedächtniß entschwunden sein werde. Und sie hatte sich wahrlich nicht getäuscht! Als sie in der Mitte November den Brief erhielt, der ihr Humboldt's Versicherung brachte, „daß der Mensch dem Menschen nie genug traut," und nun Rath und Hilfe für sie kam, wer will ihr Entzücken und ihre Seligkeit ausmalen? Erst wenn man das Leben Charlottens kennt, wie es hier zum ersten Male erzählt ist, wird man den Inhalt der Worte und das Gewicht derselben vollkommen zu würdigen im Stande sein, die sie in der Einleitung zu den Briefen Humboldt's an sie niedergeschrieben hat, daß ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei, die sie aber doch gesegnet habe, „da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollsten Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden."

Man möge mir hier noch eine Bemerkung darüber gestatten, in welcher Weise diese Erzählung des Lebens Charlottens zwei sehr augenfällige Eigenthümlichkeiten im Verfahren Humboldt's gegen seine Freundin aufhellt. Nicht nur mir, sondern fast Allen, welche die Briefe Humboldt's mit Aufmerksamkeit gelesen haben, ist der imperative Ton, mit dem er das Leben Charlottens zu regeln unternimmt, aufgefallen. Es wird von ihr Gehorsam, fast willenlose Unterwerfung auf der einen Seite verlangt, während auf der anderen Humboldt nicht müde wird, seiner Freundin seine unverbrüchliche Liebe und Theilnahme zu versichern und alle Besorgnisse Charlottens in dieser Beziehung zu zerstreuen. Das Eine wie das Andere erscheint jetzt nur zu natürlich. Denn wenn Humboldt, der seit 1814 das Leben Charlottens mindestens so genau kannte, wie wir es jetzt übersehen können, auch nicht wohl zu fürchten hatte, daß seine Schutzbefohlene von Neuem so unvorsichtig handeln werde, wie sie dieses in der Vergangenheit wiederholt gethan hatte, er, der welterfahrene Mann, durfte sich doch nicht verhehlen, daß Charlotte in Folge des phantastischen Zuges ihres Wesens sich, und vielleicht auch ihn, doch noch in unangenehme Verhältnisse werde verwickeln können. Humboldt wollte der Frau, die sich und ihr Schicksal ihm erschlossen hatte, etwas von dem nüchternen, Hohes wie Niedriges mit klarer Verstandesschärfe behandelnden Geiste eingeben, den er, „der Alles konnte, was er wollte", besaß. Darum befahl er Charlotte dieses oder jenes, und gab erst nach und nach die Erlaubniß, daß Charlotte ihren nächsten Angehörigen von dem Briefwechsel mit ihm spreche. Hatte aus der Erzählung ihres Lebens sich ihm die Nothwendigkeit so zu verfahren ergeben, so war er aber auch durch sie darüber aufgeklärt worden, wie eine Frau, die so Furchtbares erfahren hatte und so oft und so schmerzlich getäuscht und hintergangen worden war, zu immer neuen bangen Zweifeln an dem Fortbestehen seiner Freundschaft geführt werden mußte. Diesen entgegenzutreten, das stets unsicher auf- und abwogende Herz Charlottens zu beruhigen, ihm den normalen Pulsschlag wiederzugeben, es durch Arbeit vom Brüten abzuziehen und durch Stärkung des Vertrauens gesunden zu machen, alle diese Heilmittel, die Humboldt sorgsam anwendete, um ein zermartertes Dasein wieder herzustellen, können wir erst jetzt begreifen, wo wir wissen, auf ein wie tief zerrüttetes Leben sie angewendet und, sagen wir es gleich, mit dem besten Erfolge angewendet worden sind.

Digitized by Google

Humboldt befahl bekanntlich seiner Freundin nach Göttingen von Holzminden überzusiedeln. Er wollte sie in neue Verhältnisse bringen und der Pflege tüchtiger Aerzte, an die er sie empfahl, unterwerfen. Charlotte gehorchte und ließ sich durch Bekannte eine Wohnung in einem Garten vor dem Weender Thore besorgen. Mit neuem Lebensmuthe bezog sie dieselbe im Mai 1815. Jetzt gesundete sie rasch, da die Aerzte sich ihrer sorglich annahmen. Das Beste wird freilich ihre ausgezeichnete Natur und die allgemeine Besserung ihrer Verhältnisse vollbracht haben. Denn nicht nur Humboldt nahm sich ihrer an, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig überwies ihr einstweilen eine größere Geldsumme und schrieb ihr mehrere eigenhändige Briefe, in denen er versprach, für ihre Zukunft zu sorgen, sobald er aus dem Felde zurückgekehrt sei. Der Ton dieser Briefe, von denen mir einer vorliegt, läßt keinen Zweifel an dem Ernst der Versprechung aufkommen. Charlotte durfte also das Beste für die Zukunft hoffen und freute sich wieder ihres Lebens. Sie nannte das erste in Göttingen verbrachte Jahr das schönste ihres Lebens. Nicht nur, daß sie sich wieder gesund fühlte, ihr Geist nahm jetzt einen höheren Flug. Sie lebte zwar einsam in ihrer Gartenwohnung, aber doch in der besten Gesellschaft. Sie suchte durch gute Lectüre Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Sie studirte Herder's „Idee zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", las eifrig Goethe und andere deutsche Classiker. Ihr reger Geist fand an ihnen nicht Genüge. Sie ging auf die classischen Schriftsteller des Alterthums zurück, die sie in guten Uebersetzungen las. Vor Allem scheint sie sich mit Plutarch und Plato beschäftigt zu haben.

So verfloß ihr das erste Göttinger Jahr rasch und angenehm. Welche Anziehung die damals schon fünfunddierzig Jahre alte Frau aber immer noch selbst auf verwöhnte, junge Männer ausübte, dafür läßt sich ein sehr merkwürdiger Beleg aus der Göttinger Zeit anführen.

In das Haus, welches Charlotte vor dem Thore bewohnte, war ein junger, vornehmer Engländer gezogen, der sich auf diese Weise dem Verkehr mit rohen Landsleuten besser entziehen zu können hoffte. Er gehörte der Familie Stapleton an und war der Mündel des englischen Premiers Lord Castlereagh und mit George Canning, dessen Secretär und Biograph ein Stapleton war, verwandt. Der gutmüthige, leichtsinnige Mensch hatte sich wiederholt von seinen Landsleuten zum Spiel und anderen Thorheiten verleiten lassen. Doch hatte er auch bessere Gelegenheiten gefunden, um sein Geld los zu werden. Auf einer Auction kaufte er einmal eine Menge Bücher, die er dann einem armen Studenten schenkte, dessen Lebensglück er dadurch begründete. Ein anderes Mal kam er zu einer Zwangsversteigerung einer dürftigen Familie und kaufte nicht nur deren kleines Haus, sondern auch alles Hausgeräth und schenkte es den alten Besitzern wieder. Dieser junge Mensch begegnete eines Tages Charlotten in der Nähe ihrer Wohnung und strich so nahe an ihr vorüber, daß sie ausweichen und in die Gosse treten mußte und dabei ihr weißes Kleid beschmutzte. Dessen schämte sich doch der wohlerzogene Engländer und ließ sich am folgenden Tage bei ihr melden, um sich zu entschuldigen. Charlotte nahm ihn an und bald war sie die Vertraute seines Herzens. Er beichtete ihr nach und nach, wie er ein ver-

Digitized by Google

kehrtes Leben in Göttingen führe und von dort fort müsse, wenn es besser werden solle. Charlotte durchschaute die Lage des jungen Menschen ganz klar, faßte sich ein Herz und schrieb an den Vormund desselben, den Lord Castlereagh. Dieser sah die Richtigkeit ihrer Auseinandersetzungen und Gründe ein, antwortete sofort wiederholt verbindlichst, und der junge Mann wurde nach Heidelberg geschickt. Was aus ihm geworden, ist nicht sicher zu ermitteln gewesen.

So angenehm und geistig fördernd das Leben in Göttingen war, es konnte doch nicht von allzu langer Dauer sein. Denn nachdem einmal der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatrebras gefallen war und sein Nachfolger keine Miene machte, die Versprechungen des Vaters einzulösen[1]), mußte Charlotte wieder daran denken, sich ihren Lebensunterhalt wenigstens theilweise durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Humboldt konnte sie doch nicht ganz zur Last fallen wollen. Ihr Entschluß, wohin sie sich zu wenden und was sie zu ergreifen habe, wurde wieder durch ihre Casseler Freunde bestimmt. Diese hatten sie wiederholt dringend eingeladen, sie von Göttingen aus zu besuchen. So entschloß sie sich, im Frühjahr 1817 nach Cassel zu vorübergehendem Aufenthalte zu reisen. Aber zu einer Woche, welche sie bei ihrer alten Freundin, der Frau D., zubrachte, kam eine nach der andern, auf Zureden nahm sie dann ein Logis auf Monate und endlich beschloß sie, sich wieder ganz in Cassel niederzulassen. Sie schreibt über diese Wahl: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich hier wieder gewöhnen würde; ich fürchtete, Erinnerungen würden mich vielfach ergreifen und zerstören. Aber es geht. Ist es, daß die Zeit eine allmächtige Gewalt übt, oder lernt der Mensch tragen, oder stumpft sich unser Gefühl ab? Wie dem sei, es geht. Und dann hat Cassel für mich Vorzüge, die kein anderer Ort bietet. Ich kenne hier Alles genau; man kann nirgends wohlfeiler leben als hier, zurückgezogen ohne isolirt, beschränkt ohne deshalb gering geschätzt zu sein. Dann die schöne Natur und der Stamm alter, treuer, bewährter Freunde, Lebenserleichterungen, die mir nicht leicht ein anderer Ort so gleichzeitig vereint darbietet. So suche ich meine Neigungen und meine Lage so gut in Harmonie zu bringen, wie es geht. Da habt Ihr mein äußeres Leben! Das innere, wo überhaupt inneres Leben ist, bewegt so Vieles, daß sich davon sehr Vieles oder auch Nichts sagen läßt. Diese vier letzten Jahre waren abermals so gehaltvoll, wie das ganze Leben der meisten Menschen oft nicht ist. Mein Schicksal bleibt nie im gewöhnlichen Geleise, und was an Anderen als eine unbedeutende Erscheinung vorüberzieht, wird für mich zur tief eingreifenden Begebenheit. Die bedeutendsten Verhältnisse entstanden, schöne Hoffnungsstrahlen fielen beleuchtend auf meinen dunkelen Lebenspfad und verschwanden wieder in Nebel und Nacht."

Im weiteren Verlaufe dieses Briefes gedenkt dann Charlotte, ohne einen Namen zu nennen, eines „einzig einzigen Freundes", der ihr den Druck des Lebens erleichtert habe und erwähnt verschiedene Lebenspläne, um dann zu schließen: „So geht über die Täuschung des Lebens das Leben selbst dahin

[1]) Später schickte Charlotte auf den Rath Humboldt's die Briefe Friedrich Wilhelm's an dessen Sohn Karl, der sie verbrannte und auf das Gesuch Charlottens keine Antwort gab.

Digitized by Google

und das einzig Sichere, das Grab, kommt heran. Daß ich bei aller liebevollen Fürsorge meiner Freunde der Sorge nicht entronnen bin, darf ich wohl hinzusetzen; ich wünschte, daß es nicht so wäre. Das Arbeiten für ein Leben, das wie eine schwere schicksalsvolle Kette stets auf mir lag, hat so wenig Reiz für mich, meiner inneren Natur widerstrebt dieser Zwang. Allein ich muß noch sehen und erwarten, was Gott will."

Charlotte hat noch lange Jahre, fast dreißig Jahre lang, ihres Lebens Bürde getragen. Denn erst am 16. Juli 1846 hat ihr Herz zu schlagen aufgehört.

Ich werde meinen Lebensbericht über diese Zeit kurz fassen dürfen. Denn für einen Theil derselben, bis zum Tode Wilhelms von Humboldt (14. April 1835), liegt in Humboldt's Briefen das Leben Charlottens mittelbar vor. Dasselbe war jetzt auch ein verhältnißmäßig ruhiges und einförmiges geworden. Wäre das Köstlichste des menschlichen Daseins Mühe und Arbeit, dann würden wir Charlottens Leben von jetzt an nur zu preisen haben. Denn sie hat noch viel arbeiten müssen. Aber es lohnte sich jetzt doch auch besser. Sie erwarb sich nach und nach eine große Geschicklichkeit im Blumenmachen, so daß ihre nach natürlichen Vorlagen, Geranien, Rosen u. s. w., gearbeiteten Ballguirlanden selbst auf den Hoffesten in St. Petersburg Aufsehen erregten und den Pariser Blumen vollkommen gleich gestellt wurden. Schon im Winter 1817 konnte sie sich ein Mädchen, später mehrere, zur Hilfe nehmen und daran denken, ihre Producte, die bisher unter der Hand verkauft worden waren, nun an Kaufleute abzusetzen und ein ordentliches Geschäft zu gründen. Leider war aber wenig Geschäftsgeist in ihr. Sie dachte zu nobel den Verkäufern ihrer Waare gegenüber, ängstigte sich darüber, ob diese nicht durch sie geschädigt würden und forderte daher zu wenig für ihre Arbeiten. Aber trotz alledem hat sie, nach einer gelegentlichen Angabe, doch allmälig an 8000 Thaler aus verkauften Blumen eingenommen. Freilich genügte das nicht, ihr Leben zu erhalten und die Schulden, ungefähr 600 Thaler, die sie zu verschiedenen Zeiten hatte machen müssen, vollständig abzutragen. Das Höchste, das sie aus dieser Erwerbsquelle, der Humboldt noch bis zu seinem Tode jährlich hundert Thaler und ausnahmsweise auch noch extraordinäre Zuschüsse in der zartesten Weise hinzufügte, für sich verwendete, war die Ausgabe für eine ihren Neigungen und Wünschen ganz entsprechende Wohnung. Sie hat Jahre lang im sog. Keil'schen Garten, vor dem Holländischen Thore ein Gartenhaus bewohnt; später, als dieser Garten bebaut wurde, in einem andern vor dem Wilhelmshöher Thore, an der heutigen Ulmenstraße. Hier zog sie Blumen und feine Gemüse, welche sie verschenkte. Sie fand dabei die nöthige körperliche Bewegung neben ihrer Arbeit, die sie zum Sitzen nöthigte, und erfreute sich der ländlichen Ruhe und Einsamkeit, der ihr Gemüth zur Einkehr in sich immer mehr bedurfte. Da sie an dem Umgang mit ihren alten Freunden genug für ihr liebebedürftiges Herz hatte, suchte sie ihren Verkehr nicht zu erweitern, wußte sich vielmehr gegen neue Bekanntschaften abzuschließen. Zu ihren vertrauten Freunden gehörte damals der bei den Cafselern noch heute unvergessene edle Oberbürgermeister Schomburg († 1840), um nur Einen zu nennen. Wiederholt klagt die Frau, die ihren Besuchern nichts als ihre Unterhaltung zu bieten im Stande war, in ihren Briefen

Digitized by Google

darüber, daß sie sich kaum ihrer Gäste und der durch sie herbeigeführten Störungen in ihrem Arbeiten erwehren könne. Es ist die Summe ihres Lebens, das sie in Cassel bis zu ihrem Tode führte, was sie schon 1818 in folgenden Zeilen an ihre Schwester zusammenfaßt: „Ich genieße überall, wo ich lebe, das Glück geliebt zu sein, und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichthum oder Armuth es nicht ist, was uns geliebt oder geehrt macht, sondern wir selbst es sind. Aus den vielen Ressourcen in mir, woraus, wie Du meinst, Sorgenlosigkeit und Unabhängigkeit zu schöpfen sei, schöpfe ich leider keine Sorgenlosigkeit, sondern nur sorgenvolles Brot, auf welches größtentheils die Thränen fallen, wennschon ich gewöhnlich bis Mitternacht arbeite. Meine Freunde beurtheilen mich darin richtiger; ich klage ihnen übrigens so wenig wie Dir vor, und jede Erleichterung des Lebens, die mir wird, ist freie Handlung ihres Charakters, ihres zum Theil himmlischen Gemüthes. Ohne Freunde wäre ich schon lange zu Grunde gegangen. Denn es ist ganz unmöglich, das sagt Jeder, der es versucht hat, daß ein feines nicht zum Handwerk und unter Handwerkern erzogenes Frauenzimmer sich alle Lebensbedürfnisse erwirbt."

Einige besondere Lichtpunkte hat das einsame Leben Charlottens in dieser Zeit jedoch auch gehabt. Noch im Jahre 1818 konnte sie daran denken, eine Reise nach Süddeutschland zu machen. Hierbei suchte sie in Hanau alte Freunde aus Cassel, eine Familie R., auf und sah in Frankfurt ihren wiedergewonnenen Freund W. von Humboldt. In Karlsruhe besuchte sie ihren alten Gönner und Beschützer Ewald und traf in Stuttgart mit Frau von Struve zusammen. Leider besitzen wir über diese Begegnungen keine brieflichen Nachrichten Charlottens, die für die ersten Jahre ihres Casseler Aufenthalts überhaupt verstummen. Daß ihr Wiedersehen mit Humboldt aber ein beiderseitig nur erfreuliches war, dürfen wir aus der Thatsache mit Sicherheit erschließen, daß Humboldt, sobald er sich aus allen Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, den regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Freundin begann, der ihren Namen zuerst in weitere Kreise getragen und ihr ein unvergängliches Andenken erworben hat.

Zweihundert und zwei Briefe, von denen aber nur 153, und ein Theil von diesen nur sehr gekürzt, zum Abdruck gekommen sind, hat Humboldt bis zur vollkommenen Erschöpfung seiner Kräfte an seine Freundin geschrieben. Man kann sich keine größere, rührendere Treue denken, als Humboldt hierbei entwickelte. Damit Charlotte die Briefe lesen könne, gewöhnte er sich das Schreiben mit lateinischen Lettern an, damit er die Feder sicherer führe, klammerte er seine Beine an die Füße seines Schreibtisches, um dem zitternden Körper einen festeren Halt zu geben.

Merkwürdig ist dabei, wie er die Existenz dieses Briefwechsels und dessen Inhalt nicht nur vor seinen Angehörigen, sondern selbst vor seinem Privatsecretär vollkommen geheim hielt! Der Secretär durfte dabei nicht einmal die Adressen der Briefe schreiben. Humboldt hatte sich, wahrscheinlich von einem Lehrer aus der Nähe Tegels, Couverte mit der Adresse Charlottens beschreiben lassen und in diesen Couverten, welche er immer vorräthig hatte und auf seinen großen Reisen mit sich führte, verschickte er seine Schreiben an seine Freundin. Es muß für Humboldt ein großer Reiz in dem Geheimhalten dieser Correspon-

Digitized by Google

denz gelegen haben; ein Reiz, der so groß für ihn war, daß er das Geheimniß über seinen Tod hinaus ausgedehnt sehen wollte. Denn nur daraus vermag ich zu erklären, daß er, als er seinen Tod herannahen fühlte, nicht durch ein Legat an die Sicherstellung seiner Freundin gedacht hat. Er sowohl als Charlotte hatten geglaubt, daß sie vor ihm sterben werde, und Humboldt mochte wohl die Angst und Sorge seiner Freundin nicht noch vergrößern, indem er ihr Anordnungen für seinen Tod mittheilte. Aber Humboldt hätte doch auch ohne eine derartige Mittheilung für seine Schutzbefohlene in seinem letzten Willen sorgen können. Vielleicht hat er das nicht gethan, um den Seinigen Charlotte nicht in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Die Art, wie er vor seinem Tode seine nächsten Angehörigen das Sterbezimmer verlassen ließ, um an Karl Schulz die Anzeige von seiner Erkrankung für Charlotte zu dictiren, macht es mir wahrscheinlich, daß er ihr nur, um sein Verhältniß ganz im Dunkeln zu halten, nichts vermacht hat.

Wer will deshalb mit dem großen Manne rechten? Aber für Charlotte hat er auf diese Weise nicht wohl gesorgt. Hätte sie durch ihrer Hände Arbeit sich etwas zu ersparen vermocht, so würde sie wohl ihrem Greisenalter ruhiger haben entgegen sehen können; das war aber nicht möglich. Schwere Krankheitsanfälle hatten ihr ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Arbeiten unmöglich gemacht. Sie sah sich deshalb nach dem Tode ihres Freundes drückenden Sorgen ausgesetzt. Um diese zu mildern und bei Charlotten den Schein zu erwecken, als habe Humboldt noch über seinen Tod hinaus für sie gesorgt, traten einige ihrer nächsten Freundinnen, an deren Spitze die schon genannte Frau Generalconsul Therese von Bacheracht, geborene von Struve, stand, zusammen und ließen ihr anonym eine regelmäßige Unterstützung zukommen. Aber alle diese Freundinnen waren nicht wohlhabend, und Charlotte bemerkte gar bald die fromme Täuschung. Sie vermochte sich nicht dabei zu beruhigen, und das um so weniger, als sie doch bei vollkommener Arbeitsunfähigkeit nicht ganz davon leben konnte. Auch ihre Schwestern, welche sie gelegentlich unterstützt hatten, so weit das ihre beschränkten Mittel erlaubten, konnten nicht durchgreifend helfen. Und alles, was mit Geld zusammenhing, schlug bei dieser Frau fehl. Sie hatte sich auf dem Casseler Friedhof für dreißig Thaler eine Stätte erworben, an der sie ruhen wollte, und sich mit hundert Thalern in eine Begräbnißkasse eingekauft, welche die Kosten ihres Leichenbegängnisses bestreiten sollte. Siehe da, es wurde der Todtenhof geschlossen, auf dem sie bestattet sein wollte, und die Sterbecasse machte Bankerott, so daß Charlotte auch diese mühsam ersparten Summen verlor.

Da faßte die Frau den Entschluß, die Briefe Wilhelms von Humboldt, welche ihr so viel Labsal gebracht hatten und jetzt fast ihren einzigen werthvollen Besitz bildeten, an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu senden und diesen ihr als hochherzigen Menschenfreund geschilderten Monarchen um eine Pension zu bitten. Dies geschah am 28. November 1843. Längere Zeit erhielt sie keine Antwort auf ihr Gesuch. Sie wendete sich deshalb am 27. März 1844 an die Königin Elisabeth und erhielt nun unter dem 6. April eine gnädige Antwort der Königin, in der diese die Verzögerung der Antwort mit ihrer

Digitized by Google

Krankheit erklärte und Charlotten mittheilte, daß der König ihr die erbetene Summe von 300 Thaler in Gold anbei übersende.

Jetzt erst fühlte sich Charlotte ganz geborgen und konnte ihrem Ende beruhigt entgegen sehen. — Die Zahl ihrer Casseler Freunde hatte sich unterdessen auch gelichtet. Aber Kinder und Kindeskinder von ihnen umgaben und unterstützten jetzt die Greisin, deren tiefste Herzensangelegenheit fortan die Ordnung ihrer Papiere, vor Allem die Herausgabe der Briefe W. von Humboldt's bildete. Sie hatte diesen ihren Schatz ursprünglich ihrer Freundin Therese von Bacheracht, mit der sie Jahre lang in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, bestimmt. Aber die Richtung, welche Therese als Schriftstellerin, und seit 1841 als Verehrerin und Freundin Karl Gutzkow's[1]) genommen hatte, sagte ihr nicht zu, und so entstand in den letzten Lebensjahren eine Spannung zwischen beiden Frauen, welche auf die verschiedenen Aeußerungen Gutzkow's über Charlotte nicht ohne Einfluß geblieben ist. Charlotte wendete sich deshalb kurz vor ihrem Tode direct an A. von Humboldt und bat ihn, sich der Veröffentlichung der Briefe seines Bruders, so wie sie dieselben redigirt hatte, zu unterziehen, die aus dem Verkaufe des Manuscriptes gelöste Summe aber an Therese von Bacheracht zu geben. Nach einigem Schwanken erklärte sich der große Gelehrte zu diesem Dienste bereit. Aber sein zweiter Brief traf schon Charlotte nicht mehr am Leben, so daß erst ihre Casseler Freundinnen D., denen Charlotte das Wenige, das noch zu verschenken war, als Andenken hinterlassen hatte, diesen letzten Willen Charlottens ausführen konnten[2]).

An einem Julitage des Jahres 1846 war Charlotte unglücklich in ihrem Zimmer gefallen. Sie war auf den Saum ihres Kleides getreten. An den Folgen dieses Sturzes ist sie in der Nacht vom 16. Juli gestorben. Ihre Freunde haben sie ehrenvoll begraben. Sie ruht auf dem neuen Friedhofe zu Cassel in dem Erbbegräbnisse ihrer Freundinnen.

Um ein altes, verwittertes Kirchlein eines niederhessischen Walddorfs lag noch vor einem Menschenalter der Friedhof der kleinen Gemeinde. Einfache Holzkreuze, mit entblätterten Buchsbaumkränzen behangen, und einige wenige sich schon senkende Leichensteine trugen die Namen der hier ruhenden, sonst namenlos Geschiedenen. Aber auch Rosen, Schwertlilien, Nachtviolen, Goldlack, Agleien und was sonst für Blumen die kleinen Gärten der Bauern hergeben, standen auf den flachen Grabhügeln und kämpften mit Nesseln und anderem üppig wuchernden Unkraut um ihr Dasein.

Da kam die neue Zeit; ein neuer Friedhof vor dem Dorfe wurde angelegt, der alte eingeebnet, mit Gras besäet und dem Schulmeister des Ortes zur Benutzung überwiesen. Einige Jahre waren seitdem vergangen, als ich an einem

[1]) Siehe hierüber vor Allem Karl Frenzel in Westermann's illustrirten Monatsheften Bd. 46, S. 21.

[2]) Vergleiche den Brief A. von Humboldt's an Varnhagen von Ense, dessen Ton wenig zu dem an Charlotte gerichteten stimmt, in der bekannten Sammlung Nr. 133, und K. Gutzkow, Rückblick auf mein Leben, S. 265 und Deutsche Revue, I, S. 127.

Digitized by Google

Abend des Frühsommers den Lehrer des Dorfes mit einem Bündel Stäbe unter dem Arm mitten durch das hohe Gras schreiten sah. Nachdem er, an einem bestimmten Punkte angekommen, die reifen Grashalme auseinandergebogen hatte, steckte er seine Stäbe in einem kleinen Kreise in die Erde. „Was soll das?“ fragte ich ihn. — „Wissen Sie nicht mehr,“ entgegnete er, „daß hier das Grab der schönen Tochter des alten Pfarrers mit dem großen Rosenbusche darauf lag? Als sie den Friedhof einebneten, rissen sie auch diesen aus, und mehrere Jahre schien er eingegangen zu sein. Da sah ich dieses Frühjahr, daß ein neuer Schoß aus der Erde sich hob. Morgen soll hier das Gras gemäht werden; da will ich diesen Schoß vor den Sensen schützen.“

Abermals waren einige Jahre vergangen, als mein Auge von Neuem über den Friedhof schweifte. Es war wieder Sommer, und siehe! ein großer dunkelgrüner Rosenstrauch, aus dem ungezählte weiße Rosen hervorleuchteten, bedeckte einsam die Grabstelle.

Manches Mal habe ich, während ich diese Zeilen niederschrieb, jenes braven Schulmeisters gedacht und gewünscht, daß ein ähnlicher Erfolg in den Herzen meiner Leser aus dem hier erneuerten Andenken an die schöne und hochbegabte, schwergeprüfte und reich gesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen erblühen möge.

Digitized by Google

Delos.

Von

Professor G. Hirschfeld.

Je näher wir dem griechischen Alterthum besonders durch locale Untersuchungen treten, je mehr unmittelbare Zeugnisse für sein tägliches Treiben, seine allmälige Entwickelung der freigebig gewordene Boden uns schenkt, je mehr Detailfragen beantwortet werden, desto bestimmter werden unsere Begriffe, desto höher steigt unsere Bewunderung und Verehrung, weil wir den langen mühevollen Weg nun besser sehen, der auch dort erst zur Vollendung geführt hat.

Die Stelle, welche ich heute ins Auge fasse, ist in mehrfacher Beziehung auch für uns bedeutungsvoll: ist doch die Untersuchung derselben, wie so zahlreicher anderer zunächst wohl angeregt worden durch die erste große derartige Friedensunternehmung des Deutschen Reiches, die Ausgrabungen zu Olympia. Nie zuvor war eine solche Unternehmung so bedeutenden Maßstabes und zugleich so ganz uneigennützigen Charakters durchgeführt worden.

Ein guter Wetteifer war es, welcher nun eine Reihe der civilisirten Nationen auf dasselbe Feld trieb, Engländer, Griechen, Amerikaner, besonders aber Franzosen, die in geräuschloser Arbeit seit sechs bis sieben Jahren von mehreren classischen Punkten der griechischen Welt der Wissenschaft ein Material von ganz außerordentlichem Inhalt und Umfang zugeführt haben. Das ist eine Rivalität, deren wir uns freuen dürfen, auf einem Gebiete, auf dem auch der Wettstreit ein versöhnliches Band zu bilden berufen ist. —

Wie ein Festsaal der Menschheit erscheint uns im verklärenden Glanz der Vergangenheit das ganze leuchtende, inselbelebte ägäische Meer; vor Allem im Süden drängen sich die Erinnerungsstätten eng zusammen; wo das griechische und das kleinasiatische Gestade am meisten sich nähern, da durchschwärmen gleichsam die Fluth ganze Scharen von Inseln, nirgends verliert da der Schiffer den Ausgangspunkt aus dem Auge und nirgends den Zielpunkt; immer aufs Neue hebt aus blauen Wogen sich ein Eiland um das andere empor, kahl, mit weißen und gelblichen Felsen, eigenwillig, aber klar und bestimmt im Umriß, oft wie von Künstlerhand absichtsvoll geformt, bald gedehnt, bald rundlich, bald auch zerrissen, wie vom Sturme verweht, sie alle Träger von Namen, die uns von

Digitized by Google

Jugend an befreundeter fast als die heimischen sind; und wir sollen das gutheißen: denn hier zuerst hat die Menschheit in heißem Kampf um ihre Ideale gerungen und in ihrem Siege allen späteren Geschlechtern ein unerschöpfliches Erbgut gelassen; sie müssen es nur auch nützen wollen.

Inmitten dieser Welt von Inseln, beinahe inmitten zugleich zwischen Griechenland, Kleinasien und Kreta liegt fast die kleinste Aller, die überhaupt noch einen eigenen Namen führt, und zwar einen der berühmtesten, das ist Delos, die Insel Apollo's. Dahin will ich jetzt den Leser führen; — aber nicht das leblose, verödete, ruinenbedeckte Eiland will ich zeigen, sondern, soweit es die treue Forschung der französischen Gelehrten in der jüngsten Zeit gestattet, im Glanz seines alten Lebens, und nicht zum Wenigsten will ich die Ursachen seiner die Zeit überdauernden Glorie dadurch anzudeuten suchen, daß ich auf die Einzelheiten, die unermüdliche Sorgfalt und die Solidität seiner Verwaltung eingehe, kurz auf jene Treue im Kleinsten, welche überall die sicherste Gewähr dauernden Erfolges ist.

Wie wir so oft auf griechischem Boden erfahren, so steht auch bei Delos die wirkliche Ausdehnung in keinem Verhältniß zum Eindruck des Namens und zur Größe des Ruhmes; ich vergleiche allgemeiner Bekanntes: die Entfernung vom Oranienburger Thor zu Berlin bis zum Kreuzberg gibt die Länge — 4500 Meter —, die Straße „Unter den Linden" etwa die größeste Breite — 1250 Meter — der Felsenrippe, welche den Namen Delos führt. Eine schmale Erhebung ist es, deren höchste Spitze von etwa 110 Metern sich an die Mitte des Ostrandes drängt, der Kynthosberg, auf dem Zeus und Athene verehrt wurden; — vor diesem in kleiner Ebene an Meer und Hafen dehnte sich Stadt und Feststätte aus; beide, Berg und Ebene, trennt ein schmal eingerissenes, nordwärts gerichtetes, oft trockenes Rinnsal, der sagenberühmte Inopos. Von der Höhe des Berges schweift der Blick über einen schmalen Meeresarm hinüber zur zerrissenen Insel Rheneia, der profanen Heimath der Delier, — denn nur hier durften ihre Frauen gebären, ihre Todten bestattet werden —, weiter hinaus gegen Westen steigt Insel an Insel empor, Syra und Gyaros, das zerklüftete Tenos im Norden, im Osten der Granitblock von Mykonos, südöstlich das breit hingelagerte Naxos, ein Sitz uralter Kunstübung, neben ihm Paros, die Marmorinsel, in weiterer Ferne taucht Jos auf, Seriphos und Siphnos. So stellt sich Delos gleich dem Blicke als wirklicher, nicht bloß idealer Mittelpunkt dieser Inselwelt dar.

Kaum eine Stätte hat so lediglich im Alterthum gelebt und ist mit ihm zu Grunde gegangen wie Delos: im unheimlich umschlossenen Felsenkessel von Delphi wohnt ein neues Geschlecht; auf der Ebene des olympischen Zeus ist dem Haupttempel ganz nahe eine byzantinische Kirche gerückt. Auf Delos ist nichts dergleichen zu finden; öde und todt liegt die Stätte seit den Tagen Julian's; aber im Alterthum war es ein lebendiges Glied, dem jede Schwingung hellenischer Geschichte und Cultur sich unmittelbar mittheilte, ein verkleinertes Spiegelbild der alten griechischen Welt.

Freilich benimmt uns eine immer genauere Kenntniß allmälig den Irrthum, als sei das, was wir die Blüthe Griechenlands nennen, ein der Zeit und dem Inhalt nach einheitlicher Zustand; das war keineswegs der Fall; Eines

Digitized by Google

löste gleichsam das Andere ab: der atheniſchen Blüthe haben reiche vorhergehende zum Opfer fallen müſſen, wie ſie ſelber ſpäteren; Olympia hat ſeine ſchönſten und beſten Tage im fünften und vierten Jahrhundert und dann wieder im Beginn der Kaiſerzeit geſehen; Dodona's beſcheidener Glanz erblich ſchon im dritten Jahrhundert; ſo hat auch Delos' Blüthe geſchwankt, iſt gewachſen, geſunken und wieder emporgewachſen. Das erſte geglaubte Factum, mit welchem die Inſel in das Licht der Geſchichte tritt und das ihr den bleibenden Stempel aufgedrückt, iſt die Geburt Apollo's und ſeiner Schweſter; der Ausdruck dieſes Glaubens iſt die Verehrung des Gottes gerade hier, und die Feier von Spielen, welche die Jonier Kleinaſiens, die zeitlichen und räumlichen Vorpoſten griechiſcher Geſittung und Bildung, verſammelte. Aber der helleniſche Gott und ſeine Schweſter ſtießen hier auf noch ältere Gottheiten, wie der griechiſche Schiffer, der dieſe Meere durchfuhr, hier ſo vielfach auf Spuren früherer orientaliſcher Culturen ſtieß. Ein Paar orientaliſcher Gottheiten, eine männliche und weibliche iſt anſcheinend auch auf Delos durch das griechiſche Geſchwiſterpaar abgelöſt worden, aber doch nicht ſo, daß nicht auch die ſpätere Zeit den gleichſam interreligiöſen Charakter des Eilands anerkannt hätte; ſo hält noch des Darius Feldherr Datis den deliſchen Gott auch ſeinerſeits für einen verehrungswürdigen, den er ſchont und durch Geſchenke ehrt; ſo ward das Orakel vielleicht auch noch ſpäter hier verkündet im Namen eines anderen Gottes, des Herakles, des Melkarth von Tyros; und noch im Beginn unſerer Zeitrechnung findet ein ſyriſches Götterpaar hier wieder gaſtliche Aufnahme und neue Verehrung.

Eine einfache Grotte nahe der Höhe des Kynthos, auf welche menſchliche Kunſt nur ein rohes Dach gethürmt, ſcheint die Behauſung auch des älteſten griechiſchen Gottes geweſen zu ſein. An einem Aprilmorgen, ſo ſagt man, fällt ein Strahl der eben aufgehenden Sonne in die öſtliche Oeffnung und erfüllt ſie auf einen Schlag ganz mit Licht, — im Frühling kam — ſo ward erzählt, Apollo von Oſten, aus Lykien zurück, und ſo ſtehen wir hier vielleicht einmal noch vor dem uralten engen Naturzuſammenhange des völlig perſönlich gewordenen griechiſchen Gottes.

Das Feſt zu Ehren Apollo's beſchreibt beredt ein alter Hymnus, der unter dem Namen Homer's geht:

„Aber an Delos, o Phoebos, erfreut ſich dein Herz doch am meiſten,
wo die Joniſchen Männer in langem Gewand ſich verſammeln,
mit ihren Kindern zugleich und mit den züchtigen Frauen
wetteifernd dir zur Freude in Fauſtkampf, Tanz und Geſange.
Ja unſterblich und ewig jugendlich mag ſie vermeinen,
wer dort ankehrt, wenn ſich die Jonier zum Feſte verſammeln,
denn voll Anmuth fänd' er ſie Alle und labte die Sinne,
wenn er die Männer beſchaut und die ſchön gegürteten Frauen
und die ſchnellen Schiffe mit reicher Habe beladen."

So iſt auch hier ſchon die ſo häufige und natürliche Verbindung eines Feſtes mit einer Meſſe angedeutet, wozu Delos durch ſeine centrale Lage vor Allen geeignet war, eine Lage, welche für die Weltſtellung ſo wichtig war, wie die Kleinheit, welche eiferſüchtigen Regungen Anderer ſo wenig Anhalt bot. Nur

Digitized by Google

was unbegehrt war, oder gescheut ward wie Delphi, oder durch künstliche Mittel unschädlich gemacht wie Elis und mit ihm Olympia, konnte auch im Alterthum auf friedlichem Wege zu dauerndem Ansehn, zu bleibendem Glanze gelangen.

In jener alten Zeit brachte die Bildkunst der Griechen dem großen delischen Gotte fromm und ernst ihre ersten kindlichen Versuche dar, gleichsam die Erstlinge eines Erntesegens, der unermeßlich werden sollte. Nicht wenige, besonders weibliche Statuen höchst alterthümlicher Art in sorgsamer Bekleidung und steifer Haltung, die aber schon eine allmälige Entwicklung erkennen lassen, haben die Forschung der französischen Gelehrten besonders belohnt. Später sind diese uns so werthvollen Gestalten den Griechen offenbar zu kindlich erschienen, sie wurden zum Theil wie auf einen Kehrichthaufen zusammengeworfen, wo sie als Unterlage für jüngere Bauten gedient haben. Inschriften weisen dieselben theilweise in das siebente Jahrhundert v. Chr.; sie bestätigen auch für jene älteste Zeit eine nahe Verbindung der Insel mit den umliegenden Inseln und mit dem griechischen Osten. Eine dieser Statuen bietet aber zugleich eine unerhörte, ja nie geahnte Bereicherung unserer Kenntniß der ältesten Kunst. Wohl erzählte uns die Tradition von uralten Künstlern von Chios, welche die Marmorbildnerei erst begonnen, auch für Delos Werke gearbeitet, und zuerst von Allen die Siegesgöttin geflügelt gebildet hätten; aber daß gerade dies Werk mit den Namen jener Bildner bezeichnet uns jemals wiedergeschenkt werden würde, war nicht zu hoffen, gehört zu jenen großartigen Funden, welche auf diesem Gebiete unsere Zeit in glückliche Rivalität zu den schönsten der Renaissance setzen. Die mit Flügeln an Rücken, Schultern und Füßen reich ausgestattete Figur in alterthümlicher Gestalt, Kopf und Oberkörper en face gebildet, den Untertheil im Profil, kniet anscheinend auf der Basis, ein ungeschickter Ausdruck sehr heftiger eilender Bewegung, wie ihn die älteste Kunst z. B. auch auf den Münzen des persischen Großherrn gebraucht hat, der so mit Pfeil und Bogen durch sein weites Reich eilend dargestellt wird. Die Formengebung im Nackten und Gewandeten ist hart, das selbst gegebene Gesetz der Symmetrie, durch welches die griechische Kunst sich selber so lange vor Entartung bewahrt hat, wirkt noch rein äußerlich, und wird wie ein Zwang empfunden; noch verunstaltet das Antlitz jenes insipide alterthümliche Lächeln, wie es die emporgezogenen Mundwinkel mit sich bringen; ein Motiv, das doch nur als Andeutung der Lebensfähigkeit gemeint ist. Dennoch treten wir vor dies Werk mit der pietätvollen Verehrung, mit welcher wir die Regungen des siegreichen Genius bis in seine Kindheit zu verfolgen lieben.

Alle diese Statuen und ihr Fundort lassen schon eine Verehrung des Gottes unterhalb des Berges, in der kleinen Ebene am Meere voraussetzen; aber die weitere Gestaltung blieb auch hier zunächst den Athenern vorbehalten, den Joniern des Westens, welche die Insel ergriffen, als die Jonier des Ostens, von langer Blüthe ermattet, den Persern verfielen und dem Mutterlande entfremdet wurden. Vom dritten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts an bis zum Anfang der Diadochenzeit, etwa anderthalb Jahrhunderte hindurch, haben die Athener mit kurzer Unterbrechung das Eiland besessen und durch ihre Beamten verwalten lassen. Nun ward Delos für eine Zeit der religiöse Mittelpunkt eines neuen

Digitized by Google

Staatenbundes, dessen politisches Centrum Athen war, und der darnach der delisch-attische genannt ist. Auch nach Verlegung des Bundesschatzes nach Athen — um die Mitte des fünften Jahrhunderts — blieb Delos in attischem Besitz. Schon früher einmal hatte der athenische Tyrann Pisistratos, der ebenfalls die Hand auf Delos gelegt, durch Entfernung der Gräber die Insel ganz des profanen Charakters entkleiden wollen — Phöbus durfte niemals einen Todten sehen. Jetzt gingen die Athener, vielleicht in einer eifersüchtigen Regung, noch weiter, weder geboren noch bestattet werden sollten Delier auf ihrem Eiland, sondern nur auf dem benachbarten Rheneia; ja, die Bewohner wurden für eine kurze Zeit ganz aus ihrer Heimath vertrieben. Den Festspielen aber, welche zu Ehren des Gottes alle vier Jahre, jedesmal im dritten olympischen Jahre stattfanden, widmeten die Athener einen besonderen Eifer: noch spät erinnerte man sich des beispiellos glänzenden Aufzuges und der königlichen Geschenke des Atheners Nikias, des gottesfürchtigen Mannes, dessen Berühmtheit dann durch den sicilischen Feldzug zu einer so traurigen werden sollte.

Damals gegen Ende des fünften oder am Beginn des vierten Jahrhunderts ward wohl — etwa hundert Meilen östlich vom Hafenrande ein neuer Tempel des Gottes errichtet, ein stattlicher dorischer Bau in Marmor, mit sechs Säulen an den Fronten, dreizehn an den langen Seiten, an Umfang (29,49 : 13,55) und Erscheinung etwa dem schönen Tempel zu Athen gleich, welcher den Namen des Theseion führt. Noch jetzt lehren die Reste, daß dieser Tempel nie ganz vollendet wurde; noch tragen die Säulenschäfte den Mantel, ihre Canneluren sind nur oben und unten angelegt; sind auch sie, so fragen wir, ein handgreifliches Zeugniß dafür, daß Athen's Stern im vierten Jahrhundert ins Sinken kam, ohne je wieder sich erheben zu können? Auch sind die Metopen nur glatt und die Giebel entbehrten des Schmuckes; im Sinne des Alterthums lag es im Ganzen nicht, an solchen Dingen zu rühren, wenn einmal der Zusammenhang unterbrochen war. Der spätere Aufschwung des Eilands ist der äußeren Ausstattung dieses Tempels nicht zu Gute gekommen. Glücklicher war ein unmittelbar daran stoßender Bau, ein Tempel, man weiß nicht welcher der Gottheiten, die auf dem gastlichen Grunde Apollos noch eine Heimstätte gefunden hatten. Hoch oben auf den Giebelspitzen dieses Baues, nicht im Giebelfelde, standen reich bewegte Gruppen schöner Kunst, welche großentheils erhalten sind; der luftigen Stelle entspricht die Darstellung: geflügelte Gestalten haben andere entrafft, um mit ihnen zu enteilen, ängstlich flüchten nach beiden Seiten deren Genossen: einmal ist es Eos mit dem todten Sohne Kephalos im Arm, das andere Mal Boreas, der die Oreithyia raubt, eine Sage, die deutlich auf Athen hinweist, wo sie heimisch war. Aber die künstlerische Gestaltung ist da anscheinend noch nicht durch die specifisch attische Kunst — Phidias und die Seinen, die bald alle Strömungen in sich aufnehmen sollte — beeinflußt worden, sondern durch die großen Maler des fünften Jahrhunderts.

Eine so hohe Meinung von Athen's Thätigkeit auf dem Boden von Delos wir durch diese Reste gewinnen, so scheint doch die systematische, abschließende Gestaltung zu einem großen Festplatze erst der folgenden, der sogen. makedonischen Periode vorbehalten gewesen zu sein. Auch diese Periode umfaßte

Digitized by Google

wieder etwa anderthalb Jahrhunderte — bis zur Annectirung Griechenlands durch die Römer —. Delos war unter eigener Verwaltung und frei, nur daß es von selber eine Anlehnung an die Mächtigen dieser Epoche suchte; aber auch diese kamen dem wichtigen Eiland, das zum Mittelpunkte eines Inselbundes wurde, entgegen: keine unter ihnen eifriger als die ägyptischen Ptolemäer, die als Protectoren der Insel gelten können, so lange sie seemächtig waren. Damals fügte man den altfeierlichen Spielen zu Delos Ptolemäische Spiele hinzu. Mit den Aegyptern wetteiferten dann die Seleukiden und die makedonischen Herrscher in der Huldigung und werkthätigen Verehrung des delischen Gottes; — alle die in griechischen Ländern mächtig waren oder gern mächtig werden wollten, erinnern hier an sich durch Weihgeschenke, — leise und allmälig mischen auch die vordringenden Römer sich unter die Darbringenden. —

In einer Zeit, in welcher die Burg von Athen in ihrem Denkmälerbestande im Ganzen abgeschlossen, in welcher der eigentlich heilige Bezirk zu Olympia so gut wie fertig war, ist erst die delische heilige Stätte im Großen und Kleinen gestaltet worden: aus den Inschriften taucht eine Fülle einzelner Anlagen auf: außer dem Tempel Apollos, andere seiner Mutter und Schwester, ein Letoon und ein Artemision; der Tempel, „wo die sieben" (d. i. Bildwerke), wie ein vierter genannt wird, ein Heiligthum der Eileithyia, der Aphrodite; Häuser der Delier, Naxier, Andrier werden erwähnt, die wohl mit den Schatzhäusern einzelner Städte zu Olympia und Delphi zu vergleichen sind. Dieses Bild beleben erst die gefundenen Reste; völlig umdrängt war der Tempel von andern Bauten, Tempeln und Hallen; Propyläen führten, wie es scheint vom Hafen her in den für das Alterthum ungeheuren Complex, der bei etwa 500 Metern Länge 150—200 breit war. Zwischen den Bauten leiteten Straßen von dichten Statuenreihen gesäumt zum Tempel des Gottes. Im Norden stieß ein Markt daran — denn die Messe blieb ja hier immer ein wichtiges Element, — und an diesen der „heilige See", ein künstliches Becken aus Canälen gespeist, der in seiner ganzen Anlage an viel ältere Zeit und Cultur erinnerte. Im Osten und Westen begrenzten den Bezirk Hallen. Nur von der großen Doppelhalle im Westen, über dem Hafen wissen wir mit Bestimmtheit — was auch für andere Anlagen vorausgesetzt werden muß, daß sie der Munificenz eines Herrschers und zwar des letzten makedonischen Philipp (220—179) verdankt wird. Raum und Bauten füllten sich mit Weihgeschenken von unerhörter Zahl und Pracht; die ausführlichen Inventare, auf große Marmorplatten geschrieben, gestatten uns noch heute unter ihnen zu wandeln, wie im Alterthum. Auch da die Römer um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ihre Hand auf Griechenland gelegt und die Insel wieder für eine Zeit den Athenern überließen, war es mit der Blüthe nicht zu Ende. Delos ward vielmehr für die Römer in erhöhtem Maße das, was heute in jenem Meere Malta für die Engländer ist, eine Flottenstation, die immer gestattet, mit allem nothwendigen Apparat kritischen Schauplätzen nahe zu sein. Gegen das mißliebig gewordene Rhodos spielten die Römer nun Delos als Freihafen aus. Die gefundenen Inschriften geben auch dieser Zeit wieder eine Reihe lebendiger Züge: immer mehr wird der internationale Hafen auch interreligiös: eine Reihe fremder, orientalischer Culte wird eingeführt und siedelt sich wieder, bezeichnend

Digitized by Google

genug, nahe der uralten Verehrungsstätte auf einer Terrasse am Kynthosberge an, wo jetzt ihre Anlagen in übersichtlichem Grundriß zu Tage liegen. Serapis und Isis, Anubis und Harpokrates ziehen von Süden, von Aegypten her heran; die vorlängst den griechischen Gottheiten assimilirten orientalischen kommen um Christi Geburt als fremde Gäste aufs Neue zurück, die syrische Aphrodite, und die syrischen Adad und Atargatis, welche man als Sonnengott und Erdgöttin paart. Ein buntes Cultleben entwickelte sich auf der Insel; die Anhänger jeder Gottheit schließen sich zu Genossenschaften zusammen, und verehren je ihren Patron mit besonderen Bräuchen; — zur Absorbirung oder Assimilirung jener fremden Gestalten war die griechische Götterwelt längst zu kraftlos geworden; höchstens wird ein fremder Gott rein äußerlich mit einem griechischen Namen behängt. Die Kaufleute Römer, Italiker, Griechen vereinigen sich zu Gilden und errichten bis zur Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts immer noch Ehrenstatuen auf dem heiligen Boden.

Auch noch lange nach der furchtbaren Katastrophe im mithridatischen Kriege — 87 v. Chr. — heißt Delos immer noch vom Glanz seines Marmors die „weiße Insel". Die Errichtung einzelner Statuen läßt sich bis zum Beginn unserer Zeitrechnung constatiren.

Noch feierte man das delische Fest: ein kleineres alljährlich, das große in jedem fünften Jahre, zu verfolgen ist das sicher bis zur Zeit Hadrians, wenn auch in dieser Zeit ebenso sicher schon eine Verödung der Insel eingetreten war. Das delische Orakel befragte noch Julian, der beim Zusammensturz der antiken Welt unter den Fürsten als Letzter das Heil bei den heidnischen Göttern suchte, ohne es zu finden.

Dann wird es dunkel auf dem Schauplatz der alten Welt in Hellas: Gothen, Saracenen, Slawen ziehen vorüber und lassen Trümmer auf ihrem Wege; aber nicht das Wenigste, — man kann das nicht genug betonen, — haben dort überall die eigenen, erst entfremdeten, dann verroheten Bewohner zur Zerstörung des Alterthums gethan.

Als in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die ersten Europäischen Reisenden die Insel betraten, war die Feststätte ein Trümmerhaufen, aber ein ungeheurer, tausend Statuen nennt der alte liber insularum des Florentinischen Archipresbyters Bondelmonte. Kalköfen haben unter dem Marmor bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts aufgeräumt. In Erfüllung gegangen war die Prophezeiung des Sibyllinischen Verses, die mit unübersetzbarem Wortspiel lautet:

ἔσται καὶ Σάμος ἄμμος, ἐσεῖται Δῆλος ἄδηλος.

einst wird Samos nur Sand und Delos adelos werden, — ungekannt, unberühmt.

Dieser Prophezeiung haben nun die französischen Gelehrten seit 6—7 Jahren ununterbrochen entgegengearbeitet: ist es ihnen gelungen, den Grundriß der alten Gesammtanlage fast ganz wieder herzustellen, so geben doch das weitaus lebendigste Bild des antiken Zustandes die Inventare des Tempelguts. Die gefundenen sehr bedeutenden Ueberbleibsel derselben, große weiße, eng beschriebene Marmorplatten, begreifen einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren, vom Jahre

Digitized by Google

434 an. Keine sind ausführlicher als die aus der blühenden Zeit unter den Nachfolgern und Erben des Reiches Alexanders d. Gr. Bei diesen will ich verweilen: die überwältigende Fülle von Einzelheiten, die Selbstverständlichkeit, mit welcher da von den Dingen, Einrichtungen und Personen jener Zeit die Rede ist, geben denselben den Charakter einer solchen Frische und Unmittelbarkeit, daß wir uns nur schwer an den Gedanken gewöhnen, es sei wirklich Alles, was uns da so handgreiflich vorgetragen wird, unwiederbringlich dahin.

Es sind Rechenschaftsberichte der Beamten des Gottes, die uns da vorliegen; sein ungeheures Eigenthum und Einkommen verwalteten vier Männer ἱεροποιοί, die auf ein Jahr gewählt wurden. Die jedesmalige Uebergabe war eine feierliche Handlung, welche die Gegenwart aller Hauptbeamten erforderte.

Die regelmäßigen Einkünfte des Gottes waren äußerst mannigfaltiger Natur; sie wurden, wie sein ganzer Baarbesitz überhaupt, in Krügen aufbewahrt, deren Aufschriften fast immer die Einnahmequelle, Datirung nach Jahr, Monat und Beamten und jedenfalls die Höhe der enthaltenen Summe angaben. Diese Krüge waren durch Schlüssel oder Petschaft verschlossen, die — zu strengerer Controlle — in anderen Händen als in denen der geldverwaltenden Beamten sich befanden. Diese hatten außer Verwaltung der heiligen Casse, der Casse des Gottes, auch die öffentliche, die Staatscasse wenigstens zu überwachen. In beiden Cassen pflegten die Beamten nach den uns vorliegenden Urkunden bedeutende Bestände zu finden, deren Herkunft jedesmal genau bezeichnet ist, diesen fügten sie die regelmäßigen Eingänge hinzu. Zu den letzteren gehörten — für die heilige Casse in erster Linie Miethen und Pachtzins: der Gott war Besitzer von Häusern, die ihm durch Ankauf, besonders aber wohl durch Schenkung und Vermächtnisse, oder auch durch Confiscationen aus der Habe religiöser Frevler oder säumiger Schuldner zufielen; er besaß liegende Gründe, Aecker, Weingärten, Feigenpflanzungen, die seine Verwalter auf je zehn Jahre und unter Stellung von Bürgschaft zu verpachten pflegten. Gegen böse Schuldner scheint der Gott in seinen Dienern wenigstens unerbittlich gewesen zu sein: der Geldstrafe folgte nach und nach Confiscirung des Ertrages, der Thiere und Sklaven, dann wurden die etwaigen andern Güter des Schuldners eingezogen und die seiner Bürgen, und schließlich ward sein Name der Liste ewiger Schuldner einverleibt, was nach unserm Begriffe etwa einem sog. gemeinen Bankerotte gleich zu achten sein mag. Aber auf der andern Seite steht es der Gerechtigkeit des Gottes wohl an, daß auch Amtsuntreue der Verwalter gegen ihn selber wie gegen seine Pächter vorgesehen ist.

Bevor ich etwas in das Einzelne eingehe, will ich zu besserem Verständniß der Summen bemerken, daß der Geldwerth auch damals noch ein bedeutend höherer war, als der unserer Zeit. Einen gewissen Maßstab geben dafür einige Preisangaben für Gebrauchsartikel: ½ Centner Holz kam auf etwas über eine Mark, 1 Liter Oel auf etwa 30 Pfennige, ein Schwein kostete 3—4 M., ein Scheffel Getreide 2—2½ M. Einen bestimmten Maßstab aus solchen Angaben abzuleiten, ist ja aus mehr als einem Grunde mißlich. Vielleicht erhält man aber einen noch präciseren Eindruck aus den Gehaltsangaben für einzelne Tempeldiener, die sich freilich nur auf ihren Unterhalt zu beziehen scheinen; so

Digitized by Google

erhalten mehrere, welche für die Reinigung der Tempel zu sorgen hatten, je 96 M. jährlich; einige sogar nur 48; der Inoposwächter, auch Quellwächter genannt, erhielt 72 M. Der Staatsbaumeister freilich 570, die aber kaum bloß für seinen Lebensunterhalt bestimmt waren. Einer Flötenspielerin waren außer den 96 M. noch 13—16 M. jährlich für ihre Kleidung ausgesetzt. Diese Angaben werden von einer Unterschätzung der Hauptsummen abhalten.

Etwa um das Jahr 180 v. Chr., eine Zeit, aus der uns eine besonders umfangreiche Inschrift übrig geblieben ist, betrug die Einnahme des Gottes aus Miethen 1711⅚ Dr. jährlich; für den richtigen Eindruck dieser Summe mag man die Drachme hier etwa dem Franc gleichsetzen, obgleich er an relativem Werth etwas unter demselben, an Edelmetall aber über demselben steht. Uebrigens gehen die Summen, wie bei der Oberrechenkammer bis auf den Pfennig, nämlich auf 1/12 der Drachme zurück; eine Genauigkeit, welche ich hier aufgebe. Der Pachtzins hatte eine Höhe von 6980⅙ Dr. erreicht, wovon nur 24⅔ nicht eingegangen waren; also in Summa 8716⅔ Dr. Es ist culturhistorisch und nationalökonomisch interessant zu beobachten, daß in den 100 Jahren vor 180 ein Steigen der Miethen um 100 % und mehr, und ein dem entsprechendes Fallen des Pachtzinses stattgefunden hat. Mannigfache Abgaben vermehrten die regelmäßigen Einkünfte des Gottes: da wurde für Purpurschneckenfang, für Weidebenutzung und Fischerei gezahlt, ein Hafenzoll erlegt, Löschen und Anziehen der Schiffe ans Land besteuert, das Fährgeld nach Rheneia verpachtet, wichtig auch durch das Verbot, auf Delos nicht zu gebären noch zu bestatten; 8⅓ % wie es scheint bei gewissen Handelsabschlüssen erhoben, was wir einer Stempelsteuer vergleichen könnten. Diese kleinen Abgaben selbst zu erheben vermied die Verwaltung, die Abneigung vor einem zu umständlichen Apparat und die Befürchtung eines gewissen Odium, welchem auch die gerechtesten derartigen Auflagen nicht zu entgehen pflegen, mag da mitgewirkt haben. Diese Abgaben wurden nach dem z. B. heute noch in der Türkei allgemein üblichen System an den Meistbietenden verpachtet; in dem erwähnten Jahre brachte das eine Einnahme von 443 Dr., von denen freilich 81 geschuldet blieben. Man merkt wohl, man hat es hierbei mit kleinen und armen Leuten zu thun. Miethe von Marktständen, Beihilfen der Stadt Delos für gewisse Feste, Beiträge benachbarter Inseln können ebenso zu den regelmäßigen Einkünften des heiligen Schatzes gerechnet werden.

Eine für die Einnahmen sehr vortheilhafte Capitalsanlage waren bei dem hohen Zinsfuß des Alterthums auch für den Delischen Tempelschatz Vorschüsse an Privatleute und an Staaten. Die ersten Banquiers, ja wohl auch Münzpräger auf griechischem Boden waren überhaupt die klugen Priester großer Tempel gewesen. Und die Geldgeber gingen auch in Delos sicher vor: neben den zwei Contracten, welche in den Händen der betheiligten Parteien blieben, ward ein anderer noch bei einem Dritten niedergelegt. Die regelmäßige Verzinsung betrug 10 %; nach fünf Jahren mußte das Capital zurückgezahlt werden; außer durch Bürgen sicherte der Darleiher sich durch Hypotheken und durch das Recht, eventuell alles Gut seiner Gläubiger wie derer, die für sie gut gesagt, zu confisciren. Dieselben Vorsichtsmaßregeln hypothekarischer Verpfändung der Ein-

Digitized by Google

künfte fanden bei staatlichen Anleihen statt, wo man sich denn eventuell an bestimmte Repräsentanten hielt.

Doch auch geringeren Handels schämten sich die geschäftlichen Vertreter des Gottes nicht: sie verkauften Gänse, ägyptische Tauben, Taubenmist, die Haut von Opferthieren. Es war ein sparsames und solides Regiment, das auch im Kleinsten sorgsam und vorsichtig verfuhr: fünf Sammelbüchsen, die sich an verschiedenen Orten aufgestellt fanden, waren so verschlossen, daß sie nur einmal jährlich und dann mit Gewalt geöffnet wurden, um den allmälig angewachsenen Inhalt zu entleeren. Sie müssen stark verschlossen gewesen sein, denn ihre Eröffnung kostete nicht weniger als 4 Dr., eine relativ hohe Summe, auch wenn, wie wahrscheinlich, die gleich darauf folgende Wiedereinstandsetzung mit einbegriffen war. Allmonatlich ward eine Schale entleert, in welche die Frommen beim Opfer ihre kleinen Scherflein geworfen haben mögen.

Alle directen Einkassirungen scheinen zunächst durch zwei Vertrauenspersonen, wohl Banquiers, bewirkt worden zu sein; die Rechnungen wurden, soweit das möglich war, am Ende jedes Delischen Jahres geregelt, das — abweichend vom attischen — mit der Zeit unseres Januar begann.

Die Jahreseinnahme betrug nach der uns vorliegenden Urkunde 14,623$^{5}/_{48}$ Dr.; als Durchschnitt hat man etwa 12,640 berechnen wollen. Da die Beamten fast 61,000 Dr. in der heiligen Casse vorfanden, so ergibt sich eine Gesammtsumme von 75—76,000 Dr.

Den regelmäßigen Einnahmen stehen dann die regelmäßigen Ausgaben gegenüber; die dafür nothwendigen Beträge wurden ebenfalls in feierlicher Weise, in Gegenwart eines ganzen Stabes von Beamten aus den Krügen gehoben. Die stärksten Summen kamen für öffentliche Arbeiten in Rechnung; diese wurden nach Volksbeschluß in Accord gegeben unter Contracten, welche vom Staatsbaumeister und einer Commission gegengezeichnet waren, und die jede Einzelheit der Anlagen, Materialien, Garantien, Zahlungsmodus, Conventionalstrafen regelten. Ein Zehntel der bedungenen Summe pflegte von vorn herein als Unterpfand zurückbehalten zu werden; dann ward die Hälfte der übrig bleibenden Summe beim Beginn der Arbeit gezahlt, bei Vollendung des ersten Drittels ein weiteres Viertel, nach dem zweiten Drittel das letzte Viertel und endlich bei Abnahme des Ganzen das zurückgehaltene Zehnt.

Die übrigen regelmäßigen Ausgaben des heiligen Schatzes waren zum Theil monatliche, zum Theil jährliche; eine Uebersicht über die ersteren stellte man auf einer Tafel allmonatlich auf dem Markte aus; sie betrafen vor Allem Reinigung der Tempel wie der Insel, die Ausrüstung zu den Festen und die Opfer. So figuriren da Holz, Reisbündel und Harz, Fackeln, Linnen, Schwämme, Salpeter, Wachs, Pech; Myrrhenöl zum Reinigen der Denkmäler, Weihrauch, Salz, Essig und sehr viel Oel, ein Artikel, der besonders in Ringschulen stark gebraucht wurde und vielleicht auch hier dem vorhandenen Gymnasium zu Gute kam. Wir erfahren bei der Gelegenheit die Kosten eines Opfers für Apollo, Artemis, Leto, Zeus Soter und Athena Soteira; sie betrugen 26 Dr.; auf nur 10 Dr. stellt sich ein Opfer an die speciell delische Familie, Apollo, Artemis, Leto. Alle diese zum Theil monatlichen Ausgaben repräsentiren eine Gesammtsumme

Digitized by Google

von 950 Dr. Die jährlichen einmaligen Ausgaben stiegen auf 4103 Dr., sie beziehen sich hauptsächlich auf die schon erwähnten Gehälter; — auch die Kosten für Aufzeichnung eben des Rechenschaftsberichts fielen unter diese Rubrik; 300 Buchstaben in Marmor einzugraben kostete eine Drachme; die Urkunde, welcher ich alle meine Angaben entnehme, war auf 200 Dr. gekommen, enthält also rund 60,000 Buchstaben; in der That besteht sie aus 510 Zeilen, und ihr Druck in kleinen griechischen Buchstaben nimmt nicht weniger als 48 Seiten in groß Octav ein, also ein sehr ansehnliches Actenstück. Das Jahresbudget des heiligen Schatzes schloß damals mit einem bedeutenden Ueberschuß, wahrscheinlich etwa 6000 Dr. ab. —

Mit noch größeren Summen operirte der Staatsschatz; auch er ward im Tempel Apollo's aufbewahrt, aber seine Verwalter sind bürgerliche Beamte und diejenigen des heiligen Schatzes, die *ἱεροποιοί*, spielen dabei nur eine vermittelnde Rolle. Bestand und regelmäßige Einkünfte gehen da hauptsächlich auf Banquiergeschäfte und Getreideverkauf zurück, dann auf Einnahmen zur Ausführung öffentlicher Anlagen und — merkwürdig genug — zur Besoldung von Flötenbläsern; auch fehlt es nicht an einer Rubrik: „insgemein" (*Ἐκ τῶν ἀδιατάκτων, ἀκατατάκτων*). Dem entsprechen die regelmäßigen Ausgaben, deren stärkste Getreideankäufe betreffen: von ca. 98,437 Dr. an Bestand und Einnahmen bleiben am Ende des Jahres 39,287 Dr. Ueberschuß.

Die zweite große Gruppe im Eigenthume des Gottes bildeten Geräthe, überhaupt Gegenstände mannigfaltiger Art, die ihm zum größten Theile als Weihgeschenke dargebracht waren. Dieser Besitz stand unter gleicher Verwaltung wie der heilige Schatz; dieselben Platten enthalten die ausführlichen Inventare und zeigen eine gleiche Sorgfalt bis ins Kleinste, wie der Bericht über die Budgets. Ihre Aufstellung in den heiligen Bauten, die alle voll davon waren, schützte sie zugleich wie sie sie decorativ verwerthete.

Der Priester trug wohl jedes dargebrachte Stück zunächst provisorisch in eine Liste ein unter laufenden Nummern, welche mit dem einfachen Alphabet begannen, dann jeden Buchstaben unter Vorsetzung des *α* wiederholten u. s. f. Wir finden Beziehungen, die bis *πω* fortschreiten, also das Alphabet 17—18 Mal wiederholen mußten. Erst am Ende des Jahres scheint man die eingegangenen Stücke gesondert und vertheilt zu haben. Der Ort der Aufbewahrung ward, da es sich lediglich um local brauchbare Listen handelte, ganz allgemein bezeichnet, als „rechts und links vom Eingang, aufgehängt, an der Erde, auf den heiligen Tischen, in Gefäßen". Gleichartiges ward viel in Fächern untergebracht, auf Borden aufgereiht, Münzen in Gefäße gelegt und auf Teller. Drohte irgendwo Ueberfüllung, so wurde auf Volksbeschluß ein Theil in einen andern Bau übertragen, auch wohl die ganze Aufstellung geändert.

Aber die größeste Sorgfalt konnte nicht verhindern, daß besonders Gebrauchsgegenstände — auch Weihegeschenke waren das häufig — schadhaft wurden. Ganz unbrauchbar Gewordenes, auch Münzen wurden in Barren gegossen, auch zu andern Geräthen ein- und umgeschmolzen, so daß nicht allzuviel Ballast mitgeschleppt wurde.

Jedes Stück ward beim Beginn einer Amtsperiode genau controllirt, ab-

Digitized by Google

gewogen, beschrieben; ein Vergleich jeder neuen Liste mit der früheren diente so zu gleicher Zeit zur Décharge der jedesmaligen Amtsvorgänger.

Ueberhaupt aber mußten die Inventare in jedem Augenblick eine Controlle ermöglichen und erleichtern; ihre Anordnung ist daher in erster Linie eine locale, innerhalb derselben wohl auch chronologisch. Der Begriff, welchen sie uns von der inneren Ausschmückung, der Pracht des Aussehens in den Orten ihrer Aufstellung geben, ist ein außerordentlicher. Die größeste Mehrzahl der Weihgeschenke wurde wohl zugleich für den Cultus benützt; nicht weniger als 63 Ausdrücke für Gefäße enthalten die uns vorliegenden Urkunden, unter welchen am meisten Schalen, φιάλαι, hervortreten. Der Apollotempel allein enthielt deren 1600! von einfachen glatten an bis zu solchen, die aufs reichste mit Reliefs und edeln Steinen verziert waren. Ihr Material war edles Metall, Silber, Gold oder vergoldetes Silber, ihr gewöhnliches Gewicht 100 Dr., was einem Silberwerth von etwa 80 M. entspricht; eine goldene Schale steigt bis zu 200 Dr. — 1600 M. Metallwerth. Von Trinkgefäßen bewahrte das Artemision allein 266. Umfang und Werth steigt bei den größeren Gefäßen ins Unglaubliche: ein Mischkrug aus Silber wog 40 Kilogr.; 2 Weinkannen in Gold je 4 Kilogr., was einen Metallwerth von 10—11 000 M. darstellt. Dazu kommen Becken, Dreifüße, Lampen, Körbe, Alles offenbar benützt, da es allmälig schadhaft wird und dann mit ausdrücklicher Angabe der einzelnen Fragmente aufgezählt wird.

Zum Gebrauche des Gottes oder seiner Priester dienten auch die Schmuckgegenstände Kränze und Ringe; in Silber ahmten die Kränze natürlich vor Allem den Lorbeer, Apollos Baum, nach; aber auch Myrte, Epheu, Weinlaub, Oelbaum- und Eichenblatt. Es kommt zu besserer Controlle vor, daß die Zahl der Blätter angegeben wird.

Ringe mit und ohne edle Steine, und diese wieder mit und ohne Darstellungen bildeten einen bedeutenden Bruchtheil; unter den figürlichen finden wir Apollo, Artemis, Eros, Nike, Athene. Besonders ausführlich werden kunstvolle Halsbänder beschrieben, aus vielen aneinandergereiheten kleinen schildähnlichen Theilen, wie wir sie aus Funden in Etrurien und besonders in griechischer Vollendung aus Südrußland — im Museum der Eremitage zu St. Petersburg — kennen. Hier liegen uns, wenn ich nicht irre, die ersten urkundlichen Zeugnisse für die griechische Herkunft dieser reichen Geschmeide vor.

Von größeren Bildwerken in edelem Metall, die wohl als immobil nicht besonders aufgezählt wurden, erfahren wir nur dadurch, daß einzelne eingeschmolzene Abfälle derselben einen Gold- und einen Silberbarren ergaben. In diesem Falle wären uns eingehendere Angaben für die Kunstgeschichte sehr werthvoll gewesen. Aber wo so vieles gewährt ist, scheint es nicht dankbar, das Fehlende zu betonen.

Von den meisten Gegenständen ward das Gewicht aufgezeichnet, bisweilen mit auffälligen Abweichungen, andere wurden nur gezählt.

Es versteht sich, daß die überwiegende Mehrzahl der Weihgeschenke für Apollo bestimmt war, auch und ganz besonders in denjenigen Fällen, in welchen die Inventare überhaupt keinen Empfänger namhaft machen. Neben dem Gotte und auch allein werden Leto und Artemis am meisten bedacht.

Den weitaus häufigsten und einzig regelmäßigen Anlaß zu Darbringungen

Digitized by Google

gaben die Feste, auch das lehren die Inschriften; nur ganz vereinzelt gingen sie aus einem Gelöbniß, einer Bitte, einem Dank hervor; vergängliche Gaben, wie Thiere, wurden erst durch Verkauf in Geld und dann in ein dauerndes Geschenk umgesetzt. Auf ein Vermächtniß scheint es zurückzugehen, wenn 76 Jahre hindurch je ein Gefäß, das durch einen Eigennamen bezeichnet ist, ins Artemision gestiftet ward. Solche sog. „ewigen" Zuwendungen waren zumal in der späteren griechischen Zeit nichts Seltenes.

Name und Nationalität der Weihenden aber geben uns einen unmittelbaren Eindruck der Machtstellungen und Verschiebungen mit der Genauigkeit eines empfindlichen Barometers. Das Emporblühen der Diadochenreiche, ihre gegenseitige Eifersucht, ihre Verbindungen und ihr Fall reflectiren sich hier ebenso, wie das Eintreten der Römer in die Geschichte der östlichen alten Welt sich fast vom ersten Augenblicke an geltend macht.

So verdanken wir der treuen Sorgfalt der Delischen Gottesdiener einen Einblick in die intimsten täglichen Verhältnisse, wie in die großen geschichtlichen Strömungen, während ihre eigene Organisation das Bild eines bis ins Kleinste durchdachten und aufs Strengste geordneten Ganzen bietet. Aber umsonst erlangt man auch nicht bleibenden Ruhm, und dauernde historische Größe baut sich im Grunde immer auf ganz concreten kleinen und selbst unscheinbaren Factoren auf. Kurze und mühelose Richtwege zur Höhe gibt es nicht. —

Digitized by Google

Deutsche Colonialpolitik.

Von

F. H. Geffcken.

I.

Jahrelang sind die Vertreter des deutschen Colonialgedankens als Ideologen verspottet oder als gefährliche Leute bezeichnet worden, welche das Reich leichtsinnig in Abenteuer verwickeln wollten. Colonialpolitik, wurde in der Reichstagssitzung vom 30. November 1870 gesagt, sei ein überwundener Standpunkt; Erwerbung von Colonien wären, selbst wenn sie möglich, ein Anachronismus, seit Selbstregierung die Losung aller Colonien geworden. England würde die ihm verbliebenen nordamerikanischen Besitzungen gerne aus allem Nexus entlassen, wenn die nationale Ehre ihm dies gestattete; sie wie Indien, dessen Schutz die ganze englische Politik beeinflusse, seien eine Gefahr geworden, der Verlust Australiens sei nur eine Frage der Zeit. Deutschland solle sich daher hüten, auf diesem Felde Experimente zu machen, welche, wie Frankreichs Beispiel zeige, ebenso kostspielig als nutzlos seien. Die drohende Uebervölkerung Deutschlands wurde geleugnet, oder als Schwarzseherei bezeichnet; jede Reglementirung unserer Auswanderung sei vom Uebel und helfe doch nichts, da einmal die Vereinigten Staaten das geeignetste Land für deutsche Ansiedler seien und unsere Auswanderung die wohlthätigste Rückwirkung durch Erweiterung unseres Handels mit Amerika äußere. Das Gedeihen unserer Industrie beruhe überhaupt lediglich auf ihrer Tüchtigkeit und freier Handelsbewegung. Endlich sei die Welt schon vertheilt; unsere Landsleute fänden in den Colonien anderer Staaten hinreichenden Schutz, in uncivilisirten Ländern gewähre unsere Marine denselben. Versuche, selbst Colonien zu erwerben, würden daher zu Conflicten mit anderen Mächten führen, und unsere politische Lage lasse eine Zersplitterung unserer Wehrkraft nicht zu.

Darauf erwiderten die Fürsprecher einer deutschen Colonisation[1]) im Wesentlichen Folgendes:

[1]) Vgl. für die nähere Begründung meine Aufsätze „Deutsche Colonisation", April-Mai 1882. Deutsche Rundschau, Bd. XXXI, S. 39 ff. und S. 206 ff.

Digitized by Google

1) Eine Uebervölkerung besteht in Deutschland bereits vielfach und droht noch mehr für die Zukunft. Der Hinweis auf die weniger bevölkerten Theile desselben beweist nichts; denn da Uebervölkerung eben im Mißverhältniß der Volkszahl zu den verfügbaren Unterhaltsmitteln besteht, kann eine solche schon bei schwacher Bevölkerung eintreten, wenn die Unterhaltsmittel selbst für diese schmal zugemessen sind. In Deutschland als Ganzes genommen hat in neuester Zeit die Vermehrung des Wohlstandes nicht mit der der Bevölkerung Schritt gehalten. Die durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung seit 1831 war auf 10,000 Einw. trotz der starken Auswanderung in Deutschland 115, in Großbritannien 101, in Frankreich 26. Diese Vermehrung beruht bei uns fast lediglich auf dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, während bei dem schwachen Anwachs der französischen Volkszahl noch die starke Einwanderung in Betracht kommt, die beweist, daß die Volksvermehrung erheblich geringer als die Zunahme der Unterhaltsmittel ist. In Deutschland dagegen wird der Mehraufwand, der durch die hinzukommende Zahl veranlaßt wird, nicht durch ein entsprechend gesteigertes Volkseinkommen gedeckt[1]).

Die Zahl der von aller directen Steuer Befreiten, deren Einkommen unter 525 Mark beträgt, war in Preußen in 5 Jahren um 1½ Mill. gestiegen, die der Klassensteuerpflichtigen zurückgegangen, während die geringe Zunahme der Einkommensteuerpflichtigen wesentlich auf schärfere Einschätzung zurückzuführen ist. Aehnliche Ergebnisse weist die Statistik anderer deutscher Staaten auf, überall sind die Armenlasten hoch gestiegen, die Landstreicherei ist zu einer allgemeinen Plage geworden. Unsere Production leidet an chronischer Vollblütigkeit, ihrem ungeheuren Aufschwung entspricht keineswegs ihr Ertrag, noch weniger die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Eben weil jeder Fortschritt der Technik Menschenkräfte erspart, was nicht durch die Ausdehnung der Production aufgewogen wird, übersteigt durchweg das Angebot von Arbeitskraft die Nachfrage, weshalb mit Ausnahme einzelner Perioden besonderen wirthschaftlichen Aufschwunges, denen regelmäßig der Rückschlag der Stagnation folgt, der Unternehmer selten in die Lage kommt, höhere Löhne bewilligen zu müssen; daneben bringt die Ausdehnung der Großindustrie den Handwerkerstand in eine immer bedrängtere Lage. So kommt es, daß von den Massen der Producte, die täglich auf den Markt geworfen werden, die unteren Schichten der Bevölkerung nur wenig aufnehmen können; denn bei der Kargheit des Erwerbes steht hinter ihren Bedürfnissen nicht die entsprechende Kaufkraft. Aber auch in den höheren Ständen sind alle Berufsarten überfüllt. Die Zunahme des Universitätsstudiums ist, wie Conrad's neueste Untersuchungen[2]) gezeigt, eine ganz abnorme, die den Bedarf an akademisch Gebildeten unendlich übersteigt; dasselbe gilt von technischen und künstlerischen Bildungsanstalten, trotz fortwährend gesteigerter Ansprüche. Ein namhafter Theil dieser überschüssigen Kräfte muß sein Lebensziel verfehlen, seine

[1]) Vgl. die Nachweisung über die Anzahl der zur Classensteuer und zur classificirten Einkommensteuer veranlagten Personen, und Conrad's Jahrb. für Nat.-Oekonomie und Statistik Bd. 34 S. 112. Bd. 39, S. 229.

[2]) Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre. Jena, 1884.

Digitized by Google

Bildungsmittel verkümmern oder werden übel angewendet. Kurz, auf allen Gebieten sehen wir einen gesteigerten Kampf ums Dasein und in diesem Gedränge, in der daraus entstehenden Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit findet die Socialdemokratie ihre wirksamste Nahrung.

2) Da von politischem oder religiösem Drucke nicht mehr die Rede ist und die Besteuerung in Deutschland keineswegs als hoch gelten kann, so ist es wesentlich die relative Uebervölkerung, welche unsere große Auswanderung verursacht. Diese ist zwar insofern eine nothwendige Entlastung, als ohne sie das Gedränge um die wirthschaftliche Existenz noch stärker sein würde; aber die Ansicht, daß dieser Abfluß einfach als günstige Erscheinung aufzufassen, ist dennoch unrichtig. Zunächst zeigt die Statistik, daß Deutschland verhältnißmäßig mehr Kinder unter 15 Jahren, also unproductive Köpfe, die von Andern zu erhalten sind, zählt, als irgend ein anderes Land, nämlich 16,016,045 auf eine Bevölkerung von 45¼ Mill. Bei der Auswanderung verhält es sich umgekehrt: 44,8% fallen auf Personen von 20—40 Jahren; die gleiche Zahl von Auswanderern repräsentirt also eine viel größere Summe von Arbeits- und Wehrkraft als dieselbe Zahl der Durchschnittsbevölkerung. Wir ziehen Arbeitskräfte mit großen Kosten auf, um sie dann an das Ausland zu verlieren; dieses erntet, was wir gesäet haben. Gewiß hat die Arbeitskraft an sich keinen wirthschaftlichen Werth, sondern nur soweit sie Gelegenheit zu nützlicher Verwendung findet und fehlt diese zu Hause, so ist es besser, daß die überschüssige Kraft anderswo ihr Auskommen sucht, auch werden die Erziehungskosten nicht sowohl aus dem Volksvermögen als dem Volkseinkommen bestritten; aber bezahlt sind sie doch, entweder durch vermehrte Arbeit, oder verminderten Genuß oder verminderte Möglichkeit zu sparen. Dazu tritt noch das baare Capital, welches die Auswanderer mitnehmen. Ganz Mittellose können nicht auswandern, meist sind es kleine Grundeigenthümer und Handwerker, welche den Erlös ihres Besitzes oder ihre Ersparnisse mitführen; nimmt man nur 400 Mark pro Kopf an, so wäre dies auf 3½ Mill. Auswanderer 1400 Mill. Mark. Die Remessen der Auswanderer in die Heimath, die noch dazu meist dazu dienen, Andere nachkommen zu lassen, stehen zu diesen Summen so wenig im Verhältniß, wie die überseeisch erworbenen Vermögen, mit denen Einzelne nach Deutschland zurückkehren. Diese abziehenden Kräfte gehen uns wesentlich verloren; die deutsche Einwanderung kann sich nicht gegen die Auffaugung durch das anglo-amerikanische Element behaupten, so viel sie ihm genützt hat. Daß unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sich sehr gehoben hat, ist richtig und unsere Auswanderung hat sicher dazu beigetragen, insofern 50 Millionen mehr consumiren als 40; wieviel aber von dieser Zunahme auf die deutsche Einwanderung kommt, ist nicht zu beweisen. 1840/41, als schon nach Wappäus' Berechnung 1 Mill. Deutscher in Nordamerika lebte, betrug die deutsche Einfuhr nur 2½ Mill. $; die Zunahme derselben ist ihrer gesteigenen Leistungsfähigkeit zu verdanken, diejenige Frankreichs übertrifft, ohne Einwanderung, die unsrige noch erheblich. Die Sympathie, mit der die Deutschen in Amerika unsere politische Einigung begleitet haben, ihre großartige Theilnahme bei den Ueberschwemmungen von 1883 sind gewiß sehr erfreulich, hindern aber nicht, daß sie unsere Concurrenten werden; was Getreide, Fleisch und Wolle

Digitized by Google

betrifft, bedarf dies keines weiteren Beweises; aber auch in der Industrie ist kaum ein Zweig, der nicht in den Vereinigten Staaten durch die Einwanderung zu namhafter Entwicklung gekommen wäre.

Während so die Auswanderung Deutschlands und Irlands ohne Organisation ist und nur dazu dient, andere Nationen befruchtend zu vergrößern, ist die Englands noch heute zum größten Theile eine fortgesetzte Colonisation: von der sämmtlichen britischen Auswanderung geht fast die Hälfte in die Colonien, die nach den Vereinigten Staaten ist größtentheils irisch. England legt natürlich seiner Auswanderung keine Fesseln an, verschmäht es aber keineswegs Opfer zu bringen, um sie in seine Colonien zu leiten. So theilte am 31. Juli 1883 Lord Derby im Oberhause mit, daß die Regierung der canadischen Executive einen Vorschuß von 1 Mill. £ gewähren wolle, um 10,000 Familien im Nordosten Canada's anzusiedeln.

3) Unstreitig ist die Ausfuhr unserer Industrieerzeugnisse von der höchsten Wichtigkeit, da wir durch dieselbe eine rasch wachsende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu versorgen haben und ihre Steigerung, ihr erfolgreicher Wettbewerb auf fremden Märkten sehr erfreulich. Aber wir haben bei derselben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Deutschland bildet seiner geographischen Lage nach ein viel weniger abgerundetes Wirthschaftsgebiet als Frankreich oder gar England; unsere größten Industriegebiete sind für Ein- und Ausfuhr auf fremde Häfen angewiesen, die durch ihre Lage stets einen Vorsprung von einigen Tagen vor Hamburg und Bremen haben; unsere reichen Kohlenlager liegen entfernt von der See. So empfinden wir vor allem die Hemmnisse der fremden Zolllinien. England hat, abgesehen von seiner Capitalübermacht, einen weit sichereren Boden für den Absatz seiner Erzeugnisse in seinen überseeischen Besitzungen: es setzte 1869—73 dorthin durchschnittlich ab für 59 920 000 £ gegen 218 131 000 £ nach allen fremden Ländern, 1881 aber nach den ersteren für 79 365 000, nach den letzteren für 154 658 000 £; 1877 betrug die britische Ausfuhr nach Indien fast so viel wie die ganze überseeische Ausfuhr Frankreichs, die nach Australien belief sich trotz der hohen Schutzzölle auf 432 Millionen. Während der Verkauf britischer Waaren pro Kopf in den Vereinigten Staaten 6, in Frankreich 8, in Deutschland 9 Mark war, betrug er in Canada 33, in Australien 157 Mark. „Trade follows the flag," sagt Sir J. Vogel.

4) Mit dem Handel aber sind die Vortheile der Colonien nicht entfernt erschöpft. Zunächst bieten sie dem Capital des Mutterlandes sichere und gewinnreiche Anlage. Die in England gemachten Anleihen der Colonien belaufen sich auf weit über 200 Mill. £; die ungeheueren Summen, welche in ihren Ländereien, Banken und Industrien angelegt sind, bilden einen weiteren Kitt zwischen beiden. Durch ihren großartigen Colonialbesitz ist die englische Gesellschaft im Stande, ihre überschüssigen Kräfte vollauf zu verwerthen; kaum eine Familie wird sich finden, von der nicht ein oder mehrere Mitglieder in den Colonien beschäftigt sind und die Summe der Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath beziehen, ist enorm. Der Colonialbesitz ist es auch vor allem, welcher dem Engländer das starke nationale Selbstgefühl gibt; wohin er über See geht, tritt er auf Boden, wo seine Flagge,

Digitized by Google

Sitte und Sprache herrscht. Würde England seine überseeischen Besitzungen verlieren, so sänke es zu einer Macht dritten Ranges, selbst wenn seine Flotte die erste der Welt bliebe und das heutige London ist nicht als die Hauptstadt Englands, sondern nur als die des ganzen britischen Reiches zu denken.

5) Die Behauptung, daß die Colonialpolitik in England als überwundener Standpunkt angesehen werde und die Colonien als ebenso viele Quellen der Gefahr und Schwäche gelten, ist durchaus unrichtig. Einzelne Vertreter dieser Ansicht, wie Lowe und Harrison, stehen völlig isolirt; man weiß dort sehr wohl, daß unter gleichen Verhältnissen der Wohlstand einer Nation in dem Maße ihrer äußeren Entwicklung wächst. England ist durch seine Colonien reich geworden, nicht vorher reich gewesen: der Preis des hundertjährigen Kampfes, den es mit kurzen Unterbrechungen (1715—1815) mit Frankreich führte, war die Herrschaft in Asien und Amerika; es hat seine Colonialpolitik nie aufgegeben, sondern nur zeitgemäß geändert[1]). Gerade die entschiedenst liberalen und freihändlerischen Politiker betonen scharf die große Wichtigkeit der Colonien[2]). Allerdings leidet England insofern an colonialer Uebersättigung, als es nicht mehr im Stande ist, sein ungeheueres überseeisches Reich wirksam zu vertheidigen; denn es hat keine Armee im festländischen Sinne, und seine Flotte, obwohl absolut die stärkste, ist relativ, d. h. im Verhältniß zu den Aufgaben, die ihr in einem Kriege gestellt sein würden, schwach. Und dennoch erweitert England sein Colonialreich fortwährend, weil es weiß, daß dadurch am sichersten für seine Industrie neue Absatzgebiete gewonnen werden[3]); wie hat es dafür seine jetzige Besetzung Aegyptens

[1]) Hitherto the colonies have been dependencies, they shall be integral portions of the British power; they have been sons nurtured and protected, they are not likely to set up a separate business and to face the world in isolation, but will enter the old house as partners and by accession of fresh blood and brain power, render possible a vast extension of business and a prospect of future increase, whose limits are at present unrecognisable. (Westminster Rev. Nov. 1880.)

[2]) So sagt J. St. Mill: „Man kann ohne Zögern behaupten, daß bei dem jetzigen Zustand der Welt die Colonisation das beste Geschäft (the best affair of business) ist, in dem das Capital eines alten und reichen Landes angelegt werden kann." (Principles of polit. economy. V. ch. 10, S. 14.) Torrens schreibt an Cobden 1843: „Am gewinnbringendsten ist derjenige Handel, der zwischen einem alten Culturlande mit hochentwickelter Industrie und einem neuerschlossenen Naturlande mit weiten Strecken fruchtbaren Bodens betrieben wird. In diesem Punkte ist die Uebereinstimmung aller Parteien auch nicht durch den leisesten Schatten einer Meinungsverschiedenheit getrübt." Die radicale „Westminster Review" schreibt (Jan. 1880): „England ist ein altes Land, die Colonien sind in jedem Sinne neue Länder, diese miteinander fest zu verbinden, heißt eine der besten Gelegenheiten künftigen Gedeihens eröffnen; Kaufleute, Fabrikanten, Capitalisten, Arbeiter, jeder Bürger des Landes als Producent haben ein Lebensinteresse an diesem Problem, und ebenso sollte jeder Consument seine Pflicht erkennen, die hohen Vortheile der Lösung dieser Aufgabe richtig zu schätzen." Ganz ebenso ist in Frankreich der freihändlerische Paul Leroy-Beaulieu der entschiedenste Vertreter der Colonialpolitik.

[3]) Hier ist auf die großen Dienste hinzuweisen, welche die englischen Missionen leisten: sie fassen außerhalb der Colonien auch stets die Beherrschung der Heiden ins Auge. Anfangs gewinnen sie über Einzelne Einfluß, dann über Häuptlinge und Gemeinden, schließlich leiten sie den Stamm und es wird eine neue Colonie daraus. So ging es bei den Neu-Hebriden, den Tonga- und Fidji-Inseln. Die deutschen Missionare waren bisher ohne allen Zusammenhang mit dem Staate; sie wirken besonders im englischen Machtgebiete und die von ihnen gegründeten Gemeinden in Südafrika sind England in den Schoß gefallen, das dann dort den deutschen Handel verdrängte.

Digitized by Google

ausgenutzt! Von einer Lösung der Bande zwischen Mutterland und Colonien ist nichts zu spüren, im Gegentheil suchen beide bei Gewährung großer Bewegungsfreiheit dieses Band zu stärken; die Colonien ernennen seit kurzem General-Agenten in London, welche direct mit dem Colonialamt verhandeln, die nordamerikanischen sind durch Föderation eng verbunden. Eine solche war auch in Südafrika unter Beaconsfield im Werke und ist nur durch die Schwäche der Gladstone'schen Politik gescheitert; über eine engere Vereinigung der australischen Colonien unter sich und mit dem Mutterland wird eben jetzt eifrig verhandelt, und beide Theile sind darüber einig, daß der australische Colonialbesitz für England eine Quelle der Macht, die Vereinigung mit der britischen Krone und der Schutz, den sie gewährt, eine nicht zu unterschätzende Wohlthat für Australien bieten.

6) Zeigt somit Englands Beispiel, daß überseeische Politik den besten Boden für die Entwicklung des Nationalwohlstandes bildet, so kann es für Deutschland nicht anders sein. Nur nationale Zerrissenheit hat unser Volk in der neuen Welt bisher leer ausgehen lassen; die Deutschen, die im Mittelalter den Osten colonisirten, haben auch heute alle Bedingungen, auf denen der Erfolg der Colonisation beruht, Tüchtigkeit, Geschick und Capital. Hat Kapp sicher Recht, daß Colonien nur der Ausdruck und Widerhall heimischen Unternehmungsgeistes und Fleißes sind, so zeigt auch die Geschichte, daß jedes aufstrebende Volk die Gründung von Colonien ins Auge faßte, von den Phöniciern bis zu den Briten der Neuzeit. Die Beispiele verkehrter Auswanderungs- und Colonisationsunternehmungen beweisen nichts, als daß man die Sache anders und nach den reifsten Anschauungen der Gegenwart anfangen muß. Von colonialen Abenteuern, wie sie die Franzosen unternehmen, denen für den Erfolg das erste Erforderniß, der Ueberschuß von Menschenkraft fehlt, kann ebensowenig die Rede sein als von Monopolen und zwangsweiser Regelung der Auswanderung. Deutsche Colonien, d. h. Länder, die durch deutsches Capital, deutsche Intelligenz und Arbeitskraft befruchtet worden, werden so gewiß dem deutschen Gewerbfleiß als Absatzgebiet dienen, wie dies in gleicher Weise auf den überseeischen Gebieten anderer culturkräftiger Nationen der Fall ist. Der Einwand, daß kein freier Raum für solche mehr da sei, ist unzutreffend; noch liegt in fremden Welttheilen zehnmal so viel Land ungenutzt, als die deutsche Nation zu cultiviren vermag. Was aber die Gefahr eines Conflicts mit anderen Mächten betrifft, so ist allerdings das sicherste Mittel gegen Beraubung das: nichts zu haben; doch hat dies Argument noch nie einen Menschen oder eine Nation davon abgehalten etwas zu erwerben. Freilich wird man davon absehen müssen, auf solche Punkte das Auge zu richten, deren Besitznahme uns nothwendig in Conflict mit der stärksten Colonialmacht, mit England bringen würde, wie dies z. B. der Fall hätte sein müssen, wenn wir uns 1871 Pondichery hätten abtreten lassen. Dagegen ist England gar nicht in der Lage uns zu hindern, da einzutreten, wo freier Raum ist, weil es bei der Verletzlichkeit seiner Interessen nur im äußersten Falle auf einen Krieg könnte ankommen lassen. Zum Schutz deutscher Colonien ist zunächst unsere Marine ganz ausreichend und wird erst durch Colonien ihren rechten Rückhalt gewinnen. Die politische Abhängigkeit vom deutschen Reich ist nebensächlich; die

Digitized by Google

Colonialfrage ist überhaupt nicht in erster Linie eine Machtfrage: der wesentliche Vortheil für das Mutterland ist die wirthschaftliche Gemeinschaft und die culturelle Abhängigkeit. Wohl aber ist die Colonialfrage eine eminent nationale; die Nationalität einer Colonie bleibt bestehen, selbst wenn sie sich vom Mutterlande ablöst. Die englische Gesellschaft ist ein Baum, der seine Aeste nach allen Seiten hin auswachsen lassen kann, während uns so viele werthvolle Zweige absterben und der Deutsche im Ausland wohl seiner persönlichen Eigenschaften wegen geschätzt wird, aber mit seiner Art der Geringschätzung oder Mißgunst begegnet. Colonien werden uns in der Welt erst berechtigten Stolz geben, unseren wirthschaftlichen Horizont erweitern, unserer Jugend ein großes neues Arbeitsfeld eröffnen, den krankenden Säften Abzug nach Außen gewähren, wo sie Gebiete befruchten würden, welche nur auf die bildende Menschenhand warten. Eben deshalb ist die Colonialsache keine Parteifrage: hier können Conservative und Liberale, Ultramontane und Protestanten-Vereinler, Freihändler und Schutzzöllner so gut Hand in Hand gehen wie in England Tories und Radikale es thun, und in solcher gemeinsamen nationalen Arbeit läge das beste Gegenmittel für den unfruchtbaren inneren Hader, die Unzufriedenheit, in der sich so viele edle Kräfte verzehren.

II.

Das waren kurz zusammengefaßt die Argumente, mit welchen die Verfechter der Colonisation ihren Gegnern antworteten und sie gewannen zusehends Boden; mit der im December 1882 erfolgten Gründung des deutschen Colonial-Vereins fand die Bewegung ihren Mittelpunkt. Auch für die Thätigkeit desselben fehlte es nicht an Spott; die Deutschen, sagte man, zeigten sich hier wieder als echte Theoretiker: sie schrieben und hielten Vorträge über die Nothwendigkeit der Colonisation, statt mit Thaten vorzugehen. Wenn solche Kritiker nur hätten sagen wollen, wie der Colonial-Verein dies mit seinen geringen Mitteln thun sollte? Abgesehen von sehr werthvollen Untersuchungen, die er in überseeischen Ländern anstellen ließ und die den Anstoß zu einer Reihe von größeren wirthschaftlichen Unternehmungen in Afrika, Süd-Amerika, und im Orient gaben, mußte seine Thätigkeit wesentlich eine agitatorische sein; es galt die öffentliche Meinung für eine ihr bis dahin ferne liegende Aufgabe zu erwärmen und in Bewegung zu setzen, der Colonialfrage einen bestimmenden Einfluß in unserm öffentlichen Leben zu erobern. Die Führer dieser Agitation sagten sich, daß in dem Maße als dies gelänge, der Reichskanzler, welcher eine so feine Fühlung für jede Strömung hat, die von Bedeutung im nationalen Leben werden kann, aus der Zurückhaltung heraustreten werde, die er bisher den Colonialbestrebungen gegenüber beobachtet hatte.

Diese Zurückhaltung war offenbar in der Rücksicht auf England und dessen Einfluß auf die französische Politik begründet. Als Frankreich sich von seiner Niederlage überraschend schnell erholte und kein Hehl daraus machte, daß es den Frankfurter Frieden nur als eine vorläufige Entscheidung ansehe, mußte die deutsche Politik in erster Linie dahin zielen, diese Bestrebungen lahm zu legen, also Frankreich, da dasselbe allein den Kampf mit Deutschland nicht aufnehmen

Digitized by Google

konnte, eine Allianz für diesen Zweck unmöglich zu machen. Das Mittel hierfür war zunächst das Dreikaiserverhältniß, dann, als dasselbe nach dem Berliner Congreß durch den Groll Gortschakow's und der Slawophilen gebrochen war, das Bündniß mit Oesterreich und ein enges Einvernehmen mit England: der Punkt aber, an dem allein sich dieses sehr verletzlich zeigte, waren seine colonialen Interessen. Es lag dabei dem Fürsten Bismarck sehr ferne, England und Frankreich zu verfeinden; im Gegentheil, er förderte das gute Einvernehmen zwischen beiden Mächten, um durch England Frankreich bei der Stange zu halten und hat, als ersteres in der ägyptischen Verwicklung 1879 unentschlossen zögerte, durch sein Eingreifen den wirksamen Anstoß zur Entsetzung Ismael Pascha's gegeben. Auch als Gladstone 1880 ans Ruder kam, dessen einziger Gedanke war, die Arbeit seines gehaßten Vorgängers und Nebenbuhlers umzuwerfen, der schon deshalb Oesterreich und Deutschland feind war und die Allianz mit der französischen Republik als die einzige für England werthvolle verfolgte, trat der Kanzler demselben keineswegs offen entgegen. Er weiß eben, daß das Leben eines englischen Cabinets kurz ist, daß aber nationale Antipathien, wenn sie erst einmal geweckt sind, schwer zu entwaffnen sind. Er beschränkte sich daher darauf, durch seine überlegene Diplomatie Gladstone's Action, wenn sie gefährliche Zwecke verfolgte, die Spitze abzubrechen, beobachtete aber übrigens eine Stellung von kühler Höflichkeit und vermied wirklich englische Interessen zu kreuzen, ja zeigte sich gegenüber der Intervention in Aegypten, so kopflos dieselbe ins Werk gesetzt war, durchaus wohlwollend. Diese Situation aber änderte sich, als — nach dem Sturz und Tod Gambetta's — Ferry der Colonialpolitik Frankreichs eine Wendung gab, welche die Republik dauernd überseeisch festlegte, woraus praktisch der Verzicht ad calendas graecas auf die „revendications" folgte, andererseits aber England die vollendetste Unfähigkeit zeigte, die unvergleichliche Gelegenheit auszunützen, die ihm seine thatsächliche Alleinherrschaft in Aegypten bot. Und während dies Land der Anarchie verfiel, hielt Lord Derby im Augenblick, wo er im Begriff stand, in das Ministerium einzutreten, es angezeigt, in einer Rede (December 1882) das englische Protectorat über Aegypten zurückzuweisen, „weil dasselbe uns mehr draußen als daheim von Politikern dringend empfohlen wird, für die es ein Vortheil oder wenigstens eine Genugthuung wäre, das gute Einvernehmen zwischen England und Frankreich zu zerstören. Der Partei des Absolutismus und der Reaction in ganz Europa würde es ein wahrer Triumph sein, wenn die beiden freiesten Völker Europa's gründlich aneinander gebracht werden könnten (could be set by the ears)." Wie eine solche ebenso thörichte als nutzlos verletzende Sprache in Berlin berühren mußte, ist leicht zu ermessen.

So war die Lage der Dinge, als man im Frühjahr 1883 vernahm, daß ein Bremer Kaufmann, Herr Lüderitz, an der Südwestküste Afrika's, nördlich vom Caplande um die Angra Pequeña Bai einen Strich Landes erworben. Anfangs wußte man nicht recht, wie diese Nachricht aufzufassen sei und in England spöttelte man über die Sandwüste, welche die Deutschen sich für ihren Colonisationsdrang ausgesucht hätten. Bald aber wurde es ruchbar, das Bremer Haus habe seinen Besitz nach Süden bis zum Oranjefluß, nach Norden bis zum 26° südlicher Breite erweitert, sodaß es sich nun um eine Küste von 400 Kilom. und

Digitized by Google

ein Gebiet von etwa 900 Quadratmeilen handle und damit nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an.

Das Hinterland von Angra Pequeña und der Walfischbai ist altes deutsches Missionsgebiet; seit 40 Jahren hat die rheinische Mission als Pionier der Cultur im Namaqua- und Hererolande gearbeitet, sie hat dort eine Reihe von Stationen gegründet, die sich von der Walfischbai bis zur Capcolonie herabziehen, sie hat, abgesehen von der persönlichen Arbeit, dafür an 400,000 Mark aufgewendet. Die Capregierung hat ihr dabei in keiner Weise geholfen, sie mischte sich erst 1876 und zwar ungünstig ein, theils weil sie fürchtete, daß nach Westen ausgewanderte Boers dort einen neuen Freistaat gründen könnten, theils weil die Kaufleute der Capstadt Schädigung in ihrem Geschäft besorgten, wenn die europäische Einfuhr sich nach der Walfischbai ziehe. Es erschien also damals in ihrem Auftrag ein Mr. Palgrave in Damaraland und bot den Eingeborenen Englands Schutz an, wofür letzterem als Aequivalent ein großes Stück Land und die ganze Küste überwiesen werden sollte. Bei der Verhandlung darüber waren die deutschen Missionare ganz unbetheiligt, ja dieselbe wurde ihnen möglichst verheimlicht; es kam indeß zu nichts, als daß die Walfischbai durch Aufhissen der englischen Flagge für englisches Gebiet erklärt wurde, was aber keinem anderen Staate angezeigt, also auch von keinem anerkannt wurde und bald darauf erklärte der Colonialsecretär Lord Kimberley in einem Schreiben an den Gouverneur des Caplandes, der Besitz der Walfischbai habe für England keinerlei praktischen Werth. Mr. Palgrave that zwar eine Weile, als ob er Herr in Damaraland wäre, indem er von den dortigen Europäern Steuern erhob; war aber, da er nicht über einen einzigen Polizeidiener verfügte, ganz außer Stande, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, im Gegentheil riß dort eine Anarchie ein, welche das Missionswerk zu vernichten drohte und schließlich zog der Agent wieder ab, indem er die erhobenen Steuern zurückzahlen ließ. So war seit fünf Jahren das Feld wieder frei und Lüderitz vollständig berechtigt, durch zweimaligen Vertrag mit dem Hottentottenhäuptling Fredericks seinen Ankauf zu machen. Bei seiner Anwesenheit in der Capstadt im September 1883 suchte der Gouverneur General Smyth ihn einzuschüchtern, indem er behauptete, daß ein Theil seines Besitzes schon früher von einem Engländer erworben sei. Lüderitz aber, der genau wußte, daß dies nicht der Fall, bestand auf seinem guten Recht und rief den Schutz des Reiches an. Als somit die Frage in Berlin zur Erwägung gestellt war, hatte die Regierung zwei Gesichtspunkte zu berücksichtigen: einem Deutschen, der muthig den ersten Schritt zur Colonisation gethan, gebührenden Schutz zu gewähren, aber zugleich festzustellen, ob man nicht damit in wohlerworbene Rechte befreundeter Nationen eingreife. Lüderitz hatte, als Ende Januar das deutsche Kanonenboot „Nautilus“ in Angra Pequeña eintraf, dem Befehlshaber desselben, Capitän Aschenborn, seine Besitztitel vorgelegt und schon vorher war vom Auswärtigen Amt die Anfrage an England ergangen, ob es auf Angra Pequeña irgend welche Ansprüche geltend mache und wie es eventuell solche begründe?

In London glaubte man nicht, sich ohne Verständigung mit der Capregierung äußern zu können; die Behauptung, welche dieselbe nachträglich aufgestellt hatte, das Gebiet sei als herrenlos in den sechziger Jahren von England einverleibt, war

Digitized by Google

um so unhaltbarer, als letzteres 1880 erklärt, die nördliche Grenze der Capcolonie sei der Oranjefluß und von da bis zur portugiesischen Grenze erhebe es, mit Ausnahme der Walfischbai, keine Ansprüche. Die Regierung fragte nun in Capstadt an, ob man die Verantwortung für die Aufrechthaltung der Ordnung in Angra Pequeña übernehmen und die Kosten dafür tragen wolle? Dazu waren die Colonialbehörden nicht bereit, ein Ministerwechsel kam hinzu und so zogen die Verhandlungen sich sehr in die Länge. Wie der Kanzler in der Sitzung der Budget-Commission vom 21. Juni bemerkte, erhielt er davon den Eindruck, daß die Frage in London so aufgefaßt werde, nicht als ob England dort Besitzungen hätte, sondern als ob es welche zu erwerben gedächte, und nachdem er sich durch die von Lüderitz mitgetheilten Documente von dessen unangreifbarem Rechte überzeugt hatte, beauftragte er am 24. April den deutschen Consul in Capstadt, officiell zu erklären, daß Lüderitz's Besitzungen unter deutschem Schutz ständen.

Die Wirkung dieses Schrittes in der Capstadt war eine tiefgreifende; am 16. Mai erschien im englischen Colonialamte eine Deputation südafrikanischer Kaufleute, die gegen die Niederlassung protestirten und darum baten, die Autorität Englands an der südwestlichen Küste aufrecht zu halten. Lord Derby erwiderte, Angra Pequeña sei zwar kein britischer Besitz, aber England habe das Recht, fremde Mächte von der Südwestküste bis zu den portugiesischen Besitzungen auszuschließen; nur frage es sich, ob man auch den sich dort niederlassenden Deutschen Schutz und Sicherheit gewähren könne, andernfalls wolle Deutschland diese Aufgabe selbst übernehmen. Auf eine Anfrage von Lord Sidmouth, welche Flagge in Angra Pequeña wehe und ob genügende Maßregeln zum Schutz der britischen Interessen getroffen? erwiderte Lord Granville unklar, wies auf die schwebenden Unterhandlungen hin, gab zu, daß Englands Ansprüche zweifelhaft seien, aber meinte doch, es habe den besten Anspruch wegen der Nähe seiner Besitzungen. Schließlich mußte die Regierung sich doch überzeugen, daß sie kein Recht habe, der deutschen Colonisation in dem erworbenen Gebiete entgegenzutreten.

Diese Vorgänge sind sehr lehrreich. Die Billigkeit erfordert anzuerkennen, daß die Beklemmungen der Capleute nicht ohne Grund sind; die Engländer, welche mit deutschen Kaufleuten und Colonisten in Berührung gekommen sind, wissen sehr wohl, daß dieselben weit gefährlichere Concurrenten sind als Franzosen und Portugiesen. Sodann kommt in Betracht, daß, nach dem Scheitern der Versuche Palgrave's, die Walfisch- und Angra Pequeñabai für England doch ein fiscalisches Interesse im Hinblick auf die Capcolonie hatten: die Bewachung der Küste enthob diese der Nothwendigkeit, an ihrer langgestreckten Nordgrenze eine kostspielige Zollcontrole zu errichten. Seit der deutschen Besitznahme Angra Pequeña's ist dieser Vortheil verloren und die dadurch von der Colonie abgeschnittene Walfischbai völlig werthlos, ja unhaltbar geworden. Dazu kommt die Erbitterung über die Ohnmacht, welche die englische Regierung seit 1880 in den Wirren der Colonie gezeigt hat, sowie über den Empfang des Präsidenten Krüger in Berlin. Aber alles das rechtfertigt die englischen Anmaßungen in keiner Weise. Wäre die Nähe einer englischen Colonie hinreichend, um andern Mächten den Besitz eines rechtmäßig erworbenen Gebietes streitig zu machen, so wäre bei dem Umfang des englischen Colonialreiches kein Punkt der Erde mehr

Digitized by Google

vor englischen Ansprüchen sicher, England gab das Transvaal auf, weil seine Macht nicht zur Behauptung desselben ausreichte, und wollte jene ganze Küste mit Beschlag belegen, um eine deutsche Handelsstation zu vernichten; ebensowenig kann der Grundsatz anerkannt werden, wonach einer Colonie es gestattet sein soll, selbständig Gebiete zu erwerben, wenn sie den Rechtsschutz der dortigen Ansiedler übernimmt und die Kosten der Verwaltung tragen will. Andere Regierungen haben nicht mit Colonialbehörden, sondern lediglich mit dem Auswärtigen Amt und mit dessen officiellen Acten zu rechnen. Der Verlauf hat dann auch gezeigt, daß, bei dem ruhig selbstbewußten Auftreten Deutschlands, England jene unhaltbaren Ansprüche aufgeben mußte[1]) und sich ebensowenig in der Lage fühlt, der nun erfolgten Besitzergreifung des Kamerungebietes entgegenzutreten. Daß auch diese wohl vorbereitet gewesen, zeigt die folgende Aeußerung des Reichskanzlers in der Reichstagssitzung vom 26. Juni. „In Bezug auf andere Landschaften, wo ebenfalls deutsche Kaufleute sich in gleicher Weise etabliren wollten, konnte ich mich selbst überzeugen, daß dort Niemand als die eingeborenen Stämme die Souveränetät auszuüben haben. Darüber wird ja ein anderes Mal zu sprechen Gelegenheit sein, vielleicht gibt in nächster Session eine Vorlage dem Reichstage Anlaß dazu." Es hatten eben dort schon länger die Hamburgischen Häuser C. Woermann und Jantzen & Thormählen Factoreien begründet und gegen Gewaltthätigkeiten der Eingeborenen und Intrigen englischer Agenten den Schutz des Reiches angerufen.

Ueber den Werth dieser beiden ersten Colonien eingehender zu sprechen, mangelt uns heute ebenso der Raum als hinlängliches und zuverlässiges Material. Wir begnügen uns hervorzuheben, daß wir mit Angra Pequeña einen der beiden einzigen guten Häfen Südwestafrika's erworben, der von bedeutender Tiefe und durch drei vorlagernde Felsinseln geschützt ist. Das Meer bietet dort großen Fischreichthum und das ganze Gebiet ist reich an Erzen, namentlich Kupfer; zu wünschen und zu hoffen ist, daß durch freundschaftliches Uebereinkommen mit England auch die Walfischbai erworben wird, die, wie erwähnt, für dasselbe jetzt gänzlich werthlos geworden ist. Das Kamerungebiet ist, von seinem natürlichen Reichthum abgesehen, wichtig, weil kein anderer Küstenpunkt Afrika's so günstig für die Erschließung von Handelswegen in das Innere liegt: in nicht zu großer Entfernung trifft man auf das Adamanaland, wo der Benue, die große Ostader des Nigersystems entspringt, das den Schlüssel zu einem ungeheueren Gebiete bildet. Von beiden besetzten Küstenstrichen aus werden sich weite Länder erschließen lassen, um deutschen Unternehmungen ein fruchtbares Feld zu bieten. Indem Deutschland so zielbewußt vorging in einem Augenblick, wo England isolirt und durch Aegypten gefesselt, Frankreich ihm entfremdet und Deutschland für seine Unterstützung auf der Conferenz verbunden ist, hat es an zwei bedeutsamen Stellen Westafrika's Fuß gefaßt und wird bei der Congofrage ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben[2]). Sein und Frankreichs Einspruch haben hingereicht, den

[1]) Telegramm Lord Derby's an den Gouverneur vom 15. Juli: „H. M's Government have determined, that they are not in a position to oppose the intention of the German ministry to extend protection to German subjects having acquired concessions or formed settlements, where no British jurisdiction already exists."

[2]) Vgl. den Vortrag des Frh. Dr. von Danckelmann „Das Congogebiet". Elberfeld, 1884.

Digitized by Google

englisch-portugiesischen Vertrag zu Fall zu bringen, in dem England die von ihm bisher bestrittenen und ganz unhaltbaren Ansprüche Portugals an der Westküste anerkannte, um nur jene Gebiete in den Händen eines schwachen Staates zu wissen und Deutschland und Frankreich auszuschließen.

Auch auf die bis jetzt mit der Colonialfrage nur in mittelbarem Zusammenhang stehende Subvention überseeischer Dampferlinien gehen wir nicht ein; vielleicht wäre das Geschick der Vorlage ein anderes gewesen, wenn sie mehr ausgearbeitet und geschickter vertreten wäre. Unzweifelhaft wird sie in erweiterter Form den nächsten Reichstag wieder beschäftigen und dann sicher angenommen werden. Wir beklagen aber den Vorgang insofern nicht, als er dem Reichskanzler Gelegenheit gab, seine Ansichten über Deutschlands Recht und Beruf zur Colonisation darzulegen. Was seine Aeußerungen über das Verfahren dabei betrifft, so dürfen wir darauf hinweisen, daß sie sich fast wörtlich mit denen decken, die wir an dieser Stelle bereits 1882 aussprachen: „Nicht die deutsche Regierung soll die Colonisation in die Hände nehmen, sondern Privatinitiative. — Die Regierung hat den Colonisten nur Schutz zu gewähren, Berufsconsulate zu errichten, die gleichsam als Colonialämter fungiren und als sichtbares Zeichen ihrer schützenden Hand einige Kriegsschiffe in dortigen Gewässern zu stationiren[1])." Die Worte des Kanzlers, denen so rasch die Thaten gefolgt sind, haben einen mächtigen Widerhall gefunden; die Colonialfrage wird sicher bei den kommenden Wahlen eine bedeutsame Rolle spielen und wenige Wahlkreise werden geneigt sein, Männer zu wählen, welche hier dem Kanzler entgegentreten wollen. Deutschland ist in die Reihe der Colonialmächte eingetreten; das ist ein Wendepunkt in unsrer Entwicklung, dessen Bedeutsamkeit schon das lebende Geschlecht erfahren wird, aber noch viel mehr unsre Nachkommen würdigen werden. Die Einleitung der deutschen Colonialpolitik ist so glücklich gewesen, daß sie zu energischem Weiterschreiten drängt und keine andre Macht wird uns daran hindern können. Hat Deutschland auch keine Marine ersten Ranges, so ist es, wie Fürst Bismarck am 26. Juni hervorhob, um so mehr im Stande, Jedem, der uns auf überseeischen Gebieten entgegentreten wollte, dies an andrer Stelle empfindlich zu vergelten. Colonien in Afrika können nur den Interessen von Handel und Industrie dienen, niemals eigentliche Auswanderungsgebiete für Europäer werden; aber man kann und wird hierbei nicht stehen bleiben, weitere Ziele werden sich entwickeln, um den überschüssigen Kräften unseres Volkes freies Feld zu bieten. Quod felix faustumque sit.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1882, a. a. O. S. 219. — Es ist eine Genugthuung für unsere Zeitschrift, daß sie gleich Anfangs für die Colonisation eingetreten ist, und zwar ganz in dem Sinne, in welchem sie jetzt praktisch zu werden beginnt.

Anm. der Redaction.

Digitized by Google

Die Rathsmädel.

Von

Helene Böhlau.

Mitten im großen deutschen Reiche liegt ein weit und breit berühmtes Städtchen, Weimar im Thüringerlande. Da regierte, als meine Großmutter noch ein Kind war, ein sehr kluger und guter Fürst, der durch seine Güte und Weisheit die berühmtesten Dichter, die es jemals gegeben und die zu jener Zeit lebten, dazu vermocht hatte, bei ihm in seinem Städtchen zu wohnen. Und da er ein so überaus weiser Herr war, den Jedermann liebte und verehrte, so kamen die Dichter und Gelehrten gerne von allen Seiten her, lebten in der Stadt des Fürsten und schrieben dort so herrliche Dinge, daß alle Welt darüber in Staunen gerieth. Und noch jetzt ist das, was diese Männer damals gedacht und gedichtet haben, das Schönste, was wir kennen, und wird noch lange, lange Zeit das Schönste bleiben.

Von diesen Männern ist Alles genau und oftmals erzählt und beschrieben worden, und die Menschen werden in vielen Jahrhunderten noch von ihnen reden. Aber neben ihnen wohnten in jenen Tagen gar viele Leute in der Stadt, von denen fast Niemand mehr spricht. Die hatten auch ihre Freuden und Leiden, auch ihre guten Stunden, fühlten und empfanden tief, waren froh und litten, hatten auch Herz wie jene. Sie sind gestorben und vergessen. Ueber viele gute Leute waren damals schwere Zeiten hereingebrochen, Krieg und Noth. Einige Wenige leben noch, die von den vergangenen Zeiten zu erzählen wissen.

So habe ich es erfahren, daß damals in der engen, winkeligen Windischengasse in Weimar, die von Jung und Alt nur Wünschengasse genannt wurde, in einem hohen, schmalen Hause ein Herr Rath wohnte mit Frau und Kindern. Es waren zwei Buben, die in der Schule schon in den oberen Classen saßen, und zwei jüngere Mädchen, welche Röse und Marie hießen und von den Nachbarsleuten, von den Gassenbuben und von Jedermann die Rathsmädel genannt wurden. Und in der Wünschengasse und darüber hinaus war wohl Keiner, der die Rathsmädchen nicht recht wohl kannte und nicht wohl wußte, daß sie ein paar wilde Creaturen waren, die ihrer Mutter Noth machten. Spielten Röse und

Digitized by Google

Marie mit den Schulbuben auf der Gasse, da that sich wohl ein Fensterchen in dem Hause auf, vor dem sie gerade ihr Wesen trieben, und eine Frau in großer Haube oder ein guter, alter Nachbar, der bedächtig das Wochenblatt las, rief hinaus: „Röse binde Deine Zöpfe zusammen! Marie patsche nicht in den Pfützen! — Wollt Ihr wohl, Röse und Marie, oder es setzt etwas, wenn's der Vater hört!" An dergleichen Zurufe von Seiten der Nachbarsleute schienen die Rathsmädchen gewöhnt. Es machte ihnen wenig aus. Im Gegentheil blieben sie desto lustiger, thaten was sie wollten, machten ihre Sache in der Schule schlecht und waren in jeder freien Stunde auf der Gasse oder irgendwo vor der Stadt zu finden oder auch nicht zu finden. Sie hatten Beide absonderlich dicke Zöpfe, die hingen ihnen schwer am Rücken herunter, und wenn sie miteinander in ihren Ginghamkleidern über die Straße gingen und ein Gassenbube wollte mit ihnen Neckerei treiben, oder sie waren mit ihren guten Freunden in Streit gerathen, da langten sie ihre Zöpfe vor und fuchtelten damit um sich her, daß so ein Vorwitziger, der mit ihnen angebunden, allen Respect davor bekam. Denn ein fester, straff geflochtener Zopf hat schon seine Wucht, wenn er einem Bengel über Nase und Wangen fährt. Diese Zöpfe haben ihnen manchen Spaß eingebracht.

Röse und Marie konnten sich ganz in ihr braunes Haar, wenn sie es aufflochten, wie in einen Mantel wickeln. Und eine vornehme Dame, die Prinzeß Karoline, die den Herrn Rath und auch die Kinder kannte, ließ die beiden munteren Mädchen manchmal zu sich auf das Schloß kommen und hatte sie einmal, um sich mit ihnen zu vergnügen, auf zwei Schemelchen setzen lassen, ihnen das Haar aufgeflochten und um sie herumgekämmt, daß es ihnen auch die Gesichter überdeckte, ebenso Kleider und Füße und noch ein gut Stück auf der Erde hin lag. Darauf habe sie allerlei vornehme Herrschaften hereingerufen und sie rathen lassen, was für wunderbare, braunglänzende Geschöpfe da vor ihnen kauerten. Der Anblick mochte ganz eigenthümlich gewesen sein, so daß Niemand recht wußte, was er davon halten sollte, bis die Rathsmädel verlegen aufstanden und sich das Haar aus den heißen Gesichtern strichen.

Die Rathsmädchen, das wissen wir nun schon, waren ein paar lose Vögel. Sie hatten aber auch in der wunderlichen Zeit Dinge erlebt, von denen heutzutage kein noch so wilder Junge sich eine Vorstellung machen kann; von einem Mädchen gar nicht zu reden. — Eine gute Weile lang sahen sie täglich fremdes Kriegsvolk durch die Straßen ziehen und hörten Kanonen und schwerrollende Pulverwagen über das Pflaster fahren. — Mit Herzklopfen lauschten die Leute im Städtchen auf den dumpfen Kanonendonner, der bis nach Weimar dröhnte, als bei Jena die furchtbare Schlacht geschlagen wurde, in der Napoleon den Sieg errang.

Und später, da gab es in der Wünschengasse oftmals russische Soldaten, Kosacken, die hatten dort ihr Lager aufgeschlagen. Die kauerten des Nachts auf Stroh und schnarchten, und ihre Pferde standen neben ihnen und ließen die Köpfe hängen. Damals haben die Rathsmädchen auch Plünderung mit erlebt. Als die Franzosen in Weimar wirthschafteten, haben sie gesehen, wie mir nichts, dir nichts, die Franzosen nahmen, was sie fassen konnten; — wie sie aus des Vaters Hause kamen und die schönen Schinken aus der Vorrathskammer

Digitized by Google

forttrugen, und diese Schinken hatten sie gar an rosa und blaue Schärpenbänder gehängt und so über die Schultern geworfen. Die Schärpenbänder aber waren die, welche die Mutter den Mädchen sonst Sonntags um die Kleider geknüpft hatte! Als Röse und Marie das vom Fenster aus gesehen hatten, da kamen sie weinend zu ihrer armen Mutter gelaufen, die bleich im Lehnstuhl am Ofen saß, während der Vater sich draußen mit den Franzosen abplagen mußte.

An demselben Tage, an dem dies geschehen war, hockten die Beiden wieder auf dem Fensterbrett. Sie waren allein im Zimmer. Da sahen sie, wie ein paar Franzosen in dem Conditorladen, der Raths gegenüber lag, sich zu schaffen machten. Dieser Conditorladen war den Mädchen von jeher als das Verlockendste erschienen, was sie sich vorstellen konnten. Er gehörte einer alten Frau Ortelli, und die Mädchen schauten mit Spannung durch die Scheiben, was die lärmenden, schwadronirenden Franzosen wohl vorhätten. Da sahen sie, und der Athem stockte ihnen, wie die Soldaten aus einem Kasten die schönsten Figürchen, bunte Männerchen und allerhand farbiges Viehzeug, hast du nicht gesehen, mit vollen Fäusten zur Thüre hinauswarfen, dabei lachten und schrieen. Daß so etwas überhaupt möglich sei, hatten die Mädchen sich nicht träumen lassen. Ohne etwas darüber zu reden, sprangen sie Beide wieder von ihrem Fensterbrett; Röse nahm ein blau getupftes Tragkörbchen, das ihrer beider Eigenthum war und hinter dem Ofen stand und sie liefen stumm und erstaunt einmüthig miteinander die Treppe hinab und sammelten unten die Zuckerfigürchen. Da waren schon welche von vorüberziehenden Soldaten und Pferden zerstampft und zertreten worden, und wie Röse und Marie über dem Sammeln waren, half ihnen ein freundlicher Franzose dabei. — Sie hatten solche und andere ganz unglaubliche Dinge erlebt. Ein alter Kosacke, der bei ihnen im Quartier lag und der den Mädchen gut gefiel, wollte ihnen einmal einen Spaß machen und hatte sie in seinem zweirädrigen Wagen, den er „Kibitka" nannte, mit über Land genommen; und das war eine Fahrt gewesen, die sie ihr Lebtag nicht vergessen konnten. — Das ging wie der Blitz, wie der Wind! — Der alte Kosacke in seinem Pelzrocke hieb auf die Pferde ein, daß sie nur so rasten, und daß die Funken sprühten; — so fahren die Kosacken! — und der zweirädrige Wagen stieß und flog, und die Mädchen klammerten sich an dem schmalen Holzsitze fest, und der Athem verging ihnen, so schnitt ihnen der Wind bei der Schnelligkeit, mit der sie fuhren, an den Gesichtern hin. Der alte Kosacke lachte und sagte immer: „Thu nix!" und fuhr weiter und weiter, und die Bäume und Felder schwirrten nur so an ihnen vorüber, so schnell ging es, wie noch kein Mensch in Deutschland je gefahren war. Und als der Kosacke sie endlich wieder vor ihrem Hause abgesetzt hatte, da zitterten sie noch, daß sie kaum stehen konnten.

Dann einmal hatten ihre Brüder von einem anderen Kosacken ein Pferd für achtzehn Pfennige gekauft, das hatte der durstige Kerl los werden wollen, da er es wegen Futtermangel doch nicht behalten konnte. Wie die Brüder aber das Pferd mit heim brachten, da gab es Zank bei Rath's und die armen Buben mußten das Thier mit schwerem Herzen wieder fortschaffen. Aber so darunter und darüber ging es dazumal, daß die Schuljungen für ein paar Pfennige zu einem Pferde kommen konnten, für soviel, wie sie jetzt wohl für ein Dutzend

Digitized by Google

Schußkugeln anwenden. Mit dem Essen und Trinken hingegen war es schlimmer bestellt, das nahm ihnen die Einquartierung vor der Nase weg. — Es gab, wenn Soldaten im Hause lagen und mit am Tische aßen, eine braune Mehlbrühe, in die waren Fleischstücke und Brodstücke hineingeschnitten, die sich einander an Größe gleichkamen, aber es wurde damit wie folgt gehalten: die Fleischstücke für die Soldaten, die Brodstücke für Eltern und Kinder. — Das waren böse Zeiten! Die Mutter hatte den Kopf voller Sorgen und hatte Noth und immer Noth, das Essen zu schaffen, und wußte nicht, wo sie die Kleider hernehmen sollte; denn mit dem Gelde ging es knapp zu. Sie konnte auch nicht immer nach den Kindern sehen, wie sie es sonst wohl gethan hätte und konnte nicht nachkommen, ob es in der Schule gut stände. So war es geschehen, daß die Mädchen ein bischen wild aufwuchsen. Auch als die Zeiten wieder ruhiger wurden, blieben sie noch immer ein paar rechte Rangen, schwänzten die Stunden, so oft es sich thun ließ; wurden von dem Lehrer ihrer Faulheit wegen tüchtig abgestraft, machten sich aber wenig daraus; spielten in einem Wäldchen, das das Schänzchen heißt und nahe bei der Stadt liegt, die lustigsten Spiele mit allerlei Kindervolk; schrieen und lärmten und hatten nichts im Kopf, als wie sie ihre Tage recht munter hinbringen könnten. In dem Wäldchen war es eine Lust, wie sie lebten. Da gab es Gruben und Höhlen, dichtes Buschwerk und tausend Verstecke; dort hatten sie sich eingenistet und spielten Räuber nach Herzenslust, hatten ihre Schlösser dort und Burgen. Da gab es Krieg und Vertheidigung, es wurde gefangen genommen und befreit, und Röse und Marie waren immer dabei. Eine Schande aber blieb es, wie wenig sie lernten, und daß sie sich nicht die geringste Sorge um ihre Faulheit machten.

Da wohnte in der Wünschengasse eine Jüdin, welche die Kinder unter dem Namen die dicke Nanni kannten. Sie hieß Nanni Veit und war eine ältliche Person, die sich um Alles bekümmerte, was die Nachbarn thaten. Sie war im Ganzen gutmüthig, nur etwas neugierig und schwatzhaft und stand in dem Rufe, reich und geizig zu sein. Die war auf die Rathsmädchen nicht gut zu sprechen; denn sie kannte auch Marien's und Rösen's Lehrer. Und als sie wieder einmal eines schönen Tages ganz besonders ihren Aerger über die Mädchen gehabt hatte, da war sie zu der Frau Rath hinübergegangen. Die Frau Rath hatte die Jungfer in die gute Stube geführt, und Röse und Marie, denen es aus guten Gründen gar nicht recht wohl ums Herz war, daß die dicke Nanni bei der Mutter saß, lauschten an der Thüre und stießen sich gegenseitig vom Schlüsselloche weg. Was sie aber erlauschten, das waren schlimme Dinge. Die dicke Nanni sagte, nachdem sie ihre Meinung über das Wetter ausgesprochen und bemerkt hatte, daß den Fruchtknospen nach heuer wenig Obst zu erwarten sei, „ja, Frau Rath, das ist nun so und wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, da möchte ich Euch mit meines Herzens Meinung kommen. Da Ihr es nicht zu wissen scheint, daß Röse und Marie die Schule schwänzen, so wäre es gut, dächte ich, wenn Ihr es wüßtet, und deshalb habe ich mich heraufgemacht. — Ihr stellt Euch das nicht so vor, aber der Lehrer weiß sich nicht mehr zu helfen; da ist kein Auskommen. Ich sage Euch, Frau Rath" — so ging es fort. Die

Digitized by Google

Jungfer redete der guten Nachbarin zu, ein strengeres Regiment zu führen. „Die Mädels würden nun zu groß."

Bald mußten Röse und Marie vom Schlüsselloche weghuschen, denn der Vater kam die Treppe herauf und ging ernst und gemessen, wie es seine Art war, an den Mädchen vorüber, die sich ganz harmlos an das Fenster gestellt hatten, und ging auch in das Zimmer hinein. Nun wagten sie nicht wieder, zum Lauschen an die Thüre zu schleichen. Sie gingen in ihr Kämmerchen, das eine Treppe höher lag, setzten sich miteinander auf Rösen's Bett und kamen überein, daß es die dicke Nanni unten durchaus nichts anginge, wie sie es mit der Schule hielten, und daß es von ihr heimtückisch wäre, sie in eine so dumme Verlegenheit zu bringen. „So eine alte Klatsche!" sagte Röse. Da hörten sie unten die Thüre gehen, faßten sich ein Herz und schlichen sachte oben die Treppe herab, soweit nur, um zu hören, was es gäbe, ohne daß man sie bemerken könnte. Und sie hörten, wie die Mutter mit ihrer eigenthümlich weichen Stimme sagte, und jetzt klang die Stimme leise zitternd: „Ich danke Euch noch einmal, Jungfer Veit. Ihr meint es gut und ich nehme es auch gut auf. Es sind böse Zeiten gewesen und man hat noch schwer daran zu tragen. Ihr habt mir einen guten Rath mit der Concordia Loisette gegeben, ich werde es mir überlegen."

„Was denn?" sagte Röse zu Marien. „Was wollen sie denn mit der Jungfer Loisette?" „Gar nichts!" flüsterte Marie und athmete tief auf. Noch nie war die Stimme der Mutter Rösen und Marien so zu Herzen gedrungen, wie eben jetzt. Sie hatte geweint!

„Daran ist die alte Nanni schuld!" dachte Marie und bog sich etwas über das Geländer. Da hörte sie, wie die Nanni sagte, etwas schnarrend, wie es ihre Art war: „Da habe ich heute eine Eile, kaum daß ich mir den Weg zu Euch absparen konnte; muß ich jetzt noch mit meiner Dorothe das Korn in die Mühle tragen, was denkt Ihr, und habe vorher noch die Wäsche zum Einsprengen zu bringen!"

„Geizdrache!" rief Marie leise hinunter.

Und die Mutter sagte zu Nanni: „Ja, Jungfer Veiten, das solltet Ihr nicht thun, wozu haben denn die Müller die Ställe voll Esel? Ihr solltet doch das Korn nicht selber tragen."

„Ja, ja, Frau Rath, wo es einen Groschen zu sparen gibt, da sollte man es wohl thun." Das sagte sie so etwas anzüglich, wie es ihre Art war. Und Röse und Marie hatten einen rechten Aerger auf sie; sie setzten sich nebeneinander auf der Treppenstufe zurecht und trauten sich nicht herunter zu gehen.

In Weimar gab es zu jener Zeit gar viele Mühlen. Da war die Burgmühle, die Federwischmühle, die Lottenmühle, die Gassenmühle und noch manche andere. Damals kauften sich die Leute nicht fertiges Mehl, sondern ungemahlenes Korn, das die Bauern Markttags in die Stadt einfuhren, und jede Familie ließ sich des Jahres ein paar Mal ihr Korn in einer jener Mühlen mahlen und bestellte sich den Müllerknappen, daß er es abhole. Der kam dann und lud den Kornsack auf seinen Esel, der ihn zur Mühle trug. Das war natürlich für die Kinder jedes Mal ein Fest.

Digitized by Google

„So ein Geizdrache!“ sagte Röse wieder. „Man sollte ihr doch einmal einen Streich spielen und ihr alle Esel über den Hals schicken.“

„Du bist klug,“ meinte Marie, „das möchte ich sehen, wie das anginge?“

„Wir bestellen sie,“ sagte Röse; „das soll keine Menschenseele verrathen, daß wir sie bestellt haben.“

Da rückten die beiden Mädchen eng aneinander und flüsterten und zischelten und kniffen sich vor Freude in die Finger. Eine wurde übermüthiger als die Andere, und es dauerte nicht lange, da schlichen sie die Treppe hinab bis hinunter in den Hausflur, und in dem Hausflur stießen sie sich vor lauter Unternehmungslust ein paar Mal gegen die Thürpfosten; das war so ihre Art, sich mit einander zu vergnügen. Darauf liefen sie in bester Laune und hatten alle Noth und Sorgen vergessen, die Gasse hinunter auf den Markt. Dort trafen sie einen Jungen, der ihr guter Freund war, den nahmen sie mit und vertrauten ihm Alles. Dann schickten sie ihn in die Federwischmühle und warteten draußen vor der Thüre und ließen ihn dem Müller sagen: „Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will um sechs Uhr mahlen lassen, einsäckiges Korn, und der Esel möchte kommen.“ Dann gingen sie in die Lottenmühle, in die Burgmühle, und überall mußte der Junge dieselbe Ausrichtung machen. Als sie aber vor der Gassenmühle standen, da sagte der Junge, er wolle lieber nicht hineingehen, denn es hätte mit Budang neulich etwas gesetzt, und da hätte er es abgekriegt. — Budang war der Sohn des Müllers, und der Müller hieß Loisette; dessen Vater war französischer Mundkoch am Hofe gewesen. Der Sohn hieß Heinrich und wurde von Jungen und Mädchen Budang genannt; weshalb, das war nicht recht bekannt. Wahrscheinlich hatten sie ihm einen französischen Namen geben wollen und kannten nur ein einziges Wort, das ihnen französisch vorkam, das war Pudding, das Gute, Süße, die Seltenheit, die Mancher nur dem Namen nach kannte. So mochte wohl aus jenem Worte „Budang“ unter ihnen entstanden sein, denn sie sprachen Alle sehr schlecht mit einander, gerade so, wie es auf den Weimarischen Gassen noch heute Mode ist.

Die Gassenmühle war ein wunderliches Haus, hatte den Giebel nach der Straße zu, die der Bornberg heißt und sehr abschüssig ist. In einen ganz kleinen, dunklen Hof führte ein schmales Pförtchen. Durch den Hof aber floß ein klarer Bach, der ein großes, düsteres Mühlrad trieb. Die Gassenmühle hatte ein geheimnißvolles Aussehen, und man glaubte, daß es darin spuke.

In der Mühle wohnten der Müller Loisette mit seiner Schwester Concordia und dem Sohne Heinrich, der auf der Gasse Budang genannt wurde. Der war ein hübscher Junge und etwas älter als die Rathsmädel, sehr zierlich mit krausem Haar und dunklen Augen. Er hatte sich den Schulbuben und Mädchen gegenüber in Respect gesetzt; wodurch wußten sie auch nicht recht, aber sie hatten welchen vor ihm. Er war ein vorzüglicher Schüler, ließ sich nichts zu Schulden kommen und wußte, wenn es darauf ankam, eine tüchtige Faust zu führen, so daß Manche von ihr schon etwas verspürt hatten. Er gehörte aber nicht zu dem Volke, das in dem Wäldchen sein Wesen trieb. —

Jetzt standen also Röse, Marie und der Junge vor der Mühle und Keines wagte sich hinein. Da kam der Mühlknappe aus dem feuchten, kühlen Hofe

Digitized by Google

und stellte sich breitspurig vor die Pforte, um eine Pfeife zu rauchen. Röse trieb den Jungen an, seine Ausrichtung zu machen, so daß er wohl oder übel gehen mußte und sagte seinen Spruch zu dem Knappen:

„Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will mahlen lassen, einsäckiges Korn, und Ihr möchtet ihr einen Esel schicken, um sechs."

„Ja wohl," sagte der Knappe, „um sechs."

Da schaute aber Budang zum Fenster heraus und guckte ein bischen in die Luft und sah, ganz ohne etwas zu denken, die Rathsmädel stehen, erkannte den Jungen, dem er etwas aufgeblitzt hatte, und nickte ihm zu, als wollte er sagen: „Wir kennen uns schon."

„Das war dumm, daß Budang guckte," sagte Marie. Und sie gingen nun langsam in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wieder zurück. Als sie die Treppe hinauf stiegen, rief die Mutter gerade nach ihnen, und sie antworteten etwas kleinlaut. „Kommt gleich herauf und geht in die Stube," sagte die Mutter. Sie hatte eine Schüssel in der Hand und mochte wohl in der Küche noch zu thun haben. „Geht nur, ich komme gleich," sagte sie, als die Mädchen noch standen und unentschlossen auf die Schüssel blickten. Im Zimmer war Niemand, und Röse und Marie drückten sich, etwas unbehaglich gestimmt, am Fenster herum. Röse spielte mit dem Fingerhut der Mutter, ließ ihn auf dem Fensterbrett hin und her rollen, bis er hinunter fiel, und Marie schnippte mit der Scheere einen festen, schönen Zwirnsfaden in kleine Endchen. Es wurde ihnen mit der Zeit beklommen zu Muthe. Da kam endlich die Mutter herein und sagte: „Ich bin recht bekümmert Euretwegen. Ihr seid doch schon große Mädchen und solltet verstehen, daß es Eurer Mutter manchmal sauer wird, mit Allem fertig zu werden; aber da müssen mir fremde Leute sagen, was für faule, ungerathene Kinder ich habe. Ihr macht mir das Herz recht schwer."

Röse und Marie, als wären sie bis dahin blind gewesen, sahen mit einem Male, wie ihre Mutter so blaß war, und wie sich schon ein paar graue Fädchen durch ihr dichtes Haar zogen, und das bewegte sie. Sie sahen auch, daß ihre Augen roth geweint waren. Keine wagte, etwas zu erwidern, aber Beiden klopfte das Herz, und sie wünschten in diesem Augenblicke nichts weiter, als die Mutter möge nicht so traurig aussehen. Lieber hätten sie vom Vater einen gehörigen Sermon bekommen, der würde ihnen das Herz nicht so beschwert haben, wie die wenigen ruhigen Worte der Mutter, die dieser so mitten aus der Seele kamen.

„Morgen," sagte die Frau Rath, „werdet Ihr zu der Jungfer Concordia Loisette gehen, die wird Euch Nähstunde geben und zwei Mal die Woche einen französischen Unterricht. Ich ermahne Euch zu nichts. Macht, was Ihr wollt; denn wenn Euch Euer Herz nicht sagt, was Ihr von heute ab zu thun habt, ist jede Rede unnütz." Damit ging die Mutter wieder an ihre Geschäfte.

„So! Das meinte sie vorhin auf dem Flur, wir sollen zu den Loisettens," sagte Röse und sah Marie bedenklich an. „Das hat uns die Veiten gut eingebrockt." Da schlug die Wanduhr in der Stube eben halb sechs, und Beide sahen vor sich hin und schwiegen.

„Marie," sagte Röse kleinlaut, „in einer halben Stunde sind die Esel da."

Digitized by Google

Wie sie Marien anblickte, sah sie, daß diese eine erbärmliche Miene zog und daß ihr eine Thräne schon bis herunter an das runde Kinn gelaufen war. „Hast Du Angst?“ fragte Röse mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja!“ sagte Marie schwer bedrückt, denn es war ein böses Zusammentreffen, der Mutter bedeutungsvolle Mahnung, die Aussicht, schon am nächsten Tage in der Gassenmühle zu Jungfer Loisette gehen zu müssen, und der Unfug, den sie gegen die Jüdin eingeleitet hatten. Wie bald konnten sie nun erwarten, daß die Müller von allen Seiten der Stadt sich in der Gasse vor dem Hause der Jungfer versammeln würden, und daß es da Halloh gäbe, das war vorauszusehen.

Röse, die eine ruhigere Gemüthsart als ihre Schwester hatte und sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, sagte: „Ach was! herauskommen wird es schon nicht, und was wird denn Großes dabei sein, einmal einen solchen Drachen zu ärgern. Wir gehen jetzt gleich hinauf zu Corniceliusens“, das waren Beutlersleute, die der Jüdin gegenüber wohnten, „und wenn es losgeht,“ fuhr die leichtsinnige Röse fort, „dann laufen wir hinunter in die Thorfahrt und gucken durch die Spalte.“ Sie machten sich also schnell auf die Beine, um noch hinüber zu dem Nachbar zu kommen. Diese freuten sich, als die Rathsmädchen bei ihnen eintraten, denn sie standen auf sehr gutem Fuße mit einander, und der Beutlermeister sagte zu seiner Frau: „Geh' und hole doch von den Backpflaumen!“

Die Rathsmädchen waren schon oft so regalirt worden; aber heute konnten sie sich auch nicht zu einer einzigen entschließen; denn vor lauter Aufregung und Angst wurde ihnen das Schlucken schwer, und sie betrachteten die guten Pflaumen als wären es Kieselsteine. Sie wagten nicht, an das Fenster zu treten und stellten sich Beide neben den Meister Cornicelius, der an einer Bauern-Lederhose arbeitete, mit seiner kurzen, festen Nadel und dem blankgewichsten Faden aushohlte und in das Leder einstach, stetig und unaufhaltsam, als wäre er durch ein Uhrwerk aufgezogen und könnte erst aufhören, wenn dieses abgelaufen sei.

„Ja, ja, ja!“ sagte der Beutler und schaute während seiner Arbeit mit einem freundlichen Blick zu den Mädchen auf, die neben ihm standen und zusahen. „Für wen wird denn die Lederhose?“ fragte Röse, die es für nöthig fand, etwas zu reden.

„Die ist auf Vorrath, Röschen,“ erwiderte der Beutler, ohne inne zu halten.

„Ja, was ist denn das?“ rief mit einem Male die Beutlersfrau und trat ans Fenster. „Kinder, kommt schnell einmal her!“ Den Rathsmädchen aber wurde es angst und bange; da hatten sie die Bescherung. Unten vor der Thüre der dicken Nanni waren die Müller mit sammt den Eseln angelangt; die Jungfer war eben auch schon aus dem Hause getreten, und der Lärm ging los. Die Nachbarsleute rissen die Fenster auf; wer auf der Straße war, kam zugelaufen; es sammelte sich von allen Seiten und Müller und Esel waren bald eingeschlossen von neugierigen Gaffern, mitten unter ihnen die dicke Nanni. Sie hatte ein weißes Linnen über dem Arme hängen und die Haube saß ihr schief auf dem Ohre.

Die war in Rage; der Tausend, das ging wie Semmelbacken! Da hatte, wer nur den Mund aufthat, ohne daß er ausgesprochen, seine Antwort und zwar eine doppelt gesalzene und gepfefferte. Die Meisterin öffnete

Digitized by Google

jetzt das Fenster und drängte die Mädchen, damit sie ja Alles sehen sollten, ganz vorne hin. Der Meister machte sich auch in die Höhe und stellte sich mit eingestemmten Armen hinter die Frau. So waren die Rathsmädchen gefangen und mußten, sie mochten wollen oder nicht, mit ansehen, was sie angerichtet hatten. Sie hätten es sich noch vor zwei Stunden nicht besser wünschen können. Jetzt aber mochten sie sich am liebsten verkriechen. Die Herzen waren ihnen ganz gehörig schwer; denn so einen Straßenlärm veranlaßt zu haben, das ist keine Kleinigkeit. Aber so viel hörten sie aus all dem Zank unten heraus, daß die Jüdin sich von den Müllern selbst zum Besten gehalten glaubte; sie hatte kein gutes Gewissen gegen die Müller. Diese mochten noch so sehr auf ihrem Rechte bestehen, sie hörte nicht darauf, sondern, nachdem sie ihrem Herzen Luft gemacht, stemmte sie den linken Arm in die Seite, schaffte sich, wie es ihre Art war, tüchtig Platz, verschwand in ihrem Hause und warf die Thüre hinter sich zu. Nun räsonnirten die Müller noch eine Weile unter einander, und erst nach und nach wurde der Menschenknäuel unter dem Fenster lichter; die Müller mit ihren Eseln zogen ab, und Alles verlief sich.

„Da geht auch Budang!" sagte Marie schüchtern zu Röse.

„Ja!" sagte Röse.

Als die Mädchen mit einander die Treppe hinuntergingen, um nach Hause zu laufen, da stand, als sie aus der Thüre traten, Budang da, trat auf sie zu und sagte: „Das seid Ihr gewesen! Ich habe Euch wohl gesehen! Jetzt hier am Fenster und vorhin. Schämen solltet Ihr Euch!" Jetzt trat er ihnen noch einen Schritt näher. „Wenn Ihr Jungens wär't," sagte er mit zorniger, leiser Stimme, „da setzte es jetzt etwas; darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Damit ließ Budang sie stehen. Er sah nur noch, daß Marien die Thränen in den Augen standen und es auch Röse schon um den Mund zuckte, aber was ging ihn das an.

Die Mädchen waren sehr betroffen, es hätte ihnen gar nichts Schlimmeres passiren können; denn Budang stand hoch in ihrer Meinung, und sie hatten nur immer ihren Aerger gehabt, daß er es nicht mit ihnen hielt. Sie waren ganz zerknirscht von Budang's offenbarer Verachtung, wie er sie gegen sie gezeigt hatte.

In einem trostlosen, reuevollen Zustande kamen sie zu Hause an; der wurde ihnen ganz unerträglich, so daß sie am liebsten laut geweint hätten, als bei Tische die Brüder von der Eselgeschichte erzählten und ihren Spaß daran hatten. Die Brüder bekamen aber von dem Vater einen starken Verweis. Er wolle nicht, daß seine Söhne sich an solchen Rüpeleien vergnügten, sagte er, und so etwas von Scham und Aerger, wie die Mädchen jetzt fühlten, war noch nie in ihnen aufgestiegen. So früh es nur anging, schlichen sie sich hinauf in ihre Kammer. Den andern Tag sollten sie zu Jungfer Loisette in die Mühle gehen und würden Budang begegnen; das stand ihnen mit Entsetzen den ganzen Abend vor der Seele. Sie konnten darüber nicht zum Einschlafen kommen und Marie kroch vor lauter Angst zu Rösen ins Bette, legte den Arm um die Schwester, und so schliefen die beiden Schelme, als sie trotz aller Sorge und Noth gar zu müde wurden, ein, und schliefen bis in den hellen Morgen.

Das war eine schwere Stunde, als sie am andern Tage nach der Vesper-

Digitized by Google

zeit, von der Mutter Jede mit einer Näharbeit ausgerüstet, zu der Jungfer Loisette geschickt wurden. Als sie vor der Gassenmühle standen und sich nicht hineinwagten, hofften sie von Minute zu Minute, daß etwas geschehen würde, um sie zu retten. Röse hatte vor lauter Angst und Scham grausame Ideen, daß es ihr z. B. gerade recht gewesen, wenn die Mühle mitsammt der Jungfer und Budang so vor ihnen in die Erde hineingerutscht wäre. — Aber was half's; sie mußten sich entschließen. Zaghaft gingen sie durch das kleine Höfchen. Ueber das mächtige Rad rauschte der kalte, klare Mühlbach und sie hörten das Mahlwerk klopfen und hämmern. Als sie in die Mühle traten, fühlten sie, wie die Dielen leise zitterten, denn alle Räder waren in Arbeit, und aus dem Mahlraum drang es wie feiner Staub, und das ganze Haus roch kräftig nach frischem, trocknem Mehl. Alles war rein und sauber, die Treppen schneeweiß, und die Mehl- und Kornsäcke standen rings an den Wänden in Reihe und Glied aufgeschichtet. Mit klopfendem Herzen stiegen sie die blanke Treppe zum ersten Stocke hinauf, wo die Müllersleute wohnten. Röse faßte Muth und klopfte. „Herein!" rief es. Röse öffnete und sie traten Beide in eine große, niedere Stube. Da kam ihnen die Mamsell Concordia Loisette entgegen; sie war ein feines Persönchen, sehr klein und schmächtig. Röse war fast schon größer als sie. Die Mamsell Concordia hatte ein frisches Gesicht und lebhafte, graue Augen.

„Nun, da kommt Ihr," sagte sie, „da wollen wir einmal sehen, wie es um Eure Näherei steht!" Die Rathsmädchen aber achteten kaum auf das, was die Mamsell sagte, denn in der großen Stube am Ofen saß Budang an einem Tischchen und drehte ihnen den Rücken zu. Er nahm keinerlei Notiz von ihrem Eintreten. — Die Jungfer Concordia sah sich die beiden Rathsmädchen, die demüthig und geduckt neben einander standen, lächelnd an und sagte, indem sie sich an Röse wendete: „Nun, wie ist es denn gekommen, daß sie Euch so Hals über Kopf hierher geschickt haben? Ihr habt es wohl ein bischen arg getrieben?" Da wurden die Beiden roth bis hinter die Ohren und erwiderten nichts. Concordia hatte sie in einem scherzenden, lustigen Tone gefragt, der ihnen gut gefiel, und sie bekamen gleich eine gute Meinung von der Jungfer.

Concordia deckte den Tisch und setzte hübsche, bunte Tassen darauf, die große Kaffeekanne und ein Stück selbst gebackenen Kuchen.

„Das ist zum Schulanfang," sagte sie.

Daß es so zugehen könne, hatten die beiden armen Sünderlein sich nicht vorgestellt. Dann nahm Concordia noch ein Glas mit drei frischen Rosen, das im Fenster stand, und setzte es neben den Kuchen auf das weiße Tuch. — Den Mädchen wurde es ganz feierlich zu Muthe. — Alle nahmen ihre Stühle, auch Budang, und setzten sich um den Tisch. Als die Jungfer eben eingießen wollte, da fiel eine von den drei Rosen aus. Sie hatte daran gestoßen und die schönen rosa Blättchen lagen auf dem weißen Linnen. Die Jungfer nahm ein paar davon und streute sie in Röse's und Marien's Tasse, that ein Stückchen Zucker dazu, goß Milch darauf und sagte: „Das ist etwas sehr Gutes, dergleichen bekommt man nicht alle Tage. Nehmt Ihr auch ein Tröpfchen Kaffee dazu?" Da nickten die Beiden, und es gefiel ihnen trotz der Verlegenheit, in der sie sich befanden, außerordentlich.

Digitized by Google

Als Budang sah, daß seine liebe Tante Concordia so sehr freundlich mit den Mädchen war, stimmte ihn das gegen die Rangen auch milder, und er rückte ihnen die Kuchenschüssel hin. Da sahen sie ihn bedenklich an und wurden roth. Sie trauten ihm nicht recht. Die Jungfer aber, der diese Feier unversehens zu groß geworden war, sagte: „Eure Lehrer sollen ja recht unzufrieden mit Euch sein. Die Jungfer Veit sagte mir, daß Ihr die Schule schwänzt und am faulsten von Allen seid —? Ist das wahr?"

Da nickte Marie, und der gute Bissen blieb ihr im Munde stecken. „Nun, ich will Euch einmal etwas sagen;" begann die Jungfer nach einer Weile so hell wie ein Glöckchen, „das geht nicht mehr, daß Ihr so faul seid; denn sehr bald werdet Ihr ganz große Mädchen. Zeigt doch dem Heinrich manchmal Eure Arbeiten; der weiß, ob sie schlecht sind oder gut. — Nicht Heinrich?" wendete sie sich an ihn. „Das thätest Du? Du siehst den Beiden ihre Sache manchmal nach?" Da fühlte Heinrich sich geehrt und sagte: „Ja!" machte aber eine kühle und gleichgültige Miene dazu.

Nun saßen sie mit der Lehrmeisterin über der Arbeit, und Budang war hinausgegangen, und sie hatten allerlei verfängliche Fragen betreffs des französischen Unterrichts, den sie bei der Jungfer beginnen sollten, zu bestehen. Als die Stunde zu Ende war, und sie die Treppe hinunter gingen, da rief ihnen die Jungfer Concordia nach: „Geht nur und laßt Euch von Heinrich sein Marmottchen zeigen; er wartet unten im Eselstall."

Richtig, da stand Budang und sagte ziemlich mürrisch: „Kommt nur herein, da ist etwas!" Schüchtern folgten ihm die Mädchen. Das war eine Herrlichkeit in dem Eselstalle. Sechs Esel und ein junges Eselchen mit einem lockigen, dicken Kopf, das ihnen über alle Maßen verrückt und fidel entgegenrannte. — Was war doch der Budang für ein glücklicher Junge! „Da seht die Esel," sagte er etwas spitzig und sah die Mädchen leicht spöttisch von der Seite an. „Budang," begann Röse und nahm sich zusammen, „wir waren's."

Budang antwortete nichts. Das war den Rathsmädchen eigentlich sehr räthselhaft und etwas unheimlich. Aber er zeigte ihnen einen lebenden Hamster, den er im Eselstalle in einer Kiste hatte, und den er das Marmottchen nannte, und sagte ihnen, das sei ein französischer Name und hieß auf deutsch das „Murmelthier". Er ließ sich das Hamsterchen in den Aermel kriechen, aber erlaubte nicht, daß Marie und Röse das Thier anfaßten, und alle Dreie machten im Eselstalle mit einander ab, daß Röse und Marie den nächsten Aufsatz mit Budang zusammen arbeiten wollten und bestimmten die Stunde dazu. Und wirklich half ihnen Budang so getreulich dabei, daß Röse, die nebenbei gesagt eine miserable Schrift hatte, vom Lehrer darunter gesetzt bekam: „Gut gedacht, aber schlecht geschrieben." Das war ihr nicht ganz angenehm, denn sie mußte Budang die Unterschrift zeigen. Budang lachte aber darüber.

So saßen die Dreie, des Müllers Heinrich und die Rathsmädchen, wie es sich gerade traf, oben bei Raths im Dachstübchen, oder in der großen Stube bei der Jungfer Loisette mit einander und arbeiteten. Das ging anders wie früher, wo den Mädchen die Schule und Alles, was damit zusammenhing, ein rechtes Aergerniß war. Budang hatte eine außerordentliche Lust am Arbeiten, es ging

Digitized by Google

ihm leicht von der Hand, und es machte Röse und Marien den Eindruck, als vergnüge er sich damit. Nie war er schlechter Laune dabei und immer eigenthümlich liebenswürdig. Die Rathsmädchen waren über diese Erfahrung erstaunt und sahen in Budang eine Merkwürdigkeit, von der sie nicht recht wußten, was sie halten sollten.

Einmal, als die Mädchen mit Budang über dem Arbeiten saßen, betrachtete sich Röse den Freund, der sich mit seinem Lockenkopf über ein Buch gebeugt hatte, ernsthaft und kaute an ihrer Feder. Budang saß ihr gegenüber, da fuhr sie mit ihrem Finger leise in sein dickes, blondes Haar, so daß er mitten in seinem Eifer aufblickte. „Budang," sagte sie noch immer nachdenklich, „Du willst wohl so ein großes Thier werden, wie wir hier so Viele haben?" Damit meinte Röse, die sich mit Vorliebe schlecht auszudrücken pflegte, die weltberühmten Dichter, von denen ich im Anfang erzählt habe, und die zu jener Zeit in der Stadt wohnten. Budang verstand sie, denn er war an derlei Redensarten von ihr schon gewöhnt und sagte ernsthaft: „Ja, wer das könnte! — So dumm zu fragen. Du frägst doch manchmal wirklich dumm. — Ich werde Arzt!" fügte er hinzu; und er wurde es später auch. „So?" sagten die Mädchen, und wieder einmal erschien ihnen der Freund in einem neuen Lichte und außerordentlich verständig, daß er schon mit aller Ernsthaftigkeit vorsorgte und über Dinge bestimmt hatte, die ihn heute und auch morgen noch nichts angingen. — Budang war den Mädchen ein guter Lehrmeister, denn da er kaum älter war als sie, trat ihnen sein Ernst, seine Güte, sein heitrer Fleiß recht nahe, und es kam ihnen vor, als wenn sich diese Dinge gut mit ihren Jahren vertrügen, denn bis jetzt hatten sie gemeint, mit aller Anstrengung, worunter sie Fleiß, Sanftmuth und vieles Gute und Vortreffliche verstanden, damit habe es bei ihnen noch völlig Zeit. Von Budang hatten sie, ohne daß sie es recht wußten, mehr gelernt, als ihr Lebelang vorher, und sie waren jetzt bald daran, aus zwei wilden, faulen Nichtsnutzen ein paar allerliebste Mädchen zu werden.

So ging der Sommer hin. — Anfang August wurde in Weimar, wie wohl auch anderwärts, ein Volksfest gefeiert, das Schützenfest. Auf einer Wiese vor der Stadt da waren Schaubuden errichtet, und in jeder war etwas Besonderliches und Närrisches zu sehen. Schon Wochen lang vorher hatten die Herrlichkeiten, die es zu betrachten geben würde, die Gedanken der Rathsmädchen beschäftigt. Als endlich der Tag herankam, da holten sie die frisch gewaschenen, weißen Kleider aus dem Schrank, die Mutter half ihnen bei dem Anziehen, und statt ihrer schwarzen Lederschuhe setzte sie ihnen grüne, nagelneue Stiefelchen auf den Tisch und flocht ihnen in die langen Zöpfe grüne, seidene Bänder.

So aufgeputzt stolzirten sie miteinander über den Markt, zunächst dem gewohnten Ziele zu, der Gassenmühle. Budang guckte schon zum Fenster heraus und rief ihnen entgegen: „Kommt rasch herauf zur Tante Concordia, rasch! — Und Ihr habt ja grüne Bänder und habt auch grüne Schuhe!" Da lachten die Beiden über das ganze Gesicht, denn sie wußten gar wohl, weshalb die gute Mutter sie mit dem schönen Schuhwerke überrascht hatte. Es war ihnen sehr wohl und fröhlich ums Herz, und sie sprangen die Treppe hinauf. Oben stand Concordia und hielt zwei Kränze in die Höhe, die waren prächtig

Digitized by Google

voll gebunden aus schönen rosa Malven. Da rief Röse auf den ersten Blick: „Die Malven hat der Budang stiebitzt! Ich weiß auch, wo er sie her hat. Ueber Goethe's Garten da stehen welche." — „Dummes Zeug!" sagte Jungfer Concordia. — Aber ich glaube beinahe, es war etwas Wahres daran, denn der Budang guckte so schlau. — Die Jungfer führte sie vor den Spiegel und drückte ihnen die Kränze fest in die Stirne und sagte mit ihrer glockenhellen Stimme: „Ihr seid doch prächtige Mädel, Ihr Rathsmädchen, und nun macht, daß Ihr auf das Schützenfest kommt!"

Auf der Vogelwiese war ein Gedränge, es schnurrte, lärmte und schrie von allen Seiten und schon von Weitem. Wie sie mit Budang die breite Allee hinaufgingen und noch nicht recht wußten, wo sie ihren Groschen anbringen sollten, da sahen sie zwei Männer kommen: der Eine, klein und untersetzt, auf der Brust einen prächtigen Stern, der Andere von mächtiger Gestalt, stattlich im langen, blauen Gehrock. — Und Alles machte den Männern ehrerbietig Platz. Budang und die Rathsmädchen wußten gar wohl, wer ihnen da entgegen kam. Der Kleine war Karl August, der gute und weise Fürst, Großherzog von Weimar; der Andere Goethe, der Dichter. Budang zog die Mütze und sagte: „Da kommen sie!" Und da waren sie auch schon ganz nahe, und die Mädchen standen und knixten, und Budang wußte nicht, was er für ein Gesicht machen sollte, als Karl August Röse und Marie an die Hand faßte und sagte: „Ei, da seid Ihr ja auch, Ihr Rathsmädel. Kommt einmal mit! Und Du kannst auch mitkommen!" wendete er sich an Budang, dem das Blut zu Gesichte stieg. Am Wege unter den Bäumen stand die kleine grüne Jagddroschke von Karl August, die Jedermann kannte. Der Großherzog rief den Kutscher herbei und ließ die Kinder sich hineinsetzen, hob selbst die zierliche Röse in den Wagen und nickte ihr zu. „Nun zu!" rief er. „Nun fahr' Er die Bälge einmal tüchtig in die Runde und schaffe Er sie wieder hierher!" Ganz so sagte er und nicht anders. Jetzt fuhren die Dreie in der berühmten Droschke über die Vogelwiese und waren gar zufrieden mit sich und aller Welt; und die Mädchen freuten sich, daß Budang mit ihnen war; denn sie hatten ihn lieb und wußten, daß er es gut mit ihnen meinte. Und alle Dreie hielten sich an den Händen, so halb aus Freude, und halb, weil es sie verlegen machte, mitten durch die vielen Leute zu fahren, und sie saßen geputzt neben einander, und die Sonne schien und Alle schauten ihnen nach. Das war ein herrlicher Tag.

Die Dreie aber blieben in guter Freundschaft ihr Leben lang und gedachten der glücklichen Jugend, als sie mit einander alt geworden waren.

Und das Alles hat mir meine Großmutter erzählt und da ist kein Wort hinzugesetzt. Sie hat das Alles mit erlebt, denn das Rathsmädel, die Röse, ist meine liebe, gute Großmama.

Digitized by Google

Ein deutscher Freund Thomas Carlyle's.

Joseph Neuberg.

Es waren nicht sehr erbauliche Dinge, welche wir in den neuerlichen Publicationen Mr. Froude's aus dem Nachlasse Thomas Carlyle's zu lesen bekamen; sie gemahnten uns, in nicht eben angenehmer Weise, an das, was wir selber erlebten und empfanden, als, unmittelbar nach dem Tode Varnhagen's von Ense, Fräulein Ludmilla Assing an die Hebung der Schätze ging und die „Indiscretionen" fortan wie aus einer unversieglichen Quelle strömten. Aehnlich wie Fräulein Assing, konnte Mr. Froude sich auf den ausgesprochenen Willen des Hingeschiedenen berufen; aber ähnlich, wie in Deutschland, war man auch in England der Ansicht, daß dem Andenken desselben kein guter Dienst geleistet sei durch diese vorzeitigen Veröffentlichungen, welche Niemandem Freude machten, sehr Viele verletzten, und deren erste, die „Reminiscences", erschienen (1882), nachdem das Grab sich kaum einen Monat über dem Todten geschlossen hatte. Die Enttäuschung, um nicht zu sagen der Unwille, welchen dieses Buch, voll von Ungerechtigkeiten gegen Zeitgenossen, hervorrief, war groß und die Reaction der öffentlichen Meinung zu Ungunsten Carlyle's stark; aber stärker und allgemeiner noch äußerte sich der Umschlag, als, kaum ein Jahr später, die „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle" (1883) folgten und Züge der traurigsten Art aus dem eignen Leben, der Häuslichkeit und der Ehe Carlyle's an das Licht brachten.

Wir wollen hier die Frage nicht erörtern, ob, wenn die Publication überhaupt geboten, der Herausgeber solcher Intimitäten nicht die Pflicht habe, Alles daraus zu entfernen, woran nur Neugier ein Interesse hat, während die Literatur nichts gewinnt und, mehr noch als der Lebende, der Todte dabei verliert. Dies Bedenken gilt freilich nur für die Menge des außen stehenden Publicums; denn für Denjenigen, der sich ernsthafter mit dem Leben und den Werken Carlyle's befaßt hatte, konnten jene Schriften nur Bestätigungen, keine Ueberraschungen enthalten; sie verstärkten vielleicht nur, neben dem Gefühle der Bewunderung für die Größe dieses innerlich unglücklichen Mannes, das des Mitleids und der Entschuldigung für Vieles, was in seinem Wesen abstoßend und unsympathisch war — seine Selbstsucht und Bitterkeit, die Folgen eines immerwährenden und zuweilen unerträglichen Zustandes von körperlichem Unbehagen. Auch durfte Jeder, der den wahren Carlyle kannte, sich wohl sagen, daß der Ruhm dieses Mannes ein zu fest begründeter sei, als daß solche Flecken ihn dauernd verdunkeln oder gar auslöschen könnten; daß der Tribut, den er seiner irdischen Natur gezahlt, eines Tages vergessen sein und nur was Tröstliches und Verheißungsvolles in seiner Erscheinung war, fortleben würde.

Was das Herannahen dieses Tages zu beschleunigen vermag, wird denen willkommen sein, welche den Werth Carlyle's als eines Lehrers und Führers kennen ge-

Digitized by Google

lernt haben; und von Allem daher, was über ihn geschrieben oder von ihm mitgetheilt worden ist, wird sie seit langer Zeit nichts so freudig berührt haben, als der Artikel eines Ungenannten im Augusthefte von „Macmillan's Magazine", der unter dem Titel „Carlyle and Neuberg" die Geschichte einer Freundschaft erzählt, wie sie reiner, uneigennütziger, edler auf der einen Seite nicht gedacht werden kann, während sie auf der andren Seite zeigt, welcher Dankbarkeit auch das Herz Carlyle's fähig war und welche Fülle von Anhänglichkeit und Treue sich darin barg. Für uns Deutsche gewinnt das Verhältniß an Reiz durch den Umstand, daß dieser Freund Carlyle's ein Deutscher war — einer jener tüchtigen, bescheidenen, selbstlosen Männer, deren Beruf es scheint, sich einem Höheren zu widmen, einem geistigen Lehnsherrn, so zu sagen, und ganz in ihm aufzugehen, wie Eckermann in Goethe. Wir würden auch hinzusetzen: Boswell in Johnson; aber Boswell war eitel und Neuberg war es nicht. Er besaß — leider! — nicht einmal die Eitelkeit, sich ein Stückchen Unsterblichkeit durch seine jahrelange Verbindung mit seinem Meister zu sichern. Als man ihm gegenüber einmal die Hoffnung aussprach, er werde sich doch gewiß über seine Gespräche mit Carlyle Notizen machen, erwiderte er mit Bewegung, indem er die Hand aufs Herz legte: „sie sind hier." Mit äußerster Pietät dagegen bewahrte er jeden Brief und jedes Zettelchen auf, welches er im Verlauf einer fast zwanzigjährigen, bis an sein Ende dauernden ungetrübten Freundschaft von Carlyle empfangen hatte; und diese Briefe, zusammen mit einigen andern von Neuberg an seine Schwester sind es, welche der Artikel in „Macmillan's Magazine" mittheilt. Nicht nur geben sie ein ganz eigenartiges Bild des „Weisen von Chelsea", seiner Art zu leben, zu denken, zu sprechen und zu schreiben: sie sind auch so reich an Bemerkungen, die zumal für deutsche Leser von hohem Interesse, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, Einiges daraus an dieser Stelle zu reproduciren.

In Deutschland ist der Name Joseph Neuberg's als der des Uebersetzers von Carlyle's Vorlesungen „über Helden und Heldenverehrung", sowie der vier ersten Bände von dessen „Geschichte Friedrich's II." bekannt geworden. Im Jahre 1806 zu Würzburg geboren, widmete sich Neuberg dem Kaufmannsstand und kam in ein Hamburger Haus, in welchem er sich so hervorthat, daß er sehr bald als Vertreter desselben nach Nottingham gesandt und hierauf zum Partner gemacht wurde. Ausgezeichnet als Geschäftsmann und erfolgreich in seinen Unternehmungen, war frühe schon in ihm ein Hang zu den Studien, dem er sich in den bequemen Verhältnissen seiner späteren Jahre mehr und mehr hingab; und, wiewohl den größten Theil seines Lebens in England und unter Engländern verbringend, bewahrte er sich doch stets eine warme Liebe zu der deutschen Heimath, der deutschen Sprache und der deutschen Literatur. Gewiß trug dieser Grundton in seinem Wesen nicht wenig dazu bei, den Verkünder Goethe's in England mit Theilnahme für den schlichten, ernsten Deutschen zu erfüllen, welcher, dem eignen Drange nach Wissen und Belehrung folgend, eine sehr segensreiche Thätigkeit in seiner nächsten Umgebung entfaltete. Jahre lang war Neuberg Präsident der Volksbildungsschule (People's College) und des literarischen Departements des Handwerkervereins (Mechanic's Institution) in Nottingham. Oft hielt er hier selbst Vorträge; mehr aber noch war er bestrebt, jenen Instituten die Vorträge bedeutender Männer zu sichern. Auf seine Einladung kam im Jahre 1847 Emerson nach Nottingham, und durch diesen ward die Bekanntschaft Neuberg's mit Carlyle, zu dem er lange schon in stiller Verehrung emporgeblickt hatte, vermittelt. Neuberg's Schwester sagte zu Emerson: „Ich glaube, mein Bruder würde seinen kleinen Finger darum geben, Carlyle kennen zu lernen." Das erste Begegnen fand in London, im Sommer 1848 statt, und hinterließ einen so günstigen Eindruck, daß Frau Carlyle ihm schrieb: „Kommen und besuchen Sie uns, so oft Sie in London sind. Wir Beide fühlten uns zu Ihnen hingezogen (took to you, unterstrichen) vom ersten Abend an. Was mich betrifft, so habe ich eine natürliche oder erworbene Verwandtschaft mit den

Digitized by Google

Kummervollen. Daß Jemand einen großen und dauernden Schmerz habe, ist immer genug, um mich zu seinem Freunde zu machen."

Der Schmerz, auf welchen Frau Carlyle hindeutet, war der Tod von Neuberg's Gattin nach kaum sechs Jahren glücklicher Ehe. Dieser Verlust legte dem trostbedürftigen Manne die Frage nahe, ob er sich jetzt nicht ganz der Literatur widmen solle; und als ein Jahr später Frau Carlyle die Neubergs in Nottingham besuchte, sagte Neuberg ihr eines Tages, das, was er am meisten wünsche, sei: der literarische Beistand ihres Mannes zu werden. Carlyle nahm das Anerbieten gern an; er litt an einem immer zunehmenden Mißtrauen gegen Alles, was er schrieb. „Die Hilfe eines Mannes wie Sie könnte wirklich werthvoll sein in dieser kleinen Angelegenheit. Denn was ich brauche ist nicht nur ein Copist, fähig und willens, mein Geschreibsel zu entziffern und es in klare Lesbarkeit zu bringen, sondern ich brauche auch einen Mann von entscheidendem Urtheil und von Einsicht, welcher vollkommen taxiren könnte, was er liest; einigermaßen weiß, was etwas werth sein möchte und was deutlich nichts werth ist. . . . Abschreiber der gewöhnlichen Art habe ich gehabt und könnte sie vielleicht wieder haben; aber einen abschreibenden Herausgeber, von jener Art, würde ich für Geld und auf dem Arbeitsmarkt vergeblich suchen. Mittlerweile finde ich, nach wiederholten Versuchen, daß mir diesen Dienst selber zu leisten in vieler Hinsicht schwer ist und, wie ich vermuthe, sich als unmöglich erweisen wird, mit dem Feuer so nahe zur Hand."

Carlyle war um diese Zeit mit den „Latter-Day Pamphlets" beschäftigt, in welchen er, unter der Nachwirkung der Ereignisse des Jahres 1848 und, wiewohl ein Conservativer, von einem ganz radicalen socialistischen Standpunkt aus seine zornigen Paradoxen gegen die herrschenden Classen schleudert. Mitten in dieser Arbeit traf ihn Neuberg; und es scheint, daß Carlyle einen Augenblick Bedenken trug, einen wenn auch nur ideellen Theil der Verantwortlichkeit auf die Schultern eines Dritten abzuwälzen. Es war etwas in ihm von dem Propheten, der das, was er zu verkünden hat, nur widerwillig ausspricht; und zahlreiche seiner Aeußerungen bestätigen, daß ihm jedes neue Werk Seelenqualen bereitet, daß er es wie eine Last empfindet, vor der er zurückschreckt. „Alles in Allem fürchte ich, daß es meinerseits nur ein andrer, sein instinctiver Kunstgriff ist, der wirklichen Schwierigkeit auszuweichen; denn die Wahrheit ist, ich habe wieder etwas zu schreiben, in diesen Zeiten, ein ungeschriebenes, unerträgliches Etwas . . . . und ich vermuthe, es wird kein Mittel der Entscheidung geben für das, was zu schreiben und was stumm zurückzuhalten, oder wie überhaupt in der Sache fortzufahren ist, außer — außer ach! wenn ich wieder in jenen schrecklichen Fieberzustand des Hellsehens gerathe, welcher mir, wenn ich Bücher schreibe, gewöhnlich ist, welchen ich aber schaudre, wiederum als unvermeidlich anzusehen."

Indessen ließ Neuberg sich dadurch nicht abschrecken, an seinem Entschluß festzuhalten und sein selbsterwähltes Amt anzutreten; Ende 1849 ist er in London und er verweilt dort auch den größeren Theil des Jahres 1850, der in Nottingham zurückgebliebenen Schwester regelmäßig über sein Zusammenleben mit Carlyle berichtend. „In seinen Manuscripten, welche ich in Ordnung zu bringen habe, finden sich auf fast jeder Seite Randbemerkungen, welche nichts mit dem Text zu thun haben und in welchen er so nebenbei mit sich selber zu sprechen scheint." Neuberg theilt einige dieser halb englisch, halb deutsch geschriebenen Marginalnoten mit: „Ach, unnütz in dieser Weise fortzufahren." — „O Himmel, du, hu, hu, hu!" — „2. Januar 1849. Heut ist der zweite Tag des Jahres. Schon enthält das Jahr nur noch 364 Tage; wie werden die Tage vergeudet!" — „3. Januar. Ach, ach, wieder einen Tag vergeudet, sollen denn alle Tage vergeudet werden? Guter Himmel!" — „Ach Gott, dies ist reiner Kehricht. — Der Dampf will nicht kommen. — Genug davon; ach!" u. s. w. —

Einmal sprach Carlyle von der Bibel. „Es ist ein wundervolles Buch, das. Vor einigen Jahren las ich die vier Evangelien durch und weinte sehr viel dabei. Sie sind voll Aufrichtigkeiten und immerwährender Wahrheiten. Ich fand nicht, daß

Digitized by Google

Christus der Pfund-frischer-Butter-Charakter sei, welchen die Leute aus Ihm gemacht haben. Im Gegentheil, Er ist ein Mann mit einem großen Theil Zornes in Ihm; aber der Zorn all' auf der rechten Seite. Er hat immer ein scharfes Wort den Pharisäern zu erwidern. Wenn Einer, der die zehn Gebote gehalten hat, Ihn fragt, ob das nicht genug sei, so sagt Er ihm, nein! laß all' Deine Reichthümer und folge mir! — Er geht in den Tempel und wird unwillig gegen die Käufer und Verkäufer, und wirft ihre Tische mit einem Stoß seines Fußes um und nimmt eine Geißel und treibt die Geldwechsler fort von der heiligen Stätte! Ich dächte, wenn Jemand in unsern Tagen in unsern Kanzleihof (court of chancery) ginge und dort das Gleiche thäte, so würden ihm die Leute einen anderen Charakter geben, als den eines Pfundes frischer Butter!"

Ein andres Mal, von der Gleichgültigkeit unsrer Zeit gegen hochgesinnte Männer sprechend, sagte er: „Wenn Jesus Christus heute käme, so würde man ihn nicht einmal kreuzigen; man würde Ihn zum Diner einladen und hören, was Er zu sagen hätte, und sich darüber lustig machen." — Wieder ein andres Mal, als das Gespräch auf die reichen Leute kam, sagte Carlyle: „Hans Sachs, Euer Nürnberger Schuhmacher, mit seinem langen weißen Bart unter seinem Apfelbaume sitzend, war eine unendlich noblere Figur, als irgend einer von den Millionären unsrer Tage. Man sagt mir: „Es ist sehr leicht für Dich, nicht nach Geld zu fragen — Du hast für keine Kinder zu sorgen;" und ich denke immer an Luther, armer Kerl (poor fellow)! Er hatte einige 24 £ (ungefähr 480 Mark) des Jahres, und seine Freunde riethen ihm, ein größeres Einkommen, seiner Kinder wegen, zu suchen, aber er antwortete: „Ich fühle mich nicht verpflichtet, meinen Kindern Geld zu hinterlassen; die Gnade Gottes ist besser als Geld."

An einem frühlingswarmen Februar-Nachmittage besuchte Carlyle seinen Freund, der auf der Höhe von Hampstead, nördlich über London, Wohnung genommen hatte. Carlyle war ein starker Pfeifenraucher; in kurzer Zeit hatte er Neuberg's Zimmer ganz mit Tabakswolken erfüllt und dazwischen ergoß er sich in Klagen über das Elend des menschlichen Lebens. „Es ist eine Sehnsucht im Herzen des Menschen, welche nichts in diesem Leben zu befriedigen vermag. Wenn man mir das ganze Sonnensystem gäbe, so würde ich sagen, dort ist der Stern Sirius, den muß ich auch haben. Fürwahr, der Mensch kann sehr wohl bestehen, ohne glücklich zu sein. Wenn ich des Nachts zu Bett gehe, dann kommt es nicht darauf an, ob ich während des Tages glücklich gewesen bin oder nicht; es kommt nur darauf an, ob ich etwas Nützliches gethan habe. Das, was den Menschen unglücklich macht, liegt um ihn her, als so viele Arbeit, die er zu thun hat — so viele Teufel, die zu bändigen, und Ordnung und Schönheit, die daraus hervorzubringen sind. Wenn mir Jemand sagt, er sei glücklich, so bin ich geneigt, ihm zuzurufen: Du Schurke, glaubst Du, daß Du nur dazu geschaffen bist, Dich auf Sophas herumzurälkeln, und Dich zu amüsiren inmitten einer so traurigen Wirklichkeit, wie diese Welt ist?"

Es begannen nun die Vorbereitungen zu dem letzten von Carlyle's Hauptwerken, der Geschichte Friedrich's d. Gr. Neuberg und seine Schwester siedelten für zwei bis drei Jahre (1850—1853) nach Bonn über, woselbst der „freiwillige Gehülfe" Carlyle's sich seinem Freunde besonders nützlich machte durch Beschaffung von Material zu dessen beabsichtigter Arbeit. Er hörte Vorlesungen an der Universität, besuchte die Bibliothek und lebte viel in der Gesellschaft von Arndt und Dahlmann. „Der alte Arndt, wie Sie mir ihn malen, sieht bezaubernd aus — ein vorzügliches Stück altdeutschen Stoffs. Ich bin entzückt zu hören, wie kräftig er gräbt und hackt, wünsche jedoch daneben, er möchte uns ein andres Buch schreiben — irgend etwas aus seinem Leben oder andre Auswahl aus seinen Erfahrungen in dieser Welt — so wie es einem *πολύμητις* und *πολύτλας*, einem Manne, der viel gesehen und viel geduldet hat, zu geben wohl ziemt in seinem Alter!"

Im Juli 1851 war Neuberg in Berlin und scheint sich gegen Carlyle nicht allzugünstig über seinen Aufenthalt daselbst ausgelassen zu haben. Worauf dieser

Digitized by Google

schreibt: „Ihr Bild von der Stadt Berlin und Nachbarschaft ist freilich so, daß es Einen dankbar machen muß, in diesem heißen Wetter nicht dort zu sein; obgleich eine eiserne Energie in ihm auch ist; und ich habe lange bemerkt, daß der Unterofficier (the Drill-Serjeant, unterstrichen) dort mit weit größerer Wirkung thätig gewesen ist, als irgendwo sonst, wovon die guten Früchte nicht verfehlen werden, sich demnächst zu zeigen!"

So schrieb Carlyle am 25. Juli 1851!

Im folgenden Jahr endlich sollte Carlyle selber das Land sehen, dessen geistiges Leben er mitgelebt seit den letzten Jahren Goethe's; und dessen größten Staatsmann, Feldherrn und nationalen Regenerator er zum Helden seines abschließenden Werkes erwählt hatte. Seine Reise nach Deutschland begann im August 1852 und sie dauerte sechs Wochen. Er ging zunächst an den Rhein, nach Bonn und wohnte dort bei seinem Freunde Neuberg in der Coblenzer Straße. Als er das erste deutsche Bett sah, rief er aus: „Meinen die Deutschen wirklich, daß man in seinem Bette sitzen solle?" Von Bonn aus begleitete Neuberg den berühmten Reisenden. In Frankfurt erwartete denselben der Privatsecretär des Großherzogs von Weimar, um ihn, den Freund Goethe's, im Namen seines Herrn dort zu bewillkommnen und an den Hof einzuladen. „Wir besuchten Goethe's Haus (in Frankfurt). Carlyle nahm seinen Hut ab und sagte: Salve!" Marburg — „eine alte todte Stadt" — gefiel ihm sehr; aber in Cassel störten ihn die Nachtwächter mit ihren Hörnern und Pfeifen, die Thurmuhren und das Wagengerassel. „Der Wirth in unserm Hôtel bat uns, über Sonntag zu bleiben, um die Wasser auf Wilhelmshöhe springen zu sehen. Carlyle antwortete: „Ich würde nicht einmal bleiben, um Hassenpflug hängen zu sehen, was doch ein weit grandioseres Schauspiel sein würde."" Den nächsten Tag machte man in Eisenach Halt und stieg zur Wartburg hinauf. „Es war rührend, Carlyle's Pietät für alle Reliquien Luther's zu sehen, in dessen Zimmer er sagte: „Auf der ganzen Erde gibt es für mich keinen heiligeren Platz, auf dem ich stehen könnte, als diesen!" Ehrfurchtsvoll legte er seine Hand auf Alles, was von Luther gekommen war und küßte seinen Tisch ...." Carlyle hatte seiner Mutter versprochen, allen Spuren Luther's zu folgen, und er saß bis spät in der Nacht auf, um ihr einen vollen Bericht nach Scotsbrig zu senden.

In Weimar wurde Carlyle mit der größten Auszeichnung von Seiten der fürstlichen Herrschaften empfangen. Wir hören von Einladungen zur Tafel und Fahrten nach Belvedere und Tiefurt, wobei Carlyle immer seinen „Heckerhut" trug. Viel auch war er zusammen mit Schöll, dem Herausgeber der Briefe Goethe's an Frau von Stein. Jahre waren vergangen, seitdem Carlyle — er selber damals ein Unbekannter — aus der Einsamkeit von Craigenputtoch, „zwischen dem Granitgebirge und dem schwarzen Moorgefilde", welche sich durch Galloway bis an die Irische See ziehen, zuerst an Goethe geschrieben hatte. Jetzt war er in Goethe's Stadt, wo ihn Alles gleichsam heimathlich anmuthete und wo das ganze Leben des großen Dichters noch einmal an ihm vorüberzog, von den stürmischen Anfängen bis zur stillen Fürstengruft. Man weiß, daß das Innere von Goethe's Haus — leider immer noch! — für Besucher nicht zugänglich ist; aber Goethe's Schwiegertochter, Frau Ottilie von Goethe, hatte angeordnet, daß, wenn Carlyle jemals nach Weimar käme, ihm Alles gezeigt werden solle. „Goethe's Arbeits- und Schlafzimmer, mit dem Bett, in welchem er starb, und dem gewöhnlichen hölzernen Tisch, um welchen er rund und rund ging, während er dictirte, sind rührende Andenken. Die Zimmer sind klein und niedrig und ohne Teppiche. Hier verbrachte er die meisten seiner Tage. Es ist augenscheinlich, daß er nicht in Weimar, sondern in seiner eigenen Welt lebte. Seine Kunstwerke und Sammlungen sind in einem anderen Theile des Hauses, in welchen er sich nur begab, wenn ihn Freunde besuchten. Ebenso rührend sind Schiller's Arbeitszimmer und die Bettstelle, in welcher er starb." Carlyle vermochte nicht zu begreifen, wie man in einem Bett ohne Vorhänge sterben könne; „es muß schrecklich sein," sagte er — und doch, wie der Verfasser des Artikels in einer Note bemerkt — war es auch ihm beschieden, einst in einem Bette zu sterben, welches keine Vorhänge hatte! —

Digitized by Google

Von Weimar ging die Reise nach Dresden und, durch die sächsische Schweiz, nach Lobositz und den schlesischen Schlachtfeldern Friedrich's des Großen; von dort über Frankfurt a. O. nach Berlin, wo Carlyle und Neuberg Anfangs October eintrafen und im British Hôtel unter den Linden wohnten. Sobald es bekannt wurde, welchen illustren Fremden unsere Stadt beherberge, drängten sich auch hier die gastlichen Veranstaltungen von Tag zu Tag und vom Morgen bis Abend. „Wir führen ein recht flottes (pretty fast) Leben hier," bemerkte Carlyle. Bei einem der ihm zu Ehren gegebenen Diners waren Excellenz von Olfers, Generaldirector der Königl. Museen, dessen Schwiegersohn Geh. Rath Abeken, Geh. Rath Wiese, der Maler Magnus und „unser alter Freund Cornelius" zugegen. „Carlyle machte alle Art von Ausfällen gegen die Maler mit ihren Bildern von Christus und ihren Madonnen; und Cornelius nannte ihn verschiedene Male „einen gottlosen Mann". Dennoch haben die Beiden gelernt, einander zu schätzen."

Nach England zurückgekehrt, ging Carlyle sogleich an die Arbeit, und ein halbes Jahr später traf auch sein „fidus Achates" ein, um ihm als Amanuensis dabei zu helfen und England auf die Dauer nicht mehr zu verlassen. Das große Werk seines Freundes nahm nun aber noch zwölf Jahre bis zu seiner Vollendung in Anspruch, und schritt langsam, unter vielen Kämpfen, heftigen Zweifeln und Schwierigkeiten aller Art fort. „Es ist das armseligste, mühsamste und beschwerlichste Stück Arbeit, welches ich jemals unternommen habe," rief er einmal, als er noch mitten darin steckte, gegen Varnhagen von Ense aus; „was zum Teufel hatte ich auch zu schaffen mit Eurem Friedrich?" Aehnliche, nicht minder starke Ausdrücke finden sich in der Correspondenz mit Neuberg „über das fürchterliche Unternehmen, Friedrich den Großen" ... „In meinem ganzen Leben bin ich nicht in einem so schmutzigen Wirbel tanzenden Sandes gewesen, in welchem ich nichts zu thun hatte: die einzige Frage ist nur, wie ich wieder herauskomme?"

Mehrfach fühlte er sich versucht, „das Ding" ganz und gar aufzugeben; aber immer wieder raffte er sich auf, unterstützt von seinem hingebenden Freunde, Joseph Neuberg, und im Jahre 1865 erschien der letzte Band des Werkes, nach dessen Vollendung Carlyle auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er wurde, nach stattgehabter Wahl, als Nachfolger Manzoni's, zum stimmfähigen Ritter des preußischen Ordens „pour le mérite" für Wissenschaften und Künste ernannt; und es stand dem Biographen Friedrich's des Großen wohl an, den von diesem Könige gestifteten oder erneuten Orden zu tragen. Das von Disraeli („him they call Dizzy") ihm angebotene Großkreuz des englischen Bathordens dagegen lehnte er ab. Der schönste Tag seines Lebens war vielleicht der, wo er (im April 1866) als Lordrector der Universität Edinburgh seinen triumphalen Einzug in diese Stadt hielt, in welcher er einst als armer Student seinen mühevollen Weg begann. Aber dieser Tag des Glückes sollte der Vorbote seines größten Unglücks sein: während er noch in Schottland war, verstarb in London eines plötzlichen Todes seine Gemahlin, Jane Welsh Carlyle, der er in tiefer Trauer das Zeugniß auf den Grabstein schrieb: „In ihrem hellen Dasein hatte sie mehr Schmerzen, als gewöhnlich sind, aber auch eine sanfte Unbesiegbarkeit, eine Fähigkeit der Unterscheidung und eine noble Loyalität des Herzens, welche selten sind."

Das Licht seines Lebens war wie erloschen und über den Rest desselben lagerte sich ein Schatten, der nie mehr gänzlich wich. Doch hörte bis zu seinem letzten Athemzuge sein männlicher Kampf nicht auf für das, was ihm als Wahrheit galt, noch verringerte der eigene Schmerz seine Sympathie für das Leiden Andrer; und jetzt wie früher sagte er dem Freunde, der ihm so wacker geholfen, manch' gutes Wort, als auch bei diesem die Zeichen nahenden Alters und Verfalls erschienen. Schon im Jahre 1853 hatte er ihm geschrieben: „Ich kann wohl aus meiner eigenen Erfahrung verstehen, welch' trauriger Gedanke der menschlichen Seele sich unter solchen Umständen bemächtigt: ‚Ach! da bin ich denn über die Spitze des Hügels hinaus; und nur tieferes und tieferes Hinabsteigen ist für mich noch möglich; und dies ist Alles, was das Leben gewähren mochte, das höchst meßbare dies!' — Nichtsdestoweniger dürfen

Digitized by Google

wir nicht muthlos sein: auch das Hinabsteigen hat seine Schönheiten, fromm und feierlich, wenn auch weniger geräuschvoll und blendend, als die Reise hügelauf war; und der Mensch ist unter dem großen, blauen Himmel, auf allen Lebensstufen, bis er stirbt, und nachher auch. Muth! Muth!" — Und im October 1854: „Diese Welt wird sehr herbstlich für Einen in unsrem Lebensalter; aber auch der Herbst hat seine Vortheile, seine Befriedigungen, und der immerwährende Azur ist über Einem, mit den Sternen und den Ewigkeiten, zu allen Jahreszeiten."

Im August 1866, unmittelbar nach den großen Ereignissen dieses Sommers, war Neuberg seiner Gesundheit halber in ein deutsches Bad gegangen. Dorthin schreibt ihm Carlyle: „Daß Deutschland fortan auf seinen Füßen stehen und nicht auf der Heerstraße zerstückelt werden, sondern allen Arten von Napoleon's und hungrigen, tellerleckenden Hunden Trotz bieten soll mit klarem Stahl in der Hand und einem ehrlichen Vorhaben im Herzen — dies scheint mir die beste Neuigkeit, welche wir oder Europa gehört haben in den letzten vierzig Jahren oder mehr. Möge der Himmel es gedeihen lassen! Vielen Dank auch für Bismarck's Photographie: der Ausdruck seines Gesichtes ist königlich genug[1]) und ich glaube mehr und mehr, daß er ein höchst beträchtlicher Mann sei; vielleicht die größte Annäherung an einen Cromwell, die noch möglich ist in diesen armen Zeiten."

Ein sehr merkwürdiges Wort dies, von Demjenigen, der zuerst das Auge hatte, durch den heuchlerischen „cant" von Jahrhunderten, die Größe Cromwell's wieder zu erkennen, und den Muth, sie laut zu verkünden — dieses gewaltigsten aller englischen Staatsmänner und Krieger, dessen Bild immer noch im englischen Parlamente fehlt! Ein angeborener Haß gegen Alles, was er „sham", Unrealität nennt, wurzelt tief in Carlyle's Seele; und im Juli 1859, als alle Welt und England voran, dem Unternehmen Napoleon's III. in Italien zujauchzt und sich über den wahren Charakter dieses „Befreiers" täuscht, schreibt er an Neuberg: „Von dem sogenannten französischen Kaiser ꝛc. habe ich das Minimum von Notiz genommen. Unter menschlichen Marktschreiereien von blutiger und gewaltthätiger Natur habe ich niemals eine ekelhaftere gesehen, niemals eine, die eines schlechten Endes sicherer wäre, wenn ich irgend etwas von Wetterkunde habe."

An einer andern Stelle dieser Zeitschrift[2]) ist, und zwar von einem Engländer selbst, der Versuch gemacht worden, zu zeigen, wie durch Carlyle die Denkweise Englands in einigen wesentlichen Punkten umgestaltet worden. Er lehrte das jüngere Geschlecht, das Ausland nicht mehr ausschließlich mit der insularen Beschränktheit seiner Vorfahren zu betrachten, und er setzte den, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unaufhörlich wirksamen Einflüssen der französischen Bildung zum ersten Male die der deutschen entgegen. Niemand hat, seit den frühen Tagen, wo die angel-sächsischen Auswanderer unsere Küsten verließen, so viel, wie er, dafür gethan, bei seinen englischen Landsleuten das Verständniß und die Werthschätzung des verwandten deutschen Geistes wieder zu wecken. Aus seiner Schule ist eine neue Generation von Historikern und Staatsmännern hervorgegangen, deren Stellung im öffentlichen Leben Englands es ganz unmöglich macht, daß eine vermeintliche Verletzung der nationalen Empfindlichkeit die Ursache dauernder Entfremdung werde, und welche gerade in einem Momente der Verstimmung, wie sie gegenwärtig zwischen beiden Ländern herrscht, ihre wichtigsten Dienste leistet. Darum nicht am wenigsten wird der Tod eines so ausgezeichneten Vermittlers, wie Lord Amphill war, in Berlin und London gleich tief beklagt. Auch er war ein enthusiastischer Anhänger Carlyle's; die Bewunderung für das Haus der Hohenzollern und die gerechtere Würdigung des deutschen Genius waren von seinem Meister auf ihn übergegangen.

---

[1]) Auch Goethe's Kopf nennt Carlyle einmal einen „königlichen"; „Goethe's portrait" in den „Miscellaneous Essays", IV, 39.

[2]) S. „Deutsche Rundschau", 1880, Bd. XXIV, S. 417: „Thomas Carlyle als Moralist", von Charles Grant.

Digitized by Google

„Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung," hatte schon 1827, im Gespräche mit Eckermann, Goethe von ihm gesagt. Weil die Ueberzeugung von der siegreichen Kraft der Wahrheit felsenfest in ihm, weil sie für ihn das Göttliche war, was den Dingen allein Wirklichkeit gab: darum besaß er auch den wunderbar scharfen, beinah prophetischen Blick für den zuweilen noch verborgenen Sinn derselben. Seine mitgetheilte Aeußerung über Napoleon III. im Jahre 1859, sowie die über den preußischen Unterofficier im Jahre 1851 erklären es, warum ihn die deutschen Siege im Jahre 1870 nicht überraschten, aber auch, warum er sich zum Herold derselben machte — die einzige fast, aber eine beherrschende Stimme, die sich für uns damals in England erhob!

Diese Stimme sollte Joseph Neuberg nicht mehr hören. Carlyle's letzter Brief an ihn ist vom 10. Februar 1867 und aus Mentone, wohin Jener sich nach dem Tode der Gemahlin begeben hatte. „Der getreue Beistand und Helfer bei diesem Buch", wie Carlyle ihn in der Dedication eines der Bände seiner Geschichte Friedrich's des Großen genannt, war — wiewohl bereits körperlich sehr erschöpft — dennoch unermüdlich in seiner Arbeit, der deutschen Uebersetzung des Werkes, dessen vier erste Bände (1858—1866) in der Decker'schen Oberhofbuchdruckerei zu Berlin erschienen waren. Die Vortrefflichkeit dieser Uebersetzung wird nur derjenige vollkommen zu würdigen wissen, welcher sich mit den Dunkelheiten Carlyle's einigermaßen vertraut gemacht hat: wie dieser seine mächtigen Gedanken felsblockartig übereinander wälzt, in einer Sprache, deren Wortbildungen und Syntax oft kaum noch Englisch, sondern allein Carlylisch sind. Nur wer sich so ganz in den Ideenkreis des „Meisters" hineingelebt hatte, wie Neuberg, konnte eine Uebersetzung liefern, welche den Eindruck des Originals fast genau wiedergibt. „Vielleicht ist Ihre Arbeit trotzdem eine Wohlthat für Sie," schreibt Carlyle; „aber ich kann nicht anders, als wünschen, Sie wären fertig damit; Alles, was mit dem Buche zusammenhängt, ist mehr oder weniger düster und elend für mich. Der einzige Lohn und Trost scheint zu sein, daß man es los wird für alle Zeit und Ewigkeit." Carlyle wünscht, der Freund möge, gleich ihm, den nächsten Winter an der Riviera verleben, deren wunderbaren Frühlingszauber mitten im Februar — „helle Sonne und Schönheit der Erde und der See und des Himmels" — er schildert, wie nur eben er zu schildern vermag. Aber als er im Frühling 1867 nach England zurückkehrt, da hört er, daß der Freund krank darniederliege; und ehe der müde Reisende noch Zeit gefunden, ihn zu besuchen, wenige Tage später, war Joseph Neuberg todt. Er hinterließ, wie Dr. Althaus im Vorworte zum fünften Bande der von ihm zu Ende geführten Uebersetzung der Geschichte Friedrich's des Großen mittheilt, das Manuscript des achtzehnten und einige zwanzig Seiten vom ersten Capitel des neunzehnten Buches: wie er im Dienste Carlyle's gelebt hatte, war er darin auch gestorben. „Keinen besseren Freund hatte ich auf dieser Welt," schrieb Carlyle an die Schwester des Dahingeschiedenen; „Niemand, zu keiner Zeit hatte, glaub' ich, einen so treuen, ergebenen und willigen Helfer, als er mir edelmüthig während der letzten zwanzig oder mehr Jahre war. Nach Seinesgleichen sich wieder umzusehen, würde sehr vergeblich sein, selbst wenn ich am Beginn meiner Laufbahn wäre, statt am Ende." Der Gedanke an den ihm so plötzlich entrissenen Freund verband und vermischte sich in der Seele des Vereinsamten mit dem an die gleichfalls so unerwartet hingerafften Gemahlin — beide innerhalb eines Jahres gestorben und beide unersetzlich. In einem Taschenbuch, welches Carlyle einst aus Weimar, von Goethe erhalten hatte (gegenwärtig im Besitz von Neuberg's Schwester), und in welchem sich „einige alte Rechnungsnotizen von ihr, wahrscheinlich noch aus Craigenputtoch" fanden, stehen von seiner Hand, einen Tag nach Neuberg's Begräbniß geschrieben, die folgenden Worte: „T. C. (28. März), tristis, fessus, solitarius — O, meine Geliebte, wo? wo?" —

J. R.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Anfangs September.

Für diejenigen Schichten der deutschen Gesellschaft, die an den Gemeinschafts-Angelegenheiten ihrer Volksgenossen regelmäßigen Antheil nehmen, wird der Jahresabschnitt der Beschränkung auf häusliche und private Interessen nächstens zu Ende sein. Während Engländer und Franzosen eben erst in ihre politischen Ferien gegangen sind, rüstet man bei uns bereits auf die Neuwahlen zum Reichstage und auf den Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten. Auf den Gang derselben werden diesesmal die Erlebnisse des tempus clausum von größerem Einfluß sein, als seit vielen Jahren. Die Aufhissung der deutschen Flagge an zwei Punkten der afrikanischen Südwestküste ist den Reichtags-Verhandlungen über die Grundlinien deutscher Colonialpolitik der Zukunft so unmittelbar gefolgt, daß die Colonialfragen gewaltsam in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit und der beginnenden Wahlagitation gerückt worden sind. In den weitesten Kreisen hält man an der Meinung fest, daß mit der durch die Erwerbungen in Angra Pequeña und am Camerun-Gebirge in Fluß gebrachten Bewegung ein neuer wichtiger Abschnitt unserer nationalen Entwicklung begonnen habe und daß demselben die volle Theilnahme der Nation zugewendet werden müsse. Daß das fruchtbarste aller europäischen Völker, das Land, das innerhalb eines Jahrhunderts drei Millionen seiner Söhne auf Nimmerwiedersehen der Republik jenseit des Weltmeeres abgegeben hat, Sammelpunkte für den Ueberschuß seiner Bevölkerung zu gewinnen trachtet, liegt in der Natur der Sache und nur dem Umstande, daß die culturfähige Welt für bereits vergeben galt, ist es zuzuschreiben gewesen, daß die von den Begründern des Colonialvereins gegebene Anregung einer ganzen Anzahl von Jahren bedurft hat, bevor es zu praktischen Anfängen kam. Jetzt, wo solche Anfänge vorliegen, wird die Sache von der deutschen Tagesordnung nicht wieder verschwinden. Kann von einer Verkündigung des dimidium habet qui coepit zur Zeit auch noch nicht die Rede sein, so liegt doch die Annahme nahe, der den deutschen Gebietserwerbungen in den überseeischen Ländern zugesicherte Reichsschutz werde den bisher wenig beachteten hanseatischen Niederlassungen in Afrika und Australien in den Augen unseres Binnenlandes eine völlig veränderte Stellung geben und die Richtung der deutschen Auswanderung wenigstens mit der Zeit in neue Bahnen lenken. Vorläufig wird die große Union des Westens ihre Anziehungskraft für deutsche Ackerbauer noch behalten; der Bande, die von drüben nach hüben reichen, sind so zahlreiche und mächtige, daß ihnen auf Jahre hinaus der alte Einfluß gesichert ist. Darauf kommt es aber auch nicht an. So ungeheuer ist der Ueberschuß erleichterten Erwerbes bedürftiger deutscher Kräfte, daß neben dem Hauptstrom der Auswanderung kleinere Ströme hergehen können und daß bereits die Hinleitung dieser auf bestimmte in deutschen Besitz übergegangene Punkte einen erheblichen Gewinn verspricht. Da der Staat nicht als Unternehmer und Erwerber, sondern nur als Schutzherr des von Privaten bereits Erworbenen einzutreten entschlossen ist, liegt die Gefahr leichtsinniger Ueberstürzungen weit ab und ist für ein langsames, naturgemäßes und allmäliges Wachsthum der neu gepflanzten Bäume ausreichende Sicherheit gewonnen worden.

Digitized by Google

Angesichts dieser Umstände liegt die Annahme, die Mehrheit der Nation werde an der im August des J. 1884 gewonnenen Grundlage dauernd festhalten, näher als irgend eine andere. Zum Ueberfluß bestätigt die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die von Besorgnissen vor unliebsamer Concurrenz erfüllten Politiker Englands und seiner colonialen Dependenzen den Anfängen der deutschen colonialen Thätigkeit zusehen, daß bei der Wahl der Ausgangspunkte mit überraschendem Geschick vorgegangen worden ist. Der für das deutsche Vorgehen in Afrika gewählte Augenblick ist zusammengetroffen mit einem Zeitpunkte unaufhaltsam zunehmender Verschärfung des Gegensatzes englischer und französischer Colonialinteressen. Wo es stündlich zu einem Aufeinanderplatzen derselben kommen kann, liegt in der Natur der Dinge, daß beide Rivalen sich davor hüten, einem Volke die Zirkel zu stören, das in China und in Aegypten ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Zwischen den von Mr. Gladstone's eignen Freunden erhobenen Klagen über die Versäumnisse und Versündigungen, deren die britische Politik sich dem deutschen Reiche gegenüber schuldig gemacht habe und der französisch-chinesischen Verwicklung besteht ein enger und greifbarer Zusammenhang. Nächst England ist das deutsche Reich die an der Erhaltung des Friedens mit China zumeist interessirte, in Peking am höchsten geachtete Macht. Die Zahl in den chinesischen Tractatshäfen etablirter deutscher Handlungshäuser ist größer als diejenige der Amerikaner, Franzosen und Russen *zusammen genommen*; die Zahl unserer alljährlich in China landenden Schiffe mehr als doppelt so groß wie diejenigen der vereinigten Amerikaner und Franzosen[1]). So lange die Expansionskraft der mit allen Colonisten-Eigenschaften ausgestatteten deutschen Rasse staatlicher Zusammenfassung entbehrte, ließ sich über den wachsenden Einfluß unseres transatlantischen Handels allenfalls vornehm hinwegsehen — seit der Wiederherstellung des Reichs wird allenthalben anerkannt, daß wir berufen sind, an der Herrschaft Europa's über die übrigen Theile der alten Welt entscheidenden Antheil zu nehmen. Bereits seit Jahr und Tag lagen die Dinge so, daß es nur der Verkündigung des Reichsschutzes für die deutschen Niederlassungen in Australien bedurfte, damit wir in der Inselwelt des großen Oceans eine feste Stellung gewannen. Nach den Besitzergreifungen in Afrika kann die Aufsteckung der deutschen Flagge in den polynesischen Gewässern als bloße Frage der Zeit angesehen werden und ist unseren Rivalen nichts übrig geblieben, als mit dem Gedanken deutscher Mitwerbung um die Führung des Welthandels Frieden zu schließen. Mit dem Gefühl einer Befriedigung, die er seit den Tagen der Staufer nicht mehr gekannt, darf der Deutsche rühmen, daß ein halbes Menschenalter wieder eingebracht habe, was von den vorangegangenen Geschlechtern durch Jahrhunderte versäumt worden. Dieselbe Hand, der wir unsere europäische Wiederherstellung danken, hat Deutschland in die Reihe der Weltmächte gerückt und dem sechzig Jahre lang in der Stille thätig gewesenen deutschen transatlantischen Handel die Früchte seiner Arbeit, der Nation die Möglichkeit einer Zusammenfassung ihrer überschüssigen Kräfte gesichert.

Mit der deutschen Fußfassung im westlichen Afrika ist eine andere internationale Maßregel von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit zeitlich zusammengetroffen. Dieselben Zeitungsblätter, welche das Erscheinen der „Möve" in der Bai von Biafra und die Erwerbung der entlang dem Camerun-Gebirge hingestreckten Küstenlandschaft verkündeten, haben die Mittheilung gebracht, daß die bereits seit einiger Zeit in Aussicht genommene Entsendung einer deutschen Gesandtschaft nach Persien unmittelbar bevorsteht. Die Erbschaft des vor vierundzwanzig Jahren in der Umgegend von Schiras verstorbenen ersten *preußischen* Gesandten am Hofe von Teheran wird von dem ersten *deutschen* Gesandten in Persien übernommen und den Vertretern Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Englands, Amerika's, Frankreichs und der Türkei in der Person

[1]) Zu Ende des Jahres 1882 wurden in China 56 deutsche, 24 amerikanische, 12 französische und 17 russische Handlungshäuser gezählt. In den Häfen des himmlischen Reichs waren während desselben Jahres angelangt: 1864 deutsche, 762 amerikanische und 192 französische Schiffe mit 882,856, bezieh. 167,801 und 172,381 Tons.

Digitized by Google

des bisherigen General-Consuls für Bulgarien ein deutscher College zugesellt werden. Die handelspolitische Bedeutung des gethanen Schrittes ermißt sich daran, daß außer den genannten Großstaaten auch noch die Niederlande und Rumänien in Persien consularisch vertreten sind, und daß ein persisch-deutscher Handelsvertrag bereits zur Zeit des Zollvereins abgeschlossen wurde, — politisch kommt hinzu, daß Persien bereits seit längerer Zeit in der Person des zu London residirenden Botschafters Malkaon-Khan einen in Berlin accreditirten diplomatischen Vertreter besitzt und daß die neuesten Ereignisse in Turkmenien und dem westafghanischen Gebiete diesem Staate eine bedeutsamere Rolle bei dem bevorstehenden central-asiatischen Zusammenstoß zwischen England und Rußland angewiesen haben. „Nihil a me alienum puto" heißt es auch für uns, seit wir in die Reihe der Weltmächte getreten sind und seit der enge Zusammenhang zwischen inner-europäischen, europäisch-asiatischen und europäisch-afrikanischen Ereignissen sich von Jahr zu Jahr deutlicher fühlbar macht. Hat die europäische Politik der letzten Jahre mit dem, was in Aegypten, Mittel- und Ostasien vor sich ging, doch ungleich mehr zu schaffen gehabt, als mit den inneren Vorgängen in den Culturländern unseres Welttheils! Die größte neuerdings überhaupt erlebte Verschiebung, die Lösung des alten Verhältnisses zwischen England und dem mehr und mehr an die Seite der mitteleuropäischen Großmächte gedrängten Frankreich ist wesentlich auf die Vorgänge in Aegypten, in zweiter Reihe auf die englisch-französischen Interessen-Conflicte in Madagaskar und Tonking zurückzuführen gewesen. Wenn die alte entente cordiale sich in offene Feindschaft verwandelt, so wird der chinesische Zwischenfall die Ursache davon sein und was unsere mehr und mehr zugespitzten Beziehungen zu England anlangt, so weiß alle Welt, daß sie mit britischen Verstimmungen über das Wachsthum des deutschen Einflusses in Afrika und Australien zusammenhängen. Schießen die Conjecturen darüber, daß Graf Kalnoky und Baron de Courcel von der ägyptischen Angelegenheit nach Varzin geführt worden seien und daß eine deutsche Vermittlung zwischen China und Frankreich in Aussicht genommen worden, auch ersichtlich über das Ziel hinaus, so herrscht doch allenthalben die Empfindung vor, daß die über Frankreich hereingebrochenen colonialen Verwicklungen die Beziehungen der Republik zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn in eine völlig veränderte Richtung bringen werden. Es hat seinen guten Grund, wenn die Londoner Presse eben jetzt Betrachtungen darüber anzustellen beginnt, daß die britische Politik sich während des seit Wiederherstellung des deutschen Reichs vergangenen Zeitraums Deutschland gegenüber schwerer Verabsäumnisse schuldig gemacht hat und daß die Bemühungen Beaconsfield's und des jüngst verstorbenen Botschafters Lord Ampthill um Wiederausgleichung der Mißgriffe von 1870 bis 1878 von Mr. Gladstone mit beispielloser Kurzsichtigkeit um ihren Preis gebracht worden sind. Die Geschichte der englischen Politik der letzten Jahre setzt sich aus Maßnahmen zusammen, die die Entfremdung zwischen England und den führenden Staaten des Continents zur nothwendigen und directen Folge haben mußten. Das von Lord Beaconsfield wiedergewonnene Vertrauen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu der britischen Orientpolitik hat der gegenwärtige Leiter der britischen Regierung unmittelbar nach Antritt seines Amtes für immer verscherzt; die Russen, deren gute Meinung durch das „hands off" und die Propaganda für eine christliche Balkan-Föderation gewonnen werden sollte, sind seit den Abenteuern des Herbstes 1880 mit Mr. Gladstone so vollständig fertig, daß sie nie wieder Miene gemacht haben, mit dem Staatsmanne nähere Beziehungen anzuknüpfen, dessen Sieg über die Tories seiner Zeit in Moskau und Petersburg als Beginn einer neuen Aera in der Geschichte slawisch-orientalischer Politik gefeiert wurde. Selbst Frau Nowikow, die Egeria des Numa an der Themse, hat nicht mehr für gerathen gehalten, den Namen des neuesten Propheten der slawischen Idee öffentlich zu nennen. Frankreich, dem während der ersten Jahre der Gladstone'schen Geschäftsführung alle erdenklichen Zärtlichkeiten bewiesen wurden, ist dabei angelangt, in Berlin einen Rückhalt gegen die Feindseligkeit zu suchen, mit welcher es von seinem vieljährigen Verbündeten aus Aegypten verdrängt und um seinen legitimen Einfluß auf die finanziellen Verhältnisse

Digitized by Google

dieses Landes gebracht worden ist. In Aegypten selbst discreditirt, von der Pforte mit begreiflichem Mißtrauen betrachtet, vom Sudan aus mit einer mohammedanischen Ueberschwemmung bedroht, fristet die englisch-ägyptische Politik sich durch die Schwäche und die Verlegenheiten derjenigen, denen es die Regierung über das Nilland abgenommen hat.

Im Augenblick wird die gesammte Situation durch die Ereignisse am unteren Lauf des Minflusses beherrscht. Daß Herr Ferry dieselben nicht als Anfänge eines Krieges angesehen wissen will, hängt eines Theils mit der noch immer festgehaltenen Hoffnung auf ein Einlenken der chinesischen Regierung, andern Theils aber mit Gründen der inneren Politik zusammen. So lange wie immer möglich soll die Einberufung der bis zum 15. October vertagten gesetzgebenden Körperschaften vermieden und den Gegnern der Regierung die Möglichkeit benommen werden, in die auswärtige Politik derselben hineinzureden. Vorzeitig haben die Rivalen des leitenden Ministers die Absicht verrathen, die Beschießung von Futschu zu einer der Verfassung zuwiderlaufenden Kriegserklärung gegen China zu machen und dem Cabinet vom Februar vor. J. wegen derselben den Proceß anzuhängen. Auf radicaler Seite wäre man begreiflicher Weise gern bereit gewesen, mitzumachen und alle oppositionellen Parteien zu einem Sturmlauf gegen die Regierung mit fortzureißen, deren blindes Vertrauen in die Gültigkeit des Vertrages von Tientsin alles Uebel verschuldet und dem finanziell bedrängten Lande neue Lasten aufgeladen haben soll. Da das Land ruhig geblieben und die Mehrheit der Bevölkerung dem, Herrn Ferry von der Kammer ertheilten, Vertrauensvotum beigetreten ist, sind die von Wilson und Freycinet entworfenen Pläne indessen zu Boden gefallen. Trotz oder wegen seiner ökonomischen Bedrängnisse, zeigt Frankreich sich ruhiger und ruhebedürftiger als seit vielen Monaten. Der friedliche Gang der in den Departementalräthen gepflogenen, von den Parteigegensätzen so gut wie unberührt gebliebenen Verhandlungen und der üble Empfang, der Herrn Andrieux und andern Demonstranten der Congreßtage seitens der eignen Wähler bereitet worden, bezeugen, daß die Beschränkung der Verfassungsreform auf das Regierungsprogramm an der Masse des Volks spurlos vorüber gegangen ist. Die Radicalen und ihre Verbündeten von der Rechten haben das Erregungsbedürfniß und die durch allzu häufige Inanspruchnahme erschöpfte Erregbarkeit ihrer Wähler offenbar überschätzt. So weit von öffentlichen Angelegenheiten überhaupt die Rede ist, macht sich in den Kundgebungen des französischen Volksgeistes nur eine Empfindung, diejenige einer tiefgehenden Verstimmung gegen England und das chinesenfreundliche Verhalten der Londoner Presse geltend. Es will etwas bedeuten, daß Deutschlands neue afrikanische Erwerbungen von den großen Pariser Blättern mit einer sachlichen Ruhe registrirt worden sind, welche die Schadenfreude über den der britischen Begehrlichkeit zugefügten Aerger deutlich durchsehen läßt, und daß des Grafen Kalnoky Reise nach Barzin die Ruhe unserer westlichen Nachbarn nicht nur nicht gestört, sondern denselben zu Betrachtungen über die Vortheile Veranlassung gegeben hat, welche den von England bedrohten französischen Interessen aus dem deutsch-österreichischen Einverständniß erwachsen könnten. Unter denselben Gesichtspunkten ist der Besuch beurtheilt worden, den Baron Courcel dem deutschen Reichskanzler abgestattet hat. Man will sich die Vorzüge der gegenwärtigen Lage gefallen lassen, zunächst ohne weitere Schlußfolgerungen aus derselben zu ziehen. Was Paul Granier Cassagnac neulich über die Alternative „Deutschland oder England?“ sagte, dürfte der französischen Durchschnittsmeinung um die künftigen Beziehungen der Republik zu ihren Nachbarn genau entsprechen: „Wäre Frankreich nicht gewohnt, mit dem Herzen Politik zu treiben und verstieße eine reine Verstandespolitik nicht gegen alle nationalen Traditionen, so würde nach den mit England gemachten Erfahrungen gegen ein näheres Verhältniß zu Deutschland nichts mehr einzuwenden sein.“ — An diesem indirecten Zeugniß dafür, daß die Nothwendigkeit der Erhaltung des Friedens auch von der französischen „Politik des Herzens“ anerkannt wird, werden wir uns vorläufig genügen lassen dürfen. Noch vor Jahresfrist wäre auch daran nicht zu denken gewesen.

Die alljährlich bei Einbruch des Herbstes wiederkehrenden Ankündigungen von

Digitized by Google

einem bevorstehenden Zusammentreffen der drei Kaiser, scheinen dieses Mal begründet zu sein. In Warschau sind die Vorbereitungen zu dem Empfange Kaiser Alexander's III. bereits in vollem Gange und an diesen ersten Besuch, den der russische Monarch der ehemaligen polnischen Hauptstadt abzustatten gedenkt, soll sich die Zusammenkunft mit den Beherrschern der beiden Nachbarstaaten knüpfen. An den Gedanken eines dauernden Einvernehmens mit den mitteleuropäischen Reichen hat man sich in Moskau und Petersburg nachgerade so gewöhnt, daß den publicistischen Erörterungen der Dreikaiserzusammenkunft, welche im Swiét, dem Nowoje Wremá u. s. w. ihr Wesen treiben, jede Bedeutung abgesprochen werden kann. Mit ungleich größerer Spannung sehen die Nationalen der beiden russischen Hauptstädte dem Erscheinen ihres Kaisers in Warschau und den Antworten auf die daselbst vorbereiteten Loyalitätsadressen entgegen. Zugeständnisse an das Volksthum und die Selbstverwaltung des ehemaligen Königreichs, wie Alexander II. sie bei Gelegenheit seines ersten Warschauer Besuchs in Aussicht stellte, werden unter den gegenwärtig gegebenen Umständen von freilich Niemandem, und wohl auch von dem Marquis Sigismund Wielopolski, dem Veranstalter der in Vorbereitung begriffenen Kundgebung des polnischen Adels, nicht erwartet. Was von Wünschen und Hoffnungen der Warschauer Aristokratie übrig geblieben, beschränkt sich auf Milderungen des von dem General-Gouverneur Gurko befolgten Repressivsystems und auf Wiederherstellung desjenigen Maßes von freier Bewegung, dessen man sich unter der Verwaltung Albedinski's zu erfreuen gehabt hatte. Innerhalb der maßgebenden Regierungskreise besteht rücksichtlich der dem Polenthum gegenüber zu befolgenden Repressiv-Politik seit reichlich zwanzig Jahren keine eigentliche Verschiedenheit der Meinungen mehr, sondern nur noch eine Verschiedenheit der Methode. Die neuerdings bei B. Behr in Berlin erschienenen, als Beiträge zur Regierungsgeschichte Alexander's II. außerordentlich interessanten Denkwürdigkeiten des polnischen Finanzministers der Jahre 1864 bis 1866, Alexander Koschelew (eines Mannes, der trotz seiner nahen Beziehungen zur Slawophilenpartei für einen Gemäßigten galt), geben in dieser Rücksicht eine Auskunft, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Was Koschelew in seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift vom November 1866 sagte, gilt der Hauptsache nach noch gegenwärtig:

„Nach der übereinstimmenden Ansicht aller Russen, kann Polen ohne Schaden für sich selbst und für Rußland nicht mehr selbständig existiren. Man ist darüber einig, daß es einen Theil Rußlands bilden müsse, und daß dessen Gesetze und Einrichtungen nach Möglichkeit auf alle Theile des Reichs auszudehnen sind. . . . Ueber die Mittel, die behufs Erreichung dieses Zieles in Polen zur Anwendung zu bringen sind, gehen die Meinungen dagegen auseinander. Nach Ansicht der Einen können milde und versöhnende Maßregeln zu nichts führen, und kommt es darauf an, den unzweifelhaft russenfeindlich gesinnten Adel dieses Landes niederzuwerfen, zu ruiniren und auszurotten. Alle auf polnisch-aristokratischen Traditionen beruhenden Einrichtungen sollen beseitigt, die Bauern als Feinde des Adels und als Leute, die Alles von Rußland erwarten, begünstigt und gekräftigt und die zumeist von Juden bewohnten Städte durch diesen letzteren gewährte Zugeständnisse in das Interesse der neuen Einrichtungen gezogen werden. Von dieser Seite wird zu radicalen Maßregeln gedrängt und jede Rücksicht auf die, mit einer Schädigung vorhandener Interessen verbundenen Gefahren als unbegründet angesehen. Sofort und unverändert sollen russische Gesetze und Einrichtungen einschließlich derjenigen ausgeführt werden, die sich an der eignen Stätte ihres Ursprungs nicht bewährt haben und einer Umgestaltung entgegen gehen; alle irgend wichtigen Stellungen aller Verwaltungszweige in Polen sollen ausschließlich mit Russen besetzt, die Vorschriften des Kriegszustandes ihrem ganzen Umfange und mit allen ihren Härten aufrecht erhalten werden. Die materielle Gewalt soll mit einem Worte die Grundlage unserer Herrschaft in Polen bleiben.

„Im Gegensatz dazu rathen die Andern friedliche Mittel an. Sie sind der Meinung, daß ein . . . . so hoch entwickeltes, auf eine tausendjährige nationale Geschichte zurückgehendes Land wie Polen, nicht ohne Weiteres und binnen kurzer Frist

Digitized by Google

umgestaltet werden könne, — daß Ueberstürzung, Härte und unverhohlene Feindlichkeit nicht nur nicht zum Ziele führen, sondern die Erreichung derselben verzögern würden, — daß wir uns über die für uns verfügbaren Mittel und über den Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Russen, die die polnischen Beamten zu ersetzen vermöchten, ebenso wenig täuschen dürften, wie über den Mangel an Capitalien, aus denen das vernichtete Capital des polnischen Adels ersetzt werden könnte; daß die polnischen Einrichtungen trotz ihrer Mängel den Vorzug haben, den dortigen Verhältnissen zu entsprechen, — daß unsere russischen Institutionen mit zu zahlreichen Mängeln behaftet seien, um unverändert angewendet werden zu können; ... daß die Anwendung materieller Gewalt nur zeitweise von Nutzen sein könne und daß bereits erreicht sei, was mit derselben überhaupt erreicht werden konnte .... daß das Polenthum durch ihm zugewendete materielle Vortheile gewonnen werden müsse, daß es zur Assimilation dieses Landes wahrhaft staatsmännischer, unparteiischer, maßvoller und wohlüberlegter Maßregeln bedürfe, — daß weite Kreise der polnischen Gesellschaft des revolutionären Treibens überdrüssig und zu friedlicher Unterwerfung unter Rußland bereit seien u. s. w."

Von ihrer früheren Schärfe haben diese Meinungsverschiedenheiten über die „Methode" der Pacificirung des ehemaligen Königreichs im Laufe der seitdem vergangenen achtzehn Jahre natürlich verloren, — daß sie jedoch in ihrem Wesen auch noch gegenwärtig fortbestehen, beweist (von allem Uebrigen abgesehen) die Verschiedenheit der von den einzelnen Oberverwaltern des Landes (Graf Kotzebue, Albedinski und Gurko) befolgten Praxis. Innerhalb der Kreise des höheren polnischen Adels ist man damit genugsam bekannt, um mehr als eine milde Handhabung der einmal bestehenden Verwaltungsvorschriften überhaupt nicht zu erwarten. Zur Herbeiführung einer solchen soll der Versuch gemacht und außerdem mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß Polen allen revolutionären Bestrebungen abgeneigt und von der Ansteckung durch den russischen Nihilismus frei geblieben sei. — Dem Erfolge dieser Bemühungen sehen die Betheiligten mit lebhafter Spannung, wenn auch mit dem Bewußtsein entgegen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt ein der Erfüllung ihrer Wünsche wenig günstiger ist. Die zu Anfang des vorigen Jahres erfolgte Wiederbesetzung der katholischen Bischofsstühle in Polen und den ehemals polnischen Ländern hat das Mißtrauen der Nationalen gegen die „fremden" Elemente in den westlichen Provinzen über das gewohnte Maß hinaus verschärft und durch das energische Vorgehen einiger dieser Prälaten (z. B. des Bischofs von Shitomir) gerade in letzter Zeit neue Nahrung erhalten. Weil die Begriffe Pole und Katholik von Alters her in Rußland identisch sind, spielen die confessionellen Gegensätze eine politisch außerordentlich wichtige Rolle; dem gemeinen Manne erläutern sie die Bedeutung der Nationalität, dem Gebildeten bieten sie die Möglichkeit, seine politischen Absichten in ein populäres Gewand zu kleiden und die Unterstützung des Clerus für Dinge in Anspruch zu nehmen, die mit Kirche und Religion an und für sich nichts zu thun haben. In dem gegenwärtigen Leiter der russischen Oberkirchenbehörde besitzt die Partei derjenigen, die weder von principiellen noch von praktischen Zugeständnissen an das Polenthum etwas wissen wollen, überdies einen mächtigen Verbündeten. Ob seit der Niederschlagung des polnisch-littauischen Aufstandes gleich zwanzig Jahre vergangen sind, steht die Mehrzahl der Gebildeten noch immer unter dem Eindruck der damals gewonnenen Eindrücke und des großen Antheils, den der katholische Clerus an der letzten nationalen Erhebung „im Weichselgebiete" genommen.

Zeitlich traf diese wichtige Krisis in der neueren russischen und osteuropäischen Geschichte bekanntlich mit der Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges zusammen. Kein Vergleich war damals in den Kreisen der Moskauer Patrioten beliebter, als derjenige zwischen der sklavenbefreienden Mission der amerikanischen Nordstaaten und den analogen Aufgaben, welche Rußland dem polnisch-littauischen Bauernthum gegenüber zu erfüllen habe. Zwischen den Sklaven-Baronen Virginiens und den Warschauer Magnaten sollte eine ebenso merkwürdige Aehnlichkeit bestehen, wie zwischen den Carpetbaggers und dem „missionaren" Beamtenthum der Miljutin'schen Schule und zwischen

Digitized by Google

Herrn Ulysses Grant und dem Fürsten Tscherkassky. — Die Versöhnung zwischen den Parteien, die sich damals jenseit des Weltmeeres bekämpften, hat nahezu zwei Decennien in Anspruch genommen, und ob sie gleich noch heute nicht als vollständig angesehen werden kann, hat sie doch ungleich größere Fortschritte gemacht, als die russisch-polnische Aussöhnung. Nach den Meldungen, die während des letzten Monats aus Nord-Amerika eingegangen sind, kann für ausgemacht angesehen werden, daß die Partei der Sieger von 1865 endlich abgewirthschaftet hat, und daß die mit den Demokraten verbündeten Reform-Republikaner dem Gouverneur Cleveland bei der nächsten Präsidentenwahl zum Siege über den Vertreter der Grant'schen Tradition, den Professions-Politiker Blaine verhelfen werden. Es darf zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gezählt werden, daß die Partei, welcher die Union ihre Erhaltung und die Befreiung von der Schmach der Sklaverei verdankt, die Nothwendigkeit einer sittlichen Erneuerung des nordamerikanischen Staatslebens selbst erkannt und die Durchführung derselben freiwillig zu ihrer eigenen Angelegenheit gemacht hat. Ihre Herrschaft wird nächstens ein Vierteljahrhundert gedauert haben, — ein Vierteljahrhundert, das die alte Signatur amerikanischer Entwicklung unkenntlich verändert und zu dem alten Uebel der Corruption das neue Uebel einer gefährlichen Verschärfung der socialen Gegensätze gefügt hat. Die Herrschaft der Mittelclassen der Gesellschaft und die vielgerühmte Erhaltung einer flüssigen Grenze zwischen den Besitzlosen und dem kleinen Farmerthum sind durch die vorschreitende Ungleichheit der Besitzverhältnisse und durch die Verwahrlosung des jedes staatlichen Schutzes entbehrenden Arbeiterstandes längst zu Worten ohne Inhalt geworden, weite Schichten der Bevölkerung in einen leidenschaftlichen Gegensatz gegen die bestehende Ordnung getrieben worden. Eine Fortdauer des bisherigen Systems rücksichtsloser Ausbeutung des Parteivortheils und gewissenloser Auslieferung der öffentlichen Interessen an die der jeweiligen Regierung verbündeten großen Unternehmer und Erwerbsgesellschaften hätte zu vollständiger Entwürdigung der staatlichen Autorität und zur Erstarkung der Umsturzpartei geführt, die seit Jahren in beständiger Zunahme begriffen gewesen ist und durch die Abwendung der besseren bürgerlichen Elemente von der politischen Thätigkeit eine stärkere Unterstützung erhalten hatte, als irgendwo in Europa. — Aeußerlich ist es bei der Feststellung der Reformcandidatur Cleveland ähnlich zugegangen, wie seiner Zeit bei dem Sturz der vieljährigen demokratischen Parteiherrschaft. Wie damals die Demokraten, so theilen sich gegenwärtig die Republikaner in zwei Fractionen, deren *eine* die alte Wirthschaft auf die Spitze treiben will, während die *andere* die Unmöglichkeit einer Fortsetzung derselben anerkennt, — zwischen den *Motiven* der früheren und der jetzigen Spaltung besteht dagegen ein höchst erfreulicher Unterschied. Möchte es den mit den gemäßigten Elementen der alten demokratischen Partei verbündeten Reform-Republikanern gelingen, das ungeheure Maß von Uebeln zu bewältigen, das sich während des zwanzigjährigen Regimentes der aus Vorkämpfern der Freiheit zu Staatsausbeutern bedenklichster Art gewordenen Sieger von 1865 aufgehäuft hat!

Digitized by Google

Hälfte der Arbeit vollbracht. Der Kritik der reinen Vernunft setzt Dilthey gewissermaßen eine Kritik der historischen Vernunft an die Seite; denn begriffen kann die Metaphysik nur werden, wenn ihre Bedeutung in der Geschichte, ihr Zusammenhang mit den anderen Richtungen des geistigen Lebens ergründet worden ist.

In der Auflösung dieses Problems zeigt Dilthey wieder seine, aus früheren Werken zur Genüge bekannte Meisterschaft, die feinsten und innigsten Beziehungen der Gedanken und Empfindungen im einzelnen Menschen und in ganzen Epochen gleichsam zu errathen. Dahin ist besonders die Schilderung der griechischen Geistesentwicklung zu rechnen, in der die Bedeutung der astronomischen und geographischen Theorien, zumal die hier zuerst in ihrer Großartigkeit gewürdigte Stellung des Anaxagoras, hervorgehoben sein mögen. Folgenreicher für die geschichtliche Auffassung dürfte aber wohl kein Abschnitt sein, als der über die mittelalterliche Philosophie. Dürftig genug sind bisher immer die Meinungen der mittelalterlichen Philosophen referirt worden; ob sie eigene ob nachgesprochene Gedanken enthielten, darin machte man kaum einen Unterschied. Diejenigen, welche sich damit nicht begnügten, beuteten vollends das Mittelalter zur Tendenzschriftstellerei aus. Hier sehen wir zum ersten Mal eine wirkliche Durchdringung des mittelalterlichen Gedankenkreises. Dilthey hat uns geradezu erst belehrt, was eigentlich noch in unserm geistigen Besitzstand dem Mittelalter angehört; und höchstens darüber kann ein Zweifel walten, wann die Keime der einzelnen Richtungen anzusetzen sind.

Diese Fülle von Resultaten ist in einem mäßig starken Bande zusammengedrängt und in vollendet klarer Weise abgehandelt. Es zeigt sich wieder an diesem Werke, daß die besten und tiefsten Gedanken schließlich auch die sind, welche sich am präcisesten fassen lassen und am reinsten zu unserm Gefühl sprechen.

Pauli's Aufsätze zur englischen Geschichte.

Aufsätze zur englischen Geschichte von Reinhold Pauli. Neue Folge. Herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Welch' einen Vortheil es einem Historiker gewährt, wenn er „Land und Leute" eines Reiches kennt, dessen Geschichte er ganz oder auch nur theilweise schreiben will, bedarf keiner Ausführung. Daß es für einen Geschichtschreiber eines fremden Landes ein positiver Gewinn ist, wenn er die leitenden Persönlichkeiten an Ort und Stelle beobachtet und in ihrer nationalen Umgebung hat agiren sehen, sobald er die kaum verschwundene Gegenwart im geschichtlichen Bilde festhalten will, bedarf noch weniger eines Nachweises. Den nationalen Vorurtheilen der eigenen Heimath entwachsen und nicht in die das Auge trübenden politischen Parteiungen der Fremde verstrickt, wird er die Zusammenhänge der Entwicklung reiner erfassen als ein Mithandelnder und sie lebendiger darstellen, als ein ganz Unbetheiligter, der die Vorgänge nur durch schriftliche Vermittlung kennen gelernt hat.

Wir Deutsche dürfen uns rühmen, eine Zahl Historiker besessen zu haben und noch zu besitzen, welche das moderne Leben fremder Nationen auf Grund eigener Anschauungen und vollkommenster Kenntniß der gesammten Vorbedingungen derselben dargestellt haben. Männer, wie H. Reuchlin, R. Pauli und K. Hillebrand, um nur einige der Besten zu nennen, hat keine Nation uns gegenüber aufzuweisen. Denn welcher Italiener wäre so tief in das deutsche Wesen eingedrungen, wie jener schwäbische Theologe in die italienischen Dinge der Neuzeit? Kein Franzose gebietet auch nur annähernd über eine solche Kenntniß Deutschlands nach allen Seiten hin, wie sie Karl Hillebrand von Frankreich besitzt. Und welcher Engländer gar wäre im Stande, sich mit dem vor wenigen Jahren verstorbenen Göttinger Historiker zu vergleichen und zu behaupten, er kenne Deutschland so gut, wie R. Pauli England und seine Geschichte gekannt habe? Wird es doch nur sehr wenige Engländer überhaupt geben, die sich

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Januar und Februar 1884. 1. Band, Nr. 4/8. Leipzig, In Commission bei F. A. Brockhaus.

Ruzinger. — Es fein K nit. Oberbayerische Gedichte von Peter Rupprer. Mit zwölf Illustrationen. München, Caesar Fritsch. 1884.

Berkow. — Im Seitenwillen. Roman von **Karl Berkow.** 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

Berlin. — Die Bewegung der Bevölkerung der Stadt Berlin in den Jahren 1869 bis 1878. Im Auftrage der städt. Deputation für Statistik herausgegeben von Richard Böckh, Director des statist. Amts der Stadt Berlin. Berlin, Commissionsverlag von L. Simion. 1884.

Bibliothek für Ost und West. Band 8: **Neue Lebensmärchen.** Von Alfred Friedmann. Band 9: Der geistliche Tod. Von Emil Marriot. Band 10: Vor fünfzig Jahren. Von Emerich Nanzoni. Band 11: Eine Wienerin in Paris. Von Clara Schreiber. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel. 1884.

Brenning. — Geschichte der deutschen Litteratur. 5. Lfg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Bulletin de Correspondance africaine. Troisième année 1884. Fascicule III. Alger, Imprimerie de l'association ouvriere, P. Fontana & Cie. 1884.

Dahn. — Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Mit Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Lfg. 2/6. Kreuznach, A. Voigtländer. 1884.

Der deutsche Pionier. — Erinnerungen aus dem Pionier-Leben der Deutschen in Amerika. Band 16 Heft 5. Cincinnati, Herausgeg. vom „Deutschen Pionier-Verein".

Doherty. — Philosophie organique: L'homme et la nature. Par Dr. Hugh Doherty. Paris, Emile Perrin.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. Erster Jahrg. 1. Bd. Der Hottentottenritter. Von Georges Ohnet. 1. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 1884.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgegeben und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 8. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's Geogr. Institut.

Gewerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1884. 23. Jahrg. Lfg. 7/9. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Grieben. — Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen von Hermann Grieben. Dritte, vermehrte Aufl. Mit dem Bildniß des Verf. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1884.

Grove. — A dictionary of music and musicians by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by Sir George Grove. Vol. IV. London, Macmillan and Co. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 26/30. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Hellwald. — Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustrationen. 1. Hft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Lfg. 46/47. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Holz. — Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Hymand. — Novellen von Louis Hymand. Mit Bewilligung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Clara Mohr. Leipzig, J. G. Findel. 1884.

Joël. — Gegen Gildemeister. Herrn Prof. Gildemeister's Gutachten über den jüdischen Ritualcodex (Schulchan Aruch) und das Berechtigniß der Juden zu bemelden. Kritisch beleuchtet von Dr. M. Joël. Breslau. S. Schottlaender. 1884.

Kaden. — Die Riviera von **Prof. W. Kaden** und **Maler** Hermann Reftel. 8. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Klaczko. — Julian Klaczko's Florentiner Plaudereien. (Von der französischen Akademie gekrönt.) Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel. 1884.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Bürkner u. C. H. Fischer. W. Krauskopf ꝛc. ꝛc. XXI, XXIII. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. 1884.

Morsch. — Ins Algäu! Reiseerinnerungen aus dem bayrischen Hochgebirge von J. B. Morsch. Straßburg, R. Schultz & Comp. 1884.

Müller. — Bis zum letzten Athemzuge! Eine Streitschrift nach verschiedenen Richtungen von Moritz Müller-n. Zweiter Abdruck. Pforzheim, G. Teiffs. 1884.

Olpp. — Angra Pequena und Groß-Namo-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert von Johannes Olpp. Mit einem Vorwort von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Herero- und Nama-Landes. Gütersloh, R. B. Friderichs. 1884.

Perrot. — Geschichte der Kunst im Alterthum von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autoris. d. Aug. Aegyptен, bearb. von Dr. R. Pietschmann. Mit 602 Abbild. etc. Lfg. 22/24. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Post, — Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte. Leitgedanken für den Aufbau einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf socielogischer Basis von Albert Hermann Post. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1884

Reber. — Geschichte der neueren deutschen Kunst. Nebst Excursen über die gesammte Kunstentwicklung der übrigen Länder germanischen und romanischen Stammes. Unter Mitwirkung von F. Pecht bearbeitet von Franz von Reber. 2. Aufl. 3. Bde. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Sailer. — Bilder aus dem Bayerischen Hochgebirge nebst Beschreibung der hervorragendsten Orte von Ludwig Sailer. München, in Commission bei Caesar Fritsch. 1884.

Scherer. — Emanuel Geibel. Von Wilhelm Scherer Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Schrammen. — Bilderatlas. Charakteristik aller aus der Sage und Geschichte des preußischen Herrscherhauses. Zusammengestellt von Johannes Schrammen. 9. Lfg. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1884.

Seib. — Vom Wald. Zwei neue Dichtungen von Heinrich Seidel. Berlin und Leipzig, Otto Hurrifius. 1884.

Telmann. — Im Hochland. Novellen von Konrad Telmann. Dresden. H. W. Steffens.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde, Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. 2. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. G. Poforny. 16/28. Lfg. Leipzig, G. Freytag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. 4 5. Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1884.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1885. Achtundvierzigster Jahrgang. Oldenburg, Schultze'sche Hofbuchhandlung.

Voß. — Unehelich Volk. Trauerspiel von Richard Voß. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Waitzmann. — Das Interesse. Sein Wesen und seine Bedeutung für den Unterricht. Eine Zöller-Studie von A. Waitzmann. Hannover, Carl Meyer. 1884.

Wissen der Gegenwart, das, — Bd. XXV: Das Geld. Geschichte der Umlaufsmittel von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart von Max Wirth. Bd. XXVI: Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Von Ernst Otto Hopp. Bd. XXVII: Die Kometen und Meteore in allgemein fasslicher Form dargestellt von Prof. Dr. W. Valentiner. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Wundt. — **Philosophische Studien.** Herausgegeben von **Wilhelm Wundt.** Zweiter Band. 2. Hft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Ywannow. — Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee von J. G. Ywannow. Bern, Rydegger & Baumgart. 1884.

Zeitbewegende Frauen. III. Die moderne Kultur und die Frauen. Eine sociale Studie von Federzani-Weber. Leipzig, Gustav Wolf. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Das Kind aus Asien.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

I.

Mit dem Abendzuge von Ostende kam auf dem Kölner Bahnhofe ein Reisender an, dem es sofort anzusehen war, daß er lange Zeit in einem weit entlegenen, heißen Lande zugebracht hatte. Mehr noch als die gleichmäßige, blühende Röthe des glattrasirten Gesichts verrieth dies der modewidrige Schnitt seines Anzugs, das lose um den weiten Hemdkragen geschlungene Halstuch, der Hut, welcher in ganz Deutschland nicht seines Gleichen hatte.

Als der Fremde auf den Perron getreten war, blickte er nach allen Richtungen staunend umher, wie Jemand, der an einem lange nicht besuchten Orte Alles anders vorfindet, als es früher gewesen ist. Viele Zeit zu stiller Betrachtung wurde ihm indessen nicht gelassen; Bedienstete aus verschiedenen Hôtels drängten sich an ihn und streckten die Hände nach dem Gepäckzettel aus, den er um den Mittelfinger der linken Hand gewickelt hatte. Suchend blickte er von dem Einen zum Andern und las die Firmen an den Mützen; endlich leuchtete es freudig in seinen Zügen auf und er winkte einen alten Mann zu sich heran, der sich bescheiden im Hintergrunde hielt, als ob er sich nicht getraue, einem Reisenden dieses Kalibers ein Quartier in seinem Hôtel anzubieten. Die Collegen rümpften die Nase, als der Graubart schmunzelnd mit der unerwarteten Beute abzog, um ihn zu dem einspännigen Rumpelkasten zu geleiten, der schon seit undenklichen Zeiten die spärlichen Kunden eines Gasthofes dritten Ranges von und zu den Bahnhöfen und Dampfschiffen beförderte.

Charles ter Veen schien mit seinem selbstgewählten Loose äußerst zufrieden. Mit unverkennbarem Wohlbehagen machte er es sich in dem Fuhrwerk so bequem, als es die Enge desselben zuließ. Auch störte ihn kein Fahrgenoß in seinen angenehmen Gedanken; ganz allein wurde er mit seinen unförmlichen Gepäckstücken, die den Wagen unterwegs beinahe zum Umschlagen gebracht hätten, an der Thüre des bescheidenen Gasthofes von einem ältlichen Kellner empfangen.

Digitized by Google

Ter Veen ließ, eh' er eintrat, seine hellgrauen Augen über die Façade des Hauses schweifen und nickte befriedigt. Hier wenigstens war Alles unverändert; das breite grüne Schild mit den blanken Messingbuchstaben prangte, genau wie früher, über der Hausthüre, und so einladend wie je streckte sich die verschnörkelte Laterne mit ihren rothen und grünen Gläsern in die Straße hinaus.

Nach wenigen Minuten fand sich der Reisende mit seinen Koffern wohlgeborgen in Nummer Zwei, dem Staatszimmer des Hauses. Doch nahm er sich keine Zeit, die traurig verblaßte und abgenutzte Ausstattung dieses ehemaligen Prunkgemachs näher in Augenschein zu nehmen; kaum hatte er nothdürftig den Staub von Gesicht und Händen abgewaschen und war eiligst ein paar Mal mit der Bürste über den Kragen seines Rocks gefahren, als er schon wieder das Zimmer verließ und dem Ausgange zur Straße zueilte.

Der Wirth, inzwischen von der Ankunft des vielversprechenden Gastes unterrichtet, verlegte ihm den Weg und lud ihn ein, in den Speisesaal zu treten. Ter Veen erinnerte sich, daß er hungrig sei. Der Ausgang, den er im Begriff stehe zu machen, gab er zu, sei am Ende so eilig nicht und könne um eine halbe Stunde verschoben werden.

Im Speisesaal sich niederlassend, worin er der einzige Gast war, setzte er die Unterhaltung mit dem Wirthe fort. Es war ihm sichtlich ein Bedürfniß, sich gegen irgend Jemand auszusprechen. Er sei zwar kein Kölner Kind, erzählte er, doch habe er seine Lehrzeit hier verbracht und betrachte die alte Stadt am Rhein, die ihm damals viel Gutes geboten, als seine eigentliche Heimath. Lange Zeit sei er in der Fremde gewesen — auf Java; nun habe er genug gearbeitet und wolle im Vaterlande sein Leben genießen. Zunächst liege ihm am Herzen, etwas von dem Schicksale einer Familie zu erfahren, in deren Haus er die Anfangsgründe seines Metiers erlernt habe. Vielleicht sei der Wirth im Stande, ihm Auskunft darüber zu geben.

„Die Großkopf'sche Handlung," fuhr Charles ter Veen fort, „befand sich damals unweit Ihres Hôtels, in der Nudelgasse. Oft hat mich mein Weg hier vorüber geführt, wenn ich Packete austragen mußte. Ja, ich will nur bekennen, daß ich mir's dazumal als den höchsten Zustand von Glückseligkeit vorgestellt habe, in diesem Hause einmal logiren zu können. Lange hat's freilich gedauert, bis ich soweit gekommen bin; aber schließlich habe ich's doch erreicht."

Und mit fröhlich aufblitzenden Augen sah Charles in dem dürftig ausgeschmückten, stark verräucherten Raume umher.

„Wie werde ich wohl das Ehepaar Großkopf antreffen!" begann er wieder. „Es waren herzensgute, brave Leute, die den wenig anstelligen Jungen aus dem Bergischen, der ihnen plötzlich ins Haus schneite, mit großer Freundlichkeit behandelt haben. Auch Kinder waren im Hause: zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Namentlich des letztern erinnere ich mich noch sehr lebhaft. Christine hieß sie; es war ein hübsches Kind, mit einem Gesicht, wie es eine Puppe hat, wenn sie neu und frisch aus dem Kasten kommt; ein herziges Ding. Ob sie wohl noch in dem kleinen Hause in der Nudelgasse lebt? Die Eltern werden grau geworden sein; am Ende hat sie mit dem Bruder das Geschäft übernommen und steht in diesem Augenblick im Laden und wiegt Zucker und Käse, Kaffee

Digitized by Google

und Rosinen aus. Wenn ich dies nur gewiß wüßte: ich liefe gleich hinüber und kaufte ihr sämmtliche Vorräthe ab; ein Schubfach nach dem andern, eine Büchse nach der andern sollte sie mir ausleeren. Schließlich würde sie stutzig werden; sie würde mich aufmerksam ansehen und den Karl erkennen, den Karl von ehedem!"

Erregt von dieser Vorstellung sprang ter Veen auf, durchmaß einige Male das Zimmer mit großen Schritten, griff dann nach seinem Hut und ging zur Thüre.

Inzwischen hatte der Wirth aus seinem Gedächtniß Alles zusammengesucht, was ihm über die Familie Großkopf zur Kunde gekommen war. Jetzt hielt er den Enteilenden zurück; die Gesuchten seien längst aus der Nachbarschaft verschwunden, sagte er; was er von denselben wisse, stehe übrigens gern zu Diensten.

Enttäuscht hing Charles ter Veen seinen Hut wieder an den Haken. Rasch brach indessen seine sanguinische Natur wieder durch. „Erzählen Sie!" bat er; „aber nicht trockenen Mundes; das ist hier am Rheine nicht der Brauch."

Er schenkte dem Wirthe ein, legte die Hände um das emporgezogene Knie und ließ den Teller Suppe unberührt, der soeben vor ihm niedergesetzt worden war.

Jener hob an: „Ich habe dies Haus vor etwa zehn Jahren käuflich übernommen. Damals schon war das Großkopf'sche Geschäft in andere Hände übergegangen; doch redete man noch zuweilen hier an den Tischen von dem merkwürdigen Schicksal jener Familie. Seitdem hat man über so viele andere Dinge zu sprechen gehabt, daß die traurige Begebenheit ziemlich vergessen sein wird."

Ter Veen verspürte plötzlich ein Gefühl der Trockenheit im Halse; er trank hastig einen Schluck Wein und nahm dann seine vorige Stellung wieder ein.

„Den Großkopfs ist nämlich ein sehr ansehnlicher Lotteriegewinn zugefallen," fuhr der Wirth fort, „der den Leuten nicht zum Glück ausgeschlagen ist. Der Kaufmann Großkopf ist bald nachher im Irrenhause gestorben, und seiner Frau hat eine Wärterin beigegeben werden müssen, die sie auf Schritt und Tritt begleitete, damit sie nicht Alles kaufte, was sie in den Schaufenstern Hübsches ausliegen sah. Der Sohn wollte sie gerichtlich entmündigen lassen; das aber hat die kleine Christine zu hintertreiben gewußt."

„Bravo!" rief Charles enthusiastisch aus. „Das sieht dem Mädchen ähnlich! Ein gutes Herz hat sie immer gehabt. Die Mutter entmündigen lassen, die eigene Mutter — das glaub' ich wohl, das hätte Christine Großkopf niemals zugegeben!"

Auf einen Wink des Herrn entfernte der Kellner die kalt gewordene Suppe. Ter Veen achtete nicht darauf in seiner Begeisterung über das Verhalten der Jugendfreundin.

„Der junge Großkopf," berichtete der Wirth weiter, „brauchte nicht lange zu warten, bis ihm der Haufen Geld in die Hände fiel, nach dem sein Sinn stand. Eines Morgens fand man die Mutter todt im Bett, und sofort begann Johannes, oder, wie er allgemein in der Nachbarschaft hieß, das Hänneschen, ein überaus flottes Leben zu führen. Durch seine tollen Streiche, namentlich in der Carnevalszeit, erwarb er sich damals eine gewisse Berühmtheit. Nun, Sie können sich denken, welchen Verlauf es mit ihm nahm. Die neuen Kumpane,

Digitized by Google

die sich an ihn drängten, rupften den Leichtsinnigen nach besten Kräften; zu allem Ueberfluß hängte er sich an ein Frauenzimmer vom Theater, die das Geldausgeben noch besser verstand, als er selbst — kurz, nach unglaublich kurzer Zeit war das große Erbtheil zerstoben und der Thunichtgut verschwand nach Amerika."

Das Schicksal von Johannes Großkopf schien Charles wenig zu interessiren. Erwartungsvoll blickte er noch immer auf die Lippen des Erzählers, als ob das Wichtigste erst kommen müsse. Als der Wirth indessen, sein Glas erhebend, mit einem respectvollen „Viel Glück in der Heimath" zu erkennen gab, daß er am Ende seines Wissens angekommen sei, blieb Charles nichts übrig, als direct nach dem Verbleib von Fräulein Christine zu fragen.

„O, Fräulein Großkopf!" rief der Wirth. „Die hat das Ihrige zu hüten gewußt; sie hat es zu etwas gebracht in der Stadt. Wenn einmal in der Zeitung ein Aufruf erscheint um Geldspenden für irgend einen guten Zweck, so steht unfehlbar auch der Name von Christine Großkopf darunter. Während des letzten Krieges ist sie als Oberin vom rothen Kreuz unglaublich geschäftig gewesen; sie ist auch hernach von der Kaiserin decorirt worden. In einem anderen Stadtviertel hat sie sich nach der Mutter Tod angekauft. Ein sauberes Haus bewohnt sie und hat den feinsten Verkehr."

Charles ter Veen saß still und ließ den Kopf hängen. Durch die letzten Mittheilungen des Wirthes mußten wohl einige Illusionen zerstört worden sein, die er in seinem javanischen Erdwinkel genährt hatte, und die ihm ans Herz gewachsen waren. Endlich wandte er sich mit einem leisen Seufzer zum Tische und begann schweigend die Speisen zu verzehren, die ihm jetzt rasch nacheinander servirt wurden. Nach dem letzten Gange erhob er sich, nahm seinen Hut und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

Kaum sah er um sich, als er die Straße erreicht hatte. In tiefen Gedanken verfolgte er seinen Weg; trotz Allem, was er vernommen, zog es ihn dennoch nach jenem Laden hin, worin er einst seinen Eintritt in die große Welt gemacht hatte. Nun stand er in der Nudelgasse und suchte mit träumerischen Augen nach den beiden Fenstern mit kleinen, grünlichen Scheiben in zerbröckelnden Holzrahmen, hinter denen ehemals eine Auslese aus den Großkopf'schen Vorräthen ausgestellt zu sein pflegte. Er fand sie nicht mehr; aus den beiden Fenstern war eins geworden, ein colossales Fenster mit einer einzigen farblosen Glastafel als Scheibe. Und wie verlockend präsentirten sich dahinter, im Lichte von sechs Gasflammen, die ausgelegten Waaren! Charles dachte daran, wie er einst selbst hinter herabgelassenen staubigen Vorhängen die Ausstellung in den Schaufenstern hatte anordnen müssen. Eine mühselige Arbeit war's gewesen für ihn, eine Arbeit, die den Unbeholfenen meist bis gegen Mitternacht in Anspruch nahm und die ihm, trotz aller aufgewandten Mühe, niemals ein Lob von dem Prinzipal einbrachte. Freilich: sein Nachfolger verstand es besser, das mußte er gestehen. Aber welche Materialien standen diesem Nachfolger auch zu Gebot! Er, Charles ter Veen, hatte keine chinesische Theekiste zur Verfügung gehabt, keine Ingwertöpfe, keine Kistchen und Kästchen mit Feigen, Brünellen, Datteln und Tafelrosinen; er konnte nicht links eine Pyramide aus Büchsen mit conservirten

Digitized by Google

Gemüsen errichten und rechts eine solche aus Stearinkerzen. Wie hatten sich doch die Zeiten verändert!

Hier, vor dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger, kam Charles erst zum vollen, peinlichsten Bewußtsein der Wirklichkeit. Auf Grund von Jugenderinnerungen, die wunderbar frisch in ihm geblieben waren, hatte er sich in Gedanken seine Zukunft in Deutschland ausgestaltet, während unter den Tropen die Gegenwart kaum beachtet an ihm vorüberstrich. Und nun fand er Alles anders, als es in ihm lebte — Alles. Christine, mit deren jugendlichem Bilde seine Phantasie Jahre lang gespielt hatte, die er in dem alten Laden hatte überraschen wollen wie der Prinz im Märchen die arme Schäferin, die Genossin seiner kummervollen Jugend, — Christine war hinaufgewachsen in eine Sphäre, die über der seinigen lag; er konnte sie nicht beglücken, wie er geträumt hatte; eine Fremde war sie ihm plötzlich geworden, zu welcher er sich einen neuen Weg mühsam suchen mußte. —

Beklommen kehrte der arme Javane dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger den Rücken und wanderte in sein Hôtel zurück. Er forderte ein Licht und begab sich schnurstracks auf sein Zimmer. In dem breiten Himmelbett ward ihm, während er über das soeben Gehörte nachsann, allmälig hoffnungsvoller zu Muth; doch waren seine Träume schwer und ängstlich und versetzten ihn nacheinander in eine Reihe von unangenehmen Situationen, aus denen kein Entrinnen möglich schien.

II.

In dem Hause, welches Christine Großkopf bewohnte, befand sich am nächsten Morgen gegen elf Uhr in einem Saale des Erdgeschosses eine Anzahl junger Damen, die unter Christinens Anleitung Gegenstände verschiedener Art, meistens weibliche Handarbeiten, unter sich vertheilten. Es waren dies die bei Christine eingelaufenen Gaben für einen Wohlthätigkeitsbazar, in welchem die jungen Damen als Verkäuferinnen zu fungiren übernommen hatten. Jede derselben hegte natürlicher Weise den Wunsch, ihren Tisch zu einem der bestausgestatteten zu machen, und bei Artikeln von hervorragendem Werth war die Concurrenz eine sehr lebhafte. In der Regel mußte dann Christine um ihre Entscheidung angegangen werden, der sich die Streitenden ohne Widerrede fügten.

Als einmal wieder auf solchen Tumult eine Stille folgte, hörte man draußen, ganz in der Nähe der Thür zum Flur, einen lauten Wortwechsel. Ein Besucher wollte sich nicht durch die Magd zurückweisen lassen; man konnte im Saale deutlich verstehen, daß er mit Heftigkeit darauf bestand, zu Fräulein Großkopf geführt zu werden.

Christine kannte die Stimme nicht; doch empfing sie häufiger Besuche von Fremden, die sich aus ihrer Erfahrung Rath holten, oder sie für ein gemeinnütziges Unternehmen zu interessiren wünschten. Sie bat eine der jungen Damen, den Herrn um seine Karte zu ersuchen und ihn dann in ihr Arbeitszimmer führen zu lassen, wo er einige Minuten auf sie warten möge. Kaum indessen war diese hinausgetreten und hielt noch die Thürklinke in der Hand, als sie in das Zimmer zurückgedrängt wurde und an ihr vorbei Charles ter Veen eintrat,

Digitized by Google

in dem gestrigen Anzuge und mit dem nämlichen rothen Halstuche; neu hinzugekommen waren noch ein Paar veilchenfarbene Handschuhe mit einer hellgelben Stickerei, die er sich soeben als äußerst modern hatte aufschwatzen lassen.

Der Javane war zu sehr erregt, um außer Fassung zu gerathen, als er sich plötzlich in der Mitte eines Kreises von Damen befand, deren Augen sämmtlich mit unverhohlenem Staunen auf ihn gerichtet waren. Im Nu hatte er seine ehemalige Freundin aus dem Schwarm herausgefunden. Wenig nur, so schien es ihm, hatte sich das Gesicht der kleinen Christine in all' den Jahren verändert. Allerdings fiel ihm, bei dem ersten Blick schon, eine gewisse Starre und Unbeweglichkeit ihrer Züge auf, die ihn befremdete; die Augen aber, die Vergißmeinnicht-Augen, die jetzt fragend auf ihm ruhten, waren die alten, wohlbekannten Augen, freundlich ernst wie ehedem.

Charles ter Veen's gutmüthige Züge verklärten sich förmlich vor Freude, als er die Gesuchte leibhaftig vor sich erblickte; mit ausgestreckter Hand schritt er auf sie zu. Unwillkürlich wich Christine zurück; das Aeußere des auf so unmanierliche Weise Eingedrungenen kam ihr verdächtig vor; sie wußte nicht, was sie aus dem hanswurstartig Bekleideten machen sollte.

Betroffen blieb Charles stehen. „Ach, Sie kennen mich nicht mehr," kam es traurig von seinen Lippen.

Christine schüttelte den Kopf. „Wollen Sie nicht die Güte haben, mir Ihren Namen zu nennen," bat sie.

„Aber ich bin ja der Karl, der Karl ter Veen — wissen Sie nicht mehr, erinnern Sie sich nicht mehr — aus dem Geschäfte in der Nudelgasse — aus Großkopf's Handlung —"

Die kleine Dame strich sich langsam mit der runden Hand über die Stirn. Allmälig kam ihr eine dunkle Erinnerung. „Ich entsinne mich freilich," sagte sie, „aus meiner Mädchenzeit eines Lehrburschen, der einen ähnlichen Namen führte. Wenn ich nicht irre, so kam er aus dem Bergischen zu uns, ein geschwisterloses Waisenkind, meinem Vater von alten Freunden empfohlen."

Charles ter Veen nickte lebhaft.

„Der junge Mann war von holländischer Abkunft, meine ich," fuhr Christine sinnend fort. „Nach beendeter Lehrzeit wurde er von einem Anverwandten, einem Schiffscapitän, zu einer der holländischen Colonien hinausgenommen. Seitdem hat zwischen ihm und uns keine Verbindung mehr bestanden; er hat uns nicht, wir haben ihm nicht geschrieben."

Beschämt blickte Charles zu Boden. In Briefwechsel mit der still Verehrten zu treten, daran hatte der Schwärmer nie gedacht.

„Dieser Lehrling also waren Sie? Nun, der Erscheinung nach haben Sie sich in den Tropen recht eingelebt."

Einige der jungen Damen kicherten.

„Ich meine damit," erläuterte Christine, „daß Sie wohl aussehen, wohler, als gemeiniglich die Europäer auszusehen pflegen, die eine Reihe von Jahren im heißen Klima zugebracht haben. Es wird mich interessiren, Herr ter Veen, einmal zu gelegenerer Zeit etwas von Ihren Erlebnissen zu hören."

Als Charles mit diesen Worten kurzer Hand verabschiedet wurde, malte

Digitized by Google

sich in seinen Zügen eine solche Enttäuschung, daß Christine Mitleid mit ihm empfand.

„Oder besser noch," setzte sie hinzu, „wenn Sie nichts zu versäumen haben und in meinem Cabinet verweilen wollen, bis wir hier mit unserm Geschäft fertig sind, so wird es mir dann ein Vergnügen sein, ein Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern."

„O, ich habe nicht das Mindeste zu thun," fiel Charles rasch und freudig ein. „Ich werde warten, bis Sie kommen; auch brauchen Sie sich um meinetwillen durchaus nicht zu beeilen."

„So treten Sie hier ein, Herr ter Veen, wenn ich bitten darf; ich werde Sie nicht gar zu lange allein lassen."

Christine, die während dieser Unterredung keine Miene verändert hatte, öffnete die Thür zu ihrem Arbeitszimmer und Charles verschwand darin.

Einen Augenblick blieb Christine, ihm nachsehend, in Gedanken stehen. „Es ist merkwürdig," wandte sie sich zu einer ihrer Vertrauten, „welch' ein zähes Leben bisweilen blinde Zuneigung hat. Dieser Mann ist ein Kind geblieben; die Welt hat nichts über ihn vermocht. Wie er gegangen ist, so kommt er wieder und denkt an die alten Fäden sein neues Gespinnst knüpfen zu können. Wahrscheinlich bin ich die einzige Person, deren er sich noch erinnert; nun stürzt er zu mir in der Arglosigkeit seines Herzens; ich soll mit ihm in alten Geschichten wühlen, mich mit ihm an seinen Erinnerungen aus dem Hause meiner Eltern ergötzen. Nichts anderes kann er wollen; denn was könnte er mir von sich zu erzählen haben? Leute wie er erleben nicht viel; mit dem Inhalt von zehn Jahren ihres Lebens räumen sie in fünf Minuten Conversation auf. Und wenn er mit sich fertig ist, komme ich an die Reihe; dann wird er verlangen, daß ich berichte; ich werde ihm die traurige Geschichte von der Meinigen Tod und Ruin erzählen müssen. Dem Neugierigen Vortrag halten über das eigene Unglück — das thut Niemand gern."

Christine seufzte leise. „An die Arbeit, meine Damen, wenn es Ihnen gefällig ist," bat sie dann.

Während jetzt in aller Stille die Vertheilung der noch verfügbaren Gaben vorgenommen wurde, hatte Charles Muße, sich in dem Arbeitszimmer der vielbeschäftigten Dame des Hauses umzusehen. Es war Alles sehr fein, sehr geschmackvoll in diesem Zimmer: der Teppich, die Möbel, die Nutzgeräthe, die Schmuckgegenstände. Auf dem halb geöffneten Schreibtisch stand eine Statuette von mattvergoldeter Bronze, nach dem Thorwaldsen'schen Christus kunstvoll gearbeitet; über dem Divan an der Längswand hing ein großes Oelbild, Christus und die Ehebrecherin darstellend; der schwere, ovale Mitteltisch war bedeckt mit Druckschriften.

Seltsam muthete den Wartenden diese Umgebung an. Die reiche Ausstattung machte ihn befangen; der Hauch von Religiosität, welcher das Gemach durchwehte, fiel dem Weltkinde auf die Nerven. Er mußte sich eingestehen, daß der Interessenkreis, innerhalb dessen sich Christinens Gedanken bewegten, ihm ein gänzlich fremder sei. Und die Frage drängte sich ihm auf, wie nur seine alte Freundin dazu komme, ihre persönliche Thätigkeit einzusetzen für die Linde-

Digitized by Google

rung der Noth in der Welt. Warum, wenn die Macht der Behörden nicht ausreichend war, um dem Elend abzuhelfen, kaufte sie sich nicht mit einem gelegentlichen Almosen los? Warum überhaupt arbeitete sie noch, sie, die es ja nicht nöthig hatte, und obendrein für Andere? Ganz unbegreiflich war dies dem guten Javanen. In den holländischen Colonien galt der Grundsatz, daß man nur so lange arbeiten müsse, bis man glaube, für seine persönlichen Bedürfnisse genug erworben zu haben; dann aber folge die Festzeit des Lebens, eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen, worin von keinen Pflichten mehr die Rede sein dürfe. Und dieser Grundsatz erschien Charles ter Veen durchaus richtig; auch er hatte danach gehandelt. Fernerhin wollte er keines Menschen Diener sein, er nicht, am allerwenigsten freiwillig, wie es die kleine Dame war, die sich in diesem Zimmer abmühte, die Wohlfahrt von Leuten zu befördern, die sie zumeist nicht kannte und die sie im Grunde gar nichts angingen.

Mit leichtem, raschen Schritt trat Christine ein, winkte Charles, auf dem Divan Platz zu nehmen und ließ sich, ihm gegenüber, auf einen Stuhl nieder.

„Wo sind Sie abgestiegen, Herr ter Veen?"

Charles nannte den Namen seines Hôtels. „Aus alter Anhänglichkeit," fügte er hinzu; „es liegt in der Nähe der Nudelgasse, des alten Ladens."

„Und von den Schicksalen der ehemaligen Bewohner dieses Ladens ist wohl keine Kunde zu Ihnen nach Indien gedrungen?"

„Nein; aber der Wirth hat mir gestern Abend davon erzählt. O Fräulein Großkopf, es ist mir nahe gegangen; es hat mich, kann ich wohl sagen, erschüttert. Am liebsten hätte ich Sie Alle in dem kleinen Hinterstübchen angetroffen vor der großen braunen Kaffeekanne, deren Krahn immer tropfte — wissen Sie noch?"

„Auch ich wohnte dort am liebsten noch, Herr ter Veen — mit Jenen, die todt sind." Sie machte eine Bewegung mit der Hand, wie um dies Thema zu verscheuchen. „Und Sie? Ihnen ist es immer gut gegangen?"

Und nun ereignete sich genau dasjenige, was Christine vorausgesagt hatte. Voll Eifers begann Charles eine Schilderung seiner Erlebnisse zu geben; aber rasch rann der Strom seiner Rede aus; in weniger als fünf Minuten war er mit seiner Erzählung fertig.

„Ich merke," sagte Christine, „das Geschäft hatte Sie verschlungen; dafür hat es Sie aber auch conservirt. Nun haben Sie sich gerettet und wiedergewonnen; werden Sie bei uns bleiben? Hoffentlich hat Ihnen die lange, beschwerliche Arbeit etwas eingetragen —"

„Reich bin ich nicht," antwortete Charles freimüthig; „doch glaube ich, daß mir die Einkünfte aus meinem Vermögen zu einem behaglichen Leben in Deutschland genügen werden."

Er griff in die Seitentasche seines Rocks, holte ein ziemlich dickes Packet hervor, das mit rothem Bindfaden säuberlich eingeschnürt war, und legte es mit einer gewissen Feierlichkeit vor Christine auf den Tisch nieder.

„Was haben Sie da? Was soll ich damit?" fragte sie.

„Es ist mein Capital in Staatspapieren; ich wollte Sie bitten, dasselbe in Verwahrung zu nehmen."

Digitized by Google

„Ich? Ihr Capital? Ich bitte Sie, Herr ter Veen, wie kommen Sie auf diesen Einfall?"

Verdutzt blickte Charles die kleine Dame an.

„Aber das ist doch einfach genug, wie ich dazu komme," sagte er etwas kleinlaut. „Mit mir umhertragen kann ich die Dinger nicht immer; in meinem Koffer sind sie nicht sicher. Sie sind meine einzige Bekannte hier; warum wollten Sie mir den Gefallen nicht thun, aus alter Freundschaft, wissen Sie? Wenn Coupons fällig sind, so komm' ich zu Ihnen und hole sie mir."

Die fast unglaubliche Naivetät des fremden Mannes rührte Christine.

„Ich verwahre nicht einmal meine eigenen Werthpapiere hier im Hause," erwiderte sie, „und werde die Sorge für die Sicherheit fremden Eigenthums erst recht nicht auf mich nehmen. Indessen will ich Ihnen die Adresse meines Banquiers geben." Sie ging zum Schreibtische und schrieb stehend einige Zeilen. „Sie sind dort in allen Geldangelegenheiten wohlberathen und werden aufmerksam bedient werden, wenn Sie sich auf mich beziehen, wozu ich Ihnen gerne die Erlaubniß gebe."

Charles nahm das Papier dankend an sich und steckte es mit dem Packet in die Tasche. Christine war stehen geblieben; er merkte, daß er sich verabschieden müsse.

Als er sich erhob, sagte Christine etwas zögernd: „Ich habe jeden Donnerstag Empfangsabend für meine Freunde und Bekannte. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, zuweilen zu kommen; Sie sind freundlichst eingeladen. Außerhalb dieser Abende bin ich in meinem Hause schwer zugänglich, es sei denn in Angelegenheiten, die mich nicht selbst betreffen."

Hochbeglückt versicherte Charles mehrmals nacheinander, daß er nicht verfehlen werde, sich recht häufig einzustellen. Während er sich zur Thüre begab, musterte ihn Christine nochmals mit einem raschen Blick von oben bis unten.

„Herr ter Veen," hielt sie ihn an, „nehmen Sie mir die Frage nicht übel: sind die übrigen Anzüge, welche Sie besitzen, ebenso — indisch, wie derjenige, mit dem Sie sich heute bekleidet haben?"

Etwas verlegen sah Charles an sich herab.

„Es ist nur gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen," versetzte er. „Nicht wahr, man trägt sich hier nicht so? Es kam mir schon so vor, als ob die Leute auf der Straße stehen blieben und mir nachsähen. Ist es wirklich so schlimm?"

„Schlimm genug. Sorgen Sie lieber gleich für Garderobe, wie sie hier zu Lande üblich ist. Es ist nicht gut, wenn die Herren, die aus fernen Gegenden zu uns kommen, dies schon durch ihr Aeußeres aller Welt zu erkennen geben. Aus verschiedenen Gründen, Herr ter Veen. Glauben Sie mir, die Leute, die Ihnen ins Gesicht lachen, sind nicht die schlimmsten unter denjenigen, die Ihnen begegnen. Und noch eins, da ich einmal im Zuge bin — freilich weiß ich selbst nicht recht, wie ich dazu komme, Ihnen meinen Rath aufzudrängen —"

„Ich bitte sehr darum," unterbrach Charles die Wohlmeinende. „Wirklich, Fräulein Großkopf. Mir ist zu Muthe wie einem Kinde im fremden Hause. Mit der Zeit werde ich mich schon orientiren; für den Anfang aber könnte mir

Digitized by Google

nichts Besseres widerfahren, als wenn Jemand sich der Mühe unterzöge, mich etwas zu führen."

„Empfehlen würde ich Ihnen, eine Privatwohnung zu miethen, Herr ter Veen; das Haus, in welches Sie gerathen sind, taugt zu einem längeren Aufenthalte nicht für Sie. Es ist auch nicht gerade nöthig, daß Sie Ihr neues Heim in der Nähe der Nudelgasse suchen. Jetzt, unmittelbar nach Ihrer Ankunft, wirkt die Erinnerung an alte Zeiten mit großer Stärke auf Sie. Das wird anders werden, sobald Sie sich in der Gegenwart zurechtgefunden haben. Was einmal gewesen ist, so bedeutsam es auch noch scheinen mag, ist vorüber und läßt sich nicht wieder herstellen. Also vergessen Sie nicht: Donnerstag Abends, von sieben Uhr an! Frühe Gäste sind mir die liebsten; um Zehn müssen sich Alle entfernt haben."

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, trat dann zum Fenster und sah ihn die Straße hinabgehen.

Das große Kind! dachte sie. Es wäre eine gute That, wenn ich ihn unter meine Obhut nähme. Charles ter Veen — Karl — ja, ich erinnere mich des Knaben, wie er ins Haus gezogen kam, mit einem blauen Sack auf den breiten Schultern. — Die Harmlosigkeit kann es also doch noch zu etwas bringen in der Welt!

Und Christine Großkopf setzte sich an ihren Schreibtisch, blätterte in Briefen und Papieren und hatte bald den gehabten Besuch vergessen.

III.

Als am letzten Tage des Bazars zum Besten einer Taubstummenanstalt Christine im Saale des Gürzenich beschäftigt war, hörte sie in einiger Entfernung von mehreren Tischen gleichzeitig den Ruf: Herr ter Veen! Herr ter Veen!

Rasch wandte sie sich nach der Gegend hin, wo ihr javanischer Freund in Gefahr war, ausgeplündert zu werden. Sie sah ihn mitten im Hauptgange stehen, unschlüssig, welchem Rufe er zuerst folgen sollte. Der Schneider hatte ihm einen untadelhaften Anzug geliefert; gegen die Farbe des Halstuchs und der Handschuhe war nichts einzuwenden. Aber, aber: das Gesicht des ehemaligen Lehrburschen von Großkopf's Handlung war unverändert dasselbe geblieben, das grobgeschnittene rothe Gesicht unter buschartigem, graumelirtem Haar; und seine nachlässige Art, den großen Körper zu tragen und mit den Armen zu schlenkern, trat in der modischen Hülle nur noch auffallender hervor. Christine hatte es gut gemeint mit ihren Rathschlägen; aber die Tracht allein metamorphosirt den Menschen nicht; nach wie vor war Charles ter Veen auf funfzig Schritt als Ausländer zu erkennen.

Eben hatte er seinen ersten Einkauf gemacht, einen Briefbeschwerer in Gestalt eines Elephanten und mehrere Pfund im Gewicht, als Christine zu ihm trat. Sie führte ihn aus dem Gedränge in eine stille Ecke. Es freue sie, ihn hier zu sehen, redete sie ihn an; es müsse für ihn, als Fremden, recht unterhaltend sein, das Treiben zu beobachten. Aber etwas zu kaufen habe er nicht nöthig; er möge sich vor den jungen Damen in Acht nehmen; die Schelminnen

Digitized by Google

hätten keine festen Preise und würden ihm, gerade ihm, für jeden Gegenstand den dreifachen Werth abverlangen.

„Aber das thut ja nichts, Fräulein Großkopf," wandte Charles ein. „Ist dies doch Ihr Bazar." —

„Eben weil es mein Bazar ist, in Ihrer Meinung wenigstens," unterbrach sie ihn, „warne ich Sie. Wenn Sie sich gedrungen fühlten, für die Sache ein Opfer zu bringen, dann stände es mir natürlich nicht zu, Ihre Absicht auch nur mit einem Worte zu kreuzen. Aber nicht wahr, das ist nicht der Fall? Sie kommen, Sie geben Geld aus, um mir gefällig zu sein. Ist es nicht so? Und das ist mir nicht recht; das wünsche ich nicht."

Charles schüttelte verwundert den Kopf und sah sie groß an. „Sehen Sie alles einkommende Geld," fragte er, „so genau auf die Beweggründe des Gebers an wie das meinige?"

„Gewiß nicht, Herr ter Veen. Aber Ihr Fall ist ein besonderer; Sie haben mir erlaubt, Sie auf dem fremden Terrain, auf welchem Sie jetzt Ihre ersten Schritte machen, zu führen. Sobald Sie bekannter werden, wird man häufiger versuchen, von Ihnen Beiträge zu allerlei löblichen Zwecken zu erpressen. Halten Sie, solchem Ansinnen gegenüber, Ihre Börse verschlossen. Geben Sie niemals, weil ein Bekannter Sie bittet; einstweilen nicht. Und kommt einmal ein Fall zu Ihrer Kenntniß, der Ihnen an das Herz geht, der Sie gleichsam zwingt, einzugreifen: auch dann bleiben Sie besonnen; handeln Sie erst nach gewonnener gründlicher Einsicht, nach reiflicher Ueberlegung, unter Berücksichtigung Ihrer Mittel. Der Trieb, wohlzuthun, ist ein edler Trieb; aber die Vernunft muß ihn leiten. Doch was rede ich und halte Sie auf! Haben Sie eine Wohnung? Wenn Sie am Donnerstag kommen, müssen Sie mir erzählen, wo Sie sich niedergelassen haben!"

Christine wurde hinweggerufen, nachdem sie ihrem Schützling die Freude an den Herrlichkeiten des Bazars vergällt hatte. Er ließ den Kopf hängen und drückte sich durch die Menge, dem Ausgange zu, im Arm den theuern Elephanten.

Sie hätte ihn nur gewähren lassen sollen, die kleine Dame! Mit ihren Erziehungskünsten war doch bei ihm nichts auszurichten, und ihn fortwährend unter Aufsicht halten konnte sie auch nicht. Auf den Straßen umherschlendernd, an jedem Schaufenster stehen bleibend, sah Charles eine Menge von hübschen, wenn auch überflüssigen, unnützen Gegenständen, die ihm in die Augen stachen. Einige derselben brachte er täglich nach Hause Eine wunderliche Sammlung der verschiedenartigsten Sachen häufte er in seiner neuen Wohnung an; man hätte glauben können, er rüste sich zu einer Reise in das Innere von Afrika und versehe sich zunächst mit passenden Geschenken für die schwarzen Majestäten und königlichen Hoheiten. Freilich sah er bald ein, daß durch seine planlosen Käufe die von ihm gemietheten Zimmer einem Museum immer ähnlicher wurden, worin das Wohnen beschwerlich war; jedoch gewährte ihm das Besuchen der Läden, das Umhergucken darin, die Unterhaltung mit den zuvorkommenden, redseligen Verkäufern und Verkäuferinnen so viel Vergnügen, daß er darauf nicht verzichten konnte und fortfuhr, Ecken und Winkel vollzupfropfen.

Digitized by Google

Bald gewann Charles an der Mittagstafel eines Hôtels zweiten Ranges, die ihm an einem von Christinen's Empfangsabenden von einem Herrn empfohlen worden war, einige Bekannte. Es waren Männer von verschiedenem Beruf, an die er sich mit naiver Vertraulichkeit anschloß: Geschäftsleute, Studirte, Beamte. Die Herren glaubten in der ersten Zeit, an Herrn ter Veen einen interessanten Gesellschafter gewonnen zu haben; denn er hatte täglich von seiner Tropeninsel etwas Neues zu erzählen. Bald jedoch fing er an, sich zu wiederholen, und es dauerte nicht lange, bis seine Schilderungen und Geschichten aus Java seinen Tischgenossen so geläufig waren wie ihm selbst. Wenn er das Lügen nur verstanden hätte, so würde am Ende das dürftige Material seiner transatlantischen Erfahrungen für ein paar hundert Mittagstische ausgereicht haben; aber selbst die Versuchung dazu kam ihm nicht. Und da die bei Tische geführten allgemeinen Gespräche sich meist um Dinge drehten, von denen er wenig oder nichts verstand, so verstummte Charles allmälig. Nach beendigter Mahlzeit pflegte er sich in eine nahe gelegene Conditorei zu verfügen, wo er seinen Kaffee einnahm und die „Kölnische Zeitung" von Anfang bis zu Ende durchlas. Dieser Anstrengung unterzog er sich auf den Rath Christinen's, um mit möglichster Geschwindigkeit die Cultur seiner Landsleute sich anzueignen. Allerdings nahm sein Kopf dabei eine Menge von neuem Stoff auf; da aber Charles' Fähigkeiten zur Sichtung und Sonderung desselben nicht ausreichten, auch keine Fächer vorhanden waren, worin er das Gelesene hätte zu künftigem Gebrauch einräumen und aufstapeln können, so wirbelten und tanzten Daten aus der Tagesgeschichte, aus Wissenschaft und Kunst, zusammen mit Gerichtsverhandlungen, Anekdoten und Annoncen wie ein Heer von Kobolden durch seine Gedanken.

Auch die Sehenswürdigkeiten und öffentlichen Vergnügungen übten einen bestrickenden Reiz auf den culturentfremdeten Javanen. Es erwachte eine Schaulust in ihm, so mächtig wie diejenige, von welcher weiland die römische Plebs in den Zeiten des Kaiserreichs besessen war. Nachdem er alles durchgekostet hatte, was die Stadt den Zerstreuungsbedürftigen darbot, gefiel es ihm schließlich am besten im zweiten Theater. Die Operette, der Schwank, die Posse: das war die passende Nahrung für seine Fassungskraft. Er miethete einen Platz vorn im Sperrsitz; dort konnte man ihn an jedem Abend, ausgenommen Donnerstags, finden, die hellen, kindlichen Augen unverwandt auf die Bühne gerichtet. In den Vorgängen, die sich vor ihm abspielten, blieb kein beunruhigender Rest von Unerklärlichem; der Knoten schürzte sich genau so wie im sogenannten täglichen Leben; die Leute bewegten sich und redeten natürlich, und wenn es etwas zu lachen gab, so war es deutlich zu merken. Den stärksten Eindruck machten auf Charles ter Veen die Couplets; da war kein Refrain, den er nicht sofort seinem Gedächtniß eingeprägt hätte. Ja, als er, in Folge der vielfachen Anregung, der er sich unverdrossen aussetzte, an seiner Mittagstafel wieder etwas gesprächiger wurde, schmückte er unwillkürlich seine Rede mit den aufgefangenen spaßhaften Redensarten, und es machte ihn glücklich, daß darüber gelacht wurde.

Vorsichtiger war Herr Charles in dem ceremoniellen Cercle bei Fräulein Großkopf; daß dort nicht der richtige Boden für seine Coulissenwitze sei, sagte ihm sein Gefühl. Dennoch blieb seine Leidenschaft für das Theater nicht lange

Digitized by Google

unentdeckt; dafür sorgten die jugendlichen Freundinnen und Gehilfinnen Christinens, die Charles, als den amüsantesten unter den anwesenden Herren, förmlich den Hof machten. Während in den Gruppen im Salon die wichtigsten Angelegenheiten des Tages auf das Ernsthafteste erörtert und persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit ausgetauscht wurden, zog die übermüthige Jugend den Javanen in ein lauschiges Cabinetchen, gab ihm daselbst einen Ehrenplatz und gruppirte sich mit lachenden Augen um ihn. Dann begann ein neckisches Fragen: wie es Herrn ter Veen im neuen Köln gefalle? welche Einkäufe er im Laufe der Woche gemacht habe? wie er seine Zeit hinbringe? Und da hatte sich eines Abends Charles, noch ganz erfüllt von der gestrigen neuen Posse, verleiten lassen, seinem hoch auflauschenden Publicum den Verlauf der Handlung in derselben zu schildern. Er that dies mit solch' blindem Feuereifer, Wesentliches und Unwesentliches durcheinander mengend, Personen verwechselnd, häufig den Faden unauflöslich verwirrend, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Von nun an mußte der Theaterenthusiast regelmäßig über die neuesten Schwänke referiren.

Der Neben-Cercle unter dem Präsidium des Herrn ter Veen drohte zu einer störenden Institution zu werden. Fräulein Christine beobachtete das lärmende Treiben in demselben mit steigendem Unmuth. Einst, da das junge Volk noch ausgelassener gewesen war als gewöhnlich, that sie gegen ihre Gesellschafterin und Freundin, Fräulein Johanna Zurmühlen, die Aeußerung, daß es doch sein Unbequemes habe, wenn man sich einen Hausnarren halte.

Johanna lächelte. „Du bist ungewöhnlich scharf, meine Liebe," erwiderte sie. „Wenn man Leute von dem Alter des Herrn ter Veen erziehen will, so muß man Geduld haben."

„Verstimmt bin ich," sagte Christine, „wie immer, wenn ich an die alten, bösen Zeiten erinnert werde. Jene unheimliche Person, die Frau Schmitz, war heute Nachmittag bei mir; ich habe ihr wieder geben müssen, reichlich geben müssen. Und noch immer keine Aussicht auf ein baldiges Ende! Dabei weiß ich nicht einmal, ob es der Lore wirklich zu Gute kommt."

„O, es wird schon," versetzte Johanna Zurmühlen. „Dafür wird die Lore schon selbst sorgen; verlaß Dich darauf. Die hat noch immer mehr als fünf Sinne zur Verfügung, so schwach sie auch sein mag. Die Lore! Glaube mir, von dieser Schmitz läßt die sich nicht hinter das Licht führen."

„Ich will's hoffen. Mit Herrn ter Veen muß ich indessen doch ein Wörtlein reden. Er wird zum Stadtgespräch, wenn das so weiter geht. Und ich bin diejenige, die ihn patronisirt, die ihm Gelegenheit gibt, seine unglaubliche Naivetät öffentlich bloßzustellen!"

Johanna zuckte die Achseln. „Ich thät' es nicht an Deiner Stelle," sagte sie. „Nimm ihn, wie er ist, so lange Du ihn ertragen mußt; er wird sich bald genug aus unserem Kreise verlieren."

„Meinst Du? Das eben glaube ich nicht."

„So wünschest Du, ihn zu halten. Warum? Was kannst Du von diesem beschränkten Kopfe für Deine Zwecke erwarten?"

„Von ihm für meine Zwecke?" erwiderte Christine. „Nichts. Und doch möchte ich ihn ungern verlieren."

Digitized by Google

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Johanna kopfschüttelnd. „So rede mit ihm und versuche, ihn zu ändern." —

Am nächsten Tage empfing Charles in aller Frühe ein Billet von Christine, worin sie ihn bat, sie um elf Uhr zu besuchen.

Im ersten Augenblick erschrak er über diese Einladung. So sehr hatte er sich daran gewöhnt, daß Christine sich nur dann mit ihm beschäftigte, wenn sie etwas an ihm zu tadeln fand, daß er sich sofort die Frage vorlegte, worin er sich etwa vergangen haben möge. Aber vergebens forschte er nach einem Grunde, den die gestrenge Freundin haben könnte, mit ihm unzufrieden zu sein; er hatte sich, seiner Meinung nach, nichts vorzuwerfen. Im Gegentheil; er glaubte, in der letzten Zeit beträchtliche Fortschritte in der Aneignung europäischer Civilisation gemacht zu haben; bald sogar hoffte er im Besitz der Bildung zu sein, die ihm erlauben würde, Christine als gleichberechtigt gegenüber zu treten.

In der Nähe von Christinens Wohnung war sein Selbstvertrauen schon lange nicht mehr so stark, und in der Gegenwart der gefürchteten Dame seines Herzens, unter vier Augen mit ihr, war es gänzlich verschwunden. Sie aber hatte nur eine kleine Bitte an ihn, eine ganz kleine Bitte. Die Mysterien der Buchhaltung, trug sie ihm vor, seien ihm, Charles ter Veen, ohne Zweifel so geläufig, wie ihr das Einmaleins. Nun habe man ihr die Revision der letzten Jahresabrechnung der Taubstummen-Anstalt übertragen und sie finde, daß sie dieser Arbeit nicht gewachsen sei. Ob Herr ter Veen, dem so viele freie Zeit zur Verfügung stehe, die Güte haben wolle, anstatt ihrer die Prüfung der Bücher und Belege zu übernehmen?

„Nichts weiter als das?" rief Charles erleichtert aus. „Mit tausend Freuden; ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich Ihnen gefällig zu erweisen."

„So werde ich Ihnen heute noch die Acten zusenden," sagte Christine und zeigte auf eine große Kiste, die in der Ecke des Zimmers stand. „Es würde mir lieb sein, wenn Sie sich mit der Arbeit etwas beeilten. Und noch eins. Ich befürchte, es sind in der Hausverwaltung einige Unregelmäßigkeiten vorgekommen; was Sie zu moniren finden, schreiben Sie genau auf, nicht wahr? und vereinigen schließlich diese sämmtlichen Punkte in einem Referat oder Gutachten, wie Sie es nennen wollen. Darf ich auf Ihre Gewissenhaftigkeit rechnen?"

„Aber ich bitte, Fräulein Großkopf!"

„Es sollte mir leid thun, Herr ter Veen," fuhr die kleine Dame unbeirrt fort, „wenn Sie sich etwa veranlaßt sähen, um dieser Arbeit willen in der nächsten Zeit Ihren Theaterbesuch etwas einzuschränken, — leid thun, weil Sie sich daran gewöhnt haben. Und doch wieder würde es mich freuen. Nicht, weil ich darin einen Beweis Ihres Eifers sehen müßte; von Ihrem Verlangen, mir nach Kräften gefällig zu sein, bin ich ohnehin überzeugt. Nein, mein werther Freund: das Theater, welches Sie besuchen, verdirbt Ihr Gemüth, das Sie, ich darf es wohl sagen, rein aus der Fremde mitgebracht haben. Ich bin keine Feindin des Scherzes, durchaus nicht. Gerne sehe ich fröhliche Menschen und bedaure oft schmerzlich, daß ich ihre Lust nicht theilen kann. Was aber auf

Digitized by Google

jener Bühne als Scherz zu gefallen strebt, das ist meist eine gewaltsame Verzerrung solcher Vorgänge aus dem Leben, bei denen höchstens ein mitleidiges Lächeln angebracht wäre, und bei der Fröhlichkeit, die jene Scherze erzeugen, geht das Herz leer aus."

Mit gesenktem Haupte hatte Charles diese Predigt angehört. „Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen, bestes Fräulein," sagte er mit rathloser Miene, „Man geht doch nicht in das Theater, um sich bessern zu lassen. Ich will mich unterhalten und bin zufrieden, wenn ich lachen kann und die Leute um mich her vergnügt sehe. Weshalb ich lache, weshalb Jene lachen, darüber zerbreche ich mir den Kopf nicht."

„Ich wünsche von Herzen," erwiderte Christine lebhaft, „Sie wenigstens lachten nicht und fänden fade und geschmacklos, was von verwilderten Talenten erdacht worden ist, um der urtheilslosen Menge ein paar Stunden die Langeweile zu vertreiben. Es könnte mir ja gleichgültig sein, wie Sie Ihre Zeit ausfüllen, gleichgültig, ob Sie sich in das Gewöhnliche hinabziehen lassen oder zu dem Besseren emporstreben. Aber ich interessire mich für Sie. Theilweise, mag sein, aus alter Freundschaft; doch auch noch, offen gesprochen, aus einem andern Grunde. Sie haben sich aus Ihrer Kindheit etwas gerettet, das mir wohlthut, das mich sympathisch berührt: eine in unserer modernen Welt wahrhaft herzerquickende Simplicität. Es würde mir leid thun, wenn Sie derselben verlustig gingen."

Der arme gescholtene Javane seufzte. „Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an mir nehmen," sagte er bedrückt. „Sie wissen nicht, können nicht wissen, welchen ungeheuern Werth Ihre Freundlichkeit für mich hat. Jedes Opfer würde ich gerne bringen, um mir dieselbe zu erhalten. Aber manchmal weiß ich mir weder aus noch ein. Wenn ich mir selbst folge, gerathe ich auf Wege, die Ihnen mißfallen, und was ich aus mir machen soll, damit Sie mit mir zufrieden sind, versteh' ich nicht."

Christine sah dem gequälten Freunde in das betrübte Gesicht und streckte die Waffen.

„Einige Menschen haben einen guten Genius," versetzte sie, „der sie rein durch das Leben führt. Ein solcher mag auch Ihnen zugesellt sein, Charles ter Veen. Ich werde ihn fortan gewähren lassen. Auch soll man die natürliche Krone der Bäume, die ihrem angeborenen Charakter entspricht, nicht nach einem willkürlichen Muster zurechtstutzen. Ich bereue, daß ich's versucht habe. Fortan will ich Sie nehmen, wie Sie sind, und nicht länger an Ihnen mäkeln und Ihnen die Lust am Leben verderben."

Sie reichte Charles die Hand, dem glücklich lächelnden Charles. „Und die Kiste?" fragte er mit einem scheuen Seitenblick auf das hölzerne Ungeheuer in der Ecke.

„Bekommen Sie noch heute," entgegnete Christine heiter. „Doch bitte ich, Herr ter Veen, betreiben Sie die Arbeit ganz nach Ihrer Bequemlichkeit; geben Sie keine Ihrer Lieblingsunterhaltungen auf. Ich gebe Ihnen Zeit bis zum Herbst. Im nächsten Monat ziehe ich nach Mehlem zur Sommerfrische und werde erst in der zweiten Hälfte des September zurückkehren. Ich rechne darauf,

Digitized by Google

daß Sie mich in Mehlem zuweilen besuchen; willkommen sind Sie mir immer, nur bitte ich Tags zuvor um Nachricht. Aber nicht durch Postkarte. Ich halte etwas auf Form, und Mittheilungen auf offenen gelben Pappstücken zu empfangen ist nicht nach meinem Geschmack." —

Charles ter Veen ging von dannen wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat. Wodurch und wie — das war ihm allerdings dunkel. Aber er pflegte nicht über die Gründe und Ursachen des Geschehenden nachzudenken. Sonnenschein war um ihn, in ihm, und die breite Brust schwoll ihm von überschwänglicher Hoffnung.

IV.

Auf der Seitenterrasse einer kleinen Villa in Mehlem saß an einem Augustmorgen Christine mit ihrer Freundin Johanna Zurmühlen; Christine, wie immer, jahrein, jahraus, in einem einfachen, grauseidenen Kleide. Sie hielt ein Briefchen in der Hand, ein rosa Octavblättchen, das soeben mit der Post gekommen war. Die Unterschrift verdeckend, zeigte sie das Papier der Gefährtin.

„Wessen Handschrift ist das?" fragte sie.

Johanna betrachtete aufmerksam die großen, steifen Schriftzüge. Fragend sah sie die Freundin an.

„Ich habe diese Quartaner-Handschrift noch nie gesehen," erwiderte sie. „Aber ich kenne Jemand, der so schreiben könnte — das Kind aus Asien. Habe ich richtig gerathen? Ist der Brief von ihm?"

„Das Kind aus Asien!" wiederholte Christine. „Wer hat ihm diesen Beinamen angehängt?"

„Wer anders als die dankbaren jungen Damen?" sagte Johanna lachend. „Kommt er heute?"

„Jawohl, — endlich. Ich habe Sehnsucht danach gehabt, sein gutes Gesicht wieder zu sehen. Welcher neue Bildungsstaub mag ihm auf die Flügel gefallen sein? Glücklicher Charles ter Veen! Er merkt nicht, wie er zugerichtet wird auf seinen Schmetterlingsbahnen. Ein paar Jahre weiter, und der Philister wird fertig sein — satt und zufrieden. Es ist kein Ferment in ihm, das zu höheren Formen drängt. Schade! Er ist einer der wenigen Bekannten aus der glücklichen Zeit meiner Armuth, auf die seitdem kein Schatten gefallen ist. Wie ungestüm war seine Annäherung, als der Halbwilde in diesem Frühjahr uns in das Haus stürmte — erinnerst Du Dich noch, Johanna? Meine Freundschaft schien ihm so sicher, wie ein Stern am Himmel. Und wie habe ich ihn gequält, ehe ich guten Rath annahm von Dir und meine Schulmeisterrolle aufgab! Zuweilen ist es mir so vorgekommen, als ob er mir eine Neigung entgegentrüge, die über Freundschaft hinausreicht." —

Johanna betrachtete verwundert die Verstummende. „Du, Christine," erinnerte sie leise, „und — dieser?"

„Beruhige Dich, Hannchen; es ist nichts. Nur zu gut sehe ich die Kluft zwischen uns, — die Kluft, die Du meinst. Und als ob das Alles wäre, was uns trennt! Das arme Kind aus Asien! Er träumt davon, den Weg zu mir zu finden." —

Digitized by Google

Christine senkte die Augen und schwieg eine Weile.

„Ich will Dir nur gestehen, Hannchen," begann sie endlich wieder, „daß auch ich an diesen schönen Sommerabenden Träume gehabt habe, Träume im Wachen. Ja, ich, Deine ernste, — alte Freundin! Soll ich Dir erzählen, was mir träumte? — Ich wohnte in dem Häuschen in der Nudelgasse, ich allein; der kleine Handel ernährte mich; in der engen Sphäre lebte ich still zufrieden; nichts von dem, was die Welt um mich her bewegte, kümmerte mich; keine schlimme Erinnerung trübte das ruhige Glück meiner Tage. Da kam Karl zurück, Charles ter Veen, und fand sich mir ebenbürtig, ich mich ihm. Und auf dem Schilde draußen am Hause veränderte sich die Firma; etwas bequemer hatten wir's, etwas behaglicher streckten wir uns, als ich's gewöhnt war; aber die Hände regten wir weiter. Und dann" —

Wieder hielt Christine inne.

„Wie sonderbar Du heute bist!" sagte die Freundin.

„Es wird vorüber gehen," versetzte Christine mit schmerzlich bewegter Stimme. „Der Wirklichkeit entrinnt Niemand. Wenn ich einmal vergessen sollte, was ich bin, so wird mich der nächste Blick in den Spiegel wieder darüber belehren. Was ich bin! Ein altes Mädchen mit versteinerten Jugendzügen. Anwartschaft auf ein gewöhnliches Erdenglück habe ich nicht mehr, schon lange nicht mehr. Als damals, einem Fluche gleich, der Gewinn aus dem Glücksrade auf uns niederfuhr, Tod, Elend und Schande über eine Familie bringend, die bis dahin in Gesundheit, Zufriedenheit und Ehrbarkeit gelebt hatte, bin ich versengt worden, — die Flügel sind mir hinweggebrannt. Nur noch träumen kann ich von einem Himmel auf Erden. Und table mir meine Träume nicht, Hannchen. Ueber jedem Leben schwebt, in gewöhnlichen Zeiten unsichtbar, das Bild eines andern, schöneren Lebens, ein Bild, ganz insgeheim von der Seele bereitet. Nur in Momenten der Verzückung gewahrt es der Pilger, der schwerbelastet seine rauhe Straße schreitet. Sich selbst sieht er in dem Bilde, wie er handeln, wie er genießen würde, wenn er frei wäre. Und gelabt, getröstet, gestärkt wendet er sich zu seiner Aufgabe zurück. Alle erdulden den Zwang, der Jedem Wege aufnöthigt, die ihm nicht gefallen, — Alle. Tausenderlei Namen führt dieser Zwang, und ist doch dasselbe Schicksal, über jedem Geiste waltend, der im Fleische wohnt."

Mit einem Seufzer brach Christine ab. „Kommen wir zurück zu unseren Tagesgeschäften!" sagte sie mit verändertem Ton. „Bemerktest Du unter den eingelaufenen Briefen noch einen, der dringend sein könnte?"

Mit einem schnellen, zaghaften Aufblick schob ihr die Freundin ein gelbes Hanfcouvert zu.

Christine sah flüchtig auf die Adresse. „Die alten Geschichten," rief sie, „wollen mich heute nicht in Ruhe lassen, scheint es. Von Lore Will, nicht wahr? Lies Du, Hannchen. Es wird das alte Lied sein. Geld, Geld und immer Geld! Es ist, als wenn die Person ein ewiges Leben hätte! Vor einem Vierteljahr schon gab ihr der Arzt nur noch Wochen."

„Diesmal enthält der Brief noch etwas Anderes, als die Bitte um Geld," berichtete Johanna Zurmühlen. „Sie klagt bitter über die Brutalitäten, die

Digitized by Google

sie von ihrem Miethsherrn zu erdulden hat, von Schmitz, dem arbeitsscheuen Trunkenbolde. Was sie davon erzählt, ist empörend. Sie wünscht eine andere Wohnung, und ist selbst zu schwach, auszugehen. Da muß eingegriffen werden, und wenn sie noch Schlimmeres wäre, als" —

„Als die ehemalige schlimme Geliebte meines schlimmen Bruders," ergänzte Christine. „Sprich Dich nur ruhig aus; ich kann heute Alles hören. Was aber soll geschehen? Der junge Armenarzt, der in den letzten Jahren zwischen ihr und mir die Mittelsperson gemacht hat, wird verreist sein. Ich kann sie nicht aufsuchen; daß Du es thust, wünsche ich nicht, und von unseren älteren Freunden in der Stadt möchte ich keinen auf die Spur der Verschollenen bringen."

„Wie wär' es, wenn Du ter Veen hinsendetest? Ihm ist Lore Will nur eine hilfsbedürftige Kranke, die er in Deinem Auftrage besucht. Er wird nicht fragen, nicht forschen; er nicht. Gib ihm Vollmacht, zu handeln, wie er's für gut findet; er wird schwerlich fehlgreifen."

„Es wird das Beste sein," erwiderte Christine nach kurzem Nachdenken. „Freilich, er hat noch kein Elend gesehen. Und die Lore mit ihren vornehmen Allüren wird ihn für sich einzunehmen wissen; er wird sie in Daunen betten und ihr Leckerbissen auftragen lassen. Nun — meinetwegen; auf lange kann es ja nicht sein; und ihn zu warnen, würde doch nichts helfen." —

Charles ter Veen kam an, von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet, das Haupt mit einem breitrandigen Strohhut bedeckt. Ein gar glückliches Gesicht trug der Indier in die kleine Villa in Mehlem hinein. Noch hatte Christine ihn nicht zum Niedersitzen eingeladen, als er schon zu erzählen begann, daß er mit der Revision der Bücher fertig sei. Vor Beendigung dieser Arbeit habe er sich nicht zeigen mögen; nun aber könne er mit freiem Gewissen vor die Freundin hintreten. Er zog einen großen, mit Ziffern bedeckten Bogen aus der Tasche und berichtete eifrig, welche Fehler er entdeckt habe. Christine mußte ihn gewähren lassen; sie merkte, daß er nicht eher zur Ruhe kommen werde, bis er die Materie gründlich durchgesprochen. Endlich war er fertig und gab das Papier in Christinen's Hände. Offenbar wollte er nun nichts weiter davon hören, weder jetzt noch später; neugierig sah er sich im Zimmer um, lief nach den Fenstern und stellte eine Frage nach der andern. Geduldig antwortete Christine. Als Charles nichts mehr zu fragen wußte, bat er, an den Rhein hinabgehen zu dürfen; es sei nun einmal seine Liebhaberei, sich in einer ihm neuen Gegend genau umzuschauen. Und nicht lange darauf erblickten die Freundinnen den weißen Wanderer bald hier, bald dort, wie er, der Mittagshitze nicht achtend, seine Studien machte und nichts unbetrachtet ließ, was ihm am Wege lag.

„Wunderst Du Dich noch über den Beinamen, den ihm das junge Volk gegeben hat?" fragte Johanna Zurmühlen.

„Nein," entgegnete Christine. „Kinder treffen mit ihren Aussagen von einander im Guten wie im Bösen meist das Richtige." —

Am Nachmittag fuhr man über den Fluß und bestieg den Drachenfels. Unterwegs kletterte Charles einen steilen Hang hinauf, um eine Königskerze zu pflücken, die oben an kahler Stelle blühte. Zurückkehrend, hatte er das Miß-

Digitized by Google

geschickt, zu fallen; sein helles Beinkleid empfing einen klaffenden Riß und einige Flecke von beträchtlicher Größe. Sofort war seine gute Laune dahin; fortan dachte er nur noch an die klägliche Figur, die er neben den beiden Damen machte. Zwar wurde der schlimmste Schaden oben auf dem Berge ausgebessert; doch wich seine Verstimmung erst von ihm, als die Sonne untergegangen war und es anfing zu dunkeln.

„Ich habe von Kriegshelden gehört," spottete Johanna Zurmühlen, „die sich vor einer Maus fürchteten. Daran erinnern Sie mich, Herr ter Veen. Reißenden Thieren wie den Schrecken der See haben Sie Trotz geboten, ohne Laune und Appetit einzubüßen; über ein beschmutztes Beinkleid jedoch gerathen Sie aus dem Concept!"

In diesem Tone ging es weiter. Charles war nicht redegewandt genug, um sich mit Erfolg zu wehren; die Stichelreden ärgerten ihn; er wurde wieder schweigsam und fühlte sich unbehaglich. Es war ihm lieb, daß Christine früher aufbrach, als beabsichtigt war. Im Hinabgehen bat ihn Christine, eine Kranke in Köln aufzusuchen und ihr die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen. Der Auftrag war nicht nach seinem Geschmack. In Spelunken umher zu kriechen, mit niederem Volk sich auseinander zu setzen, Armuth, Elend und Siechthum aus nächster Nähe auf seine Nerven wirken zu lassen: das war ein Opfer, welches er für Niemand gebracht haben würde als für Christine!

Er nahm die Adresse von Lore Will entgegen, ohne zu murren, und steckte das Stück Papier in seine Brieftasche. Als er auf der Eisenbahn saß, tröstete er sich über die Widerwärtigkeit seiner Mission mit der Erwägung, daß ihm dieselbe Gelegenheit bieten werde, mit Christine in brieflichen Verkehr zu treten. Von Bonn ab schlief er, und kein ahnungsvoller Traum verrieth ihm, daß Lore Will beim Severinsthore in Köln einen bestimmenden Einfluß auf sein Schicksal ausüben werde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Richard Lepsius.

Eine biographische Skizze

von

Georg Ebers.

Am 10. Juli ist Richard Lepsius, der Altmeister der Aegyptologie, gestorben. In einem langen Leben ist es ihm vergönnt gewesen, Großes zu vollbringen, und seine Leistungen werden, wie wir zu zeigen gedenken, lange fortwirken; denn R. Lepsius' Arbeiten gehören zu denen, an welche noch späte Folgegeschlechter anknüpfen werden und müssen. Jeder glaubt vertrauensvoll an den Werth seiner Forschungen, aber auch unter den Gebildeten wissen wenige mehr von denselben, als daß sie sich auf das ägyptische Alterthum, seine Chronologie und Geschichte beziehen. Dennoch hat sich seine Thätigkeit auf viele und wichtige Gebiete der Wissenschaft erstreckt, und die Bedeutung seiner Leistungen wird sich, denken wir, auch Ungelehrten klar machen lassen.

Richard Lepsius ward geboren am 23. December 1811 zu Naumburg a. d. Saale, einer hübschen Stadt, die sich an den mit Reben bepflanzten Vorbergen des Thüringer Waldes freundlich erhebt. Sein Vater — später Landrath und Geheimer Regierungsrath — war damals sächsischer Finanzprocurator für den ganzen Thüringer Kreis und als solcher eine der ersten Persönlichkeiten des Ortes und der Gegend. Naumburg ist reich an würdigen Bauten aus dem Mittelalter, und Karl Peter Lepsius, der Vater des jungen Richard, verwandte die Muße, welche seine anspruchsvolle Thätigkeit ihm gewährte, auf die Erforschung der Geschichte dieser merkwürdigen Denkmäler. Er war es, welcher den Thüringisch-Sächsischen Verein für Alterthumskunde stiftete, und die drei Bände seiner kleinen Schriften legen Zeugniß ab für seinen ernsten und tüchtigen Forschungsgeist. Er wird als ein strenger und ordnungsliebender Beamter von vornehmer Haltung dargestellt, und eben diese Eigenschaften sind dem Sohne zugefallen und haben später seine Größe bedingt. Sobald der Vater den wissenschaftlichen Sinn des Sohnes erkannt hatte, that er Alles, um ihn zu fördern und aus seinem Kinde das zu machen, was er selbst unter günstigen Umständen hätte werden können: einen großen Forscher, dem die Wissenschaft Ein und Alles, Zweck und Ziel des Daseins, kurz Lebensberuf sein durfte.

Digitized by Google

Die Umstände erleichterten die Erreichung dieses Zieles, denn in Naumburgs unmittelbarer Nähe war die Schulpforte gelegen, eine gelehrte Bildungsanstalt, welche, als sie sich dem jungen Lepsius öffnete, längst zu jener Blüthe gelangt war, deren sie sich heute noch erfreut.

Privatlehrer hatten ihm unter Leitung des Vaters den ersten Unterricht ertheilt, und schon Ostern 1823 war er als zwölfjähriger Knabe für die Aufnahme in die Schulpforte reif, welche mit der Tertia der Preußischen Gymnasien beginnt. Ilgen war damals Rector der Anstalt, aber tiefer als er scheinen zwei andere Lehrer auf den Schüler gewirkt zu haben: erstlich Professor Lange, dessen er auch in dem „Lebenslaufe" an der Spitze seiner Doctordissertation mit Liebe gedenkt; ferner aber, und jeden anderen Einfluß weit überbietend, Koberstein, welcher frisches Leben in den deutschen Unterricht gebracht hatte, indem er die Schüler auch für Alt- und Mittelhochdeutsch zu interessiren verstand und in einem ausgewählten Kreise Abends in seiner Wohnung nach Tieck'scher Manier deutsche und Shakespeare'sche Dramen vorlas. Dieser tüchtige Pädagog führte Lepsius auch in das Italienische ein, und die Valedictionsarbeit, welche Lepsius nach dem mit der Nummer I. bestandenen Abiturientenexamen (Ostern 1829) vor seinem Abgang einzureichen hatte, beweist, daß er schon auf der Schule zu dem Entschluß gelangt war, linguistische Forschungen zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Vater Lepsius, der Archäolog, und Koberstein, der tüchtige Sprachkenner, haben dem Sohne und Schüler die Wege gezeigt, denen er bis ans Ende gefolgt ist. Der spätere große Gelehrte hat der trefflichen Anstalt, der er die Fundamente seines Wissens verdankte, sein Leben lang mit Liebe angehangen, und es ist kein Werk von ihm erschienen, das er nicht der Bibliothek der Schulpforte verehrt hätte. Ostern 1829 bezog Lepsius die Universität Leipzig mit einem durch frische Knabenspiele auf dem Turnplatze, der Schlittschuhbahn und in der Schwimmschule gestählten Körper, mit einem für jedes Studium wohlvorbereiteten Geiste und der sicheren Herrschaft über die alten classischen Sprachen. Nachdem er auch einige Semester in Göttingen linguistischen und archäologischen Studien obgelegen, brachte er dieselben in Berlin, wo ganz besonders Bopp, neben diesem aber auch Boeckh und Gerhard auf ihn wirkten, zum Abschluß. Am 22. April 1833 promovirte ihn Boeckh auf Grund einer Dissertation über die Umbrischen Inschriften[1]), in welcher er die berühmten Tafeln von Eugubio (Iguvium) mit Fleiß und Scharfsinn untersucht und ihre Entzifferung wesentlich fördert. Neben dem Sanskrit und den indoeuropäischen Sprachen hatte er auch die semitischen berücksichtigt; auf das Studium des hamitischen Sprachzweiges und der Hieroglyphen sollte er erst in Paris geführt werden.

Am 14. Juli 1833, ein Jahr nach dem Tode Champollions, des ersten Entzifferers der Hieroglyphen, kam er in Paris an, und das Tagebuch, welches er während seines Aufenthaltes daselbst führte, legt Zeugniß ab für den Eifer, die Besonnenheit, den heiteren Lebensmuth und das offene Auge, mit dem er seinen zweijährigen Aufenthalt in dem damaligen „Mittelpunkte des geistigen Lebens der Welt" benutzt hat. Die Pariser Zeit ist in jeder Hinsicht von bestimmen-

[1]) R. Lepsius. De Tabulis Eugubinis. Berol. 1833.

Digitized by Google

dem Einfluß auf ihn gewesen. — Wir sehen ihn in einer hübschen Wohnung rastlos arbeiten und in den Mußestunden bei einem eignen guten Clavier — er sang gern und mit ansprechender Stimme — mit Freunden musiciren und geselllig verkehren. Die Bibliotheken und Museen stehen ihm zur Verfügung und werden fleißig benutzt; auch Privatsammlungen öffnen sich ihm, und er besucht die Collegia der bedeutendsten Universitätslehrer, unter denen ihn die Letronne's, dessen „Kritik und Klarheit" er rühmt, besonders anziehen. An den trefflichen Philologen Hase von Humboldt empfohlen, durch ihn und Andere gut eingeführt, durch seine schöne Erstlingsarbeit auch den Mitgliedern des Institutes bekannt, tritt er in Beziehung zu den größten Orientalisten, Archäologen und Philologen Frankreichs und wird freundlich aufgenommen von den Quatre-Mère de Quincy, Rainouard, Raoul Rochette, de Sacy und dem Duc de Luynes, für den er das Material aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern für sein archäologisch-historisches Werk „Ueber die Waffen der Alten" sammelt. Auch mit den bedeutenderen Deutschen, welche sich damals in Paris aufhielten, verkehrt er fleißig und widmet nebenher manche schöne Tagesstunde der Erlernung der Kupferstecherkunst und der Lithographie. „Alle hervorstechenden Zweige in Kunst und Wissenschaft auch in ihrer Technik einmal aufzusuchen," schreibt er in sein Tagebuch, „gibt manchen Vortheil," und seine Vertrautheit mit diesen Reproductionsmethoden ist ihm später bei seinen großen Publicationsarbeiten in der That bedeutend zu Gute gekommen. Auch Theater und Gesellschaften besucht er fleißig und mischt sich in alle Kreise des Pariser Lebens, um sein Hauptziel: Meisterschaft in der französischen Sprache, zu erreichen. „Der Franzose," schreibt er, „braucht nur richtig und wahr zu denken, da muß er auch gut und schön schreiben. Im Deutschen ist ein guter Stil weit schwerer ... die französische Sprache ist nur eine Fläche; man fährt wie mit Schlittschuhen auf dem Eise: die deutsche Sprache hat eine Tiefe, auf welcher gefährlicher und kundiger zu steuern ist; aber man kommt damit weiter. An reißenden und sehr tiefen Stellen friert kein Wasser zu, ebenso wenig das unendliche Meer. So kann der Deutsche mit seiner Sprache die ganze Welt sich zum Eigenthum machen; der Franzose ist auf seine Spiegelflächen beschränkt. Man muß sich den Haß gegen alles Französische bewahren, um nicht an eigner Tiefe zu verlieren."

Anfänglich ist Lepsius in Paris ganz Linguist und erhält für seine schöne Abhandlung: „Die Paläographie als Mittel der Sprachforschung" — eine für einen Dreiundzwanzigjährigen beinahe unerhörte Ehre — den Volney'schen Preis. Den ägyptologischen Studien tritt er noch 1833 durchaus nicht näher; aber Ende October 1834 wird er von Lobstein eingeladen, nach Italien zu kommen, und dann erhält er einen Brief desselben Gelehrten, durch den er in Bunsen's Namen aufgefordert wird, sich dort erstens mit einer Sammlung von umbrischen, oskischen und etruskischen Inschriften zu beschäftigen, zu der ihn seine Dissertation besonders geschickt zu machen schien, und zweitens sich mit allem Ernst dem Studium der Schrift und Sprache der alten Aegypter hinzugeben. Der erste Antrag sagt ihm sogleich zu; der zweite erfüllt ihn dagegen mit den größten Bedenken. Erst nachdem er eingehend und gewissenhaft geprüft hat, ob sich die Fundamente so gelegt fänden, daß er durch vernünftige und wissenschaftliche Forschung wirklich

Digitized by Google

etwas Rechtes auf dem Felde der Aegyptologie leisten könne, von dem bisher außer Champollion selbst fast nur Stümper und kritiklose Dilettanten Besitz genommen hatten, tritt er Bunsen's Vorschlag näher; sobald er sich aber überzeugt hatte, daß sich an Champollion's Vorarbeiten in der That ersprießliche neue Forschungen knüpfen ließen, versenkte er sich mit allem Eifer in das Koptische und in das ältere mit Hieroglyphen geschriebene Aegyptische.

Als erste Resultate dieser neuen Studien erschien seine Abhandlung über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altgriechischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete und seine Schrift über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in den koptischen, semitischen und indogermanischen Sprachen. Das Wort, daß selbst die höchste Speculation immer nur das schon Vorhandene begreifen lehrt, findet sich in der ersten dieser Abhandlungen, durch welche die Kenntniß des wahren Princips der ältesten Alphabetordnungen einen guten Schritt weiter geführt wurde, und in der sich das Neue an die gründliche Berücksichtigung des früher Gewonnenen knüpfte.

Mit günstigen Aussichten für die Zukunft konnte er 1835 Bunsen's Ruf nach Italien folgen; aber die Trennung von Paris ward ihm dennoch schwer. Er hatte dort viel erworben und ein festes Lebensziel gefunden. Wie sein Können und Schaffen hatte auch seine Persönlichkeit das gleiche Wohlgefallen erweckt, wie schon früher in Deutschland und namentlich in Leipzig und Berlin. Kein Wunder, denn die Natur hatte den geistig so reich begabten Jüngling auch mit einer hohen Gestalt ausgestattet und diese mit einem Haupte gekrönt, dessen Schönheit auch das Alter nicht beeinträchtigen konnte. Die edel und streng geschnittenen Züge seines Antlitzes spiegelten den Ernst, die Schwerkraft und Schärfe seines Geistes wieder, und wo er sich im Kreise der Koryphäen der Berliner Gelehrtenwelt zeigte, unter der es an bedeutenden Köpfen nicht fehlte, zog er die Blicke auf sich und reizte auch Fremde nach ihm zu fragen. Dabei waren ihm seine Umgangsformen zur Gewohnheit geworden, und im geselligen Verkehr, dem er bis an sein Ende hold blieb, kam ihm als jungem Manne seine musikalische Begabung zu Statten.

Der Weg, welchen Lepsius wählte, um nach Rom zu gelangen, war bereits von den ägyptologischen Studien durchaus bedingt. Nachdem er das ägyptische Museum zu Turin — schon damals eines der bedeutendsten — durchforscht hatte, nahm er Kenntniß von dem zu Pisa conservirten Papyrus und gelangte endlich auf derselben Straße, welche Champollion vor ihm gezogen war, nach Rom. Hier traf er mit Josias Bunsen zusammen, welcher ihn auf das ägyptische Alterthum gewiesen hatte. Dieser hervorragende Mann weilte damals als preußischer Gesandter unter dem Titel eines Ministerresidenten an der Tiber und stand dem archäologischen Institute als Generalsecretär vor. Zehn Jahre vor Lepsius' Ankunft hatte Champollion Rom besucht und dort in Bunsen einen begeisterten Zuhörer und Verehrer gefunden. Von vielfältigen Geschäften und anderen Studien in Anspruch genommen, konnte der gelehrte Staatsmann den ägyptologischen Forschungen nur einen kleinen Theil seiner Zeit und Kraft widmen und glaubte in Lepsius den rechten Mann gefunden zu haben, die Champollion'schen Forschungen mit Ernst und Methode fortzusetzen und ihm selbst bei dem sprachlichen und chrono-

Digitized by Google

logischen Theile des von ihm geplanten großen Werkes „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" hilfreiche Hand zu leisten. Er hatte sich nicht getäuscht, und Lepsius fand seinerseits durch Bunsen nach jeder Richtung hin eine Förderung, wie sie thatkräftiger, uneigennütziger und wirksamer nicht gedacht werden konnte. Die Freundschaft, welche sie zu Rom schlossen, hat sich mit den Jahren gefestigt und ist mit ihm zu Grabe gegangen.

Mit welchem Eifer und Scharfsinn sich Lepsius der ägyptologischen Schrift und Sprache hingab, dafür legt seine erste rein ägyptologische Arbeit[1]) das glänzendste Zeugniß ab. Er gibt in derselben einen vollständigen Ueberblick über das gesammte Schriftsystem der alten Aegypter. Die Bestandtheile desselben werden mit Klarheit und Schärfe gesondert, und er scheidet aus der viel zu großen Lautzeichenliste des Meisters diejenigen Hieroglyphen aus, welche nicht eigentlich in dasselbe gehören. Auch beseitigt er glücklich einen fundamentalen Irrthum des Champollion'schen Systems, indem er den Silbenzeichen die rechte Stellung anweist und deren wahren Werth ermittelt. Das Hauptverdienst dieses Briefes an Rosellini besteht darin, daß Lepsius in demselben die Champollion'schen Entdeckungen methodisch und kritisch zusammenfaßt, und wenn er später nur noch gelegentlich zu der grammatikalischen Seite der Aegyptologie zurückgekehrt ist, so hat er doch durch diese Arbeit, wie überall wo er den Hebel einsetzte, auch auf diesem Gebiete Weg und Methode gewiesen. Auch mit den alphabetischen und lautlichen Studien blieb er bis in sein spätes Alter beschäftigt, und sein Standard Alphabet[2]), welches zunächst bezweckte, Missionären und Reisenden die Möglichkeit zu bieten, die Laute der von ihnen erforschten fremden Sprachen mit unseren durch Striche und Punkte leicht modificirten Lettern wiederzugeben, hat nicht nur praktische Bedeutung, sondern besitzt auch bei aller Anfechtung, die Einzelheiten erfahren können, wissenschaftlichen Werth. Da es sich namentlich für die Umschreibung von afrikanischen Sprachen als außerordentlich geschickt erwies, ist es auch bei vielen auf diese Idiome bezüglichen Arbeiten zur Verwendung gekommen.

Zu Rom und im Verkehre mit Bunsen wandte sich Lepsius vorzüglich den beiden Specialgebieten zu, auf denen er das Größte und Folgenschwerste leisten sollte: der Geschichte und ihrer Zahlengrundlage der Chronologie, sowie der Götterlehre. Es gab hier so viel wie Alles zu thun, denn während man sich vor der Entzifferung der Hieroglyphen nur an die oft mißverstandenen Berichte der Griechen und Römer über die Götter und Könige der Aegypter gehalten hatte, konnte man nun aus Quellen schöpfen, welche in Aegypten selbst entsprungen waren. Schon bei Champollion's Lebzeiten hatte man sich auf dieselben gestützt und sie für historische und mythologische Zwecke benutzt; aber wenn auch schon beim ersten Anlaufe manches Zweifelhafte berichtigt und manches Neue festgestellt werden konnte, so wurde bei dem hastigen und leichtfertigen Vorgehen der nächsten Nachfolger Champollion's von der anderen Seite Irrthum auf Irrthum in

[1]) Lettre à M. C. P. H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique. Rome 1837, aus den Annali dell' instituto archeologico di Roma. Vol. IX. 1837.

[2]) R. Lepsius. Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems. London und Berlin 1863.

Digitized by Google

die Wissenschaft eingeschleppt. Diese eifrigen Dilettanten nahmen Halbverstandenes auf Treu und Glauben hin und verwertheten es sorg- und kritiklos. An Stelle des mangelhaften Wissens von früher war, als schlimmerer Nachfolger, eine Verwirrung ohne Gleichen getreten, und diese zu lösen und die ägyptologische Forschung zu zwingen, sich derselben kritischen Methode zu bedienen, welche für andere Disciplinen maßgebend geworden, das war die dankbare, aber schwierige Aufgabe, der Lepsius sich unterzog. Aus vagen und zügellosen Phantasien über ägyptische Geschichte und Mythologie hat er eine ägyptische Geschichte und Götterlehre gemacht, und von ihm sind die Wege gewiesen worden, auf denen es der Aegyptologie einzig und allein gelingen konnte, sich den Namen einer Wissenschaft zu verdienen. Sein Vorgehen war zu gleicher Zeit kühn, besonnen und geschickt. Er sammelte die ganze Fülle des vorhandenen Denkmälermaterials, zerlegte es in Gruppen, sichtete diese und unterzog das Wesentliche, das er herausgefunden, einer strengen und gesunden Kritik. Dafür kam es ihm zu Gute, daß er 1838 nach England, wo er wieder mit Bunsen zusammentraf, gesandt wurde, und daß ihm auf dieser Reise der treffliche Leemans, welcher seit 1835 dem schönen Leydener ägyptischen Museum vorstand, die Schätze desselben zur Verfügung stellen konnte. So gelangte er zu einem souveränen Ueberblicke über den gesammten in Europa erreichbaren schriftlichen Nachlaß der Aegypter; aber er hütete sich wohl, bevor er das Gesammelte verarbeitet hatte, Schlüsse daraus zu ziehen. In die historische Gruppe seiner Collectaneen führte er alle nur irgend erreichbaren Königsnamen, alle datirten Inschriften und alle Angaben, welche die genealogischen Verhältnisse der Pharaonenfamilien betrafen, zusammen, und so sehen wir ihn in seiner römischen Epoche zunächst nur die Bausteine für die in ruhigeren Tagen aufzurichtenden historisch-chronologischen Gebäude sammeln.

Schon in Turin hatte er die Grundlage zu seinen Forschungen über die Götterlehre der alten Aegypter gelegt, und wir sehen ihn bei dieser Gruppe seiner Studien genau nach derselben Methode und mit der gleichen Vorsicht verfahren, wie bei den chronologischen Arbeiten. In den mythologischen Schriften seiner Vorgänger hatten sich die Götter wild durcheinandergedrängt, und keinem Forscher war es in den Sinn gekommen, an eine Gliederung des Pantheons zu gehen und das historische Princip seiner Anordnung nachzuweisen. Lepsius stellte sich diese Aufgabe; aber er begnügte sich auch hier zunächst mit der Sammlung und Sichtung des vorhandenen Materials.

Schon während seines ersten Aufenthaltes in Turin hatte er erkannt, daß die zahllosen erhaltenen religiösen Texte auf Papyrusrollen, Sarkophagen, Mumienbinden, Amuleten ꝛc. sämmtlich einem großen Werke angehören, welches er mit dem Namen „Todtenbuch" belegte. Diese aus vielen Abschnitten zusammengesetzte religiöse Schrift ist niemals zu einem kanonischen Abschluß gelangt; doch enthalten die größeren Exemplare derselben alle Capitel, welche einzeln oder in geringerer Anzahl auf kleineren Papyrus oder Monumenten vorkommen. Es finden sich in ihr die Grundlagen der religiösen Anschauungen und des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter vereint, und wenn Lepsius auch in den dreißiger Jahren noch nicht wagen durfte, eine fortlaufende Uebersetzung dieser schwierigen Texte zu versuchen, so konnte er sich doch sagen, daß ein genaues Studium dieses Fundamentalbuches einer kritischen Behandlung der ägyptischen Götterlehre

Digitized by Google

vorausgehen müsse. So nahm er denn schon 1836 eine Copie des großen und vollständigen Turiner Todtenbucherexemplars und veröffentlichte dieselbe nach einer neuen Collationirung 1841 im Jahre 1842. Die 79 Tafeln, welche diese Publication[1]) enthält, wurden von Lepsius' Landsmanne, dem Maler und Lithographen Max Weidenbach, auf den Stein übertragen, und dieser geschickte Mann sowie sein ihm ebenbürtiger Bruder Ernst, † 1884, verdienen es wohl, hier erwähnt zu werden, denn beide erlernten die Kunst des Hieroglyphenschreibens so vorzüglich, daß sie nicht hinter den geschicktesten Hierogrammaten aus der Pharaonenzeit zurückstanden. Die von ihnen unter Lepsius' Leitung für die Berliner Akademie hergestellten hieroglyphischen Drucktypen sind von so unübertrefflicher und stilgerechter Schönheit, daß man sich gegenwärtig ihrer überall bedient und die in der Pariser Staatsdruckerei verfertigten Typen zu ihren Gunsten zurückgestellt worden sind.

Es ist zu bedauern, daß Lepsius seiner Publication gerade das späte und ziemlich fehlerhafte Turiner Exemplar zu Grunde gelegt hat; aber bewunderungswürdig für jene Zeit ist das Vorwort, womit er dieses Werk einleitet; und wie tief mußte er sich in das Todtenbuch versenkt haben, bevor es ihm gelingen konnte, es in Capitel zu zerlegen. Die von ihm gegebene Eintheilung ist bis heute gültig geblieben, und sie wird auch in der Sammlung von thebanischen Todtenbuchtexten aus der besten Zeit beibehalten werden, deren Vollendung durch den Genfer Aegyptologen Naville nur noch wenige Wochen auf sich warten lassen wird. Lepsius hat auch zu diesem großen und nützlichen Unternehmen die Anregung gegeben, und sein Leben lang ist ihm das Studium des Todtenbuches besonders anziehend erschienen. 1867 zeigte er in einem großen selbständigen Buche[2]) den Weg, der Entstehung des gesammten Werkes und seiner Haupttheile auf die Spur zu kommen.

Erst nach dem Aufenthalte in Aegypten konnte er die mythologischen Studien zu einem gewissen Abschluß bringen, und dieser wird durch seine Epoche machende Arbeit über den ersten ägyptologischen Götterkreis[3]) bezeichnet. Sie hat gelehrt, daß es auch bei dem bunten Gewimmel der ägyptischen Götter möglich sei, dem historischen Princip ihrer Anordnung nachzugehen, und er hat den „Kreis der obersten Götter" nicht nur gefunden, sondern auch klar begründet, warum die Verehrungswesen, aus denen er besteht, zusammengehören. Wo sich Abweichungen finden, hat er ihre Entstehung aus localen und zeitlichen Ursachen überzeugend erklärt. In einer zweiten Abhandlung über die Götter der Elemente[4]) findet sich Manches, dem wir uns nicht mehr anzuschließen vermögen; aber in der Methode steht sie ihrer Vorgängerin ebenbürtig zur Seite, und gerade in ihr hat er das Gesetz zusammengefaßt, dem er bei seiner langen und glücklichen Thätigkeit unentwegt gefolgt ist: „Es wird in allen antiquarischen Untersuchungen stets der sicherste Weg bleiben, mit einer chronologischen Scheidung des Materials zu beginnen, ehe zu systematischen Darstellungen weiter geschritten wird."

[1]) R. Lepsius. Das Todtenbuch der Aegypter. Leipzig, Wiegand. 1842.

[2]) R. Lepsius. Aelteste Texte des Todtenbuches. Berlin 1867.

[3]) Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissenschaften 1851, als Buch bei W. Hertz. Berlin 1851.

[4]) Abhandl. d. B. A. d. W. 1856. Als Buch bei Dümmler. Berlin 1856.

Digitized by Google

An dieser Regel hielt auch Lepsius fest, als er dasjenige Gebiet seiner Wissenschaft betrat, auf welches ihn die Forschungen des Vaters und seine archäologischen Studien gewiesen hatten, und worauf ihn in Rom nicht nur der Einfluß des archäologischen Institutes, sondern vielmehr auch das gesammte Leben drängte. Er faßte hier also die Kunst, und zwar zunächst die Architektur der Aegypter ins Auge, und 1838 erschien Lepsius' Arbeit über die Säulen der alten Aegypter und ihren Zusammenhang mit der griechischen Säule[1]), und auch diese dem eigentlichen Forschungsgebiete des Meisters ferner liegende Arbeit darf bahnbrechend und in ihrer Weise unübertroffen genannt werden. Lepsius weist in dieser Schrift nach, wie die ägyptische Säule, deren Einzelformen er mit erschöpfender Vollständigkeit zusammenträgt und chronologisch ordnet, von ihren ersten Anfängen an entstanden und sich, hier im Höhlenbau, dort im Freibau, selbständig entwickelt hat. Diese Sonderung ist eine That, und wenn man dem Fortschreiten des Höhlenbaues an seiner Hand Schritt für Schritt folgt, so wird man die dorische Säule mit allen ihren Bestandtheilen organisch vor sich aufwachsen sehen. Auch derjenige, dem es widersteht, die dorische Säule für ein aus Aegypten entlehntes Bauglied zu betrachten, wird nicht leugnen können, daß sich die Umwandlung des Pfeilers in die sogenannte protodorische Säule im ägyptischen Höhlenbau als natürlich und nothwendig nachweisen läßt, während die griechische dorische Säule auch in den ältesten Tempeln dorischer Ordnung gleich als etwas Fertiges und wie vom Himmel Gefallenes auftritt. Nach der ägyptischen Reise ist Lepsius noch einmal auf diese Dinge zurückgekommen und hat in einer akademischen Abhandlung[2]) und an anderen Orten die Grundbedingungen, die Eigenart und Vorzüge der ägyptischen Kunst, deren Entwicklung er auch hier mit Vorliebe verfolgt, scharf und doch liebevoll gewürdigt. Dem Kanon der Proportionen, d. h. der bindenden Regel, nach welcher die ägyptischen Bildhauer die Verhältnisse der einzelnen Theile des menschlichen Körpers zu einander zu messen und zu bilden gehalten waren, hat er gleichfalls seine Aufmerksamkeit zugewandt.

Bei all' diesen rein ägyptologischen Arbeiten ließ er die linguistischen und paläographischen Studien nicht liegen und knüpft wieder an die Forschungen an, zu denen ihm seine Dissertation über die umbrischen Inschriften und besonders die Tafeln von Eugubio (Iguvium) Anlaß gegeben hatten. Wenn wir gleichsam als Nebengewinn seiner italienischen Studienzeit eine Sammlung umbrischer und oskischer Inschriften[3]) und zwei Abhandlungen[4]) vor uns liegen sehen, von denen sich die eine mit den tyrrhenischen Pelasgern in Etrurien und die andere mit der Verbreitung des italienischen Münzsystems von dort aus

---

[1]) R. Lepsius. Sur l'ordre des colonnes piliers en Égypte etc. Aus den Annales de l'institut de correspondance archéologique vol. IX. Rome 1838.

[2]) R. Lepsius. Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwicklung. A. d. Abh. d. B. A. d. W. 1871.

[3]) R. Lepsius. Inscriptiones Umbricae et Oscae, quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lips. 1841.

[4]) R. Lepsius. Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien. Ueber die Verbreitung des italienischen Münzsystems von Etrurien aus. Leipzig 1842.

Digitized by Google

beschäftigt, so wird es uns schwer zu begreifen, woher er, der sich keineswegs dem geselligen Leben im Bunsen'schen Hause und dem ernsten und heiteren Verkehr mit hervorragenden Fremden entzog, die Zeit genommen, sie zu vollenden.

Im October 1839 kehrte Lepsius von England aus über Paris in die Heimath zurück und war auch dort unermüdlich thätig. Trotz mancher kleinen Wanderung und einer Winterreise 1841 durch die Schweiz nach Turin vollendete er damals außer dem Todtenbuche seine erste kleinere Sammlung von altägyptischen Schriftdenkmälern[1]). Am 26. Januar 1842 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, konnte aber wegen der bevorstehenden Reise nach Aegypten nicht zu lesen beginnen.

Die Leistungen, welche aus Lepsius' erster Periode (bis 1842) vorliegen, sind schon so beschaffen, daß sie ihm einen ansehnlichen Platz unter den hervorragenden Gelehrten seiner Zeit anweisen, doch dürfen wir sie nur als Vorarbeiten für die großen Werke ansehen, in denen es ihm in seiner späteren dritten Periode vergönnt war, die ganze Fülle des Gewonnenen zusammen zu fassen und zu verwerthen.

Als zweite Periode, als Wanderjahre, wie sie förderlicher und fruchtbringender für ihn selbst und die Wissenschaft nicht gedacht werden konnten, ist die Zeit seiner großen ägyptischen Reise zu betrachten. Lepsius selbst nennt die Jahre, in denen er das Glück gehabt hatte, zu Rom „Hütten zu bauen", einen großen Feiertag des Lebens, ernst und heiter, lehrreich und erhebend. Unter Bunsen's Leitung, sagt er, habe er das Leben und die Wissenschaft von ihren edelsten und höchsten Seiten kennen gelernt, und in der Widmung zu seiner Chronologie dankt er ihm und der „nie würdig und dankbar genug zu rühmenden Theilnahme Alexander von Humboldt's" das Glück, von seinem Könige mit der Leitung der wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten und Aethiopien 1842 betraut worden zu sein. Dieser König war Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dessen romantischer Sinn wie an den üppigen Blüthen des indischen so auch an dem geheimnißvollen Reiz des ägyptischen Alterthums Gefallen gefunden hatte.

Der König widmete der Expedition seine ganze Theilnahme, und sie sollte auch die Aufgabe, der Berliner Sammlung ägyptischer Alterthümer neue Schätze zuzuführen, im Auge behalten. So stattete er dieselbe denn nicht nur freigebig mit Geldmitteln aus, sondern empfahl sie auch durch ein eigenhändiges Schreiben und schöne Geschenke aus der königlichen Porzellanmanufactur dem Wohlwollen des damaligen Vicekönigs Muhamed 'Ali.

Unbeschränkt in jeder Hinsicht, sogar bei der Wahl seiner Reisegefährten, brach Lepsius am 1. September 1842 von Southampton auf und betrat am 18. September zu Alexandria den ägyptischen Boden. — Die Wahl der Begleiter war glücklich und durchaus den Zielen der Expedition entsprechend. Es folgten ihm der ausgezeichnet gebildete Architekt Erbkam, die Brüder Weidenbach, deren treffliche Leistungen als Hieroglyphenzeichner schon erwähnt wurden, der Maler Frey aus Basel, welcher bald erkrankte und später durch Georgi, einen tüchtigen Land-

[1]) R. Lepsius. Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums. Leipzig 1842. Berlin. Nicolai.

Digitized by Google

schafter, ersetzt wurde, der Former Franke und Lepsius' Freund Abeken, welcher der deutschen Gesandtschaft zu Rom als Prediger attachirt gewesen war und später in den preußischen auswärtigen Dienst überging. Als Geheimer Legationsrath begleitete er während des Krieges 1870—71 den Fürsten Bismarck nach Frankreich und ist damals viel genannt worden. Mit seiner „ewig heiteren Laune und seiner geist- und kenntnißreichen Unterhaltung" war er dem Führer der Expedition der angenehmste Gefährte und blieb später einer der treuesten Freunde des Lepsius'schen Hauses. Zu diesen Deutschen kamen der schon mit Aegypten und Aethiopien vertraute Bildhauer Bonomi und der junge „geniale" englische Architekt Wild.

Lepsius hatte damals das dreißigste Jahr kaum überschritten und konnte, wie er selbst sagt, seiner Kraft und Ausdauer das Schwerste zumuthen. Dabei stand er im Vollbesitz aller Kenntnisse, welche der Expedition Gewinn zuführen konnten, und der Vicekönig hatte ihn mit Vollmachten ausgestattet, welche ihm das Recht gaben, Arbeiter und Ausgräber aufzubieten, so viel er wollte, die Denkmäler, welche seinen Zwecken zu entsprechen schienen, nach Deutschland schaffen zu lassen und sie seinem Fürsten als Geschenk Muhamed 'Ali's zu überreichen. — Selbst seinem Verlangen, mehrere Grabkammern aus der Nekropole von Memphis ausbrechen und nach Berlin überführen zu lassen, wurde nicht entgegen getreten, und sie bilden jetzt besondere Zierden des Neuen Museums. — Die Grüfte, denen die Kammern entnommen wurden, haben durch diesen Eingriff natürlich Beschädigungen erfahren, und so waren Neid und Mißgunst schnell bei der Hand, die preußische Expedition vandalischer Verstümmelungen ehrwürdiger Monumente zu Gunsten selbstsüchtiger Zwecke zu zeihen; aber mit Unrecht. Wenn man bedenkt, wie schonungslos zur Zeit der Lepsius'schen Reise von den Eingebornen gegen die Denkmäler verfahren wurde, und daß man sich damals sogar nicht scheute, ganze Tempel abzureißen und herrliche Säulen und andere Kunstwerke in Fabriken zu verbauen oder in Kalköfen zu verbrennen, so wird man die von der preußischen Expedition in das Berliner Museum geführten Denkmäler als gerettet und vor schlimmem Schaden bewahrt bezeichnen dürfen.

Der Forschungs- und Beutezug dieser für ihre Aufgabe begeisterten Wanderer war ein langer und beschwerlicher und führte sie, mit vielen Aufenthalten und Abstechern, bis in das Herz des afrikanischen Continentes, bis nach Chartum, bei der Vereinigungsstelle beider Quellströme des Nils. Allein, nur von Abeken begleitet, segelte Lepsius auch noch den blauen Fluß hinauf und gelangte bis zum Dorfe Romäli zwischen Sennar, der berühmten alten Hauptstadt des Sudän, die er besuchte, und Fasokl. Ueber drei Jahre nahm die ganze Reise in Anspruch, und es ist geradezu bewunderungswürdig, wie tactvoll und klug der Führer der Expedition während dieser langen Zeit seine Autorität aufrecht zu erhalten und sich selbst und seine Gefährten vor Erschlaffung zu bewahren verstand. Die heimischen Feste wurden gefeiert, die Erholungstage innegehalten und für eine zweckmäßige „geistige Diät" gesorgt. — So erhielten die Reisenden sich frisch bis ans Ende, und nachdem sie sich getrennt hatten, blieben sie Freunde fürs Leben.

Es würde die dieser biographischen Skizze gesteckten Schranken überschreiten

Digitized by Google

heißen, wenn wir die Wanderungen, Ausgrabungen, Forschungen und Sammlungen der Expedition Schritt für Schritt verfolgen wollten, und Lepsius hat uns selbst dieser Aufgabe enthoben; denn seine „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai" sind ein Buch[1]), welches auch der Nichtgelehrte mit Freude und Nutzen lesen kann und sollte. Es macht ihn auch mit den persönlichen Erlebnissen des Verfassers bekannt und zeichnet sich durch knappe, klare und oft liebenswürdige Darstellungsweise aus. Es sei bemerkt, daß der Leiter der Expedition zum ersten Male das Verfahren, Inschriften auf Löschpapier abzudrucken, im weitesten Sinne zur Anwendung brachte.

Während seines langen Aufenthaltes in Memphis ist es Lepsius gelungen, Klarheit in die Geschichte des alten und der Anfänge des neuen Reiches zu bringen, sowie den Einfall der Hyksos an den rechten Platz zu setzen. Von seinem Lager unter den Pyramiden von el-Gise aus unternahm er auch die Untersuchung der bei dem Bau der Pyramiden angewandten architektonischen Methode. Die Resultate derselben wurden in eine treffliche Abhandlung[2]) niedergelegt und haben sich gegen alle Anfechtungen zu behaupten gewußt. Im Fajüm glaubte er das Labyrinth wiedergefunden zu haben, auch stellte er die von Linant de Bellefonds ermittelte Lage des Mörissee fest und erwies den Pharao Amenemhâ III. aus der 12. Dyn. als den Möris der Griechen.

Unter den Trümmern Meroë's im fernen Aethiopien blieb es ihm vorbehalten, die beliebten Vermuthungen über ein uraltes glanzvolles Meroë, dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der Civilisation gewesen sein sollten, ein für alle Mal zu zerstreuen und den Nachweis zu liefern, daß Alles, was sich hier von einheimischen Denkmälern erhalten hat, nicht früher als unter den Pharaonen der 25. Herrscherreihe, welche aus Aethiopien stammte, zum größten Theile aber noch weit später, kaum vor dem ersten Jahrhundert n. Chr., hergestellt worden sei. — Zu Theben veranlaßte ihn auf der Rückreise die Fülle der dort erhaltenen historischen Denkmäler aus den Glanztagen der Pharaonenzeit, fünf volle Monate zu bleiben. Die Ausbeute dieser arbeitsvollen Tage war überreich, und die Expedition ist dort mit einer Frische und Unermüdlichkeit thätig gewesen, als stünde sie nicht am Ende, sondern am Anfange einer langen Reise. Von dort aus machte er einen Abstecher in die Halbinsel des Sinai, welcher schöne Resultate lieferte und ihn veranlaßte, Burckhardt's Vermuthung, daß nicht der Sinai der Mönche, sondern der herrliche Berg Serbâl der Sinai der Schrift sei, zu bestätigen und wissenschaftlich zu begründen.

In Kairo erfuhr Lepsius, daß es noch möglich sein werde, die für die Aufstellung der ägyptischen Sammlung im Neuen Museum zu Berlin bestimmten Räume in seinem Sinne auszubauen und zu decoriren, und als er von dort aus mit seinem Freunde Bethmann über Syrien und Constantinopel heimkehrte, hatte er nicht nur die Mappen mit einer ungeheueren Fülle von Inschriften, Plänen und Bildern gefüllt und Monumente in großer Zahl auf das zu diesem

[1]) R. Lepsius. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin, W. Hertz. 1852.

[2]) R. Lepsius. Ueber den Bau der Pyramiden. A. d. Sitzungsberichten d. B. A. d. W. 1843. S. 177.

Digitized by Google

Zwecke gesandte preußische Schiff geladen, sondern auch das Wörterbuch und die Grammatik derjenigen Völker, durch deren Gebiet er gekommen war, so vollständig angefertigt, daß er sich selbst der später durch seine „Nubische Grammatik" bewahrheiteten Hoffnung hingeben durfte, ihre Publication werde einst ein anschauliches Bild der betreffenden Idiome gewähren.

Im Frühling 1846 kehrte Lepsius mit einer Fülle von Erwerbungen heim, welche die Erwartungen seines Monarchen, seiner Gönner und Freunde weit übertraf. Der geradezu begeisterte Empfang, welcher ihm überall und namentlich in Berlin zu Theil ward, war ein wohlverdienter, und der Name des Führers der preußischen Expedition gewann jene „Weltberühmtheit", welche ihm treu bleiben wird, so lange es eine Geschichts- und Sprachforschung gibt.

Durch seine Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität (23. August 1846), der im Mai 1850 die Wahl zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und 1855 die Ernennung zum Mitdirector des ägyptischen Museums (neben dem nicht zu beseitigenden braven, aber oberflächlich gebildeten Passalacqua) folgte, gewann er die nöthige Ruhe, sich den großen und vielseitigen Arbeiten, welche seiner warteten, ungestört zu widmen. Nun, nach Abschluß seiner Wanderjahre, gründete er sich auch eine eigene Häuslichkeit, indem er sich mit Elisabeth Klein, der anmuthigen, damals achtzehn Jahre alten Nichte des bekannten Sprachforschers Parthey, vermählte. Am 5. April 1846, einem Palmsonntag, empfing er das Jawort, und an diesem seinem Verlobungstage schrieb er in den „Terminkalender": „Heute ward die Palme des Lebens davon getragen." In den dreißig folgenden Jahren einer glücklichen Ehe hat Lepsius in der Liebe, dem Behagen und Frieden des eigenen Hauses Lust und Muße gefunden, die ihm bewilligte Lebenszeit unermüdlich zum Besten seiner Wissenschaft, seiner Schüler und Kinder auszunutzen. Seine Gattin schenkte ihm zwei, nunmehr längst verehelichte Töchter, sowie vier wohlgerathene Söhne, und zu diesem Segen nahm er noch ein liebliches vater- und mutterloses Mädchen von englischer Herkunft an Kindes Statt mit in sein Haus.

1856 lagen die zwölf Riesenbände des gewaltigen Denkmälerwerkes, mit dessen Herstellung ihn sein König beauftragt hatte, vollendet vor. Sie umfassen die gesammte archäologische und historische Ausbeute der Expedition und enthalten neben landschaftlichen und architektonischen Bildern, neben Plänen und Rissen, die ungeheuere Fülle der hieroglyphischen, griechischen und anderen Schriftdenkmäler, welche die Wanderer unterwegs gesammelt und copirt hatten. Vergegenwärtigen wir uns den kläglichen Stand der ägyptischen Geschichtsforschung in der Zeit der Entstehung dieses Werkes[1]), die ungeheuere Masse des hier zu bewältigenden Materials und die wundervolle Genauigkeit und Sorgfalt, mit der jede Inschriftszeile reproducirt und an den rechten Platz gestellt ward, so stehen wir nicht an, die Anordnung und Ausführung der „Denkmäler" für Lepsius' bedeutendste Leistung zu erklären. Sie ist durchaus historisch, und so viel Neues auch seit 1856 Forschung und Ausgrabungen klar gelegt und herzugebracht haben, ist doch an der historischen Reihenfolge der Hunderte dieser mit

[1]) R. Lepsius. Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin, Nicolai. 1856.

Digitized by Google

Inschriften dicht bedeckten Tafeln kaum das Geringste zu ändern. Die „Denkmäler" sind das große Haupt- und Fundamentalbuch für das Studium der Aegyptologie und werden es in aller Zukunft bleiben.

In den Meisterjahren, welche mit 1846 beginnen, blieb Lepsius der historischen Richtung, welche er schon zu Rom eingeschlagen, treu. Was die Monumente an geschichtlichen Angaben boten, stand ihm mit lückenloser Vollständigkeit zur Verfügung, und schon die systematische Anordnung der „Denkmäler" stellte ihm die Aufgabe, das Gerippe des Körpers der Geschichte, für ihn zunächst der ägyptischen, auf kritischem Wege herzustellen und die zeitlichen Abstände zu ermitteln, welche die historischen Begebenheiten von einander und von unseren Tagen trennen.

So entstanden die beiden großen chronologisch historischen Hauptbücher: die Chronologie und das Königsbuch. Das erstere, die Chronologie[1]), ist Bunsen gewidmet und umfaßt nicht nur die gesammten Grundlagen der ägyptischen Zeitrechnung, sondern zeigt auch die Methode an, nach der alle chronologischen Untersuchungen, gleichviel auf welchem Sondergebiete, unternommen werden sollten. Der erste, zur Vollendung gebrachte Theil dieses Riesenwerkes, befaßt sich hauptsächlich mit der Kritik der Quellen. Die Anwendung und zum Theil auch die Nachweisung im Einzelnen findet sich in dem Textbande, welcher die Tafeln des Königsbuches[2]) begleitet. Dies enthält sämmtliche Pharaonennamen, welche sich auf den Monumenten und in den Papyrus erhalten haben und im Textbande einen umfassenden Quellennachweis sowie die Angabe der Regierungszeit sämmtlicher Herrscherhäuser und Regenten über Aegypten. Es ist ein Hilfsbuch, das Niemand entbehren kann, der sich mit dem Studium der ägyptischen Geschichte beschäftigt, und der Vollständigkeit des Gegebenen steht die Genauigkeit und Schönheit der Ausführung ebenbürtig zur Seite. In der Chronologie wie im Königsbuche gibt es in Folge neuerer Entdeckungen und Forschungen viel Einzelnes zu ergänzen und zu verbessern, aber namentlich die erstere kann heute noch als Wegweiser und Führer nicht nur für den Aegyptologen, sondern für jeden Historiker, der sich dem methodischen Studium der Zeitrechnung, gleichviel welches Volkes hingeben will, gelten, und sie ist die Ablaufslinie, von der sämmtliche Forschungen auf der gleichen Bahn auszugehen haben. Die Anordnung derselben ist wie eine schöne und correcte Vorzeichnung auf Stramin. Jeder künftige Forscher muß sich ihrer bedienen, und es steht ihm nur noch frei, die innere Ausgestaltung der gegebenen Umrisse nach eigenem Ermessen zu vollenden.

Trotz der Zeit und Kraft, welche die Herstellung dieser großartigen Werke in Anspruch nehmen mußte, widmete sich Lepsius mit besonderer Lust und unermüdlichem Eifer der Ausschmückung der für die ägyptische Sammlung bestimmten Räume im Neuen Museum und der methodischen Aufstellung der Monumente in denselben. Früher hatten die ägyptischen Alterthümer im Schlosse Monbijou gestanden und schon dort ein werthvolles und an bedeutenden

[1]) R. Lepsius. Die Chronologie der Aegypter. Einleitung und erster Theil. Berlin 1859. Nicolai.

[2]) R. Lepsius. Das Königsbuch der alten Aegypter. 2. Abth. Berlin 1859. Besser'sche Buchhandlung. W. Hertz.

Digitized by Google

Stücken reiches Museum gebildet. Durch die preußische Expedition wurde dies mit nicht weniger als 1500 Monumenten und Abgüssen bereichert. Bei der Ausschmückung der ägyptischen Abtheilung im Neuen Museum ließ man Lepsius völlig freie Hand, und er berücksichtigte dabei alle Anforderungen des ägyptischen Stils und ließ die drei zur Verfügung stehenden Haupträume so ausbauen und von den Brüdern Weidenbach bemalen, daß sie ungefähr die Haupttheile eines ägyptischen Tempels: Vorhof, Hypostyl und Sanktuarium, vergegenwärtigen konnten. Die Wände, Decken und Säulen empfingen jene decorative, reich gefärbte Bilderzier, mit welcher die Tempel und Grüfte aus der Pharaonenzeit geschmückt sind. In dem mit Glas bedeckten Vorhof, über den sich in ägyptischen Tempeln der blaue Himmel wölbte, erinnern Landschaftsbilder moderner Meister an die merkwürdigsten Gegenden und ehrwürdigsten Denkmälerstätten im heutigen Aegypten. — Gehörte das ägyptische Museum zu Berlin schon längst zu den reichsten in Europa, so hat es durch den von Lepsius ein- und durchgeführten historischen Gedanken bei der 1850 vollendeten Aufstellung der Monumente einen nur ihm eigenen Werth erhalten. Für den Gebrauch der Besucher verfaßte er zunächst eine ausführliche Beschreibung der Wandgemälde[1]) und sodann auch einen Katalog[2]). 1878 sorgte er dafür, daß die großen Denkmäler mit kurz erklärenden Etiquetten versehen wurden. In den letzten zehn Jahren stand ihm sein Directionalassistent Dr. Stern, ein tüchtiger Aegyptolog und feiner Kenner des Koptischen, bei der Verwaltung des Museums umsichtig und fleißig bei.

Auch als akademischer Lehrer wußte Lepsius (seine erste Vorlesung ward am 29. October 1846 gehalten) die seiner Obhut anvertraute Sammlung nutzbar zu machen, und wir erinnern uns mit Freuden des Collegs, welches er mitten unter den Denkmälern allwöchentlich las. Die privaten Vorlesungen, welche er im eigenen Hause hielt, sind musterhaft, namentlich mit Bezug auf die tief durchdachte Anordnung des Stoffes und seine und strenge Kritik gewesen. Die sprachlichen Vorlesungen führten nicht über die Grenzen der altägyptischen Grammatik hinaus; aber wie ernst er es mit seinem Lehramte nahm, hat der Verfasser dieser Skizze mit nie erkaltendem Dank erfahren, als ihn während eines ganzen Winters Krankheit an das Haus fesselte und Lepsius ihn an einem bestimmten Wochentage besuchte, um mit dem jungen Studenten den Stoff des Collegs, von dem sein Leiden ihn fern gehalten hatte, durchzugehen und ihm für eigene Arbeiten den Weg zu weisen.

In den Berliner Meisterjahren wandte sich Lepsius bald auch jenen metrologischen Studien zu, denen er sich bis an sein Ende gewidmet hat, und als erstes Resultat derselben erschien 1865 seine Abhandlung über die ägyptische Elle[3]). Außer den größeren und kleineren Einheiten der Längenmaße der Aegypter wandte er auch anderen Maßen derselben seine Aufmerksamkeit zu und beschäftigte sich dann, nachdem die Entzifferung der Keilschriften begonnen hatte, sichere und

[1]) R. Lepsius. Die Wandgemälde der verschiedenen Räume des ägyptischen Museums. Berlin 1855. Zweite Aufl. 1870. Von der besonderen Ausgabe ohne Abbildungen. 3. Aufl. 1880.

[2]) Verzeichniß der ägyptischen Alterthümer und Gypsabgüsse. Vierte Aufl. 1879.

[3]) R. Lepsius. Die alt-ägyptische Elle und deren Eintheilung A. d. Abhandl. d. K. A. d. W. 1865.

Digitized by Google

wichtige Resultate zu liefern, mit den metrischen Systemen der Assyrer, Babylonier, Perser und der alten Völker überhaupt. Diese Studien fanden ihren Abschluß in der letzten seiner Schriften, dem wenige Tage vor seinem Tode erschienenen Buche „Längenmaße der Alten“ [1]). Trotz der Vorsicht, welche er auch auf diesem Gebiete geübt hatte, sah er sich doch genöthigt, die Resultate seiner metrologischen Forschungen erst gegen die von der seinen abweichende Auffassung des berühmten Assyriologen J. Oppert, dann gegen den Angriff des jungen und tüchtigen Architekten Dörpfeld, dessen Ansichten er in einem besonderen Schriftchen widerlegte, zu vertheidigen.

Bis 1866 blieb er in rastloser Arbeit in Berlin und unternahm nur gelegentlich kleinere Reisen zur Erholung oder zu wissenschaftlichen Zwecken. 1854 hatte er sich das bis ins Detail von ihm selbst im Stil der englischen Gothik entworfene stattliche Haus, Bendlerstraße 18, an welches sich ein schöner großer Garten schloß, gebaut, und dort entfaltete sich ein Familien- und geselliges Leben, wie es schöner und glücklicher nicht gedacht werden kann. Seine reich begabte und feinsinnige Gemahlin theilte zwar den ernst religiösen Sinn des Gatten, war aber dabei wie dieser gesellig und stets geneigt, häusliche Feste zu veranstalten, sie mit Geist und Frohsinn zu würzen und ihnen durch hübsche, von ihr selbst erdachte Aufführungen und Schaustellungen eine höhere Bedeutung zu geben. Schon in den ersten Jahren der Ehe war ihr Haus den Freunden gastlich geöffnet, und wie sie dieselben zu wählen wußten, das lehren die Notizbücher des Verstorbenen. Einmal heißt es: „Gesellschaft bei uns, A. v. Humboldt, Boeckhs, Olfers, Pertz, Cornelius, v. Reumont, Grimms, Homeyers, Strack, Partheys, Schelling, Bethmann u. s. w.“ Später haben wir in den größeren Gesellschaften, an denen es mir selbst Theil zu nehmen vergönnt war, sich an die hervorragenden Collegen und Landsleute immer mehr bedeutende Fremde: Gelehrte, Reisende, Künstler und selbst die Gesandten auswärtiger Mächte, schließen sehen. In Berlin nicht heimische Freunde wohnten oft als Gäste in dem schönen Gelehrtenheim in der Bendlerstraße, und wenn sie schieden, pflanzten sie im Garten als sichtbares Symbol der in jedem Jahre neu grünenden und blühenden Freundschaft einen Baum. An jedem stand der Name dessen, der ihn gepflanzt hatte: Humboldt, Ehrenberg, Bunsen u. s. w., auf einem Täfelchen. Auch ausländische Freunde sandten ihren Baum. Der treffliche Director des ägyptischen Museums zu Leyden, Leemans, schickte z. B. eine nach ihm benannte Betula-Varietät. (Betula Leemansiana.) Später stellte das wachsende Berlin Anforderungen an den großen Garten. Lepsius verkaufte ihn sammt dem Hause und verpflanzte dies weiter nach Westen an die Grenze von Charlottenburg. Jedes seiner Glieder — selbst die Bogenfenster und Thüren — wurde in die Kleiststraße übergeführt, und da hat das alte Haus eine eigenartige, Jeden, der es gekannt hatte, überraschende Auferstehung gefeiert.

Anfangs 1866 trat Lepsius eine neue Reise nach Aegypten an, und es war ihm auf derselben vergönnt, unter den Trümmern von Tanis, heute Sân, die berühmte Tafel von Tanis mit dem Decret von Kanopus zu finden. Diese Stele

[1]) R. Lepsius. Die Längenmaße der Alten. Berlin 1884. W. Hertz.

Digitized by Google

von schönem Kalkstein enthält eine große priesterliche Verordnung zu Gunsten Ptolemäus Euergetes' I. in Hieroglyphenschrift, und daneben ihre Uebersetzung ins Griechische und in die Volksschrift der späteren Aegypter. Seit der Ausgrabung des „Schlüssels von Rosette" war kein wichtigeres Document im Nilthale entdeckt worden; denn das dreisprachige Decret von Kanopus — es ist völlig unbeschädigt und die hieroglyphische Inschrift enthält 37, die griechische 76 eng geschriebene Zeilen — lieferte die Probe für die Richtigkeit der Champollion'schen Entzifferungsmethode und enthielt eine Reihe von Angaben, welche für die ägyptische Kalenderkunde und die Bestimmung von Völkernamen hohe Bedeutung besaßen. Lepsius sorgte ungesäumt für eine vorzügliche Publication[1]) dieser köstlichen Trilingue; die Untersuchung der für die biblische Geographie besonders wichtigen Trümmerstätten im Delta, der diese Reise besonders gewidmet war, brachte genauere Kunde über die Lage des alten Pelusium und der berühmten Hyksosveste Avaris. 1869 besuchte Lepsius Aegypten zum dritten Mal und wohnte der Eröffnung des Suezcanales bei. Nach seiner Heimkehr 1866 widmete er sich mit neuem Eifer der Leitung der 1863 von H. Brugsch gegründeten Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, deren Redaction er, nachdem Brugsch im preußischen Consulardienste nach Kairo gesandt worden war, 1864 übernommen hatte. Dies Centralorgan seiner Specialwissenschaft wurde durch ihn mit vielen vorzüglichen Abhandlungen bereichert; auch wußte er Aegyptologen aller Nationen zur Mitarbeiterschaft zu bestimmen.

Eine reiche Fülle von Auszeichnungen ward dem Altmeister während des letzten Abschnittes seiner Laufbahn zu Theil, aber in deren Gefolge sah er sich auch gezwungen, in einem Alter, welches Anderen den Wunsch nach Ruhe nahelegt, eine neue und große Arbeitslast auf sich zu nehmen. 1873 wurde er zum Geheimen Regierungsrath ernannt und mit der provisorischen Leitung der Berliner Bücherei betraut; im März 1874 trat er als Oberbibliothekar an die Spitze dieser großen Anstalt, der er von nun an einen guten Theil seiner Kraft widmen mußte. Dennoch brachte er in dieser Zeit, außer vielen kleineren monographischen Arbeiten, seine längst erwartete „Nubische Grammatik"[2]) zum Abschluß. Sie erschien 1880 und faßt die Resultate langjähriger Forschungen zusammen. Der eigentlichen Grammatik geht eine Einleitung von 126 Seiten voraus, und diese gehört zu den großartigsten wissenschaftlichen Leistungen, welche unserer Zeit zum Ruhm gereichen. Der Leser überblickt in derselben, wie von der Spitze eines hohen Berges, den ganzen afrikanischen Continent und lernt durch den kundigsten der Führer die Sprachen sämmtlicher Völker desselben in scharf gesonderte Gruppen zerlegen. Denjenigen Nationen, auf welche es besonders ankommt, folgen wir auf allen erforschbaren Stadien ihres historischen Lebens. Es war ein Unternehmen von großer Schwierigkeit, den Nubiern, welche niemals eine Literatur in ihrer Sprache besessen haben, sowie den kuschitischen Völkern eine Geschichte

[1]) R. Lepsius. Das bilingue Decret von Kanopus. In der Originalgröße mit Uebersetzung und Erklärung beider Texte. Berlin 1866. W. Hertz.

[2]) R. Lepsius. Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrika's. Berlin 1880. W. Hertz.

Digitized by Google

zu construiren, und der überzeugende Nachweis, daß der Schlüssel der noch unentzifferten äthiopisch-demotischen Inschriften nicht in der nubischen, sondern in der Begasprache zu suchen sei, kann große praktische Bedeutung erlangen. Diese Einleitung ist eine gewaltige wissenschaftliche That. Lepsius ist hier wie der Dichter ein rückwärts schauender Prophet, und so wenig wir uns mit Allem, was er hier gibt, einverstanden erklären können, so sehr bewundern wir die Combinationsgabe dessen, der es vorträgt und begründet. Die Kühnheit, mit der hier eine vier- bis fünftausend Jahre durchlaufende Sprachgeschichte, welche ganz Afrika und die ihm benachbarte asiatische Küste umfaßt, aufgebaut wird, hat ungetheilte Bewunderung erregt; aber auch die Kleinarbeit im zweiten Theile dieses Werkes ist vorzüglich. Dieser enthält die Laut- und Formenlehre sowie die Syntax der nubischen Sprache, Lesestücke, unter denen sich die vollständige Uebersetzung des Evangeliums Marci ins Nubische befindet, ein Wörterbuch und eine feine Darstellung der nubischen Dialekte.

Kurz nach dem Erscheinen dieses Epoche machenden Werkes hatte ihn ein Schlaganfall getroffen und die Hand leicht gelähmt; aber seine kräftige Natur wurde wohl geschwächt, nicht aber gebrochen, und wir sehen ihn in seinen letzten Jahren immer noch werthvolle Abhandlungen schreiben, seine „Längenmaße der Alten" zu Ende führen und gegen H. Dörpfeld's Angriffe polemisch einschreiten. Als er am 22. April 1883 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, wurde er mit Ehren geradezu überhäuft. 1859 hatte er das Doctordiplom der theologischen Facultät zu Leipzig erhalten und schon ein Jahr früher war er zum Mitglied des Institut de France ernannt worden. Außerdem hatten ihn noch ein volles halbes Hundert von gelehrten Gesellschaften zu dem Ihren gemacht; 1872 empfing er den Orden „pour le mérite", nachdem er schon 1860 zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens ernannt worden war. 1883 wurde er Geheimer Ober-Regierungsrath.

Um Ostern des laufenden Jahres fühlte er die Vorboten des nahenden Todes. Ein Magengeschwür, welches die Gestalt eines unheilbaren Krebses annahm, warf ihn aufs Lager; aber er ließ auch dort nicht ab von der Arbeit, der er sein Leben lang treu geblieben, und erst drei Tage vor seinem Tode legte er Buch und Feder aus der Hand. Nachdem er mit vollem Bewußtsein von seinen Kindern Abschied genommen und klar und besonnen mit ihnen besprochen hatte, was in seinen und ihren Angelegenheiten zu ordnen blieb, entschlummerte er sanft am 10. Juli Morgens um 9 Uhr. Oberhofprediger Kögel, der Freund und Seelsorger des Hauses, von dem er mit vollem Bewußtsein und ganzer Theilnahme das heilige Abendmahl empfangen hatte, hielt an seinem Sarge eine ergreifende und eines solchen Todten würdige Gedächtnißrede.

Was Lepsius als Mensch gewesen, läßt sich wohl schon aus dem Gesagten entnehmen. Wir haben gesehen, wie ernst und ausdauernd er seine reichen Gaben und die ihm bewilligte lange Lebenszeit ausgenutzt hat. Große Unternehmungen sind mit Glück und Thatkraft von ihm durchgeführt worden; wo es zu leiten galt, hat er gerecht, umsichtig und energisch geboten, von Jugend auf verschaffte die Vornehmheit seines inneren und äußeren Wesens ihm Bedeutung und Geltung; aber es ist ihm auch viel Liebe und Freundschaft zu erwerben und fest-

Digitized by Google

zuhalten gelungen. Wer das Glück hatte, ihm näher zu kommen und ihn im eigenen Hause walten zu sehen, dem ward es leicht, auch die wärmeren und weicheren Seiten seines Gemüthes zu erkennen; aber diese hielt er vor Fremden streng verborgen, und so kommt es, daß er von Vielen für eine kühle, strenge und von Haus aus leidenschaftslose Natur gehalten worden ist. Seine achtunggebietende Gestalt, der scharfe, ebenmäßige Schnitt seiner schönen Züge und die Gemessenheit seiner Bewegungen konnte diese Ansicht nur bekräftigen, und dennoch beruht dieselbe auf durchaus verkehrten Voraussetzungen; denn Lepsius war nicht nur ein warmherziger, sondern sogar ein ursprünglich leidenschaftlicher Mann. Aus den Briefen an die Seinen tritt uns der Reichthum und die Wärme seines Gemüthslebens freundlich entgegen, und aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, wie wacker und unabläßig er gegen die ihm angeborene Leidenschaftlichkeit gerungen. In einem Schreiben an ein ihm theures Wesen gibt er die Mittel an, deren man sich zu bedienen habe, um der Leidenschaftlichkeit, welche ihn selbst oft fortzureißen drohe, Herr zu werden. „Es ist beneidenswerth," schließt er diesen schönen Brief, „unter Höflingen und in der Studentenkneipe zu gefallen, ohne Höfling und ohne roh zu sein."

Durch strenge Selbsterziehung ist er nach und nach zu jener Höhe der Selbstbeherrschung gelangt, welche so leicht als eine Folge kühler Gesinnung angesehen wird, und doch hat er ein zärtliches Herz besessen, ist er auch den Heiteren in freundlicher Geselligkeit bei Musik und Gesang ein lieber Genosse gewesen, ohne freilich von seiner Würde je auch nur einen Hauch preiszugeben.

Vor uns liegt ein schön gebundenes Heft in Großquart. Es enthält auf 48 geschriebenen Seiten eine vortreffliche Schilderung von Theben und ist betitelt: „Ein Rundbild von Theben, eingesandt als Gruß aus der Ferne an meine lieben Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit 1845." Das Ganze hat das Ansehen eines Festwunsches, wie ihn Kinder den Eltern darbringen, und ist mit liebevoller Sorgfalt kalligraphisch schön geschrieben. Dennoch war der Schreiber kein Geringerer, als der vierunddreißig Jahre alte berühmte Führer einer großen Expedition, und am Ende dieser „Festgabe" stehen die folgenden Verse, mit denen wir diese biographische Skizze beschließen:

Denn ob der Wissenschaft ein hohes Ziel gesteckt,
Und treuen Strebens werth,
Ob sie den dunkeln Geist aus seinen Fesseln weckt
Und ihn die Freiheit lehrt:
Doch bleibt sie nur ein kaltes und erborgtes Licht
In Mondenschein verkehrt,
Wenn ihr des warmen Herzens Lebenshauch gebricht,
Wenn sie der Lieb' entbehrt.

Digitized by Google

Grundlagen für die diätetische Erziehung.

Von

Dr. **Siegfried Wolffberg,**

Docenten der Hygiene in Bonn.

I.

Seit längerer Zeit beschäftigt die „Ueberbürdungsfrage" die öffentliche Discussion. Lehrer und Aerzte und Philosophen haben ihre Stimmen abgegeben in dieser für das Gedeihen des Volkes so wichtigen Angelegenheit, wissenschaftliche Gutachten sind erfordert und ministerielle Verfügungen erlassen worden. Sicherlich wird die allseitig befriedigende Lösung der Frage noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, da sie nicht unabhängig von einer Aenderung lange festgehaltener Unterrichts-, sowie häuslicher Erziehungsgrundsätze zu Ende geführt werden kann. Niemals ist übrigens allgemein verkannt worden, daß der nothwendiger Weise in gewissem Sinne schablonenhafte Schulunterricht leicht eine übermäßige Anstrengung der Jugend bewirken könne, und daß die übermäßige Hirnarbeit sowie die Vernachlässigung der körperlichen Uebungen, welche letztere wenigstens zum Theil durch die Schularbeiten herbeigeführt wird, schädliche Folgen haben müßten. Warnende Stimmen haben zu allen Zeiten sich erhoben, daß die Behauptung, man könne gar nicht genug lernen, noch lange nicht bewiesen sei; — Spiel und Bewegung seien natürliche Rechte der Jugend, welche nicht ohne Strafe verletzt würden. Merkwürdiger Weise sind es indessen mehr zufällige Schäden — die Kurzsichtigkeit, die Rückenverkrümmungen, die mit der geistigen Schulung nur in äußerem Zusammenhang stehen, d. i. selbst bei schlechtestem Unterrichtssystem nicht minder als bei besserem verhütet werden können, — welche die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Maße rege machten und der eigentlichen „Ueberbürdung" das allgemeine Interesse zuführten.

Als ein entschiedener Fortschritt aus dem Stadium der Untersuchung über Grad und Verbreitung des Uebels in das Gebiet der Heilung und Vorbeugung ist das Auftreten des Amtsrichters Emil Hartwich in Düsseldorf zu bezeichnen, welcher zunächst in einer kleinen Broschüre (Woran wir leiden. Düsseldorf 1882) praktische Vorschläge über die Körperpflege in Volk und Schule formulirte. Man braucht keineswegs in allen die Pädagogik angehenden Einzel-

Digitized by Google

heiten mit dem Verfasser übereinzustimmen und kann doch zugeben, daß die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln zur Förderung der jugendlichen Gesundheit in hohem Grade beizutragen geeignet sind.

Emil Hartwich ist der Gründer des Centralvereins für Körperpflege Section Düsseldorf. In mehr oder minder organischer Verbindung mit diesem haben auf Hartwich's Anregung an andern Orten Vereine mit gleichen Zielen sich gebildet (so in Hagen, Witten a. d. R., Barmen, Leipzig, Bonn). Der Bonner Verein zählt gegenwärtig 314 Mitglieder; mit Bewilligung der Stadt hat der Verein den Arndtplatz zum Turnen und Spielen für die Zöglinge aller städtischen Schulen, sowie für die Turnspiele des Bonner Turnvereins hergerichtet; er hält in jedem Jahre ein Schülerfest mit Spielen und Preisturnen ab, an welchem sich mehrere hundert Schüler namentlich der höheren Schulen betheiligen. Den Lehrern und Lehrerinnen stellt der Verein Mittel zur Verfügung, um bei den allmonatlichen Ausflügen der Volksschulclassen kleine leibliche Erquickungen für die ärmeren Kinder zu ermöglichen. Auf eine Petition des Vereins[1]), in welcher um Förderung des Mädchenturnens an den Volksschulen, speciell um obligatorische Einführung desselben an den Volksmädchenschulen gebeten wurde, hat der Cultusminister zwar „gegenwärtig" abgelehnt, das Turnen an den Mädchenschulen als obligatorischen Lehrgegenstand einzuführen, weist aber darauf hin, daß auch ohne Verordnung in vielen Mädchenschulen (Berlin, Frankfurt a M., Düsseldorf u. a.) das Turnen bereits eingeführt sei, und gibt sich der Hoffnung hin, daß auch in andern großen Städten eine ähnliche Einrichtung getroffen werden wird. In einer Beilage theilt der Herr Minister einen früheren Erlaß mit, worin er betont, daß die von anderer Seite für die heranwachsende weibliche Jugend vorgeschlagenen Bewegungsspiele nicht ausreichen: „Hier muß für die weitere weibliche und sittliche Entwicklung die ernstere Zucht eines wohleingerichteten Mädchenturnens und das fröhliche Turn- und Jugendspiel fördernd und belebend eintreten." Nachdem Herr von Goßler mit einer in amtlichen Erlassen ungewöhnlichen Wärme die leibliche Ertüchtigung und Erfrischung der jugendlichen Generation als eine Aufgabe von Schule und Haus bezeichnet, dürfen wir hoffen, daß nunmehr bald überall „Raum geschaffen und Raum gelassen werde für jene Uebungen, in welchen Körper und Geist Kräftigung und Erholung finden; der Gewinn davon kommt nicht der Jugend allein zu gute, sondern unserm ganzen Volk und Vaterland[2])."

Dieser Anerkennung des Gesundheitswerthes werden sich nur Wenige verschließen; und Angesichts dieser Zustimmung erscheint es mir minder bedeutungsvoll, ob man der Ansicht zuneige, daß augenblicklich eine dringliche und große Gefahr nicht bestehe. Auch ich meine, daß eine Nation, die die Schlachten von Königgrätz und Sedan geschlagen, sich nimmermehr im entschiedenen Rückgange ihrer körperlichen Entwicklung befinde. Die Schäden unserer Jugenderziehung können so außerordentlich groß bisher unmöglich gewesen sein, wie sie von manchen Seiten geschildert worden. Auch der guten Sache könnte

[1]) Dieser Petition schlossen sich der Centralverein in Düsseldorf, sowie die Zweigvereine in Hagen und in Witten an.

[2]) Aus dem Erlasse des Ministers vom 27. October 1882.

Digitized by Google

durch Uebertreibungen geschadet werden. So finden wir zum Beweise des schädlichen Einflusses, welchen das Unterrichtssystem in den höheren Schulen ausüben soll, immer noch die Behauptung wiederholt, daß die Zöglinge der letzteren nur halb so viele Militärtüchtige lieferten als die der Volksschulen; und doch ist längst mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß, die Richtigkeit dieser Zahlen selbst vorausgesetzt, aus ihnen nichts geschlossen werden kann, weil nichts bekannt ist über die Beschaffenheit der Zöglinge der höheren Schulen im Beginne ihres Schullebens; keine Angaben vorliegen über die Natur der körperlichen Fehler, welche sie zum Militärdienste unbrauchbar machten, und — fügen wir hinzu — über das Alter, in welchem die Prüfung der Militärpflichtigen erfolgte, da einerseits gerade um das zwanzigste Jahr in sehr kurzer Zeit überall ein erheblicher Zuwachs der natürlichen Empfänglichkeit der Menschen für mehrere schwere Krankheiten eintritt und andererseits in sehr häufigen Fällen die zum einjährigen Dienste Berechtigten mehrere Jahre später und nach einer Zeit fortgesetzter geistiger Arbeit zum Dienste sich melden.

Es ist wahr, viele Anzeichen bestätigen, daß die heutige Culturepoche ein nervöseres Geschlecht geschaffen und bewirkt hat, daß unsere Kinder mit größerer Sorgfalt erzogen werden müssen, um sie zu vollkräftigen Männern und Frauen heranwachsen zu lassen. Aufgabe der Schule ist es, diesen Aenderungen in der ursprünglichen Widerstandskraft der Kinder wachsam zu folgen; ihre Anforderungen zu reguliren, ihre Methoden zu ändern. Unabhängig von aller Statistik hat die eine Frage Berechtigung, ob während der Schuljeit mehr als bisher geschehen könne, um die Gesundheit und damit die Leistungsfähigkeit und dereinstige Tüchtigkeit unserer Jugend zu fördern; und diese Frage muß mit Entschiedenheit bejaht werden.

Ferner scheint es mir nützlich, vorweg zu betonen, daß es ein Irrthum ist, wenn Einige heute im Uebereifer geneigt sind, die geistige Thätigkeit ein für allemal als ein Hemmniß der körperlichen Entwicklung und Gesundheit, gleichsam als ein nothwendiges Uebel, zu betrachten. Auch in der geistigen Arbeit liegt ein die Gesundheit beförderndes lebenerhaltendes Princip, welches um so bedeutungsvoller ist, als es unter Aufwendung mäßiger lebendiger Kräfte große Wirkungen im Körper auslöst. Strebungen und Erregungen des Geistes unterhalten das Getriebe der körperlichen Organisation und liefern Lebensreize, die dem geistesträgen Menschen fehlen. Die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die geistig hervorragendsten Männer in auffallend großer Zahl ein hohes Alter erreichten. Der Ahnherr der Aerzte, Hippokrates, starb im 104. Jahre seines Lebens, Michel Angelo erreichte das 91., Moses das 85. Lebensjahr, Platon starb im 82., Newton im 85., Voltaire im 80., Alexander von Humboldt im 90., Kant im 80. Jahre. Klopstock wurde 79, Goethe 83, Sophokles 92 Jahre alt. Es ist einzuräumen, daß diese und ähnliche Beispiele in vielen Fällen den Beweis liefern, daß zumal leibeskräftige Naturen, denen ein hohes Alter gewiß, zu den höchsten Leistungen befähigt sind. So ist es sicherlich kein Zufall, daß, wie kein Fürstengeschlecht eine so außerordentliche Laufbahn innegehalten als das Haus der Hohenzollern, auch kein andres unter seinen Häuptern so lange Lebenszeiten aufzuweisen hat wie dieses. Aber bestätigen nicht zahlreiche Gelehrte, wie [illegible] selbst unter andauernden Beschwerden mannigfachster Art das Leben zu einer

Digitized by Google

späten Grenze geführt werden kann? Männer wie Voltaire und Kant hatten von Jugend auf eine schwächliche Gesundheit. Voltaire wundert sich oft selbst über den Fortbestand seines Lebens; es ist wohl nicht begründet, wenn in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden ist, seine Leiden als erdichtete zu bezeichnen. Aber „trotz aller körperlichen Schwächen erfüllt Voltaire Europa mit seinem Ruhm, beherrscht die Ideen seines Jahrhunderts, gibt 70 Bände seiner Werke heraus und schreibt mit 82 Jahren seine Tragödie „Irene". Er selbst rühmt sich, seine kräftigsten Zeitgenossen, ja alle seine Aerzte überlebt zu haben." (Reveillé-Parise.)

Kant war kaum fünf Fuß groß, hatte zarten Knochenbau und schwächliche Muskulatur, einen eingebogenen Brustkasten und eine leichte rechtsseitige Verkrümmung der Wirbelsäule. Wenige sind gewesen, die ihm gleich kommen in der Belebung des Körpers durch den Geist, eine Kunst, über welche er bekanntlich eine kleine Abhandlung geschrieben, deren Grundgedanken, wie ich glaube, noch heute nicht genügend beherzigt werden.

Solche Beispiele lehren, daß auch durch die Intelligenz die Lebenskräfte in ausgezeichnetem Maße können erhalten bleiben; auch die Cultur des Gehirns unterhält eine Lebensflamme, welche selbst den erschöpften übrigen Körpertheilen von ihrer Wärme mittheilt. Die Pflege des Geistes gibt uns Freiheit und Selbständigkeit und erhöht die Gesundheit nicht allein durch Beförderung der Einsicht und der Tugenden, sondern auch durch unmittelbare Einwirkung auf die persönlichen Grundbedingungen des Lebens.

Diese Ueberlegung ist keineswegs neu; aber es erschien mir Bedürfniß, von vornherein den nicht allein sittlichen, sondern auch diätetischen Werth der Pflege des Geistes zu betonen.

Nun aber scheiden sich unsere Wege von denen der alten Schule. Noch Hufeland, der so treffliche Vorschriften zur Verlängerung des Lebens gegeben, richtete sein Augenmerk mehr darauf, dem Geiste die Unabhängigkeit vom Körper zu verschaffen, als diesen nach Möglichkeit zu pflegen. Aber wenn auch, wie wir gesehen, die Beispiele mancher Weltweisen lehren, daß der vernünftige Geist zur Lebensführung, zur Erhaltung der Existenz auch bei schlechter Leibesbeschaffenheit befähigt ist, so läßt sich ein gleich hoher Grad von Superiorität des Geisteslebens doch nicht für die Mehrzahl der Menschen voraussetzen. Für diese vielmehr ist es sowohl sicherer als zweckmäßiger, den geistigen Kräften höhern Schwung, bessere Ausdauer zu verleihen durch die Pflege des Körpers. So erstrebenswerth für Alle die echt philosophische, d. i. vertieft-religiöse Bildung bleibt, welche dem Volke mehr zugänglich gemacht werden sollte als bisher, so wird diese wahre Freiheit des Geistes sich leichter entwickeln lassen auf der Grundlage eines allseitig geförderten körperlichen Lebens.

Vielleicht wird es mir hiernach gelingen, die physiologischen Wechselbeziehungen zwischen den geistigen und den leiblichen Kräften und Kraftäußerungen soweit darzulegen, als es der derzeitige Standpunkt unserer Kenntnisse und der mir zur Verfügung stehende Raum gestatten; die Entwicklung der lebendigen Kräfte des Organismus zu berücksichtigen und Vorschläge für die rationelle Pflege derselben in einzelnen Lebensabschnitten hierauf zu begründen.

Digitized by Google

II.

Wir gehen davon aus, daß alle Lebensäußerungen gebunden sind an die Organisation, an die Elementartheile des Körpers, die lebendigen Zellen. In welcher Weise dieser Zusammenhang aufzufassen, ist vielfach räthselhaft. Auch alle Thätigkeit des Geistes ist von den zelligen Substraten des Gehirns nicht zu lösen; ohne daß man aus dieser Thatsache über die Natur des Geistes und über die Bedeutung dieser Abhängigkeit etwas zu folgern im Stande wäre. Aber hierauf kommt es für unsere Frage nicht an. Viel einfacher als der Zusammenhang zwischen dem Geistesleben und den zelligen Substraten erscheint die Natur körperlicher Functionen, und selbst über diese ist wenig genug bekannt: warum unter dem Einflusse des Nervensystems hier Verkürzung der Muskelfaser, dort Ausscheidung einer wässerigen, an Formbestandtheilen armen Flüssigkeit, hier veränderte Theile von Zellen, dort ganze Zellen secernirt, dort ein Austausch gelöster Substanzen durch die Thätigkeit von Zellen erfolgt. Aber zunächst genügt es zu wissen, daß die Zellen als Sitze derartiger verschiedener Thätigkeiten dienen, und daß durch Vermittlung von Nervenfasern die wichtigsten Zellen des Organismus in Verbindung stehen. Unter einander sowohl, wie mit den im Besondern sogenannten Centren des Lebens stehen sie in Connex, mit jenen Nervenknoten im Gehirn, von denen zum Herzen, zu den Gefäßen und zum Athemapparat die bewegenden Erregungen ausgehen. Daß dies auch für die psychische Thätigkeit gilt, wird Jeder zugeben, der überlegt, daß ein flüchtiger Gedanke die Pulse zu vermehren, die Zahl und die Tiefe der Athemzüge zu verändern, das Blut in die Wangen zu treiben vermag. Bei höherer Erregung ballt sich vielleicht die Faust, die Stirn runzelt sich, oder die Thränen fließen, und noch andere Muskeln und Drüsen treten in Thätigkeit. Welch ein Sturm in Folge eines Gedankens! Welche Auslösung von Kräften, welche Steigerung des Stoffwechsels durch eine Idee! Durch eine einzige Vorstellung, ein einziges Ziel, welches Hoffnungen erweckt oder den Ehrgeiz befriedigt, werden zuweilen Erregungen des leiblichen Lebens beständig in hohem Flusse erhalten, und wenn sie ein zuträgliches Maß nicht überschreiten, so begreift man, daß unter Umständen das Lebensziel zur ausgibigsten Lebensquelle werden kann. Aber man sieht zugleich, daß derartige consequente Erregungen nur dann stattfinden, wenn die treibenden Ideen einen hohen sittlichen Gehalt haben; denn nur unter dieser Voraussetzung wird ihre Einwirkung sich nicht allmälig abstumpfen. Hierbei ist es gleichgültig, ob der sittliche Gehalt von allgemeinem Werthe; wichtig ist nur, daß er dem Individuum von hoher Bedeutung erschien und zur subjectiven Befriedigung diente.

Wenn solche Individuen ohne tiefere sittliche Bildung von einer wichtigen Aufgabe allein erfüllt sind, wird ihnen der Lebensfaden abgeschnitten, sobald ihre Ziele unmöglich gemacht werden. Napoleon's Leben war vernichtet, nachdem die Flucht von St. Helena unmöglich geworden; dem ursprünglichen Mangel an Geistesleben erlag diese leidenschaftliche Natur. Welchen Gegensatz bietet die ausdauernde Kraft Friedrich's des Großen, dessen Körper und Seele nicht minder angestrengt worden, dessen philosophischer Geist aber seinem Träger alle Strapazen zu überwinden und ein friede- und ruhmreiches Alter ermö-

Digitized by Google

lichte. Man darf die echte, andauernde, vielseitige Pflege des Gehirnlebens nicht in absoluten Gegensatz zur leiblichen Pflege bringen; ihre wohlthätigen Einflüsse beruhen auf naturgemäßen körperlichen Vorgängen und auf einer wellengleichen Mittheilung dieser Processe, die sich in den überaus massenhaften Zellen und Zellenterritorien des Großhirns abspielen, an die materiellen Sitze des Lebens. Aber dem Geistesleben selbst läßt sich eine höhere Energie gewähren durch die Uebung des Körpers.

Unübertroffen für die allgemeine Steigerung der lebendigen Kräfte ist die Bethätigung der Muskulatur. Der nervöse Einfluß, der durch die Macht des Willens den Muskelzellen zugetragen wird, löst eine Summe von Kräften aus, welche umsomehr die während der Ruhe producirten überragt, als trotz der geleisteten Arbeit die Wärme des Körpers auf gleicher Höhe bleibt, oft gesteigert wird. Während jeder Muskelzuckung wird ein Reiz den Centren des Nervensystems zugetragen, entstanden durch die explosive Steigerung der molekularen Bewegungen in der Muskelzelle, und gefolgt von einer weiteren Belebung der nervösen Energien. Unter diesem Einflusse wächst die Summe der zerfallenen und verbrannten Stoffe; es steigt die Temperatur des Blutes, wodurch neue Reize veranlaßt werden. Die Haut füllt sich stärker mit Blut, ihre Drüsen arbeiten, die Centren der Athmung und der Herzbewegung werden mächtiger erregt, — bis der vom Muskel ausgegangene Reiz abgeklungen, die Temperatur normal, die Höhe der Lebensreize und der Stoffwechselprocesse die dem ruhenden Zustande des Individuums wieder eigenthümliche geworden sind.

Mit diesen Vorgängen identische Processe verlaufen unter dem Einflusse der Drüsenthätigkeit. Durch die Verdauungsarbeit kann es zu ganz ähnlichen Symptomen wie durch die Muskelarbeit kommen, wobei wir die secundäre Verdauung, welche in den Organen, besonders in den großen Drüsen des Unterleibs und in den Muskeln abläuft, zugleich berücksichtigen. So wunderbar, ich möchte sagen: so freundlich entgegenkommend ist die Organisation des menschlichen Körpers, daß auch die geregelte Pflege dieser Functionen zu einer wichtigen Quelle der Gesundheit oft selbst für solche Individuen wird, welche nichts oder nichts besser verstehen, als richtig zu essen und zu trinken. Das ist gewiß nicht leicht; und die nicht so seltenen Menschen, deren Gesammtinteressen (sei es wegen wirklicher Nervenschwäche und Leistungsunfähigkeit oder in Folge von Geistes- oder Leibesträgheit) einer gesundheitsgemäßen Zu- und Ausfuhr sich widmen, finden sich oft belohnt durch eine Verlängerung ihres Lebens. Auch diese bethätigen es, daß die Uebung der Kräfte die wichtigste Ursache für ihre Erhaltung bildet, und daß jede Uebung einer einzelnen, auch der Verdauungskraft, allen übrigen durch die ununterbrochene Verbindung der animalischen Zellen und durch die Fortleitung der Reize mehr oder minder zu gute kommt. Unter diejenigen Organe, welche die vortheilhafteste Gelegenheit zur Erhöhung des Gesundheitsstandes gewähren, gehört die Haut. Durch einen außerordentlichen Reichthum an Nervenendigungen, welche durch Temperaturschwankungen erregt werden, ist die Haut ganz vorzüglich zu einer Steigerung des Nervenlebens geeignet.

Jedermann ist bekannt, eine wie große Wirkung die Begießung mit kühlerem Wasser ausübt. Ein besonders inniger Zusammenhang besteht zwischen den Endorganen innerhalb der Haut und dem Athemcentrum, welches, von der ersteren

Digitized by Google

aus erregt, zu tiefen Einathmungen die Impulse gibt und hierdurch auch die Herzthätigkeit beeinflußt. Sehr eigenthümlich sind die Beziehungen der Haut zu allen inneren Organen, welche der Sitz von Verbrennungsvorgängen sind; Beziehungen mannigfachster Art, welche keineswegs vollkommen geklärt sind. Wenn wir die Oberfläche des Menschen mit kühlerem oder wärmerem Wasser behandeln, so bewirken wir zunächst eine Veränderung der Blutvertheilung in der Haut und secundär in den inneren Organen. Wahrscheinlich aber kann jede derartige plötzliche, mehr oder minder energische Veränderung im Blutgehalte der Organe als ein Reiz für die Zellen betrachtet werden. Dazu kommt, daß durch die veränderte Temperatur der Haut sowie des Blutes die Höhe der Verbrennungsvorgänge in den Organen modificirt wird. Eine kühle Umgebung bewirkt in der Regel Steigerung der Verbrennungen, eine mäßig warme Umgebung Verminderung. Ein warmes Bad dient zur Beruhigung, weil es die Wärme des Körpers in mäßigem Grade ableitet, d. i. die molekularen Bewegungen in den Zellen mindert. Eine kalte Uebergießung hat stärkere Durchfluthung der inneren Organe und eine höhere Temperatur derselben zur Folge, weil dem durch die verengten Hautgefäße spärlich zur und an der Oberfläche fließenden Blute weniger Wärme entzogen wird; und der nun höheren Binnentemperatur folgt eine Erhöhung der Stoffwechselvorgänge in den Organzellen selbst. Dauert die Einwirkung des kalten Wassers, z. B. im Bade, an, so überwiegt nach einiger Zeit die Ableitung von Wärme aus der Hautoberfläche an das Wasser; und nur durch eine verstärkte Muskelarbeit läßt sich die Temperatur des Körpers auf der zum gesunden Leben nöthigen Norm erhalten. Während also die kalte Uebergießung neben dem Einflusse der Kälte auf die Hautnerven wohlthätig dadurch wirkt, daß bei stärkerem Binnenstrom eines wärmeren Blutes die Energien des Nervensystems unmittelbar erhöht werden, beruht die erfrischende Wirkung des kalten Bades auf der Möglichkeit, ohne Steigerung der Binnentemperatur selbst im Sommer körperliche Uebungen vorzunehmen und damit die Lebensreize zu kräftigen, welche unter dem Einflusse einer hohen Umgebungstemperatur erschlafft waren. Dieser Ueberblick über die wichtigsten Organthätigkeiten lehrt uns, daß sowohl die geistige wie die Muskelarbeit, die Leistung der primären und secundären Verdauungsorgane wie die zum Gebiete der sogenannten Abhärtung gehörende Pflege der Haut ihre gemeinsame Bedeutung für die Gesundheitskräftigung darin finden, daß sie in größerer oder geringerer Intensität dem Nervensysteme Erregungen zuführen und damit dasjenige Organ kräftigen, dessen Integrität für die Gesundheit und die Erhaltung des Lebens die wesentlichste Bedingung ist. Beständige Erregungen der Organe sind erforderlich, weil ohne diese die molekularen Bewegungen in den Zellen sich bald erschöpfen würden. Die Thätigkeit ist es, welche den Fortbestand des Lebens ermöglicht — sowohl in den arbeitenden Organen selbst wie mehr oder minder in allen mit ihnen verbundenen Zellengebieten.

Vor Kurzem hat der berühmte Berliner Physiolog darauf aufmerksam gemacht, daß alle Muskelübungen wesentlich auch als Uebungen des Nervensystems aufzufassen sind. Dies gilt nicht nur für die wunderbar harmonisch zusammengreifenden Muskelactionen, z. B. des Clavierspielens und sonstiger feinerer Arbeiten, sondern nicht minder auch für alle andern Arten von Bewegungen, für

Digitized by Google

die complicirteren wie Schwimmen, Schlittschuhlaufen, und selbst für das einfache Gehen und Stehen. Es bilden sich Bahnen innerhalb des Zellengefüges und zumal innerhalb des Nervensystems, auf welchen die geübten, häufig wiederholten Impulse höhere Energien in der Ueberwindung natürlicher Widerstände befestigt haben. In gleicher Weise wirken alle Uebungen auch der andern Organe. Was mir aber für die Verlängerung des Lebens besonders wichtig erscheint, ist die allseitige — unmittelbare oder mittelbare — Verbindung dieser nervösen Centren mit denen des Circulations- und des Athemapparats. Diese Centren, welche ich kurz die Lebensorgane nennen will, erfahren die folgenreichste Uebung durch die Uebung aller andern thätigen Organe. So eigenthümlich es klingen mag: keine Denkübung, keine Muskelleistung, kein kaltes Bad, keine Verdauungsarbeit, welche das zuträgliche Maß der Leistungsfähigkeit nicht überschreiten, geht für die Gesundheit verloren; durch jede einzelne Thätigkeit wird an der Verlängerung des Lebens gearbeitet, weil durch jede die Lebensorgane geübt werden.

III.

Der eigenthümliche Proceß der Uebung wird am deutlichsten durch die Betrachtung der Muskelübung. Wir wissen, daß durch die Uebung der Muskel wächst. Jedes arbeitende Organ bewirkt einen stärkeren Blutstrom zu sich selbst, wodurch die Möglichkeit eines stärkeren Ansatzes von Organsubstanz gegeben ist. Man darf sich vorstellen, daß die lebendigen Energien, welche die Organzellen während der Arbeit in gesteigertem Maße beleben, fernerhin in gewissem Grade gesteigert bleiben und durch den Vorgang der Arbeit selbst geeignet werden, zur Bindung, zur Ein- und Anfügung neuer Substanz zu dienen. Wie die Muskeln selbst und die Muskelkräfte durch die allmälige Uebung anwachsen, ist Jedermann aus dem alltäglichen Leben bekannt: dieses wesentlichste Problem der Diätetik wird durch die Erzählung von Milo von Kroton hübsch illustrirt. „Milo lud täglich ein Kalb auf seine Schultern, trug es eine gewisse Strecke fort, und da mit der zunehmenden Größe und Schwere des Kalbes auch seine eigenen Kräfte wachsen mußten, so brachte er es endlich so weit, daß er vor den Augen der in Olympia versammelten Griechen den ausgewachsenen Stier auf seinen löwenstarken Nacken legen und ihn mit Leichtigkeit und freiem Anstande forttragen konnte“ [1]).

Daß die Uebungsfähigkeit und das damit verbundene Wachsthum der Organe natürliche Grenzen hat, kann hier nur angedeutet werden. Nicht Jeder, der ein Kalb tragen kann, wird es zur Hebung des Stieres bringen. Hier treten die dem Individuum in Folge der Vererbung und der Artgesetze gezogenen Schranken ein; wir alle müssen uns den großen Gesetzen beugen, welche nur das zu entwickeln möglich machen, was in der Anlage bereits potentiell gegeben ist, und welche mit der Entwicklung der individuellen Selbständigkeit und mit der Möglichkeit der Fortpflanzung und durch diese selbst eine allgemeine unvermeidliche allmälige Abnahme der Lebensenergien herbeiführen. Aber innerhalb dieser Grenzen führt jede Leistung eines Organs zur Uebung, d. i. zum Wachsthum, und ich trage kein Bedenken, so wie die Muskeln und die andern arbeitgewohnten

[1]) S. Ideler, Diätetik. 1846. S. 83.

Digitized by Google

Organe wachsen, die wichtigste materielle Grundlage der Gesundheitsbefestigung und der Lebensverlängerung im Wachsthum und in der Vervielfältigung der Zellen der von uns sogenannten Lebensorgane zu suchen.

Da unter den Lebensorganen das der Athmung unmittelbar vom Willen beeinflußt werden kann, so ist für geschwächte Individuen eine methodische Uebung im Athmen von nicht geringer, keineswegs genügend gewürdigter Bedeutung für die Verlängerung des Lebens. Hierher gehört die heilsame Wirkung des Lautlesens, der Sprechübungen und insbesondere des Singens, deren Effecte bei Weitem nicht vollständig verstanden werden, wenn man sie, wie gebräuchlich, von der Erweiterung des Brustkastens und andern peripheren Veränderungen ableitet. Im Uebrigen werden fraglos diejenigen Körpertheile zur Uebung des Lebensorgans und des gesammten Nervensystems am besten dienen, welche alle Kräfte am nachhaltigsten anzuregen vermögen. In dieser Beziehung ist nun für Alle am leichtesten zugänglich die Thätigkeit der Muskeln und — mehr mittelbar — die Belebung der Haut.

In Folge der großen Masse, welche die Muskeln bilden, sind sie noch mehr als die großen Verdauungsdrüsen zu einer lebhaften Steigerung des Stoffumsatzes geeignet, und ihre Arbeit kommt nicht allein unmittelbar durch Uebung des Nervensystems diesem letzteren zu Gute, sondern auch auf andern mehr indirecten Wegen, die im Wesentlichen folgende sind:

Erstlich sind körperliche Uebungen am besten geeignet, während die andern Organe in verhältnißmäßiger Ruhe verharren und Spannkräfte sammeln, die zur Verfügung stehenden Lebensenergien zu bethätigen. So kann das Großhirn zu angemessener Zeit ruhen und gewinnt neue Kräfte, wenn wir es nicht trotz größerer Muskelarbeit zu fortgesetzter Denkthätigkeit zwingen. — Der vielseitig geübte Mensch kann die Energien seiner Organe in reichem Wechsel gebrauchen, die Substanz aller dieser Organe üben und seine Gesundheit am sichersten festhalten. Außer dieser directen Entlastung und Erholung der anderen Organe, insbesondere des Gehirns, kommt aber auch die Vermehrung des Blutes in Betracht, welche durch keine anderen Organgruppen so hochgradig bewirkt wird, wie durch die Verdauungsdrüsen und zumal durch die Muskulatur. Von der Masse der Organe hängt die Masse des Blutes ab. Der arbeitende Muskel verbraucht zunächst viel Substanz und befördert den Hunger und die Verdauung. Daß hiermit neue Quellen von Kraft gegeben sind, geht aus unseren früheren Betrachtungen hervor. Aber zugleich — auf nicht hinlänglich aufgeklärtem Wege — bewirkt der wachsende Muskel eine größere Bildung von Nährflüssigkeit. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß hierdurch den übrigen Organen am besten gedient ist. Auch das Gehirn schafft durch eine nicht zur Erschöpfung führende Arbeit neues Blut den anderen Organen; aber ein Blick auf die relativen Massen zeigt uns, daß die Muskeln vorzüglich geeignet sind, die Ernährung der übrigen Thätigkeitscentren im Menschen zu unterhalten und zu fördern. Der Gelehrte, welcher seine Ferien zu Fußtouren benützt; das Kind, welches den freien Nachmittag körperlichen Spielen und Uebungen widmet, sie entlasten nicht nur das Gehirn, sie beleben nicht nur unmittelbar die Thätigkeit der Haut, der Lungen, des Herzens; gewinnen nicht nur bessere Brustform, stärkere Ausbildung der Muskeln und freiere Haltung: sondern sie sorgen auch für bessere

Digitized by Google

Ernährung des ganzen Körpers, für höhere Kräfte zur Verdauung und zu neuer leichterer Denkarbeit.

Hiermit sind die wichtigsten Grundlagen für eine rationelle Diätetik, wenn auch nur in Umrissen, gezeichnet, und es erübrigt nunmehr die Aufgabe, Andeutungen zu geben, welche Folgerungen hieraus für die diätetische Erziehung des Kindes sich herleiten.

Das Wort des englischen Dichters, welches Lewes seiner Goethe-Biographie voranstellte, dient auch uns zur Beherzigung: „Das Kind ist der Vater des Mannes"; ein Wort von tiefer Bedeutung, welche kein Pädagog außer Augen lassen darf. Daß die menschliche Leistungsfähigkeit mit den Jahren bis zu einer gewissen Grenze wächst, ist eine triviale Thatsache; indessen dürfte es schwerer sein, als Viele glauben, die Gesammthöhe der Leistungsfähigkeit aller Organe in den verschiedenen Altersstufen abzuschätzen. Erwägt man, daß die Kinder in der Schulzeit durchschnittlich im Stande sind, in eine große Zahl heterogener Wissenschaftsgebiete sich hineinzuarbeiten, daß sie daneben Lust und Fähigkeit besitzen, jede freie Minute zu körperlicher Bewegung zu verwerthen, so kann man zwar zugeben, daß ihnen die Ausdauer für jede einzelne Thätigkeit gering zugemessen ist[1]), wird jedoch die Gesammtsumme der durchschnittlich geleisteten Arbeit nicht unterschätzen dürfen. Nehmen wir aber als erwiesen an, daß die Gesammthöhe der vom Erwachsenen durchschnittlich geleisteten Arbeit diejenige früherer Lebensepochen überrage, so wäre es ein Irrthum, diese äußere Leistungsfähigkeit als einen für alle Fälle absoluten Maßstab für die Gesammtsumme der lebendigen Kräfte im menschlichen Organismus zu betrachten. Man würde nicht berücksichtigen, daß der Aufbau der Organe nicht ohne Bethätigung von Kräften geschehen kann, so daß aus einer Zunahme der äußeren Leistungsfähigkeit nicht unmittelbar auf ein Anwachsen der Gesammtsumme der Kräfte geschlossen werden darf. Untersucht man, in welchem Lebensalter die Widerstandsfähigkeit des Menschen gegen krankmachende Einflüsse am größten ist, so ergibt sich, daß keine Lebensepoche günstiger gestellt ist, als die Zeit der reiferen Jugend, vom siebenten bis etwa zum fünfzehnten Jahre. Dieselbe Periode, in welcher der Stoffumsatz, wie die Physiologie lehrt, größer ist, als in jedem folgenden Lebensabschnitt, zeichnet sich zugleich durch die außerordentlichste Lebensfülle aus. Die allgemeine Sterblichkeit ist in keiner Lebenszeit geringer als in dieser. Krankheiten, besonders Infectionen durch Pilze, sind, zumal nach dem zehnten bis zum fünfzehnten Jahre, selten und werden meistens leicht überwunden. Die Schwindsucht ist in diesem Alter eine Ausnahme; die Pocken, welche dereinst von erkrankten Erwachsenen 50% dahinrafften, tödteten in den der Entwicklung unmittelbar vorhergehenden Jahren durchschnittlich selten mehr als 3%; zur Zeit von Choleraepidemien sterben in diesen Jahren nur Wenige; Scharlach und Typhus sind in dieser Zeit meistens leichte Erkrankungen. — Mit der geschlechtlichen Entwicklung aber und durch dieselbe schwindet die Fülle der Lebens-

[1]) Die Ausdauer ist (außer vom Ernährungszustande) wahrscheinlich hauptsächlich abhängig von der Menge der zum Zwecke der Arbeit verfügbaren Zellen der peripheren Organe und des Nervensystems; sie steht daher unter dem Einflusse der Uebung und der anatomischen und physiologischen Ausbildung der Organe.

Digitized by Google

energien aus den übrigen Organen unaufhaltsam dahin[1]); und es kommt daher darauf an, die Summe aller Kräfte in der entscheidenden Zeit auf die erreichbar größte Höhe zu führen. In dieser entscheidenden Zeit ist der Mensch unter die Aufsicht der Schule gegeben und damit eine Last von Verantwortlichkeit der Schule zugewiesen, welche es nothwendig macht, daß die competenten Kreise mit den Grundgesetzen der Hygiene sich innig vertraut machen, ja daß sie diese als die eigentliche Basis all ihres Wirkens betrachten.

Den naheliegenden Einwand, daß doch nach allgemeiner Annahme die Arbeitskraft des Erwachsenen größer sei als in der Schulzeit, geistige wie körperliche Leistungen mit größerer Ausdauer durchgeführt werden könnten, habe ich schon kurz beleuchtet. Berücksichtigt man, um die Summe aller, auch der nicht nach außen in sinnfällige Erscheinung tretenden Lebenskräfte zu ziehen, auch die innere Arbeit der Zellen, besonders die große Menge von molekularer Energie, welche durch die Verarbeitung und die Anfügung neuer Substanz, durch das Wachsthum, gebunden wird, so begreift man, daß die Leistungen des Muskelsystems und anderer Organe im Erwachsenen über die kindlichen Leistungen gesteigert werden können, weil nicht mehr der ganze Organismus sich auszubauen braucht. Die Summe aller Organkräfte aber wird niedriger[2]). Hiermit hängt es zusammen, daß es ein Irrthum ist zu glauben, die Muskelkraft lasse sich ins Ungemessene steigern; sie ist abhängig von der Anlage und von den in der Kindheit gewonnenen Energien, und es scheint, als ob bei forcirter Uebung eines Systems naturnothwendig die Kräfte anderer Systeme geschädigt werden. So ist es bemerkenswerth, daß eine allzu bedeutende Pflege der Muskeln den Erwachsenen keineswegs eine hervorragendere Widerstandskraft gibt; ihre andern Organe leiden, bald die Verdauungskraft, bald die Energie des Geistes, bald beide. Im Alterthum ist es hinlänglich sicher constatirt worden, daß die Athleten eine besonders hinfällige Gesundheit hatten, und auch heute mögen viele Fanatiker der Abhärtung und der Turnerei beherzigen, daß wir niemals über die in der Jugend gesammelten Kräfte hinauskommen, und daß

---

[1]) In neuerer Zeit ist Prof. A. Götte auf Grund vergleichend-anatomischer und phylogenetischer Studien zu dem Schlusse gelangt, daß in der Fortpflanzung der Ursprung des Todes gegeben sei. Auf eigenartige Weise wird durch die medicinische Statistik bestätigt, daß zugleich mit der Entwicklung und Ausbildung der Fortpflanzungsorgane ein Schwinden der Widerstandskräfte, gleichsam das Absterben in den übrigen Geweben des Körpers eingeleitet wird: wie ich an anderer Stelle ausführlicher zu begründen hoffe.

[2]) Diese, Manchem vielleicht paradox erscheinende Behauptung stützt sich erstlich auf die Thatsache, daß der Stoffumsatz, welcher wesentlich von der Höhe der lebendigen Kräfte in den Organzellen abhängt, beim Erwachsenen geringer ist, als beim Kinde, und mit vorschreitendem Alter mehr und mehr sinkt, sowie zweitens auf die Ergebnisse der medicinischen Statistik betreffs des Einflusses des Lebensalters auf die Häufigkeit und die Tödtlichkeit schwerer Erkrankungen. Hiermit steht nicht im Widerspruch, daß Viele auf dem Wege durchs Leben speciellere Fähigkeiten mehr und mehr auszubilden im Stande sind, und mit fünfzig Jahren Größeres leisten, als mit vierzig oder dreißig. Denn allemal handelt es sich hier um einseitige Fortschritte. Die ausgereiften Kräfte sind nicht die gewaltigeren; die Ausreifung selbst besteht wesentlich in einer möglichst vollständigen Sammlung der Kräfte nach bestimmten Richtungen, wobei innerhalb einzelner bestimmter Richtungen Fortschritte möglich bleiben, wenn auch die Gesammtsumme der Kräfte abnimmt.

Digitized by Google

wir, wie die einseitige Denkthätigkeit die Muskelentwickelung hemmt, genau mit derselben Nothwendigkeit durch körperliche Uebungen, welche über unsere Anlagen hinausgehen, nur den andern Organen schaden; und es mag Jeder, im Einklang mit der Geschichte seines Daseins, nach seinem Berufe und nach seinen Neigungen und specifischen Anlagen entscheiden, ob es vorzuziehen, daß er mit starken Muskeln und schwachem Geiste oder mit starkem Geiste bei schwächlicher Körperverfassung oder aber mit allseitig maßvoll geübten und gegenseitig sich unterstützenden Kräften durchs Leben gehe. — Die ursprüngliche Anlage aber und die Pflege der Jugend entscheiden völlig über die Summe der einst zur Verfügung stehenden Kräfte.

IV.

Man schreibt häufig dem unmittelbaren Einflusse der Schule zu, was bereits die ursprüngliche Anlage verschuldet. Seit langem ist es die Ueberzeugung der Aerzte, daß die Constitution der Menschen in diesem Jahrhundert eine in häufigeren Fällen zartere geworden ist. Schwächende Eingriffe werden in Krankheiten schlechter ertragen, die Reizmittel sind häufiger nothwendig. Viel haben hierzu die Culturfortschritte, insbesondere auch die Fortschritte der Medicin beigetragen, welche bewirken, daß schwächere Organisationen erhalten bleiben und ihre Eigenschaften vererben, welche ehedem den Anstürmen von Krankheiten öfter erlagen. Wenn in manchen bayerischen und schwäbischen Landstrichen kräftigste Geschlechter leben, deren körperliche Energien uns imponiren, so darf man immerhin mit in Rechnung ziehen, daß ebendort eine nirgendwo in Deutschland übertroffene Säuglingssterblichkeit herrscht, da von 100 Neugeborenen oft bis zu 50 wieder wegsterben, ehe sie das erste Lebensjahr vollendet haben. Das ist eine spartanische Einrichtung, welche wir nicht bewundern können, wenn sie auch durch die Auslese der Kräftigeren, durch die Vernichtung der Schwächeren, ein widerstandsfähigeres Volk erzielt.

Zu diesen nothwendigen Ergebnissen der Cultur gesellt sich die nervenerschöpfende Thätigkeit unserer Zeitgenossen auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst, des Handels, der Politik. Ferner aber sind tiefe hygienische Schäden in dem gesellschaftlichen und Familienleben unserer Zeit die Hauptquelle für die nervöse Erschöpfung zahlreicher Menschen. Die Verfolgung dieses Gegenstandes würde hier zu weit ableiten; doch muß ich als meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir besonders in großstädtischen Bevölkerungen einer Reform der Sitten und Gewohnheiten in Gesellschaft und Familie dringend bedürfen sowohl zur Stütze und Förderung der Sittlichkeit als auch zur Verbesserung der Gesundheit. Nur einen Punkt sei mir gestattet zu betonen. Man hört häufig, daß Gesundheitsstörungen unserer jungen Männer und Mädchen sich leicht wieder ausglichen, Bleichsucht und Nervenschwäche, durch Vergnügungen und Ueberanstrengungen aller Art herbeigeführt, vollkommen wieder ausheilten: wenn ich nicht sehr irre, ist dies für die Mehrzahl der Fälle eine verhängnißvolle Täuschung, da jede Verschwendung von Kraft gerade in dieser Zeit oftmals dauernd sich rächt, fast niemals wieder die dem Einzelindividuum unter normalen Verhältnissen möglich gewesene Entwicklungshöhe der Lebenskräfte sich erreichen läßt. Damit werden diese und die folgenden Generationen geschädigt.

Digitized by Google

Alle zur Abhilfe vorgeschlagenen Mittel werden erst dann durchgreifend wirken, wenn in dem Leben der Aelteren entscheidende Veränderungen getroffen, insbesondere die Ursachen der Nervenerschöpfung gehoben werden. Um die Anlagen des nachfolgenden Geschlechts hoch zu halten, muß in der Entwicklungszeit wie in der Blüthe des Lebens Alles vermieden werden, was die Nervenkräfte herabstimmt. Körperliche Uebungen, Turnen, Baden und Schwimmen, Schlittschuhlaufen sind den jungen Mädchen nicht geringeres Bedürfniß als den Jünglingen zur Ergänzung der geistigen Beschäftigungen und zur Steigerung der Gesundheit. Man bewahre die sich entwickelnde Jugend vor der Aneignung oberflächlicher, nur zum Scheine und zum Prunke dienender Kenntnisse und Fertigkeiten, welche das echte Geistesleben nicht fördern. Sie sind wie Schutt und Stroh, eingefügt in den Bau eines Hauses, das wir aus Steinen errichten sollten. Nur äußerst sparsam dürften gesellschaftliche Vergnügungen, die bis in die Nacht hinein dauern, veranstaltet werden. Fort auch mit den spätabendlichen theatralischen und musikalischen Genüssen, wenn sie weniger zur Befriedigung des Gemüthes und zur Erhebung als zur Aufregung des Nervenlebens ohne nachhaltig erfreuliche Wirkung dienen; aber auch fort mit den thörichten Kneipereien in durchqualmter Luft! Den Vereinen junger Männer, welche verschiedene Arten von Leibesübungen sich zur Aufgabe gestellt, und deren Bemühungen höchlich zu loben sind, so lange sie nicht in einseitigen und übertriebenen Sport ausarten, wären Vereine junger Mädchen und Frauen an die Seite zu stellen. Der Mangel an nutzbringender und körperlicher Thätigkeit ist sehr häufig gerade für junge Mädchen und Frauen die ergibigste Quelle von Gesundheitsstörungen. Die Richtung der weiblichen Thätigkeit könnte in viel höherem Maße als bisher eine humanitäre sein; in der Kranken- und Wöchnerinnenpflege, in Volksküchen und andern Veranstaltungen der öffentlichen Hygiene würde die eigene Gesundheit sich erfrischen, das Gemüth sich beleben, die Lebensauffassung sich vertiefen, das Glück vieler Mädchen und Frauen sich erhöhen. Die praktische Nächstenliebe ist auch eine Forderung der persönlichen Gesundheitspflege!

„Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein."

So wird es gelingen, ein kräftigeres Geschlecht zu erzielen und damit die ursprünglichen Anlagen der nachfolgenden Generation zu steigern. Wie aber auch die Anlagen beschaffen seien, die höchste für ihn erreichbare Summe von Lebensenergien gewinnt der Einzelne nach meiner Ueberzeugung in der der Entwickelungszeit unmittelbar vorhergehenden Altersstufe. Die Folgenschwere der Erziehungsfehler, welche in der Schulzeit der Kinder begangen werden, ist nicht leicht zu hoch anzuschlagen. Da nun in der Kindheit ein großer Theil der lebendigen Energien für den Aufbau des Körpers, insbesondere auch des Gehirns und der Muskeln, nothwendig ist, so sollten die Kräfte, welche zur Leistung äußerer Arbeit und zur Denkthätigkeit erübrigen, mit größter Vorsicht in Anspruch genommen werden. Die Aufgabe ist, alle einzelnen Organe zu üben, aber mehr in leichter Anregung als in wirklicher Anstrengung, und unter sorgfältigster Berücksichtigung eines geeigneten Wechsels verschiedener Thätigkeiten und von Arbeit und Ruhe. Die Erfahrung lehrt, daß insbesondere das Gehirn vor dem fünfzehnten Jahre nicht über ein gewisses nie-

Digitized by Google

driges Maß dauernd mit Arbeit belastet werden darf. Man hat sich vielfach mit dem Gedanken getröstet, daß schwächere Gehirne sich einfach passiv verhielten, daher selbst durch stärkere Zumuthungen nicht belastet würden. Das ist ein sehr wesentlicher Irrthum. Nicht die schwächeren Gehirne verhalten sich ablehnend, sondern die muskelkräftigen Individuen, in welchen das Muskelleben zu ihrem Glücke so überwiegt, daß sie über keine Geduld zu ruhigem Sitzen, zum Aufpassen und demgemäß zur Denkarbeit verfügen. Ueber ihre Gehirnqualität läßt sich durchaus kein Schluß aus diesem Verhalten ziehen; oft genug werden aus sog. „schlechten Schülern" die ausgezeichnetsten Männer, während muskelschwache Individuen in der Jugend die zum Wachsthum bestimmt gewesenen Kräfte für die Denkarbeit verwendeten, dadurch aber die Entwicklung des Gehirns schädigten, so daß aus den geweckten Knaben in häufigen Fällen mittelmäßige Männer werden mußten.

Nicht dringend genug kann den Kreisen, welche die Verantwortlichkeit für die Erziehung unserer Kinder übernommen haben, die Mahnung werden, zu achten auf den Trieb, der der Jugend eingepflanzt ist, ihre Glieder zu regen, ihre Kräfte zu üben zu keinem anderen Zwecke, als um sich in möglichst hohem Maße mit Leben zu erfüllen. Da wird gerungen, geklettert, geschwommen, gespielt. Selbst der Lernstoff muß diesem Trieb nach Bewegung dienen; man botanisirt und sammelt Allerlei; man kämpft die Kriege zwischen den Karthagern und Römern noch einmal. Und nun denke man doch nicht daran, wie der alte Hufeland, das „Thier im Menschen" bändigen zu wollen; man leite, man bewache, man befördere vielmehr den von der Natur eingepflanzten Trieb nach Bethätigung der körperlichen Kräfte, jedoch immer mit Rücksicht darauf, daß angestrengte körperliche Uebungen vor dem fünfzehnten Jahre vom Uebel sind. Man führe die Kinder hinaus und lasse sie sich tummeln; man lasse sie zugleich sich mit Bewunderung und Liebe für die Schöpfung erfüllen und gebe ihnen im Unterrichte die Gelegenheit, sich für große Gedanken, für Menschen- und Vaterlandsliebe, zu erwärmen. Man pflege ihre Muskeln nicht minder wie ihren Geist, um aus dem gesammten Organismus die Impulse zu gewinnen, welche das Selbstgefühl steigern und die Entschlossenheit bedingen, für die Verfolgung großer Ziele selbst einzutreten. Man lehre sie, daß Arbeit die Würde des Menschen und das beste Mittel der Selbsterhaltung; daß die Gesundheit ein heiliger Besitz ist, welcher nicht in ungezügelter Leidenschaft und im erschöpfenden Kampfe um Geld und Gut geschwächt werden darf, sondern den wir uns für höhere Aufgaben, den Nebenmenschen und dem Vaterlande zu dienen, erhalten sollen.

Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Auf der richtigen, nach diätetischen Grundsätzen geleiteten Erziehung der Kinder beruht die Zukunft des Staates.

Digitized by Google

Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten.

Von

Herman Grimm[1]).

I. Im eignen Jahrhundert.

Am Tage nach Raphael's Tode (Raphael starb den 6. April 1520) berichtet der mantuanische Gesandte über den traurigen Fall nach Hause. „Von nichts Anderem ist hier die Rede," schreibt er der Herzogin, „als vom Verluste dieses Mannes, der mit dem Schlusse seines dreiunddreißigsten Jahres nun sein erstes Leben beschlossen hat. Sein zweites, das des Nachruhmes, wird, unabhängig von Tod und Zeitlichkeit, in seinen Werken und in dem, was die Gelehrten zu seinem Lobe schreiben werden, ewige Dauer haben."

Was der Briefsteller mit dem „Lobe der Gelehrten" im Sinne gehabt, ist nicht klar. Schon im Quattrocento zwar hatten florentinische Federn mit Aufzeichnungen über Künstler und ihre Werke begonnen, schwerlich aber wurden diese Notizen für Gelehrtenarbeit damals gehalten. Vielleicht dachte der mantuanische Gesandte nur an die lateinischen Distichen, in denen man Raphael's Hingang betrauern werde. Von solchen Gedichten sind denn auch eine Anzahl erhalten geblieben. Hätte er in der That aber eine Biographie, wie sie von Vasari später geliefert worden ist, vorausgesehen, so würde er, wenn er ihren Antheil an der ewigen Dauer des Raphael zu Theil werdenden Nachruhms hervorhob, ihre Bedeutung nicht überschätzt haben. Die Gelehrten haben beim Aufbau des raphaelischen Nachruhms in umfangreichem Maße zu thun gehabt.

Von Raphael's Stellung zum großen Publicum, so lange er lebte, wissen wir nur wenig. Wir haben nichts Gleichzeitiges über seinen Aufenthalt in Perugia, als die gelegentliche Aeußerung aus dem Jahre 1505, er sei damals dort der erste Meister gewesen. Aus seiner florentinischen Zeit ist der ziemlich inhaltlose Brief an seinen Oheim in Urbino erhalten; über die ersten römischen Jahre unter Giulio dem Zweiten wissen wir nur, daß Michelangelo Raphael 1508 für die Deckenmalerei in der Sixtina, die er selbst nicht übernehmen wollte, vorschlug. Raphael's Ruhm in weiteren Kreisen scheint erst mit Leo des Zehnten Papstthum zu beginnen. Von diesem wird er, mit einem plötzlichen Sprunge

[1]) Ich veröffentliche hier das Anfangscapitel der zweiten Auflage meines (1872 in der ersten erschienenen) Buches über Raphael, das Ende 1885 vollständig herauskommen wird.

Digitized by Google

empor, als Nachfolger Bramante's zum ersten Architekten am St. Peter ernannt; jetzt nimmt er Schüler an, um den Aufträgen zu genügen, die auf ihn eindringen und die er auch mit deren Hilfe nicht alle ausführen kann. Jetzt faßt er den großen Plan einer wissenschaftlichen Wiederherstellung des antiken Roms, den über das Stadium der ersten Anfänge hinauszuführen der Tod ihn hindert. Daß ihm dies nicht gelungen sei, daß er den Namen „Wiederhersteller der Stadt" sich nicht thatsächlich habe verdienen dürfen, wird bei seinem Tode am meisten bedauert. Vielleicht hatte der mantuanische Gesandte dies im Sinne, als er vom Lobe der Gelehrten schrieb, das Raphael's Namen unsterblich machen werde.

Der früheste Versuch, eine biographische Notiz über Raphael zu schreiben, ist der Giovio's, ein kurzes Schriftstück, das seiner Zeit jedoch ungedruckt blieb. Der Verfasser gibt in vortrefflichem Latein die kurzen Charakteristiken Michelangelo's, Lionardo's und Raphael's. Ich wüßte nicht zu sagen, wenn man zuerst anfing, diese drei als eine besondere Kaste über alle anderen Künstler zu setzen. Von Alberti, der 1509 sein kleines Buch über das seiner Zeit moderne Rom drucken ließ, wird Raphael noch nicht genannt. Ariost, dem die römischen Verhältnisse wohl bekannt waren, läßt Raphael in einer bekannten Strophe des Rasenden Roland zwischen Tizian und Sebastian del Piombo im Gefolge Michelangelo's einherschreiten: das Gedicht erschien 1516, als zwei von den vaticanischen Stanzen, um nur sie zu nennen, bereits vollendet waren. Von Giovio, der, wir wissen nicht wann, jedenfalls aber nach Raphael's Tode, seine Vita niederschrieb, wird ihm nach Michelangelo und Lionardo ausdrücklich die dritte Stelle angewiesen. Auch andere Schriftsteller des Jahrhunderts urtheilen so. In demselben Sinne faßte Vasari das Verhältniß auf.

Raphael's Freunde haben bei seinem Tode Michelangelo und Lionardo deshalb vielleicht unerwähnt gelassen, weil Beide damals gleichmäßig dem Gesichtskreise des römischen Publicums entrückt waren. Michelangelo war dauernd damals in Florenz beschäftigt, Lionardo ein Jahr früher schon in der Fremde, im selbstgewählten Exil, gestorben. Der vornehmste Grund, warum Raphael bei seinen Lebzeiten schon mit anderen Künstlern überhaupt wohl nicht in Vergleich gestellt worden ist, lag darin, daß, so lange er lebte, sein Persönliches so sehr als das angesehen wurde, worauf es zumeist ankomme, daß man über ihm selber seine Werke beinahe vergaß. Nehmen wir an, Goethe sei, als er 37jährig nach Rom ging, dort gestorben: würde da nicht bei der Trauer um ihn die Person über die Arbeiten gestellt worden sein? Selbst Giovio noch, lange nach Raphael's Tode, scheint die Werke neben seiner Person fast als unerheblich anzusehen. Er spricht von Raphael's unverfieglicher Liebenswürdigkeit, die ihm die Gunst der Mächtigen gewann; von seinem Glücke, das ihm Gelegenheit geboten habe, im günstigsten Momente immer seine Kunst zu zeigen; von der Anmuth (grazia), die seinen Werken eigen sei[1]). Nur oberflächlich erinnert er sich der Gemälde.

[1]) Ich folge Tiraboschi, der Giovio's drei Viten zuerst veröffentlicht hat. Gesehen habe ich das Manuscript nicht, auch keine Untersuchungen über die Zuverlässigkeit der Bestimmung Tiraboschi's angestellt. Dem Anscheine nach stammt das Schriftstück aus der Zeit und wurde von Jemand verfaßt, der Raphael kannte.

Digitized by Google

Aus den Fresken in der Camera della Segnatura hebt er eine einzige hervor, den Parnaß, auf dem dargestellt sei, wie die neun Musen dem singenden Apoll Beifall klatschen! So wenig war Giovio die Darstellung gegenwärtig. Aus dem zweiten Zimmer nennt er nur die Befreiung Petri, die er für eine Auferstehung Christi ansieht; im dritten soll Raphael „die unmenschliche Wildheit des Totila“ dargestellt haben, mit dem Giovio einen von den Gothen angelegten Brand der Stadt in Verbindung bringt! Richtig, da Mißverständniß hier allerdings kaum möglich war, führt er sodann die Niederlage des Maxentius an und als Schluß die Verklärung Christi, die Raphael's höchste Leistung sei. Für das Bewunderungswürdigste darauf erklärt er, recht im Sinne des immer realistisch gesinnten Dilettanten, den vom bösen Geiste geplagten Knaben. Dann werden noch die Loggien erwähnt und deren Ornamente bewundert. Der Ton, in dem Giovio von Raphael spricht, zeigt, daß er in ihm den jungen Mann sah, dessen Carrière, als er starb, erst beginnen sollte. So hat wiederum auch Vasari geurtheilt. In der Gestalt des Jünglings, wie Vasari ihn hingestellt hat, sehen wir Raphael's Schatten durch die Jahrhunderte einherschreiten. Raphael scheint Vorzüge, die die Natur den jugendlichen Jahren zutheilt (um ihnen bei späterem Alter andere Gestalt zu verleihen), bis zu seinem Tode wirklich behalten zu haben. Eine gewisse Bescheidenheit. Einen gewissen Anschein von Lebensunschuld, entspringend dem überschüssigen Reichthume seines Geistes. Eine neidlose Freude am Dasein. Den Wunsch, Andern dienstlich zu sein. Das freiwillige Zurücktreten, damit Andern Gelegenheit geboten werde, ihre Kunst zu zeigen. Das Gefühl muß er denen eingeflößt haben, die mit ihm verkehrten, daß der Genuß an der eigenen Arbeit jeden anderen Genuß für ihn überbiete. Auch bestätigen Raphael's Werke diesen Zug seiner Natur. Sie sind nicht die Hüllen in sie hineingearbeiteter persönlicher Empfindung. In wie hohem Maße stehen Michelangelo's Werke nicht als Producte einer besonderen, über die Welt erhabenen Kraft vor uns: denen Raphael's ist nichts davon eigen. Sie sollten den Anschein von Blumen haben, deren Schönheit sich von selbst versteht und bei denen wir nicht nach der persönlichen Phantasie dessen forschen, der sie hervorbrachte. Algarotti sagt, Raphael's Werke seien derart, daß man vor ihnen zuweilen ganz davon absehe, die Kunst des Meisters zu loben, hingerissen vom dargestellten Gegenstande, mit dem man direct zu thun zu haben glaube. Diese Wirkung, daß das Kunstwerk als ein Theil der arbeitenden Natur erscheint, ist der höchste Erfolg künstlerischen Schaffens. Wer würde zugeben, Faust oder Julia oder Hamlet könnten Resultate irgend einer zuweilen schwankenden und nur stufenweise der Vollendung zuschreitenden Arbeit sein? Wir lassen ihre Schöpfer bei Seite, setzen uns in ein persönliches Verhältniß zu ihnen, als existirten sie für sich, und suchen in die Geheimnisse ihrer Seele einzudringen. So muthen uns Raphael's Gestalten an.

Die Frage ist freilich, ob Jemand von denen, die Raphael's Umgebung bei seinen Lebzeiten bildeten, dies vor seinen Werken empfunden habe. Ich bezweifle, daß die Geschichte der künstlerischen Entwicklung Raphael's einem seiner Freunde oder Schüler klar gewesen sei. Papst Leo urtheilte, Raphael habe, nachdem er die Werke des Michelangelo gesehen, die Manier des Perugino aufgegeben. Das war für einen Zeitgenossen vielleicht das Höchste, wozu die vergleichende

Digitized by Google

Kritik sich aufschwang. Vasari, zumal in der zweiten Auflage, urtheilt mit vollem Verständnisse. Das aber war funfzig Jahre später. Raphael wurde von seinen Freunden, wie Zeitgenossen großen Erscheinungen gegenüber stets thun, Alles in Allem genommen; man empfand mehr, was man durch seinen Tod im Ganzen verloren, als was man bei seinem Leben im Einzelnen an ihm besessen hatte. Giovio, wenn er die Vita wirklich schrieb, würde die letzten Etappen des aufsteigenden Einflusses Raphael's in Rom miterlebt haben: nicht einmal jedoch der Brief, durch den Leo Raphael 1514 an die Spitze des Baues der Peterskirche gestellt hatte, war ihm später erinnerlich. In diesem Briefe hatte der Papst Raphael vorgehalten, was man in seiner neuen Stellung von ihm erwarte: daß er, nachdem er als Maler einen so hohen Rang sich erworben, nun auch als Nachfolger Bramante's das Höchste leisten werde. Damals also schon war Raphael mehr als ein berühmter Mann, Jemand, neben dem altangesehene Autoritäten, wie Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo, sich mit Positionen zweiten Ranges begnügen durften, während Lionardo und Michelangelo, von denen Beiden damals in Rom sehr wohl hätte die Rede sein können, mit Stillschweigen übergangen worden waren. Leo wußte zu würdigen, was Michelangelo zu leisten im Stande war und was Raphael diesen zu verdanken hatte: aber er hielt Michelangelo von sich entfernt, vielleicht weil er fürchtete, daß er, einmal im Besitz einer leitenden Stellung, von Niemandem mehr Befehle annehmen werde.

Zu fragen bleibt nur noch, wie Michelangelo selber von Raphael gedacht habe.

Giovio sagt, Raphael's künstlerischer Ruf sei, als er die Camera della Segnatura zu malen begann (1508 oder 1509), noch kein festbegründeter gewesen. Die Aeußerung ist allgemein gehalten und besagt entweder nur, daß Raphael's Glanzperiode erst mit Leo dem Zehnten begonnen habe, oder, in besonderer Beziehung auf Raphael's erste römische Malereien, es sei damals auch vom Publicum noch nicht viel daraus gemacht worden. Um so schwerer fällt Michelangelo's bereits erwähntes Verhalten ins Gewicht. Condivi, dessen Angaben als zuverlässig angesehen werden dürfen[1]), erzählt den Fall. Michelangelo schlug, indem er die Ausmalung der sistinischen Capelle ablehnte, Raphael an seiner Stelle vor. Das wäre Anfang 1508 gewesen. Bekannt ist, mit welcher Schärfe Michelangelo die Künstler neben sich beurtheilte: Michelangelo also wäre der erste in Rom gewesen, Raphael's Talent anzuerkennen. Und ferner, als nach Raphael's Tode die römische Partei Michelangelo's in diesen drang, er möge nun die vaticanischen Wandflächen, auf denen die Schüler Raphael's nach dessen Zeichnungen fortarbeiteten, für sich und die Seinigen fordern, setzte er den Briefen, die darauf folgten (Michelangelo war in Florenz), Stillschweigen entgegen. Und als er in hohem Alter auf Raphael zu sprechen kam, sagte er, nicht Raphael's Genie, sondern dessen Fleiß sei die Ursache seiner Erfolge. Für den, der Michelangelo's Sprache versteht, das höchste Lob aus seinem Munde. Wären sie Beide im Leben länger nebeneinander gegangen, so ist wohl denkbar, daß sie im

[1]) Keiner von denen, die Condivi's Autorität neuerdings herabzumindern suchen, hat die Frage discutirt.

Digitized by Google

Gefühl der Vereinsamung, in die außerordentliche geistige Gaben Jeden versetzen, dem sie vom Schicksale verliehen sind, sich gefunden und aneinander geschlossen haben könnten.

Noch ein Anderes hätte eintreffen können, wenn Raphael nicht so früh hinweggestorben wäre. Michelangelo ließ seine Biographie nicht deshalb von Condivi verfassen, weil er aus sich heraus den Drang fühlte, die Geschichte seiner Arbeit in die Welt zu senden, sondern Vasari nöthigte ihn dazu, dessen 1550 erschienene erste Auflage der „Lebensbeschreibungen der florentinischen Maler, Bildhauer und Architekten" eine so elende Vita Michelangelo's geliefert hatte, daß dieser, nur um die vielfachen darin enthaltenen Irrthümer zu berichtigen, Condivi's Feder in Bewegung setzte. Hätte auch Raphael in berichtigter Form die Erzählung seines Lebens geben dürfen, so würde, was Vasari vorgebracht, in der zweiten Auflage vielleicht zuverlässiger geworden sein und mancher Irrthum sich nicht so fest haben einwurzeln können. Für Raphael aber trat Niemand ein, und so wächst uns heute die Aufgabe zu, die Arbeit zu unternehmen. Dreißig Jahre waren nach Raphael's Tode vergangen, als Vasari's Buch erschien. Zu der Zeit, wo Vasari, der noch ein Kind war als Raphael starb, zuerst nach Rom kam, bot dies nur wenig noch dar, das an die Tage Leo's X. erinnerte. Nach Leo's Tode hatte der unglückliche Clemens VII. lange regiert. Unter ihm war (1527) die Eroberung der Stadt und die Zerstörung ihres Daseins eingetreten, das ungeheure Unheil, das Benvenuto Cellini beschreibt, der es miterlebte, das in Jahrzehnten nicht zu verwinden war. Unter Paul III. hatten sich neue Kreise dann gebildet, denen Kunst und Wissenschaft am Herzen lag, innerhalb deren wir auch Giovio sich wieder erheben sehen: von diesem ermuntert unternahm Vasari die literarische Arbeit, auf deren Vollendung heute der größte Theil seines Ansehens beruht. Julius III. saß auf dem päpstlichen Stuhle, als das Buch (1550) in seiner ersten Redaction herauskam.

Verstehen wir die Vorrede recht, die Condivi (1554) zu Michelangelo's Vita verfaßte, so hätte er Vasari für das Leben Michelangelo's seine Papiere zur Verfügung gestellt und sie nachträglich aus dem Grunde dann nur selbst zu einem Leben Michelangelo's gestaltet, weil Vasari das ihm dargebotene Material so wenig zu würdigen und zu benutzen verstand. Lassen wir dahingestellt, wie weit der Vorwurf hier gerechtfertigt gewesen wäre: im Allgemeinen sind auch wir heute in der Lage, ihn aussprechen zu müssen. Nichts nahm zu der Zeit, wo Vasari schrieb, Ende der vierziger Jahre, das öffentliche Interesse in Rom stärker in Anspruch, als die Fortführung des Baues der Peterskirche. Antonio da San Gallo war gestorben, Giulio Romano, an den man gedacht, auch aus dem Leben geschieden, nun übernahm, unter dem Widerspruche der mächtigen Partei des San Gallo, Michelangelo den Bau. Es handelte sich um das Verlassen des bisherigen Planes und um ein Zurückgehen auf Bramante's anfängliches Project. Raphael aber war Bramante's Nachfolger gewesen, zwei neue Pläne waren von ihm in Verbindung mit Anderen ausgearbeitet worden: Vasari aber läßt all' das im Leben Raphael's unberührt. So wenig wie Giovio weiß Vasari von den Briefen, mit denen Leo X. Raphael zu den hohen Stellungen erhoben hatte, auch weiß er nichts von Raphael's Plane, das alte Rom auszugraben, die Lage

Digitized by Google

seiner Bauten zu bestimmen und deren Gestalt zu reconstruiren. Er scheint ohne urkundliches Material nur auf Hörensagen hin gearbeitet zu haben. Zwar behauptet er, Schriftliches (scritti) von Raphael's Hand benutzt zu haben: nirgends aber tritt die Wahrheit dieser Behauptung hervor. Er will Briefe Raphael's gekannt haben: nirgends zeigt sich, daß er deren in Händen gehabt; von den uns heute bekannten hat ihm sicherlich keiner vorgelegen[1]). Vasari

[1]) Ich habe vergeblich die Stelle gesucht, wo ein solcher Besitz etwa hervorträte. Vasari erzählt, die Berufung Raphael's nach Rom sei durch Bramante bewirkt worden, der Raphael „geschrieben" habe. Er sagt aber weder, daß der Brief ihm vorgelegen habe, noch was eines Nähern darin enthalten gewesen. Nach Maßgabe seines Verhaltens bei andern Gelegenheiten würde Vasari, hätte ihm der Brief zu Gebote gestanden, ihn wörtlich aufgenommen haben. Im Leben des Timoteo delle Vite spricht er von Briefen, denen zufolge Timoteo seiner Zeit von Raphael nach Rom berufen worden sei, theilt wiederum aber nichts daraus mit. Als Crozat (im vorigen Jahrh.) Timoteo's Nachlaß, der zusammengeblieben war (Sammlung Antaldi), kaufte, war von dergleichen Papieren nichts darin zu finden. Im Leben des Francia werden Briefe (lettere) erwähnt, die Francia mit Raphael gewechselt habe. Einer darunter soll sich auf die Sendung der h. Cäcilia nach Bologna bezogen und die Bitte enthalten haben, sich des Gemäldes, falls es auf dem Transporte gelitten hätte, mit besserndor Hand anzunehmen. Wer besaß das Blatt und hatte es Vasari mitgetheilt? Bei anderen Gelegenheiten verschweigt er das nicht. Den Brief jedoch, der uns heute vorliegt und der als an Francia gerichtet gilt, hat Vasari nicht gekannt, da er die darin erwähnten Arbeiten Raphael's sonst angeführt haben würde. Von welchem Materiale an Briefen von oder an Raphael ist überhaupt erweislich, daß Vasari sich seiner bediente?

Das uns heute vorliegende kannte er nicht. Den an Castiglione gerichteten Brief kann er kaum gesehen haben, da in ihm von der Galatea die Rede ist, die in der ersten Ausgabe (1550) im Leben Raphael's gar nicht vorkommt. Auch spricht Raphael darin vom Bau der Peterskirche, den Vasari gleichfalls im Leben Raphael's nicht erwähnt. Auch Raphael's beide Briefe an seinen Oheim Ciarla in Urbino kann Vasari schwerlich gesehen haben, weil er nichts von deren Inhalt auch nur andeutet. Ebensowenig das Billet an Domenico Alfani. Wir haben Nachrichten über verlorene Briefe Raphael's (die Passavant zusammengestellt hat), keines dieser Blätter scheint in Vasari's Händen gewesen zu sein.

Die Art, wie Vasari den Bau der Peterskirche bespricht, gewährt Einblick in seine Methode und läßt uns ahnen, wieweit er überhaupt befähigt war, eine Unternehmung wie die seiner Künstlerbiographie durchzuführen.

Zuerst die Thatsachen. Nach Bramante's Tode wurde Raphael in dessen Stellung eingesetzt. Neben ihm aber traten auch Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo ein, so daß drei Inhaber der Stellung fungirten, welche Bramante allein innegehabt. Nach kurzer Zeit jedoch starb Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo trat zurück: nun wurde Raphael des letztern Neffe, Antonio da San Gallo, beigeordnet. Endlich, nach Raphael's Tode, trat Peruzzi ein. Diese Dinge füllten in ihrer Entwicklung den Zeitraum von acht Jahren aus. Wie aber lernen wir sie aus Vasari's Buche kennen?

Die Ausgabe von 1550 bringt in den Viten des Raphael und des Bramante nichts darüber. Eine Vita des Fra Giocondo fehlt hier überhaupt noch. In der des Peruzzi wird dieser zum unmittelbaren Nachfolger des Bramante gemacht. Dagegen enthalten die 1550 noch in einem Stücke zusammengefaßten Viten des Giuliano und Antonio da San Gallo die kahle Nachricht, man habe nach Bramante's Tode dessen Stellung dem Giuliano da San Gallo übertragen wollen, auf dessen Weigerung jedoch, einzutreten, sie dem Raphael gegeben.

Erst in der zweiten Ausgabe (1568) entwickelt Vasari volle Kenntniß der Verhältnisse. Fra Giocondo, den er 1550 noch nicht kannte, wird mit einer Vita bedacht, worin wir lesen, Fra Giocondo sei in Rom gewesen, als Bramante starb, und man habe ihm, zusammen mit Raphael von Urbino und Giuliano da San Gallo, die Sorge für die Peterskirche übertragen und die Aufgabe gestellt, den von Bramante begonnenen Bau fortzusetzen. Weitere Details bringt die

Digitized by Google

scheint bei der Abfassung seiner Vita Raphael's mit demselben literarischen Ungeschick vorgegangen zu sein, das er bei der Vita Michelangelo's bewies; ja, er ist, obgleich sich in den achtzehn Jahren, die zwischen der ersten und zweiten Auflage seines Buches laufen, seine Kenntniß des Raphael betreffenden Materiales nachweisbar vermehrt hatte, auch bei der zweiten Auflage nicht im Stande gewesen, Raphael's Biographie darauf hin genügend umzugestalten. Condivi's Leben Michelangelo's arbeitete er jetzt nachträglich in das seinige hinein — (auch hier so ungeschickt verfahrend, daß er, während er das Richtige nun hinübernimmt, die früheren falschen Angaben auszutilgen unterläßt, so daß Richtiges und Unrichtiges, einander zuweilen aufhebend, neben einanderstehen) — was Raphael dagegen anlangt, so hat er die ihm mittlerweile zugeflossenen Berichtigungen und Ergänzungen nicht einmal in dessen eigne Vita hineinzubringen gewußt, sondern sie an andern Stellen gelegentlich mitgetheilt, auch hier ohne zugleich das nun Widersprechende an wiederum anderen Stellen seines Buches auszumerzen.

Um auf eben Berührtes zurückzukommen, nur ein Beispiel dieser Arbeitsart. 1568, als das Buch zum zweiten Male herauskam, war Vasari über Raphael's Berufung zum Baumeister der Peterskirche nun genau unterrichtet, erzählt die Dinge aber im Leben eines der beiden Architekten, die Raphael 1514 einst beigeordnet worden waren, und zwar erzählt er sie ohne die widersprechenden Daten in den Lebensbeschreibungen anderer Baumeister vorher corrigirt zu haben, die wir unrichtig, wie sie in der Auflage von 1550 gestanden hatten, in der von 1568 wiederfinden. Oder ein anderes Beispiel. Vasari gibt in der Auflage von 1550 an zwei verschiedenen Stellen über Raphael's Eintritt in die Werkstätte Perugino's Bericht. Erstens im Leben Raphael's, wo umständlich erzählt wird, wie Raphael's Vater sich von Urbino nach Perugia aufmacht, um bei Perugino selber dort die Sache zu regeln. Wie er diesen nicht anwesend

---

jetzt als ein Stück für sich behandelte Vita des Antonio da San Gallo. „Es geschah," heißt es hier jetzt, „daß Alter und Krankheit Bramante zum Bürger jener Welt machten. Sofort wurden vom Papst Leo jetzt drei Architekten über den Bau des St. Peter gesetzt: Raphael von Urbino, Giuliano da San Gallo, Antonio's Oheim, und Fra Giocondo von Verona. Und bald darauf ging Fra Giocondo von Rom fort, und Giuliano, der sehr alt war, bekam Erlaubniß nach Florenz zurückzukehren. Jetzt bat Antonio, den der Cardinal Farnese protegirte, diesen, sich beim Papste für ihn zu verwenden" ꝛc. (Umständlicher wird hinten über diese Dinge berichtet werden.)

Wir sehen hier, wie gut Vasari 1568 das Vorgefallene kannte. Auch dürfen wir vermuthen, weshalb. Francesco da San Gallo, Antonio's Sohn, war damals Professor an der Kunstakademie in Florenz. Dieser ohne Zweifel hatte Vasari die Daten mitgetheilt. Unumgänglich müßte nun erscheinen, daß Vasari aus dieser besseren Anschauung heraus den Biographien Raphael's und Bramante's in der neuen Auflage von 1568 die nöthigen Nachträge verliehen und zugleich die Angaben in der Vita Peruzzi's berichtigt hätte: dies jedoch unterbleibt! Aber Vasari geht noch weiter in seiner Sorglosigkeit: die Angaben in der Vita des Antonio da San Gallo widersprechen zum Theil den in der gleichfalls nun besonders gefaßten Vita des Giuliano da San Gallo Erzählten: hier wenigstens wäre eine Ausgleichung zu erwarten gewesen. Vasari aber druckt auch hier das wieder ab, was die Ausgabe von 1550 enthielt, obgleich diese Vita zu denen gehört, die 1568 stilistisch durchgearbeitet wurden. Auch in der Vita des Peruzzi wird wiederholt was 1550 dastand, und in denen des Raphael und Bramante die ganze Bewegung wieder unerwähnt gelassen.

Digitized by Google

findet. Wie er darauf, um ihn zu erwarten, in Perugia zu arbeiten beginnt, bis Perugino zurückkehrt, dem er sein Anliegen vorträgt. Nachdem dieser sich in günstiger Weise geäußert, kehrt Giovanni Santi nach Urbino zurück und holt das Kind, das er seinem Lehrer selbst zuführt. Andererseits wird im Leben des Perugino erzählt, Raphael habe mit seinem Vater und Perugino viele Jahre zusammengearbeitet. Abgesehen davon, daß weder die eine noch die andere Erzählung mit vorhandenen actenmäßigen Daten stimmt, denen zufolge Raphael's Vater seinen Sohn schwerlich weder nach Perugia bringen, noch ihn, zusammen mit Perugino, als Mitarbeiter neben sich gehabt haben kann, hätte Vasari nachträglich doch entdecken müssen, daß beide Mittheilungen zu einander in einem gewissen Gegensatz standen, der in der neuen Auflage auszugleichen sei. Er jedoch druckt in der zweiten Auflage beide, jede an ihrer Stelle wieder ab. Offenbar war weder ihm noch seinem Publicum darum zu thun, das Buch von solchen Widersprüchen frei zu wissen. Noch ein drittes Beispiel, wie oberflächlich Vasari seine Quellen benutzt hat. Er wußte, wie schon bemerkt worden ist, nichts von Raphael's Rom gewidmeten topographischen letzten Arbeiten, bei denen dieser sich den Tod holte. Trotzdem druckt er am Schlusse der Lebensbeschreibung Castiglione's Elegie auf Raphael's Tod ab, worin in leichter Umschreibung nur von diesen Dingen die Rede ist. Ich vermuthe, daß Vasari nicht soviel Latein verstand, um herauszufinden was in den Versen enthalten war.

Unter diesen Umständen konnte aus Vasari's schriftstellerischer Arbeit nichts entstehen was heute ohne Weiteres als zuverlässig angenommen werden dürfte. Auch wird uns nicht verwundern, wenn das in den wenigen nach und nach ans Licht gekommenen Raphael betreffenden authentischen Actenstücken Enthaltene entweder bei Vasari fehlt oder ihm widerspricht. Er scheint bei der Herstellung der Vita Raphael's folgendermaßen zu Werke gegangen zu sein. Er legte ein Verzeichniß der ihm bekannten Gemälde Raphael's an[1]), ordnete sie nach den auf ihnen selbst sichtbaren Daten, oder nach Gutdünken, chronologisch und ging übrigens von der Annahme aus, es seien die Gemälde da, wo sie sich zu seinen Zeiten befanden, von Raphael an Ort und Stelle ausgeführt worden. Damit waren eine Anzahl Punkte: Perugia, Siena, Florenz, Rom als wechselnde Residenzen Raphael's gewonnen, dessen Lebensgang, wie Vasari ihn schildert, nur darin bestand, daß er, je nach Angabe der chronologischen Kritik, von einer Stelle zur anderen überging. Geben wir einmal zu, daß es Vasari und seinen Lesern vor allen Dingen darum zu thun war, auf irgend einem Wege zu einer Biographie Raphael's zu gelangen, so war der eingeschlagene Weg gewiß der vernünftigste. Vasari, nachdem er das Leben Raphael's so in größere Theile zerlegt, füllte die zwischen den kahlen Daten vorhandenen Lücken mit Tact und Bescheidenheit historisch aus. Selbst ein schaffender Künstler, verlangte er sichtbare Massen mit Licht und Schatten für seine Erzählung, die er, wie er sie auf diesem Wege zusammengebracht, stilistisch ineinanderarbeitete. Vasari glaubte sich nicht nur in seinem Rechte, sondern hielt sich als Schriftsteller für verpflichtet,

[1]) Wir haben in einem bekannten Manuscripte der Florentiner Nationalbibliothek eine Aufzählung von Werken Raphael's, die mit dieser ersten Liste Vasari's in Zusammenhang stehen könnte.

Digitized by Google

so zu verfahren. Die Ungunst für uns heute liegt darin, daß wir nicht wissen, wie weit Vasari im einzelnen Falle selbstschöpferisch vorgegangen sei. Ob die Reisen z. B., die er Raphael machen läßt, nur der Abwechslung wegen erfunden wurden oder auf Mittheilungen beruhten; ob alles, was er Raphael's Hand zuschreibt, wirklich von Raphael herrührte; ob nicht Hauptarbeiten anzuführen unterlassen worden sei. Wir dürfen Vasari auf den Kopf zusagen, daß die Kindheitsgeschichte Raphael's, die er gibt, eine Legende sei, aber wir wissen nicht, wer deren Urheber war. Wir sind oft genug in der Lage, bei Vasari's Angaben stehen bleiben zu müssen, weil er eben der einzige ist, bei dem an dieser Stelle Raths zu erholen wäre. Auch fabelte Vasari hier nicht allein. Schon an jenem ersten Tage nach Raphael's Tode beobachten wir den Versuch einer Umgestaltung seiner Persönlichkeit. Am Abschlusse des dreiunddreißigsten Jahres ließ der mantuanische Gesandte ihn sterben: Raphael ward siebenunddreißig alt. Der Irrthum aber ist damals von Vielen getheilt worden. Das an Raphael zurückdenkende Publicum wollte nicht, daß er die Grenze einer gewissen Jugendlichkeit überschritten habe. Warum soll Vasari etwas zum Vorwurf gemacht werden, woran ganz Rom seine Mitschuldige war? Vasari erzählt so voll guten Glaubens an die Wahrheit der Dinge, die er vorbringt, beurtheilt das Künstlerische mit so viel Menschenverstand, reiht seine Daten so geschickt aneinander, daß diese Eigenschaften seiner Schriftstellerei genügen werden, um ihr Dauer und stets von Neuem zuwachsendes Vertrauen zu schaffen. Mag bei der Thätigkeit der heutigen Kritik in immer umfangreicherem Maße ans Licht treten, daß Vasari's Geschichten in der Luft schweben: trotzdem wird sein Buch auch zukünftig wohlwollende Leser finden und neue Auflagen erleben. Anschauliche Darstellung der Dinge wird ganz abgesehen von ihrer Zuverlässigkeit stets in hohem Preise stehen. Vasari's Buch ist vortrefflich, wie es ist. Seine „Lebensbeschreibungen der florentinischen Künstler" gewähren den Anblick der Entwicklung eines Phänomens, das zu den wichtigsten der Neueren Historie gehört. Ohne Vasari würde die Geschichte der toscanischen Kunst im Nebel stecken. Die umfangreichsten archivalischen Hilfsmittel werden das in seinem Buche sich darbietende Spiegelbild der Dinge nie entbehrlich machen, das sich, in seiner Darstellung, beleuchtet von fröhlichem Tageslicht vor uns ausbreitet. Vasari hatte ein Gefühl dessen, was geschehen sei. Im Großen und Ganzen ist wahr was er vorbringt. Deshalb muß uns auch als ein Zeichen seiner gesunden Anschauung erscheinen, daß er, wie Giovio, die Persönlichkeit Raphael's als das hinstellt, worauf es bei einem Leben Raphael's zumeist ankommt. Raphael's Liebenswürdigkeit, sein jugendliches Wesen, seine Art, die ihn umgebenden Schüler emporzuziehen und im edelsten Sinne belebend zu beeinflussen, sollte dem nachfolgenden Geschlechte als leuchtendes Beispiel aufgestellt werden. Vasari's eigene glänzendste Zeit war die unter Alessandro bei Medici gewesen, wo er jung und von unermüdlicher Arbeitskraft angefeuert, allen Launen und Wünschen seines Herrn genügt hatte. Diese Rolle sollte unter idealeren Verhältnissen Raphael am Hofe Leo's gespielt haben. Immer auf dem Platz. Immer neue Erfindungen. Immer reicher als alle Andern zusammen. Unbefangen die Dinge nehmend, wo sie sich am leichtesten fassen ließen. Vasari weiß nichts davon, wie Raphael sich zu Zeiten

Digitized by Google

einschloß, um ungestört arbeiten zu können, und deshalb als melancholisch galt: er läßt ihn als eine mit unendlichem Reichthume ausgestattete Natur erscheinen, die, allezeit freudig und in vollem Lebensgenusse fortschreitend, mühelos producirt. Von Jugend auf ist ihm die gentilezza — die vornehme, wohlthuende Haltung — eigen, die im Vorrathe der von Vasari bei den Künstlern angewandten Lobesworte eine so große Rolle spielt. Vasari hatte die schwierige Aufgabe, neben Michelangelo, mit dem selbstverständlich kein Anderer doch rivalisiren durfte, einen zweiten Künstler trotzdem auftreten zu lassen, den er noch höher stellen wollte: dies war nur möglich, indem er, von den Arbeiten absehend, Raphael persönlich als die Verkörperung beinahe übermenschlicher Vortrefflichkeiten erscheinen ließ.

Die Zusätze, die Raphael's Leben in der zweiten Auflage des Vasarischen Buches empfangen hat, lassen Vasari's Verfahren besonders deutlich hervortreten. Vasari hatte, was die äußerliche Behandlung der Dinge anlangt, zwischen 1550 und 1568 Fortschritte gemacht. Seine zahlreichen, zum großen Theil gedruckt vorliegenden Briefe, lassen erkennen, wie geläufig ihm das Schreiben allmälig geworden war. Der drauflosschmierende Naturalismus, der ihm anfänglich eigen war, und den man bei seiner ersten Auflage als etwas ihm Eigenes anerkannte, verliert sich; er weiß in glatten, geschickten Wendungen dem Herzoge Cosimo von Florenz seine Gedanken zu insinuiren. Raphael's Vita wird stilistisch durchweg nun gefeilt. In einer Reihe annehmbarer Betrachtungen stellt Vasari in einer großen Interpolation seiner Arbeit] Raphael jetzt Michelangelo und Lionardo gegenüber und zeigt, daß keiner von Beiden von Raphael erreicht worden sei. Diese später eingefügten Sätze haben auf einige seiner Kritiker einen so abkühlenden Eindruck gemacht, daß der Vorwurf erhoben werden konnte, Raphael habe zu Gunsten Michelangelo's nachträglich herabgesetzt werden sollen. Wie wenig dies in Vasari's Absicht gelegen, zeigt eine andere große Interpolation am Schlusse der Vita, wo Raphael wie eine himmlische Erscheinung, man könnte sagen, wie die Incarnation des Erzengels, dessen Namen er führte, als Schutzheiliger der gesammten Künstlerschaft angeredet und damit auf eine Höhe erhoben wird, auf die, Vasari's Gedanken nach, trotz all ihrer artistischen Uebermacht, weder Lionardo noch Michelangelo Anspruch hatten.

Diese Auffassung ist maßgebend für die Zukunft geblieben. Vasari hat den unverwüstlichen historischen Raphael hervorgebracht. So bedeutend wirkt seine Darstellung heute noch, daß mir der einzige Weg, Raphael's Thätigkeit nachzugehen, der zu sein scheint, Schritt vor Schritt Vasari's Erzählung zu folgen und zu untersuchen, wie weit an ihr festgehalten werden dürfe. Sorgfältig ist sodann zu prüfen, wie weit wir selbst, ohne darum zu wissen, von Vasari's Anschauung beherrscht werden. Seine Erzählung von Raphael's Kinderzeiten wirkt auch auf die heute noch, die nichts als eine Legende in ihr sehen. Es wohnt ihr eine gewisse dichterische Kraft inne, gegen die die Kritik nicht aufkommt.

Es scheint, daß Vasari's Buch gleich beim Erscheinen diese Wirkung auf das Publicum gehabt habe. Daraus erklärt sich die in Rom nach Raphael's Tode fortbestehende Verehrung für dessen Person, auch als sein künstlerischer Einfluß

Digitized by Google

längst verschwunden war. Eine Schule Raphael's hatte überhaupt nur wenige Jahre nach seinem Tode bestanden. Michelangelo's Formen beherrschten die letzten Jahre des Cinquecento. Giulio Romano, Raphael's Lieblingsgehilfe und, nach seinem Tode, anfänglich vornehmster Anhänger, nachdem er eine Zeit lang in den Formen seines Meisters fortgearbeitet hatte, war zur Nachahmung Michelangelo's übergegangen. In dieser neuen Manier waren von Giulio die mantuanischen Paläste mit Malereien erfüllt worden, neben denen seine ehemalige römische Thätigkeit, wo er als Amanuensis Raphael's nach dessen Cartons zu malen hatte, nicht mehr in Betracht kam. Allerdings gehörten Raphael's vaticanische Stanzen zu den Sehenswürdigkeiten Roms, seine Madonnen wurden copirt, seine mythologischen Compositionen gewannen als Verzierungen von Majoliken Verbreitung, die Gestalten seiner Gemälde waren bekannt und wurden nachgeahmt: in welch' anderem Maßstabe aber wurden zu gleicher Zeit die Figuren Michelangelo's zu Urtypen umfangreicher Geschlechter, denen die Herrschaft über die Phantasie der Epoche anheimfiel. Vasari selbst stand als Nachahmer (so gut er vermochte) unter dem Banne Michelangelo's. Raphael's sanfte Verherrlichungen der Natur waren nicht mehr kräftig genug, um sich als Muster aufzudrängen. So wenig wie Vasari Bedenken trug, Werke Masaccio's, den er als Kunsthistoriker für den verehrungswürdigen Schöpfer der Kunst des Quattrocento erklärte, mit eigenen Gemälden zuzudecken, als es sich darum handelte, diesen einen guten Platz zu verschaffen, so wenig dachte Zuccaro daran, dessen Verehrung Raphael's in begeisterten Versen ausbrach, Raphael's Werke ernstlich in sich aufzunehmen. Taddeo Zuccaro zeichnete nach Handzeichnungen Raphael's, die sein Lehrer besaß, er studirte in der Farnesina, in deren Loggia er über Nacht schläft: seine eigenen Hervorbringungen aber lassen nichts von dieser Schülerschaft gewahren. Lomazzo behauptete, die ersten Maler der Welt hätten Raphael's Manier innegehalten, hütete sich aber wohl, zu sagen, welche. Armenini führte in seinen „Wahrhaftigen Vorschriften der Malerei" Raphael's Namen oft im Munde: sobald es sich um praktische Winke handelt, wie Künstler zu verfahren hätten, verweist er auf Michelangelo, Bandinelli und dergleichen. Die Gemälde Michelangelo's in der sistinischen Capelle und seine plastischen Gestalten in der Capelle von San Lorenzo in Florenz waren die Stellen, wo die jungen Künstler saßen und zeichneten. Raphael's Compositionen lehrten nicht die Geheimnisse raffinirter Flächenbenutzung, denen man jetzt nachstrebte, zeigten weder die gekünstelten Umrisse, noch die zarten Schatten, die nun das Publicum entzückten, waren zu wenig umfangreich und zu einfach für die ungeheuren Wandflächen, die es nun zu bedecken galt.

Wenn sich im Beginn der zweiten Hälfte des Cinquecento noch einzelne Stimmen erheben, die Raphael über Michelangelo setzen wollen, so sind es die von Parteileuten, denen weniger die Liebe zu Raphael, als der Haß gegen Michelangelo das Urtheil bestimmte. Pietro Aretino, der mächtige Venetianer Literat, war von Michelangelo geringschätzig behandelt worden und wollte ihn das büßen lassen. Als Charakter wie als Künstler sollte Michelangelo herabgesetzt werden. Unter seinem Einflusse ließ Lodovico Dolce jetzt die „Aretino" betitelten Gespräche erscheinen, in denen der Beweis geführt wird, wie weit

Digitized by Google

Raphael als Maler Michelangelo übertreffe. Dolce läßt Aretin selber, der als Mitredender eintritt, eine treffende Charakteristik Raphael's geben. Auch in Dolce's Briefen wird die Frage behandelt. Aber Dolce's Begeisterung für Raphael war eine akademische, künstlich gemachte, so gut wie zum Theil die Vasari's. Von Raphael galt der große Name. Die meisten seiner Werke, von denen Vasari spricht, standen dem Publicum nicht vor Augen, während man denen Michelangelo's oder seiner Nachahmer überall begegnete. Es suchte auch kaum Jemand danach. Anderes wurde von den Malern verlangt als hundert Jahre früher. Die Kreise, für die jetzt von den Künstlern gearbeitet wurde, waren anders geartet als diejenigen, denen Raphael einst zu genügen hatte.

Zu Anfang des neuen Jahrhunderts war nun aber auch Michelangelo's Name schon ein bloßer historischer Begriff. Man verlangte nach Neuem. Schüler seiner Schüler traten ein, die den großen Meister dem Glauben des Publicums nach weit überboten. Als in der ersten Hälfte des anbrechenden Jahrhunderts des dreißigjährigen Krieges Donatus Rom verherrlichte, waren für ihn Raphael und Michelangelo die beiden Meister, die einträchtig nebeneinander arbeitend in den um hundert Jahre zurückliegenden goldenen Zeiten Giulio's II. gelebt hatten. Niemand mehr aber hatte diese Zeiten selbst gesehen. Niemand mehr, der als Künstler jetzt emporkommen wollte, wandte sich mit seinen Studien direct weder an den einen noch an den anderen. Damals hatte sich ein gewisser Niccolo dell' Abbate so sehr in Raphael's Auffassung hineingearbeitet, daß ihm allen Ernstes der Ehrenname des „verbesserten Raphael" verliehen wurde, während ein gewisser Tibaldi als Michelagnolo riformato galt. Die großen Meister selbst erscheinen beide nun den Leuten als zu einfach. Den Künstlern müssen sie als seltsam bescheidene, übelberathene Sonderlinge vorgekommen sein, die sich von der wahren Ausbeutung ihres Talentes durch falsche Rücksichten abhalten ließen. Es fehlte nur noch, daß vor der Nachahmung Raphael's direct gewarnt wurde, wie von Bernini, dem künstlerischen Despoten des 17. Jahrhunderts in Rom, bald genug geschah. Damals schien es, als habe Raphael's Mission in Rom ihr Ende erreicht.

Als an ganz anderer Stelle nun sein Ruhm sich von Neuem erhob und diejenigen Anschauungen über ihn in ihren ersten Anfängen vorbereitet wurden, die heute die unsrigen sind.

II. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Frankreich hatte zu der Zeit, wo Italien, Spanien, Deutschland und Burgund auf dem Felde der künstlerischen Production schon volle Erträge geliefert hatten, noch wenig gethan. Aber es gehörte zu den eifrigsten Consumenten toscanischer Kunst. In jenem 1508 aus Florenz geschriebenen Briefe erwähnt Raphael Aufträge, die er „für Frankreich" habe. (Wir wissen nicht, ob er sie ausgeführt hat.) Zu den frühesten Bestellungen, die Michelangelo zu Theil wurden, gehörte eine Statue, die nach Frankreich gehen sollte. Lionardo wurde nach Frankreich berufen und starb dort in den Diensten König Franz des Ersten. Andrea del Sarto wollte der König dahin ziehen, Benvenuto Cellini arbeitete in seinen Diensten in Paris, Rosso endlich, ein Schüler Michelangelo's, gründete

Digitized by Google

in Frankreich die „Schule von Fontainebleau". Selbst Michelangelo zu gewinnen hatte der König eine Zeit lang Aussicht gehabt, mußte sich dann aber mit den Abgüssen seiner Werke begnügen[1]). Florenz hatte ein natürliches Verwandtschaftsgefühl zu Frankreich.

Als vornehmstes Resultat der Bemühungen des Königs um florentinische Kunstwerke darf der Erwerb der Gemälde gelten, die er aus Raphael's Atelier empfing. 1515, als dieser Leo dem Zehnten nach Bologna folgte, entwarf er vielleicht nach der Natur dort das Porträt, nach dem er in der Camera des Burgbrandes Franz den Ersten dann in der Gestalt Karl's des Großen darstellte, dem Leo die Kaiserkrone aufsetzt. 1517, als Cardinal Bibbiena päpstlicher Gesandter am königlichen Hofe war, schickte Raphael das Porträt der schönen Giovanna von Aragonien dahin (an dem er selber freilich nicht viel gethan), das wir heute im Louvre sehen. Im gleichen Jahre ging ebendahin der Erzengel Michael, der den Satan unter seine Füße stößt, und die heilige Margaretha, die so vornehm und mit gelinden Tritten über den getödteten Drachen dahingeht, (vielleicht für Margaretha, die Schwester des Königs bestimmt). Nach Frankreich gelangte außerdem die große heilige Familie des Louvre und Raphael's letztes Werk, die Transfiguration, sollte dahin kommen[2]).

Wieweit diese Gemälde nun, die in den königlichen Schlössern hingen, als Totalität oder auch nur einzeln dem französischen Publicum bekannt waren, wüßte ich nicht zu sagen, auch nicht, welchen Einfluß sie auf die im Cinquecento sich selbständig entwickelnde französische Kunst gehabt: ein Verhältniß zu Raphael aber scheint bestanden zu haben. 1607 erschien in Paris die erste französische Uebersetzung des Leben Raphael's von Vasari[3]) und in Paris war es, daß Angesichts raphaelischer Werke, die freilich nur in Stichen geboten wurden, Pouſſin die entscheidende Anregung empfing, aus allgemein wissenschaftlichen Bestrebungen heraus sich der Malerei zu widmen. Pouſſin wandte sich nach Rom. Er war der erste, der sich offen als Schüler oder Nachahmer Raphael's bekannte, aus dessen Compositionen er ganze Figuren in die seinigen aufnahm. Pouſſin war der erste unabhängige Meister im Sinne der heutigen Zeit. Er war eine heroische Natur. Er construirte sich seine eigene historische Welt. Er sah eine große Tragödie im Zusammenhange der Begebenheiten und erlebte, was die Vergangenheit gethan, um so leidenschaftlicher mit, als ihm selber in den Gang der Dinge einzugreifen nie vergönnt worden war. Er muß neben Corneille betrachtet werden: das gleiche Element ritterlicher Freiheit war die treibende Kraft bei ihm. Gleich Corneille versenkt er sich in die römische Geschichte. In die verlassenen Gefilde der Campagna hinein träumte er die Thaten einer unwieder-

[1]) Michelangelo's erstes durchschlagendes Werk war für einen französischen Cardinal gearbeitet worden. Die beiden Sklaven für Giulio des Zweiten Denkmal gingen als Geschenk nach Frankreich. Dem Könige versprach er eine Statue auf dem Platze der Signori in Florenz, wenn er der Stadt die Freiheit wiedergegeben hätte. Es ließe sich noch viel Anderes hier anführen.

[2]) Die Franzosen, als sie das Gemälde 1797 nach Paris entführten, beriefen sich darauf, daß es ihnen ja längst bestimmt gewesen sei.

[3]) Von Daret. Zweite Auflage 1709.

Digitized by Google

bringlichen Vergangenheit. Düstere, schwere Wolkenzüge ziehen über seine Landschaften dahin. Wie wenig glich er Raphael hier, der in der eigenen Zeit die Fortsetzung all' dessen zu genießen glaubte oder erwartete, was der Vergangenheit gewährt gewesen sei. Gleichwohl standen in Poussin's Augen Raphael's Werke und die Antike als höchste Muster gleichwerthig nebeneinander da, und es kümmerte ihn nicht, wie anders das römische Publicum um ihn her urtheilte. Rom war ihm der liebste Boden, und in Paris, wohin man ihn zurückzuziehen suchte, hielt er nicht aus.

Noch bedeutender tritt Raphael's Einfluß bei Le Sueur hervor, der neben Poussin als der größte französische Meister gilt und der, obgleich er nie nach Italien gelangte, den Beinamen des französischen Raphael empfing. Auch ihm hatten in Paris die Stiche nach Raphael, die er bei dortigen Sammlern fand, die entscheidende Richtung gegeben. Auch Le Sueur dringt in die Tiefe der Dinge ein, um seine Darstellungen zu geschichtlichen Denkmalen zu erheben. Das vielleicht zog ihn am nächsten zu Raphael hin. Hier, sehen wir, handelt es sich um die reinste Wirkung, die ein Künstler auf den anderen haben kann: Marc Anton's Stiche, die hier zumeist doch in Frage kamen, gaben nicht die Gemälde, sondern die dafür gezeichneten ersten Skizzen wieder: so groß war die Wirkung, die diesen Blättern innewohnte.

Nun aber sollten die raphaelischen Gemälde, die man in Frankreich besaß, in ganz anderem Umfange die Schicksale der französischen Kunst bestimmen.

Frankreich war im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges die gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg emporstrebende junge Monarchie. Ludwig der Vierzehnte fühlte sich Spanien gegenüber, wo der Sitz des Europa überspannenden Kaiserreiches war, etwa so wie Friedrich der Große hundert Jahre später in seinem Verhältnisse zu Wien. Frankreich mußte all' seine Kräfte anspannen: und dies Gefühl, daß es aller Kräfte eben bedürfe, ließen den König und Colbert die Pläne fassen, die die Nation umgestalteten und in Stand setzten, siegreich aus dem großen Wettstreite hervorzugehen. Zu dem was entstehen sollte — nur ein Glied in der großen Kette — gehörte auch eine nationale französische Kunst und so energisch wurde auch hier vorgegangen, daß, wenn man diesen Punkt allein ins Auge faßt, es den Anschein gewinnt, als habe der König nur dieses einzige Lebensinteresse gehabt. Als sei sein Lieblingsgedanke gewesen, Raphael wieder emporzubringen. Ludwig aber war an Raphael kaum mehr gelegen als an anderen Künstlern, auch verstand er von Kunst schwerlich soviel, um eine solche Vorliebe hegen zu dürfen: was geschah aber, hatte diesen Erfolg. Sein Wille, daß eine nationale Kunst erstehen müsse, führte zur Aufrichtung der zwei bewunderungswürdigen Institute Frankreichs: der Pariser Kunstakademie und der Gemäldesammlung des Louvre. Die nach veraltetem Muster sich selbst verwaltende zunftmäßig eingerichtete Akademie wurde zu einem freien, auf den Ehrgeiz der Mitglieder basirten Collegium erhoben; für die Gemäldesammlung alles zusammengebracht, was bis dahin in den königlichen Schlössern zerstreut, dem Publicum kaum sichtbar gewesen war. In einer Reihe von Sälen des Louvre und des daran stoßenden Hôtel Grammont hingen 2500 Gemälde nun bei-

Digitized by Google

einander: sechzehn darunter von Raphael[1]). Nur Lionardo vielleicht wäre mit seinen zehn Gemälden damals neben ihm aufgekommen; von Michelangelo, der Oelgemälde kaum geschaffen hatte, konnte überhaupt nicht die Rede sein. Raphael aber trug über alle Meister jetzt den Sieg davon. Die Stimme der Akademiker, wie die des Publicums, proclamirte ihn als den größten Künstler, der je gelebt. Handzeichnungen von ihm, die in großer Anzahl gleichfalls zusammengebracht worden waren, bestätigten von anderer Seite her dies Urtheil. Eine Sammlung der Stiche Anton's und anderer Meister nach ihm kam hinzu. Raphael und die Antike werden, wie Poussin schon empfunden, als die beiden Ausgangspunkte alles künstlerischen Studiums in Frankreich jetzt aufgestellt, und bis auf den heutigen Tag ist hieran festgehalten worden. Fragen wir, im Anblicke des heute scheinbar principienlosen europäischen Kunsttreibens, wie es möglich sei, daß gerade in Frankreich immer wieder Meister erstehen, die in völlig solider Weise arbeiten, so ist der Grund der, daß in der Stille unentwegt an den alten Principien dort festgehalten wird und alle Unterweisung von Raphael und der Antike ausgeht.

Der König (oder Colbert, deren beide Namen hier nicht zu trennen sind) fühlte, daß, wenn seinen Absichten die letzte Wirkung verliehen werden solle, die Pariser Akademie hierfür nicht ausreiche, und neben oder über ihr wurde dasjenige Institut nun geschaffen, dessen Errichtung als die genialste Maßregel anzusehen ist, die zum Besten des öffentlichen Kunstunterrichtes überhaupt jemals getroffen worden ist: die französische Akademie in Rom. Die Hauptaufgabe der Pariser Akademie war jetzt die, aus der Klasse aller darin Unterweisung Suchenden einige wenige so weit zu fördern, daß sie auf Staatskosten in Rom ihre Studien fortsetzen könnten. In der französisch-römischen Akademie war ein Stück Frankreich auf römischem Boden constituirt worden, eine unter ihrem Director abgeschlossene Künstlercolonie, die, was die Malerei anlangt, in erster Linie auf Raphael hingewiesen, in den vaticanischen Stanzen zu copiren begann. Die officielle Correspondenz der Directoren liegt heute gedruckt vor: wir lesen da, wie über die Arbeiten der einzelnen Eleven nach Hause berichtet wird. Wie Lionardo wurde nun auch Raphael fast als französischer Künstler angesehen. Dieselbe politische Phantasie, die den Franzosen Karl den Großen als einen ihrer nationalen Helden und Herrscher erscheinen läßt, stempelte Raphael, der Karl's Krönung und Papst Leo des Dritten Reinigungseid vor ihm im Vatican gemalt hatte, zu einem Künstler um, an dem Frankreich vielleicht noch größeres Anrecht hätte als Italien.

So hoch wir all' dies aber anschlagen, so wenig dürfen wir diesen Complex großartiger Einrichtungen zu Schaffung einer nationalen Kunst doch höher schätzen als sie verdienen. Genies zu erwecken war dem König und seinen Beamten nicht gegeben, ja, nicht einmal soviel wußten sie zu erreichen, daß Paris zu dem Boden werde, auf dem aus sich selber große Talente zur höchsten Entfaltung sich erhoben hätten. Poussin gestand ein, das habe ihn zumeist von dort wieder vertrieben, daß er immer nur zum Fertigwerden gedrängt worden sei und

[1]) Die Aufzählung der damals vorhandenen Gemälde Raphael's (die ihm fälschlich zugeschriebenen miteingerechnet) in Félibien's Entretiens.

Digitized by Google

daß man gute und schlechte Malerei im Grunde nicht zu unterscheiden gewußt. Voltaire bemerkt gelegentlich, von den Stichen nach Lebrun (dem Hofmaler des Königs) und nach Raphael hätten die ersteren größere Nachfrage gefunden. Das Publicum überhaupt stellte Lebrun höher als Raphael. Auch wäre es gegen den Lauf der Natur gewesen, mit energischer Macht hier das zu erreichen, was immer doch nur dem freiwilligen Walten des Schicksals zu verdanken war: das Aufsprießen wirklich originaler Männer. Weder Corneille, noch Racine oder Molière waren Creaturen Ludwig XIV.: die beiden ersten würden ohne den Zwang, den die Wohlthaten des Königs ihnen auflegten, vielleicht inhaltreichere, mannigfaltigere Werke hervorgebracht haben. Die eigentlichen Erfolge der Bemühungen des Königs und Colbert's lagen denn auch nicht auf dem Gebiete der höchsten Kunst, sondern auf dem des höchsten Handwerkes, und von dieser Stelle aus kamen sie dem Ruhme Raphael's in höherem Maße zu Gute als von dem, was direct und officiell für ihn geschehen war. Das reinste Product nationaler künstlerischer Arbeit, das in Frankreich damals sich bildete, war die Blüthe der Kupferstichkunst. Hier sind originale Meister mit bedeutenden Leistungen eingetreten und haben unabhängig von der wechselnden Stimmung der Pariser öffentlichen Meinung ein mächtiges, auf sich selbst und auf der Meinung des europäischen Publicums beruhendes Element geschaffen.

Der Kupferstich nöthigt zu einer Steigerung in der Wahl der Meister, nach denen man arbeitet. Ein Kupferstecher ersten Ranges wird nichts unternehmen, das ihm nicht innere Befriedigung verspricht. Er geht mit dem Werke, das er reproduciren will, gleichsam eine Ehe ein und hat sich wohl vorzusehen, welche Wahl er treffe. Je höher seine Fähigkeit sich entwickelt, um so höher werden seine Ansprüche an das, dem er einen Theil seiner Lebenskraft widmen will, sich steigern. Lebrun wird heute nur deshalb noch so hoch geschätzt[1]), weil der vornehmste unter den Stechern seiner Zeit, Edelinck, so vorzügliche Platten nach Gemälden von ihm geliefert hat: das Beste aber, was Edelinck hervorgebracht hat, sind seine Stiche nach Raphael.

Die Anfänge der französischen Kupferstecherei hatten sich aus eigner Kraft entwickelt, und zwar in Rom. Vor dem Eingreifen Colbert's bereits haben französische Stecher in Italien nach Raphael gearbeitet und sich über die einheimischen erhoben. Edelinck war de Poilly's Schüler, der Raphael's Vierge au berceau und die au linge gestochen hatte. Edelinck stach in Paris Raphael's große heilige Familie und, nach einer angeblich von Rubens stammenden Zeichnung, Lionardo's Reiterschlacht. Gérard Audran stach die römischen Fresken und die Teppiche. Das Höchste aber zu Ehren Raphaels und Frankreichs hat Dorigny dann geleistet, der aus Edelinck's Schule hervorging. Er begann mit den (gegen Ende des Jahrhunderts erscheinenden) Fresken der Farnesina, ließ die Transfiguration folgen, die besser ausfiel, und unternahm endlich, durch englische Kunstfreunde

[1]) Lebrun steht in Deutschland in hoher Achtung, weil das, wie man behauptet, beste seiner Werke: die Familie seines Freundes Jabach (des Kölner Banquiers, dessen Sammlungen nach Paris verkauft wurden) im Berliner Museum steht.

Digitized by Google

nach London gebracht, den Stich der Cartons, die Raphael zu den Teppichen gezeichnet hatte und die, größtentheils in den Niederlanden zurückgeblieben und 1630 durch Rubens Vermittelung nach England verkauft, als Raphael's vielleicht großartigste Schöpfungen dort in hoher Verehrung gehalten wurden. Von Gemälden Raphael's war nach der Enthauptung König Karl's in England nichts zurückgeblieben: wir wissen, zu welch heute unbegreiflich niedrigen Preisen sie nach Frankreich verhandelt wurden: die Cartons zu den Teppichen aber waren selbst den Puritanern ein werthvoller Besitz gewesen. Sie zu stechen wurde Dorigny berufen. Eine Nationalsubscription deckte die Kosten. Zehn Jahre (1711—1719) arbeitete Dorigny und der Erfolg war ein großartiger. Unübertroffen, was die Energie der Durchführung und der Auffassung anlangt, stehen diese Blätter heute noch da, in denen, man kann wohl sagen, Europa etwas geboten wurde, das Raphael von einer neuen Seite zeigte, einer Seite, von der er, soviel wir wissen, bis dahin noch Niemandem erschienen war. An diesem Triumphe französischer Arbeit für englisches Geld[1]) waren Ludwig mit Colbert und deren Nachfolger unbetheiligt. In Paris war Raphael immer nur der Maler der Grazie gewesen. Gerade die im Louvre von ihm vereinigten Werke bestätigten diese Auffassung. Die für Franz den Ersten von Raphael gelieferten Gemälde sind die am wenigsten rein natürlichen, die er hervorgebracht hat. Sie streifen ans Affectirte. Mir ist der Gedanke gekommen, ob Raphael, indem er bei jenen drei Werken, die nach Frankreich gingen und von Anfang an dafür bestimmt waren, das Element der Grazie bis zur Eleganz steigerte, dem französischen Geschmacke habe schmeicheln wollen. Es ist diesen Gemälden ein gewisses höfisches Wesen eigen, das zwar auch aus anderen Werken seiner letzten Jahre uns anspricht, nirgends aber in so auffallendem Maße hervortritt als hier, und das seltsamer Weise auch dem, wie oben gesagt worden ist, gleichfalls für Frankreich bestimmten Porträt der Johanna von Aragonien nicht fremd ist. Gewiß haben das Meiste an diesen Gemälden seine Schüler gethan.[2]) Keines seiner Werke dagegen ist so frei davon wie die Cartons für die Teppiche, aus denen Wahrheit und Charakter uns entgegenleuchten und deren Anblick in Dorigny's kraftvollen Blättern Raphael als Darsteller der wichtigsten Begebenheiten des Neuen Testamentes Lionardo und Michelangelo nicht nur als ebenbürtig, sondern, weil Raphael die Natur in beinahe zusatzloser Reinheit gibt, ihn Beiden nun fast als überlegen zeigt. Hatte Raphael bis dahin in erster Linie als Vertreter des Madonnencultus gegolten, hatte kein anderer Meister die Verbindung irdischer und überirdischer Schönheit, die die katholische Kirche den ihre Lehre verherrlichenden Künstlern in die Bilder der h. Jungfrau hineinzulegen erlaubt, so überzeugend darzustellen vermocht, so erhob er sich durch die Teppiche nun auch in den Augen protestantischer Völker zur Würde eines Meisters, der tiefer und ergreifender als alle andern im Geiste des über die Confessionen erhabenen Christenthums die Ereignisse des Neuen Testamentes vorführte.

[1]) Dorigny empfing nicht nur Geld. Es wurde ihm in England der Adel verliehen.

[2]) In dem Porträt der Vicekönigin stammt sogar die Zeichnung nach der Natur nicht von ihm.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch in Betracht ziehen, wie von dieser Seite her Raphael die Blicke der germanischen Welt auf sich zog, sehen wir, wie Italien sich im 18. Jahrhundert zu ihm verhalten hat.

Wir bemerken, wie zu Anfang des neuen Jahrhunderts, als Dorigny's Stiche so große Wirkung thaten, Frankreich künstlerisch in Bahnen einlenkt, die es weiter und weiter von Raphael fortführen, daß zu gleicher Zeit aber das eingeborene römische Publicum sich Raphael wieder zuzuwenden beginnt.

Bernini hatte mit seinem unerschöpflichen Talente in Rom eine bombastische neue Architektur und Sculptur geschaffen, deren Formen, die Michelangelo's überbietend, den Geschmack des Jahrhunderts beherrschten, das er mit seinen Lebensjahren beinahe ausfüllte. Bernini war einer von den künstlerischen Weltbeherrschern, die seine Zeit nicht in ihm allein hervorbrachte. Wie Rubens umfaßte er Alles. Das einfachste sanfte Lächeln der Natur wußte er süß zu wiederholen und zugleich die barockesten Ungeheuerlichkeiten glaubwürdig emporzubauen. Seine Nachahmer sind armselige Stümper neben ihm, dem übermächtigen Zauberer, dem das Gewaltigste ein Spiel zu sein schien, der mühelos die Oberfläche Roms mit seinen Schöpfungen bedeckte und soviel Erstaunen erweckte, daß ihm allein schließlich noch gegeben schien, Dinge zu erfinden, die die ermüdeten Augen der Generationen, die er gleich Michelangelo, eine auf die andere sich folgen sah, und die er, eine nach der andern, vor seinen Triumphwagen spannte, zu reizen wußten. 1598 geboren und als Kind schon den Meißel führend, hielt Bernini seine Herrschaft bis 1680 kraftvoll aufrecht. Seinem Blicke konnte nicht entgehen, wie groß Raphael sei, bei der Unterweisung junger Künstler aber wollte er ihn ausgeschlossen wissen. Bernini mußte empfinden, daß er sich selbst verneint haben würde, wenn er Raphael als Muster hätte gelten lassen wollen. Bei seinem Tode aber fand sich, daß in der Richtung, die er mit so ungeheurem Erfolge bis zum letzten Schritte innegehalten, nun kein Schritt mehr zu thun sei. Poussin war neben ihm mit seiner Raphaelverehrung eben nur geduldet worden, Sacchi, der bedeutendste einheimische Meister, hatte nicht wagen dürfen, sich zu Raphael zu bekennen: endlich aber war Bernini's Reich zu Ende und Maratta, Sacchi's Schüler, trat für Raphael ein, während im Einverständniß mit ihm der erste Kunstgelehrte der Stadt, Bellori, literarisch die gleiche Richtung vertrat. Als, in den neunziger Jahren noch, Dorigny's Stiche nach den Gemälden der Farnesina erschienen, schrieb Bellori einen erklärenden Text dazu. Nicht lange darauf ließ er die Beschreibung der vaticanischen Stanzen Raphael's folgen (deren Autorität heute noch fortdauert) und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihren schlechten Zustand. Bereits funfzig Jahre früher hatte ein niederländischer Künstler ausgesprochen, es werde bald nichts mehr von ihnen zu sehen sein; schon Ende der achtziger Jahre hatte Maratta die Gemälde wenigstens zu schützen gesucht: jetzt endlich brachen bessere Tage an. Der Cardinal Albani, der mit Beginn des 18. Jahrhunderts Papst wurde, theilte Bellori's und Maratta's Begeisterung für Raphael. Unter dem Widerspruche der Meisten, die mit dreinzureden hatten, wurde die Erlaubniß erwirkt, vorerst nur ein kleines Stück auf einer der Fresken der Camera della Segnatura mit griechischem Weine abwaschen zu dürfen. Der

Digitized by Google

Auftrag, das Ganze zu reinigen, war die Folge. Es war ein großer Moment, als der Papst die neugeborenen Wände zum ersten Male besichtigte.

Maratta kam in seiner Nachahmung Raphael's diesem so nahe, daß Werke seiner Hand Raphael zugeschrieben worden sind. Auf Maratta's Veranlassung wurde nun auch Raphael's Büste angefertigt, die, Anfangs auf dessen Grabe im Pantheon stehend, zuletzt aber in das Museum des Capitols versetzt, den Typus für die in den folgenden Zeiten bis auf heute ausgeführten zahlreichen Raphael-bildnisse abgegeben hat, die Raphael's wirklichem Aussehen nicht entsprechen. Während die Vorliebe der französischen Kunst für Raphael derart heruntergegangen war, daß der Papst den Schülern der römisch-französischen Akademie den vaticanischen Palast verschloß, innerhalb dessen sie sich den Fresken Raphael's gegenüber unerträglich benommen hatten[1]), begann das römische Publicum wieder zu fühlen, was es an ihm besaß. So langsam aber blieb trotz allem diese Bewegung, daß die beiden Deutschen erst, Mengs und Winckelmann, die für unsere Augen den römischen Dingen des vorigen Jahrhunderts Licht und Schatten verleihen, in Rom auftreten mußten, um Raphael die Autorität zu erringen, die seitdem nicht wieder erschüttert worden ist. Allerdings war Correggio Mengs' eigentliches Ideal, und was Winckelmann anlangt, so stellte dieser seinen Freund Mengs selbst ebenso unbedenklich neben oder über Raphael, wie Bellori dies bei Sacchi und Maratta gethan: Thatsache aber bleibt, daß von der Zeit ab, wo Mengs Schüler unterrichtete, Raphael in seinem Atelier die höchste Stelle als Muster und Vorbild eingeräumt wurde und daß die deutschen Künstler in Rom dies Datum im Gedächtnisse hielten. Die Jüngeren unter ihnen begannen sich nun wieder mit Raphael zu beschäftigen als sei es unumgänglich. Der Streit, ob Raphael oder Michelangelo der Größere sei, entbrannte und wurde in unendlichen Disputen stets von Neuem erhoben. Raphael trug im Allgemeinen den Sieg davon, denn Mengs und Winckelmann haßten Michelangelo (von Lionardo war schon längst nicht mehr die Rede, der in Rom ja so gut wie nichts gearbeitet hatte und dessen Mailänder Abendmahl kaum noch zu erkennen war). Winckelmann's letztes Wort über Raphael haben wir nicht. In einem seiner Briefe gibt er als Hauptinhalt einer Schrift an, deren Herausgabe er vorbereite: die ans Licht zu bringende Vorzüglichkeit der Antiken und Raphael's, den noch Niemand bisher gekannt habe. Was meint er damit? Was war es, das Winckelmann dazu brachte, überhaupt Raphael so neben der Antike zu nennen? Eine Erklärung dieser Stelle würde auch deshalb von Wichtigkeit sein, weil sich zugleich vielleicht zeigen würde, wie Winckelmann die innere Zusammengehörigkeit der Geschichte der antiken und der modernen Kunst als etwas Nothwendiges und Natürliches ansah.

Als Archäologe war Winckelmann auf Raphael kaum hingewiesen. Aber wie er aus der Anschauung der Kunstentwicklung der alten Völker zu den Griechen geleitet worden und wie ein Lobgesang auf die griechische Welt das gewesen war, was ihm „Freiheit, Ruhm und Italien" verschafft hatte, so mußte ihm auch aufgehen, daß Raphael der frische Quell sei, ohne den das Cinquecento künstlerisch

[1]) 1708. Schon 1702 hatte der Papst den Unfug nicht länger mit ansehen wollen.

Digitized by Google

betrachtet dürre daliegen würde wie das folgende Jahrhundert. Er empfand, daß Raphael aus der eigenen Natur heraus producirt habe, wie die Griechen gethan. Er empfand die Vermählung des durch Fleiß ausgebildeten Schönheitsgefühles mit kindlich zweckloser Freude an der Natur in seinen Werken, die den Griechen eigen gewesen. Das vielleicht war seinen Gedanken nach das, was noch Niemand in Raphael erkannt habe. Winckelmann producirte Raphael als den „großen Meister" und fand in der von Jugendkraft und Erwartung hoher geistiger Entwicklungen erfüllten jüngeren Generation begeisterte Aufnahme. Ein seltsames Phänomen beobachten wir nun: Raphael, von dessen eigenen Werken man in Deutschland so gut wie nichts vor Augen hatte, wird auf die Autorität eines Schriftstellers hin als Maler über allen Malern erkannt und verehrt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Kritik bei uns ihre Wirkung zu äußern und zwar nicht allein auf das Publicum, sondern auch auf die schaffenden Künstler. Nicht aus der Anschauung der Werke heraus, von denen man in Deutschland nichts kannte, als was, für unsere heutigen Augen, ungenügende Stiche vermittelten, sondern auf die Autorität einiger Gelehrten hin, denen man unbedingt glaubte, wurde Raphael als der große Genius, als der Interpret der Natur, deren Geheimnisse er kannte, von dessen Hand jeder Strich segenbringend sei und dem näher zu dringen zu den höchsten menschlichen Pflichten gehöre, anerkannt, und zu den Priestern dieses Cultus gehörte der junge Goethe. Winckelmann hatte die Stimmung vorbereitet, in der der ins Leben frisch eintretende Jüngling das Publicum Raphael gegenüber fand.

Deutschland bot in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für Raphael fast jungfräulichen Boden dar. Man war, ehe Winckelmann auftrat, über einen dunkeln historischen Begriff nicht hinausgekommen. Dürer hatte auf eine von Raphael ihm zum Gruß geschickte Zeichnung[1]) mit eigner Hand aufnotirt, daß sie von Raphael, „der so hoch geachtet sei beim Papste", ihm zugesandt worden sei. Im Tagebuche der niederländischen Reise erwähnt er Raphael's Tod. Er läßt sich von einem seiner Schüler erzählen, was aus der Hinterlassenschaft geworden sei. Vielleicht hat Dürer die Cartons gesehen, nach denen in den Niederlanden die Teppiche eben vollendet worden waren: aufgezeichnet hat er nichts darüber.

Sandrart spricht in seiner „Deutschen Akademie" mit schuldiger Hochachtung von Raphael und benutzt Vasari für seine Mittheilungen über ihn: besondere Gefühle aber waren weder ihm noch anderen Deutschen, scheint es, bis dahin vor Raphael's Werken aufgestiegen. Noch in den Anfängen des 18. Jahrhunderts hatte sich darin nichts bei uns geändert. Knobelsdorf, Friedrich's des Großen (so lange dieser jung war[2]) künstlerischer guter Genius, schreibt (1736) fast ironisch über Raphael's Transfiguration, „wo der Heiland in einer sibirisch

[1]) Zwei nackte Männer, Studien zu einem nicht ausgeführten Werke, das wahrscheinlich die Verleihung des Feldherrnstabes der Kirche an Giuliano dei Medici vorstellen sollte und zu dem die Skizze sich in der Ambrosiana zu Mailand findet.

[2]) In seinen alten Tagen wurde er rücksichtslos und grausam vom Könige behandelt, dessen Geschmacklosigkeiten er nicht anerkennen wollte.

Digitized by Google

kalten Luft gen Himmel fährt, während im Vordergrunde die Menge über die Capriolen eines vom Teufel Besessenen sich verwundert." Die Gebildeten der deutschen Nation standen damals bedingungslos unter dem Commando Frankreichs, dessen ästhetische Anschauungen Europa beherrschten. Voltaire weiß so gut wie nichts von Raphael, dessen Namen sich in seinen Schriften kaum genannt findet. Raphael und Michelangelo waren Worte, die man im Munde führte, ohne Anschauungen fester Art mit ihnen zu verbinden. Wenn Montesquieu, am Ende des Esprit des lois, sie in Gegensatz zu einander gestellt einmal als Beispiel gebraucht, so war eigne Beobachtung dabei gewiß nicht im Spiele. Was konnte Raphael dieser Epoche sein? Boucher, der vornehmste unter den Pariser Meistern, le peintre des délices, gab einem seiner Schüler, einem Deutschen, der mit dem ersten Preise der französischen Akademie nach Italien abging[1]), die Weisung, nicht zu lange in Rom zu bleiben, wo er Guido Reni's und Albani's Werke allein des Studiums werth finden werde, während Raphael, trotz seines Rufes, un peintre bien triste sei. Was auch hatte Boucher seiner Zeit selber von Raphael in Rom gehabt? 1725 war er dort, in jenen Jahren, wo der Vatican den Schülern der französisch-römischen Akademie so gut wie verschlossen war.

Wurden solche gute Lehren den in Paris studirenden Deutschen zu Theil, so hatten sie von Hause aus nichts besseres mitbekommen. Das protestantische, wie Goethe sagt: gestaltlose Deutschland schätzte nur die Gemälde der Niederländer. Das norddeutsche kirchliche Leben hatte das durchweg an ihm theilnehmende Publicum so sehr der Würdigung der italienischen Kunst, die ja vorwiegend als eine kirchliche erscheinen mußte, entwöhnt, daß der Besuch Italiens selber an den empfangenen ersten Eindrücken später nichts zu ändern vermochte. Von Goethe's Vater war die Reise unternommen worden. Das Entzücken an dem Erlebten hatte so stark vorgehalten, daß seines Sohnes Sehnsucht nach Italien auf des Vaters Erzählungen und Tagebücher zurückzuführen ist, aus denen den Kindern die Ahnung eines alle ästhetische Sehnsucht befriedigenden Landes aufstieg. Von Goethe's Vater stammte der Ausspruch: wer einmal in Rom gewesen sei, könne nie wieder ganz unglücklich werden. Im elterlichen Hause zu Frankfurt hingen auch Piranesi's große dunkelkräftige Stiche vor den Augen der Kinder, die immer noch das beste Bild der Stadt gewähren, des romantischen neueren Roms, das heute erst umgeschaffen und zerstört wird. Von Raphael und der Antike aber scheint in des Vaters Mittheilungen wenig die Rede gewesen zu sein. Das Maßgebende für die Familie war, wo es sich um praktisch bethätigte Kunstliebe handelte, der französisch-niederländische Geschmack. In dieser Richtung machte der alte Goethe Ankäufe und Bestellungen, in ihr erzog er seinen Sohn. Wir gewahren, wie fest die einmal eingeprägten Eindrücke bei diesem haften. Als Leipziger Studenten kam ihm Lessing's Laokoon in die Hände, Winckelmann's Freund, der Kupferstecher Oeser, begann Einfluß auf ihn zu haben: das Verlangen nach dem Anblicke von Werken echter Kunst wurde so mächtig in ihm, daß er die aus Dichtung und Wahrheit so schön bekannte heimliche Fahrt nach Dresden unternahm. In der dortigen Gallerie offenbarte sich an ihm die Machtlosigkeit der bloß

[1]) Christoph von Manlich.

Digitized by Google

theoretischen Begeisterung. Goethe hatte weniger für die classischen Werke selbst, als für Lessing's und Winckelmann's Aussprüche darüber geschwärmt: den Dingen gegenüber, wie sie nun vor ihm standen, war er rathlos. Die italienischen Meisterschöpfungen ließ er links liegen, um die realistischen Niederländer und die Italiener des Verfalls zu bewundern, für deren Verständniß er zu Hause vorgebildet worden war. Raphael's Sistinische Madonna hätte ihn wie eine große Sonne anscheinen müssen: er übergeht sie in seinem Reiseberichte.

Diese Madonna, ist überhaupt die Meinung, habe wie eine siegreiche Armee ihrer Zeit Deutschland für Raphael erobern müssen. Die laue Aufnahme vielmehr, die sie in Dresden fand, zeigt in maßgebender Art, wie man sich damals bei uns zu Raphael stellte. In Dresden herrschten die Niederländer. Vielleicht war man auch deshalb dem Gemälde übelgesinnt, weil die Gegner, die Winckelmann bei seinem Abgange nach Italien zu Hause zurückgelassen, seiner Bewunderung Raphael's eine anderslautende Meinung entgegensetzen wollten. Die Dresdener Autoritäten sprachen aus, das Kind auf dem Arme der Madonna sei gemeiner Natur und sein Ausdruck verdrießlich. Die beiden Engel unten scheine ein Schüler beigemalt zu haben. Behauptet wurde sogar, die Madonna selber sei von einem Gehilfen Raphael's untermalt worden, oder, noch schlimmer, sie rühre ganz und gar nicht von Raphael her. Möglich, daß Goethe durch Galeriebeamte, deren Bekanntschaft er in Dresden damals machte, in diese Stimmung mit hineingerissen, die Kraft nicht besaß, sein besseres Gefühl aufrecht zu erhalten.

Diese persönliche Erfahrung jedoch that seiner literarischen Begeisterung für Raphael wiederum keinen Schaden. Als er 1775 für Lavater's Physiognomik einige Köpfe Raphael's aus den vaticanischen Wandgemälden besprach[1]) hatte er kein Material vor Augen als die von Fidanza herausgegebenen Umrisse, die heute Niemand ansehen mag[2]). Goethe liest das Erhabenste aus ihren Linien heraus. Er hatte sein Frankfurter Dachstübchen mit diesen „glücklichsten Bildern ausgeziert", die ihm „freundlichen Guten Morgen sagen". „Sieben Köpfe von Raphael, eingegeben vom heiligen Geiste" nennt er sie in einem Briefe an Kestner. „Einen davon hab ich nachgezeichnet und bin zufrieden mit", fährt er fort. Goethe war inzwischen in Straßburg gewesen. Möglich wäre, daß der erste Anstoß zu diesem traumhaften Verkehre mit Raphael von Herder ausging, dem Goethe zumeist ja die historische Begeisterung verdankte, von der wir ihn in und nach der Straßburger Zeit erleuchtet sehen. Im Briefwechsel mit Herder wendet Goethe zum ersten Male ein vielleicht auf Raphael zielendes Bild an. Ende 1771 schreibt er an Herder, dessen scharfe ihm wohlthätige Kritik er symbolisirt: er vergleicht sich mit dem auf dem Boden liegenden gepeitschten Heliodor, den die rächenden Geister umfliegen[3]). Die Darstellung des vertriebenen Heliodor im Vatican konnte ihm aus Stichen bekannt sein, schon Maratta hatte sie radirt. Raphael ist für Goethe zu jener Zeit der Repräsen-

[1]) Zwern Köpfe nach Raphael. S. 393.
[2]) 144 Köpfe, 1757—63 in vier Bänden erscheinend.
[3]) Düntzer hat die Stelle mißverstanden. Herder's Nachlaß I, 35.

Digitized by Google

tant der höchsten Kunstwirkung, er stellt ihn mit Homer und Shakespeare auf gleiche Höhe.

In Weimar macht er Frau von Stein zur Genossin dieser Lehre, auch auf den Herzog verpflanzt er sie. 1781 zeichnet er nach den „Raphaels" des Herzogs. Im Sommer des folgenden Jahres sendet Tischbein aus Rom „Raphaelköpfe", die zu copiren ihm wohl in Bestellung gegeben waren[1]). Im Frühling desselben Jahres schon hatte Goethe in Gotha „ein köstlich illuminirt Kupfer von Raphael beim Herzoge gesehen". „Durch diese immer sehr unvollkommene Nachbildung," heißt es im Briefe an Frau von Stein[2]), „sind mir wieder ganz neue Gedanken aufgeschlossen." Als Goethe 1786 Rom endlich erreichte, fand er in Raphael einen Freund gleichsam, der ihm längst bekannt war und mit dem er von nun an bis zu seinem Tode in ununterbrochenem Verkehre stand. Alles Andere betreibt Goethe stoßweise: Raphael steht ihm immer gleich nah. Auf ihn ist er immer hungrig. Die Ankunft eines neuen Stiches nach einem Werke Raphael's würde ihn in jeder Arbeit unterbrochen haben, in der ihn nichts Anderes hätte stören dürfen[3]).

Man könnte — in der Uebertreibung zu reden, aber nicht unwahr — von Goethe's italienischer Reise sagen, sie sei unternommen worden, um Raphael und die Antike zu studiren. Wie in alle anderen Wissenschaften, denen Goethe sich hingab, ist er auch in die neuere Kunstgeschichte als begeisterter Dilettant eingebrochen. Von einem festen, aber vom Zufall gegebenen Punkte, wo er eben eingefangen worden war, ausgehend, suchte er den Meister in seiner Gesammtheit sich anzueignen. Goethe's Italienische Reise ist der in Gestalt von Briefen gegebene Bericht über den Weg, den er Raphael und der Antike sich entgegenarbeitend eingeschlagen hatte. Schritt für Schritt begleiten wir ihn hier und empfangen zum Abschluß das Gefühl, daß Alles endlich von ihm bemeistert worden war. Goethe hat gewisse Begriffe, mit denen er operirt: die Totalität der sichtbaren Erscheinungen nennt er „die Natur". Auf diese Totalität geht er los. Sein Bestreben aber ist, überall jedem Einzelnen den Raum zuzutheilen, der ihm neben dem Uebrigen gebührt. Auch Raphael faßt er so. Er sucht sich klar zu werden, was Raphael ihm persönlich sei, was er Anderen, was er sich selbst gewesen sei. Von allen Seiten zugleich faßt er ihn an. Er erkennt seine ungeheuere Wichtigkeit in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Er sucht sich Raphael gegenüber — wie wir heute bei Goethe selbst — über jeden Irrthum zu erheben. Daher die glückliche, lichte Atmosphäre, in die er seine Werke zu versetzen weiß, und daher die Wichtigkeit seines Urtheiles auch für uns heute noch, die wir sehr wohl zu ermessen im Stande sind, worin wir heute uns Goethe an Kenntniß und Urtheil für überlegen halten dürfen[4]).

[1]) An Frau von Stein d. 17. Juli 82. Tischbein's Leben von v. Alten. S. 34.

[2]) 2. April 82 von Eisenach. Noch andere Stellen ließen sich hersetzen, welche die fortwährende Beschäftigung mit diesen Dingen bezeugen.

[3]) Vgl. Eckermann III, 40.

[4]) Hier ist zugleich aber auch zu beachten, was Goethe seiner Zeit gewußt habe und wir heute nicht mehr wissen. Ich werde in der Folge bei Besprechung einzelner Werke Raphael's öfter darauf zurückkommen, denn die Einseitigkeit, mit der wir heute urtheilen, ist ärmlicher in mancher Beziehung als uns bewußt ist.

Digitized by Google

Gleich Goethe's erste Aeußerung über ein Werk Raphael's, noch ehe er Rom erreichte, zeigt seine Gesichtspunkte. In Bologna sah er die heil. Cäcilia, am 18. October 1786 schreibt er darüber nach Hause. Das Reisehandbuch, nach dem damals gereist wurde und das auch Goethe mit Anerkennung benutzt, war von Volkmann verfaßt, der nur wiederholt, was Cochin, der Autor eines ähnlichen, zu Grunde liegenden französischen Buches gesagt hatte. Nun war schon von Albani der Vorwurf erhoben worden, daß Personen, die nicht zu gleicher Zeit gelebt hätten, auf dem Gemälde der heil. Cäcilia zusammengebracht worden seien, Cochin nahm das auf und Volkmann schreibt es von diesem ab. Ein Vorwurf, der thörichter nicht ausgesprochen werden konnte, denn die willkürlichen Zusammenstellungen zeitlich weit auseinander liegender heiliger Persönlichkeiten, die auch auf falschen Altersstufen zusammengebracht werden[1]) (die sogenannten „heiligen Unterhaltungen" conversazioni sante) gehören zum Alltäglichen, was den Malern der Cinque- und Seicento zu malen aufgegeben ward. Ich wiederhole Goethe's Briefseite, um zu zeigen, wie selbständig er sich über dieses Urtheil erhob. „Zuerst also die heil. Cäcilia von Raphael!" schreibt er. „Es ist, was ich zum Voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was Andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen als daß es von ihm ist. Fünf Heilige nebeneinander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Muster ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, und miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels auflegte, über und neben dem kein anderer stehen kann." Und nun geht Goethe auf Perugino und Francia zurück. Es ist ihm unmöglich, sich dem Werke gegenüber auf den gegebenen Fall zu beschränken: er faßt das Gemälde als historische Erscheinung, will wissen, woher es gekommen sei und was zusammenwirken mußte, damit es entstehen könnte. Die vergleichende Methode war Goethe angeboren. Er behandelt Kunstgeschichte, wie er Anatomie und Botanik behandelte. Allerdings erlangte er beinahe zwanzig Jahre später erst die Kenntniß der leitenden Gesichtspunkte für die Neuere Kunstgeschichte als Ganzes: in sich trug er ein Gefühl dieser Lehre von Anfang an.

Wir verfolgen nun, wie er in Rom die Werke Raphael's in sich aufnimmt. Wir lernen aus seinen Briefen nicht nur sein Verhältniß zu Raphael, sondern das der ganzen Epoche zu ihm, zur Antike und zu der Blüthezeit der Renaissance kennen. Der von Winckelmann und Mengs vorbereitete Umschwung bietet sich als vollendete Thatsache dar.

[1]) So reicht auf einem solchen Gemälde z. B. das Christuskind vom Arme der Madonna herab dem in Greisengestalt neben ihr stehenden Apostel Petrus den Schlüssel der Kirche.

Digitized by Google

Endlich waren für Raphael günstige Zeiten wieder eingetreten. Die Entwicklung des Kunstlebens hatte vom Beginn des Cinquecento ab eine große Bogenlinie beschrieben, die Anfangs immer weiter von ihm abführte und nun wieder bei ihm angelangt zu sein schien. Die Gebildeten aller Völker trafen zusammen in der Sehnsucht nach dem Reinmenschlichen, Naturgemäßen. Das Einfache sollte an die Stelle des Ueberladenen und Verschnörkelten treten. Nicht nur in Deutschland dachte man so. Um Goethe bewegte sich eine frische jugendliche Welt, die in diesem Sinne Neues zu schaffen trachtete. David repräsentirt die französische Künstlerjugend jener Tage, Canova die italienische, Angelica Kaufmann die deutsche. Mengs hatte einst mit Pastellgemälden begonnen: alle Oelgemälde, welche damals entstanden, haben etwas, als hätten ihre Urheber diesen Weg zurückgelegt. Gluck's Iphigenien zeigen diese Stimmung in der Musik, Goethe's Iphigenie in der Dichtkunst.

Es sind nicht mehr Einzelne, die sich Raphael zuwenden, sondern die Beschäftigung mit ihm ist zu einem gemeinsamen Interesse geworden. Die Literatur der vier Nationen, die in Europa jetzt schriftstellerisch jede für sich wirken und weniger als früher ineinander verfließen, behandelt Raphael als ein historisches Element, dessen Kenntniß vorausgesetzt wird. Ausgezeichnete Stecher machen seine Werke in immer weiterem Umfange erreichbar und lassen die vaticanischen Stanzen nun als das Wichtigste darunter hervortreten, von denen das große Publicum funfzig Jahre früher kaum noch gewußt hatte. Man trennt in Raphael den Madonnenmaler, den Darsteller der Ereignisse des Alten und Neuen Testamentes und den Schöpfer historischer Compositionen. Man vergleicht sein Verfahren in den verschiedenen Epochen seiner Entwicklung. Man fängt endlich auch an, sich mit den persönlichen Schicksalen zu beschäftigen. An eine Geschichte Raphael's und seiner Werke dachte noch keiner, im Anschlusse an Vasari aber sucht man seine Biographie durch umlaufende Anekdoten zu verbreitern und die vielfachen, Raphaels Namen tragenden, von Vasari aber nicht erwähnten Werke im Allgemeinen chronologisch unterzubringen. Von einzelnen Erscheinungen wird später noch die Rede sein. Besonders werthvoll ist für uns neben Goethe's Schriften das, was Moritz und was Fernow damals geschrieben haben. Den Abschluß dieser Bewegung bildet die in den Propyläen abgedruckte systematische Beurtheilung Raphael's, die Meyer, Goethe's kunstgelehrter Freund, zusammengearbeitet hat und die den Umfang dessen etwa repräsentirt, was Goethe bis zum Beginne des neuen Jahrhunderts sich in Betreff Raphael's angeeignet hatte. Goethe wuchs bald über diese anfänglichen Anschauungen hinaus. Denn die Umwälzung des politischen und geistigen Lebens der europäischen Völker, die weniger durch die französische Revolution als durch das gewaltsame Eingreifen der Napoleonischen Energie hervorgebracht wurde, sollte nun, ohne daß dabei an Raphael gedacht worden war, für Raphael's Verhältniß, man kann nun wohl sagen, zur Menschheit entscheidende Folgen haben.

Digitized by Google

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

IV.

Wenige Stunden nach Abschluß der sechswöchentlichen Seereise begab ich mich mit der Eisenbahn von Valparaiso nach dem nahe gelegenen Seebade Viña del Mar, stieg daselbst zu Pferde und ritt an der Seite meines liebenswürdigen Schützers, des Herrn Schmidt-Ern, durchs Land. Eine so plötzliche und so gründliche Aenderung der Situation weckte mich wie aus einem langen Schlaf und brachte dann unvermittelt eine berauschende Wirkung hervor. Konnte es auch anders sein? Noch dröhnten die regelmäßig in der Secunde erfolgenden Revolutionen der Steamerschraube in meinem Körper nach (denn drei Millionen Umdrehungen hatten uns von Liverpool nach Valparaiso gebracht); noch war die Erinnerung an Gefangenschaft, schwankenden Boden, Schiffsgeruch und ein mit Widerstreben aufgesuchtes Lager lebendig; noch war der Eindruck nicht verwischt, daß die Seereise bis an das Ende aller Zeiten dauern würde — und nun sprengte ich auf gutem Roß über einen Boden dahin, an dem Alles fremdartig war; athmete eine Luft, die allen Lebensgeistern ihre Kraft und Freudigkeit wiedergab; war umfangen von einer Atmosphäre so durchsichtig und lichterfüllt, daß die gewohnten Schätzungen von Nah und Fern ins Schwanken geriethen. Ich sog die fremden Eindrücke auf, wie ausgedörrter Wüstenboden das Wasser, und als ich mich Abends zur Ruhe begab, zogen die angenehmsten Bilder an mir vorüber. Noch einmal sah ich das meerumspülte Vorland aus der salzigen Fluth aufsteigen; sah die Frühlingsblumen, die seinem harten Schoß in wechselnder Farbenpracht entsprossen; die wasserzerrissenen Schluchten, in deren Grunde dichtes Buschwerk sein starres, immergrünes Laub entfaltet. Wie Fremdlinge ragten vereinzelt kurzstämmige Palmen auf, die äußersten Vorposten der Tropen, deren liebste Kinder sie sind. Inmitten dieser Scenerie, umspielt von den belebenden Reizen eines trockenen Klimas hatte ich gestanden, hatte der Blick über die blaue, weithin geglättete Südsee geschweift, war er gebannt worden durch

Digitized by Google

den Aconcagua, der in der Ferne, jenseits der Andes-Wasserscheide, in einsamer Majestät massig und blendend sich aufbaute.

In nordnordwestlicher Richtung öffnet sich gegen das Meer die Thalmulde, in welcher Valparaiso liegt; die spanischen Eroberer gaben ihr den Namen „Paradiesthal" (paraiso = Paradies), und die Stadt nahm dann diesen Namen für sich in Anspruch; sie hat sich zum mächtigsten Handelsplatze längs der ganzen Westküste Südamerika's entwickelt, obwohl der Hafen bei nördlichen Winden den Schiffen keinen genügenden Schutz gewährt. Aber die Lücke, welche die Ungunst der Natur auf diese Weise schuf, wird durch die betriebsame Emsigkeit der ansässigen europäischen Kaufleute und durch die geordneten politischen Zustände wieder ausgeglichen. Das Gehänge des Thalkessels ist fingerartig gegliedert, so daß kleine Bergrücken mit Schluchten und Seitenthälchen abwechseln. Die Wohnstätten, welche in der Tiefe am gedrängtesten stehen, breiten sich allmälig aus und verlieren sich in der Höhe; je nach der Richtung, welche man beim Aufsteigen vom Hafenquai einschlägt, erhält man sehr verschiedene Eindrücke von den einzelnen Quartieren; auf einem der Rücken, dem Cerro allegre, haben sich beispielsweise viele wohlhabende deutsche Familien niedergelassen, während andere Rücken und Schluchten dem ärmsten Proletariat zur Ansiedelung dienen. Hat man die Stadt hinter sich, so wandert man langsam ansteigend über harten Thonboden, das Verwitterungsproduct alter krystallinischer Schiefer; an einigen Stellen läßt sich der Uebergang aus dem anstehenden frischen Gestein zu dem an Ort und Stelle gebliebenen Zersetzungsproduct sehr deutlich verfolgen.

Das Gefühl, in einem fremden Lande zu sein, wurde vornehmlich durch die Vegetation lebendig bei mir erhalten; denn die fremden Formen der Cuisco-Cacteen, der ananasartigen Bromeliaceen (Cardones), des Coligue-Rohres und anderer Pflanzen, welche die Anpassung an ein trockenes Klima zum Ausdruck bringen, treten dem Auge überall entgegen. In den Schluchten, welche vielfach das Gehänge durchsetzen, und wo sich die Vegetation dichter zusammendrängt, hat der Sammler während der Frühlingsmonate des October und November reiche Ausbeute zu erwarten. Dagegen würde der Jäger, vielleicht selbst der Zoologe, sehr unbefriedigt heimkehren.

In der Stadt selbst hat man weniger, als beispielsweise in irgend einer italienischen Stadt das Bewußtsein, in einem fremden Lande zu sein; wüßte der Reisende nicht, wo er wäre, so bliebe er nach Beendigung eines Spaziergangs durch den Geschäftstheil der Stadt gänzlich rathlos über die Nationalität der Bewohner. Auf den blankgeputzten Messingschildern an den Eingangsthüren der großen Comptoirs liest man meist deutsche und englische Namen; höchstens daß Karl durch Carlos, „Gebrüder" durch Hermanos ersetzt ist; auch hört man mehr Englisch und Deutsch als Spanisch, die Sprache des Landes, sprechen. Ich entsinne mich keiner außereuropäischen Stadt (Buenos-Aires, die Hauptstadt Argentiniens, ist mir unbekannt), welche so viel europäisches Gepräge besäße, wie Valparaiso, — was doch um so mehr zu verwundern ist, als alle Gebrauchsgegenstände den langen Weg von Europa durch die Magelhäesstraße nehmen müssen.

Der Umstand, daß eine sehr ansehnliche deutsche Colonie in Valparaiso ansässig ist, kam mir nach vielen Richtungen hin zu statten. Ueberall wurde ich mit

Digitized by Google

großer Zuvorkommenheit aufgenommen, und keiner der Herren ließ mich die Abhängigkeit empfinden, in welche der Reisende naturgemäß geräth, wenn er anfängt, sich auf fremdem Boden zu bewegen. Im Gegentheil war ein Jeder bemüht, mir durch die That statt der sonst viel beliebteren schönen Redensarten zu dienen. Nach neuntägigem Aufenthalt verließ ich Valparaiso, um nach Santiago, der Hauptstadt Chile's, zu fahren. Der Schweizer Führer, dessen bereits früher gedacht ist, mußte im Hospital zurückgelassen werden, — und ich blickte um so rathloser in die Zukunft, als in Valparaiso nichts Positives über die Möglichkeit, passende Leute und Thiere für die Gebirgsreise zu erhalten, in Erfahrung gebracht werden konnte.

Zwischen Valparaiso und der Hauptstadt schiebt sich die schöne Cordillera de la Costa, die Küstencordillere, ein; sie erstreckt sich so weit, wie Chile selbst, läuft der hohen Andeskette parallel und erhebt sich auf dem verhältnißmäßig schmalen, pacifischen Litoral derselben; vermöge dieser Lage zwischen Südsee und Andes, sowie wegen ihrer Erhebung (2000 m im centralen Chile) ist sie reich an herrlichen Aussichtspunkten, von denen die Campana de Quillota der berühmteste ist. Die Einsenkung zwischen der Cordillera de la Costa und der Cordillera de los Andes bildet die wichtigste Gliederung für den bewohnten und angebauten Theil Chile's: das sogenannte Längsthal.

Die Eisenbahn, welche die beiden wichtigsten Städte Chile's mit einander verbindet, hat eine Länge von 184 Kilometern und führt in fünfstündiger Fahrt von dem einen Ort zum andern. Es ist für den Reisenden ein nicht zu unterschätzender Vortheil, wenn er ein fremdes Land sogleich nach dem ersten Betreten schnell durcheilen kann. Das Zustandekommen neuer Eindrücke erregt fast immer unser Interesse, und dieses geistige Vergnügen vertieft sich, wenn die neuen Eindrücke in rascher Folge wechseln; wir vergleichen dann, und indem wir nach dem Warum? der Unterschiede fragen, schälen sich naturgemäß einige der Aufgaben heraus, deren Lösung dem weitern Verlauf der Reise vorbehalten bleibt. Auch hebt die schnelle Fahrt durch die schnelle Folge der Bilder das Charakteristische in den einzelnen Landabschnitten meist deutlich hervor; sie dienen sich gegenseitig als Folie. Durch das Fixiren erster Eindrücke sammeln wir charakteristisches Material, das freilich im Verlauf der Reise bearbeitet sein will; denn eine Reise, die nur aus ersten Eindrücken besteht und geschildert wird, gleicht einer Reihe gut gestellter Probleme, deren Lösung errathen (oft auch richtig errathen), aber nicht begründet wird.

Die Bahn gestattet beim Beginn der Fahrt den Blick auf die Südsee; wenn er verschwindet, so verschwinden auch die Palmen, die ich im innern Lande nie wieder antraf. In der Nähe des garten- und villenreichen Viña del Mar erscheint viel grünes Gebüsch, wenig hochstämmige Bäume; dagegen sieht man in den Gärten: Eukalyptus, Chinus, Trauerweiden, Pappeln, Oliven, Ulmen, Wallnußbäume, Feigen. Mit dem Eintritt in die untern Theile des Gebirges erscheint als Charakterbaum der Espino, eine Akazie. Gleichzeitig treten die riesigen, in vielen mächtigen Stangen aufschießenden Cuisco-Cactus auf, mit saftstrotzenden großen Blüthenkelchen beladen; und oft vereinigt sich mit diesem

Digitized by Google

fremdartigen Anblick der viel vertrautere üppig entwickelter Trauerweiden, die in keinem andern Lande zu schönerer Entfaltung gelangen, als in Chile.

Zuweilen deckt dürftiges Gras den Boden und spielt schon hier und da ins Gelbliche, obwohl der Frühling kaum begonnen hat, — ein Beweis dafür, wie schnell dem Entstehen das Vergehen folgt, wenn die Pflanze nicht durch ihre Organisation hinreichend der lang andauernden trocknen Jahreszeit angepaßt ist. Niedriges Gebüsch, meist in deutlich markirten Entfernungen, wie Düngerhaufen auf einem Acker, ist über dem welligen, haideartigen Terrain vertheilt; reinlicher Granitgrus bedeckt vielfach den Boden. In allen Landstrecken, welche nicht cultivirt sind, liegt etwas von dem Anziehenden der Wüste, von jener Reinlichkeit, welche die Tochter der Dürre ist, von jener Lebenszähigkeit, mit der die organische Schöpfung der Wasserlosigkeit trotzt. Um so mehr fallen dann die von Zeit zu Zeit auftretenden Trauerweiden ins Auge und überraschen immer aufs Neue durch die üppige Schönheit ihrer grünen wehenden Schleier. Man sieht vereinzelte Heerden von Schafen und Rindern, selten kleine eingezäunte Culturfelder und Wohnstätten, deren Dürftigkeit die Anspruchslosigkeit der Landbewohner verräth. Diese Behausungen fielen mir jedes Mal von Neuem auf durch ihre Aehnlichkeit mit den Hütten und Schattendächern, welche an der westafrikanischen Loangoküste üblich sind. Allerdings ist das Material nicht dasselbe; denn es wird für die Wände in Chile nicht selten Lehm verwandt; oft aber sah ich auch Wände aus Coligue-Rohr und ein Dach aus Gras, was aus der Ferne ganz denselben Eindruck macht, wie die Papyruswände und Palmfieder-Dächer der westafrikanischen „Chimbeks".

In schnellem Uebergang führte der Zug in einen cultivirteren Theil des Landes, und ich erblickte die für das mittlere Chile charakteristisch gewordenen langen Alleen dicht gestellter, bis unten kräftig belaubter italienischer Pappeln (spanisch alamos, daher alameda, Promenade); viele Wege sind von ihnen eingefaßt und beschattet. Für das holzarme Land ist diese Pappel in ähnlicher Weise zum Wohlthäter geworden, wie die chilenische Kartoffel es für Europa geworden ist. Noch ein anderes Geschenk Europa's sieht man hier üppig gedeihen. Die Alfalfa (Luzerne), die getrocknet und gepreßt in futterarme Gegenden versandt wird; aber ihre Cultur ist, wie die des Weizens oder der schönen saftgrünen Wiesen an künstliche Bewässerung geknüpft (riego), in deren Handhabung die Chilenen mit den Fellachen Aegyptens wetteifern können. Freilich besteht der erhebliche Unterschied, daß die Wasser des Nil durch Pumpwerke in höhere Niveaus gehoben werden müssen, während die niederfließenden Andesgewässer nur passend zertheilt zu werden brauchen; doch den scharfen Blick für die feinen Niveau-Differenzen, welche das Gefäll bewirken, hat die Noth und die Sorge der Erhaltung hier wie dort entwickelt.

Auf den Stationen der Eisenbahn spielen sich immer dieselben Scenen ab; von Frauen und zerlumpten Kindern werden in dem elidirenden chilenischen Dialekt des Spanischen große runde Kuchen, die Früchte der Jahreszeit und geschmackvoll hergestellte Blumensträuße ausgeboten; im großen Ganzen geht's ruhig her.

Die eigentliche Küstenregion ist verlassen, der Zug passirt ein breites Thal

Digitized by Google

mit grüner Sohle, auf welcher Pferde und Rinder weiden; hinter Vorbergen ragen die höheren Berge der Küsten-Cordillere auf. Bei der Station Quillota sieht man große Wein- und Wallnußgärten, Kartoffelfelder, Klee und grünes Getreide; dann folgen weite Felder, mit nichts Anderem bedeckt, als einer großen Distel mit silbergrauen akanthusförmigen Blättern. Das Wiederauftreten der grotesken Cacteen, der ananasartigen Bromeliaceen, des dornigen, lederblätterigen Gesträuchs ruft bereits geläufige Eindrücke hervor. Die reinliche Trockenheit um und um befestigt das Zutrauen zu der Gunst des Klima's, das dem Menschen eine energische Entfaltung seiner Kräfte zu versprechen scheint. An den Hängen der 2000 Meter hohen Küstencordillere ziehen sich graugrüne Vegetationsschimmer bis zum Kamm auf; in der Nähe der Station las Vegas glaubte ich in den höchsten Theilen noch eine deutliche Schichtung zu erkennen und erschienen die Bergspitzen als Schichtköpfe. Die Bahn überschreitet bei ca. 750 Meter ihren höchsten Punkt und senkt sich dann um 200 Meter zu der Ebene hinab, in welcher Santiago liegt, und welche ein Stück des central-chilenischen Längsthales ist. Jenseits der weiten Thalsohle, die abwechselnd mit Espino-Akazien, Quiscos und Trauerweiden bestanden ist, erhebt sich die Andes-Cordillere und spiegelt den Schnee ihrer Hänge in einer Wasserfläche, welche ein Eisenbahndamm durchschneidet.

Als der Zug nach fünfstündiger Fahrt am Mittag des 24. October in Santiago einlief, hatte ich eine stärkere Fühlung mit dem fremden Lande gewonnen, als die ausgedehnteste Lectüre mir hätte geben können.

Zwischen Valparaiso und Santiago besteht ein ähnliches Verhältniß, wie es noch vor zehn Jahren zwischen Alexandria und Kairo bestand. Von der Lage und dem Klima abgesehen gleichen sich alle Häfen der Welt mehr oder weniger und bieten deshalb dem Reisenden wenig Bemerkenswerthes. Seeverkehr und Handel haben auch in Valparaiso einen nivellirenden Einfluß geübt und das Hervortreten der einheimischen Bevölkerung unterdrückt, die sich in keiner ihrer Gesellschaftsclassen unter den nach Gelde strebenden, energisch arbeitenden, stets nach Europa schielenden Kaufleuten wohl fühlt. In der Hauptstadt erst kommt das eingeborene Element ganz zur Geltung; dort ist der Sitz der Regierung, dort schließt sich die obere Gesellschaftsschicht eng aneinander und erfreut sich ihrer Macht und ihres Einflusses; die alten Gewohnheiten verkümmern nicht unter der Accomodation von Europäerthum, die dienende Classe weiß wenig von den Fremden, das Unbequeme für die einheimischen Herren verschwindet: man fühlt sich zu Haus.

Der Unterschied zwischen Santiago und Valparaiso ist in der That ein gewaltiger; das wird in der Hauptstadt schon äußerlich auf der Straße markirt durch die vielen palastähnlichen Häuser und den ruhigeren Verkehr, der zuweilen in einzelnen Quartieren bis zur Grabesstille hinabsinkt. Nur schlechtes Pflaster ist beiden Städten gemeinsam, und so etwas prägt sich ein, wenn man, mit zwei Quecksilberbarometern im Arm, in einem Wagen sitzt, dessen nachgibige Federn ungeahnte Bewegungen zulassen, und dessen Kutscher sich auf dem langen Wege vom Bahnhof zum Centrum der Stadt das Vergnügen kleiner Privatwettfahrten mit befreundeten Collegen nicht versagen kann.

Das eben und weit ausgebreitete Santiago besitzt inmitten seiner Häuser-

Digitized by Google

massen einen Hügel aus eruptivem Gestein, Santa Lucia genannt, der aus einer Höhe von 637 Metern, d. h. 100 Metern über der Ebene, eine der merkwürdigsten Aussichten der Welt bietet. Dorthin begab ich mich zunächst, um zu erfahren, wie das neue Land aussah. Das Eigenthümliche der Aussicht liegt wohl in dem Reichthum von Gegensätzen; einerseits die gewaltigen Andes, andererseits eine weite horizontale Ebene, aus der inselartig einige vulkanische Hügel aufragen; ringsum die schachbrettförmige Stadt, nach den Himmelsrichtungen orientirt, nichts zeigend als rechte Winkel; zwischen den rothen Ziegeldächern leuchten grüne Laubdächer auf, herrührend von Gärten, welche die inneren Höfe (patios) der Häuser schmücken. Den Andes gegenüber erhebt sich im Westen die schöne Küsten-Cordillere. In solcher Nähe hatte ich die Andes noch nicht erblickt und zum ersten Mal konnte ich mir Rechenschaft von der fremdartigen Anordnung ihrer Schneebedeckung geben. Zwei Monate später mußte das Bild noch eigenthümlicher sein; denn wir standen erst am Ausgang October, der Hochsommer hatte noch nicht eingesetzt, Winterschnee lag noch auf den Hängen, und es erschien das Bild einer Cordillere, welche nichts trägt als ewigen Schnee, noch theilweise verhüllt. Die Lichtfülle und die Klarheit der Atmosphäre bewirkten, daß die hohen, schimmernden Gebirgsmassen sehr nahe erschienen, näher als bei minder intensiver Beleuchtung. Wenn die Sonne sinkt, so ändern sich die Farben des gegen Westen abstürzenden Gebirges, während die Landschaft gleichzeitig an Tiefe gewinnt; und in lautloser Stille sieht der einsame Beschauer ein Schauspiel sich vollziehen, das einen Lebenshauch auf das todte Gebirge wirft. Wie viele Geheimnisse mußten nicht dort verborgen liegen; wenn bis zu ihnen vorzudringen, sie zu heben schon in Europa mein Wunsch gewesen war, wie viel mehr jetzt, wo das Auge sie sah, die Hand sich tastend darnach ausstreckte! Da fiel mir ein, daß mein Führer bereits in Valparaiso hatte zurückbleiben müssen, daß zwischen meinen Wünschen und meinen Hoffnungen eine Kluft lag, und traurig schlich ich zur Stadt hinunter, im Schatten der Chinus- und Eukalyptusbäume, wider ein Schicksal murrend, das alle meine Pläne zu Schanden machte.

Wenn es in dieser Phase meiner Reise irgend etwas geben konnte, was die trüben Aussichten einigermaßen aufhellte, so waren es die Beziehungen, in welche ich zu dem deutschen Ministerresidenten Freiherrn Schenck zu Schweinsberg trat. Zunächst einmal nahm mich dieser Herr in sein Haus auf, das nun der Stützpunkt für meine Expeditionen blieb und das natürliche Hauptquartier während eines halben Jahres wurde; alle Längenbestimmungen, die ich im Verlauf der Reise durch sogenannte „Zeitübertragung" gewann, sind zunächst auf den Meridian dieses Hauses — Calle Compania 167 — bezogen worden. Bei der exceptionellen Stellung, welche sich Freiherr v. Schenck sowohl in seinen diplomatischen wie in seinen gesellschaftlichen Beziehungen geschaffen hatte, waren alle Empfehlungen zu meinen Gunsten höchst wirkungsvoll. Reisende, die aus rein wissenschaftlichen Interessen ein weit entferntes Land aufsuchen, sind so selten, daß sie bei ihrem Erscheinen, durch das wenig Greifbare ihrer Ziele, leicht Mißtrauen erregen. Man wittert irgend etwas hinter ihnen, was gar nicht dahinter ist. Wer aber von Anfang an in so günstiger Form eingeführt ist, wie ich es durch

Digitized by Google

unsern diplomatischen Vertreter war, der bleibt durch Mißtrauen unbehelligt, und alsdann wird — wenigstens in Chile — gerade der wissenschaftliche Charakter seiner Reise die beste Garantie für wohlwollendes, werkthätiges Entgegenkommen.

Davon erhielt ich nach nur zweitägigem Aufenthalt in Santiago einen ersten Beweis dadurch, daß einer der großen Grundbesitzer [Chile's, Don Ruperto Ovalle-Vicuña, mich einlud, seinen Landsitz zu besuchen. Eine so willkommene Gelegenheit, etwas über Land und Leute zu erfahren und Anhaltspunkte für die Inscenirung der ersten Andesexpedition zu gewinnen, griff ich natürlich lebhaft auf und bereits am 26. October fuhr ich mit Herrn v. Schenck und unserm gemeinsamen Gastfreunde Don Ruperto nach der im Küstengebiet der Provinz Aconcagua gelegenen Hacienda Longotomo. Dadurch trat ich zum ersten Mal in Berührung mit eigentlich chilenischem Leben, wie es sich auf dem flachen Lande, außerhalb der Städte, abspielt.

Die Provinz Aconcagua hat — dies mag schon hier vorausgeschickt werden — mit dem Berge gleichen Namens streng genommen nichts zu thun. Der Fluß Aconcagua, welcher die Provinz durchströmt, entspringt nicht auf jenem hohen Berge, denn zwischen beide schiebt sich die Wasserscheide der Südsee und des atlantischen Oceans; aber wenn man die Provinz Aconcagua über die tiefste Andeseinsattelung verläßt, so gelangt man in das Gebiet des vulkanischen Berges selbst.

An der Eisenbahnstation la Calera, zwischen Valparaiso und Santiago im Gebiet der Küstencordillere gelegen, traten wir eine Wagenfahrt an, die ihrer selbst wegen interessant war. Die allgemein übliche Beförderungsmethode in Chile ist das Reiten; das Fahren ist viel weniger üblich, und es existirt zwischen beiden Beförderungsarten etwa das umgekehrte Verhältniß wie bei uns. Ich kam gelegentlich unserer Expedition zu der Erkenntniß, daß doch größere Theile der Erdoberfläche befahrbar sind, als ich bisher anzunehmen geneigt war; höchstens unsere Artillerie bringt ihre Kanonen über ähnliche Stellen fort, wie unser Kutscher seine fünf, in der Breite angespannten Pferde. Don Ruperto blickte wohlgefällig auf unser nicht unterdrücktes Staunen, so verzeihlich letzteres mir besonders da erschien, wo wir einen Fluß durchfuhren; wenn dann das Wasser den Boden des Wagen-Innern netzte, und die Unebenheit des Flußgrundes dem Gefährt die Neigung eines rollenden Schiffes ertheilte, so betrachtete ich vorwurfsvoll die geschlossenen Thüren, welche ein Entweichen im Fall des Umwerfens kaum zuließen. Vorsorglicher Weise sind die solchen Zwecken dienenden Wagen sehr breitspurig gebaut, mit Axen, die einen Stoß vertragen; auch hatte unser Kutscher die Pferde tadellos im Zügel, wofür ich ihm um so mehr Dank wußte, als trotz des coupirten Terrains die Einrichtung eines Hemmschuhs verschmäht ist. Zur vollen Equipirung unseres Gefährtes mußte noch der Reiter gerechnet werden, welcher drei Reservepferde ohne Halfter noch Zaum vor sich hertrieb, beim Durchfahren der Flüsse eine passende Furt suchte und, wo es nöthig schien, mit seinem eigenen Pferde als Vorspann diente. Nur die beiden Stangenpferde waren in derselben Weise eingespannt, wie bei uns; die drei anderen, rechts und links befindlichen, zogen nur an je einem Strang, der auf der innern Seite angebracht war. Diese Art, die Seitenpferde anzuspannen, ist allgemein beliebt; ihr Vorzug besteht darin,

Digitized by Google

daß die Pferde auf den schlechten Straßen mehr Spielraum haben, um den Weg auszusuchen.

Der Grundbesitz im mittleren Chile ist wenig getheilt, und oft finden sich sehr bedeutende Complexe in der Hand eines einzigen Besitzers. Der in Chile übliche Name für ein größeres Landgut ist Hacienda (daher Hacendado, Gutsbesitzer); kleinere Güter mit schönen Gärten und Weincultureu nennt man eine Quinta oder Chacra; der chilenischen Hacienda entspricht in Argentinien die Estancia, in Peru und Bolivia die Finca. Durch die an englische Verhältnisse erinnernde Vertheilung des Grundbesitzes hat sich in Chile eine Familienaristokratie herausgebildet, der zum nicht geringen Theil die geordneten Zustände des Landes zugeschrieben werden müssen. Wenn es auch nicht in den Bereich dieser Aufsätze fällt, die politischen und socialen Zustände Chile's zu schildern, so muß doch der wohlthuende Gegensatz hervorgehoben werden, in welchen diese Republik zu den übrigen südamerikanischen Republiken getreten ist; denn während bei letzteren das Wort „patriotismo" lediglich als Stichwort für die Inscenirung einer neuen Revolution galt, so wurde es in Chile mehr und mehr nach seiner wahren Bedeutung aufgefaßt, als ein Unterordnen der persönlichen Interessen unter das Staatswohl. Dadurch wurde eine stetige Entwickelung der guten Keime eingeleitet, welche Land und Volk in sich tragen; und das Vorhandensein des großen Grundbesitzes hinderte, daß dieser ruhige Proceß durch jeden beliebigen Schreier unterbrochen werden konnte. Der einzige Schatten, den diese erfreulichen Zustände werfen, ist die übertriebene Selbstschätzung der Chilenen; namentlich seit den Kriegserfolgen gegen eine andere Republik (Peru), von deren Erbärmlichkeit man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen kann, sind sie von einem Gefühl der Unwiderstehlichkeit durchdrungen und halten sie sich für das auserwählte Volk Gottes. Es wäre aufrichtig zu bedauern, wenn dieser tüchtige Stamm durch Ueberhebung in seiner Entwickelung aufgehalten würde; denn wenn man sich unter den Bewohnern Chile's bewegt und ihre vielen guten Seiten kennen gelernt hat, so nimmt man unwillkürlich Antheil an ihrer Zukunft und wünscht ihnen Gutes.

Wir besuchten auf unserem Ausflug die beiden großen Haciendas von Catapilco und Longotomo; erstere hat einen Flächeninhalt von 27,300, die andere von 36,000 Hektaren. Weizenbau und Viehzucht bilden hier, wie im ganzen mittleren Chile, den Hauptinhalt der Landwirthschaft. Auf Longotomo befanden sich beispielsweise 7500 Stück Rindvieh, 12,000 Schafe und mehrere hundert Stück Pferde; ein Ochse wird für 40 Pesos (etwa 120 Mark) verkauft. Nicht alles Vieh, welches sich der fetten Weiden der großen Haciendas freut, ist in Chile gezüchtet; ein Theil stammt aus Argentinien, wo weite unabsehbare Pampas bis an den Fuß der Andes reichen, und die natürlichen Bedingungen für eine primitive Viehzucht gegeben sind. Von diesen mageren Weidegründen werden die Heerden über gewisse Cordillerenpässe nach Chile getrieben; hier wiegt die Fruchtbarkeit des Bodens seine räumliche Beschränktheit reichlich auf, und nach gewisser Zeit hat sich der Werth des eingeführten Viehs verdoppelt. Die Hirten (Vaqueros von Vaca, Kuh) sind sämmtlich beritten und stehen unter einem Aufseher, dem „Capataz". Zu bestimmten Zeiten des Jahres wird das

Digitized by Google

Vieh zu einer Art von Controlversammlung, die man rodeo nennt, zusammengetrieben — ein imposanter, wilder Anblick, welcher die Reiterkünste der Vaqueros und ihre Geschicklichkeit: die gehörnten Heeresmassen zu dirigiren, kennen lehrt.

Für eine Hacienda bleibt jederzeit die Hauptfrage die, wie viel fließendes Wasser ihr zur Verfügung steht; Alles, was kräftig gedeihen soll: Wiesen, Alfalfafelder und Weizenfelder, verlangt künstliche Bewässerung; man sieht oft große Strecken Landes nutzlos daliegen, oder dem Vieh nur eine dürftige Weide darbieten, eben weil das Wasser fehlt. Denn die Andesflüsse sind nicht immer wasserreich, und sobald sie das Hochgebirge verlassen haben, spaltet man sie in dünne Rinnsale, die den Ansprüchen nur unvollkommen genügen.

Ich benutzte den mehrtägigen Aufenthalt in Longotomo sowohl zu einsamen Spaziergängen in den benachbarten Bergen der Küstencordillere, wie zu gemeinsamen Spazierritten mit meinem unterrichteten Gastfreunde Don Ruperto Ovalle. Bei dieser Gelegenheit brach ich auch mit der ersten Scheu vor spanischen Sprachversuchen. Und diese Scheu war nur zu erklärlich! In den verschiedenen Phasen meines Reiselebens hatte ich von den südeuropäischen Sprachen zuerst italienisch, dann portugiesisch und endlich spanisch sprechen müssen; das Italienische hatte ich nicht fließend, aber correct gesprochen; das Portugiesische incorrect aber fließend; als nun noch der spanische Sprachschatz dem bereits vorhandenen hinzugefügt werden mußte, kam eine Sprache heraus, die ein Italiener für spanisch, ein Spanier für portugiesisch, ein Portugiese für italienisch hinnehmen konnte, die in Wirklichkeit aber ein ganz neues Idiom vorstellte.

Das Thal, in welchem Longotomo liegt, zieht sich in gewundenem Lauf gegen Osten aufwärts. Als ich einen seiner Hänge erstieg, wurde mir bereits in 130 Meter Höhe über der Thalsohle der unverschleierte Anblick des Aconcagua zu Theil; hier konnte ich mich, trotz der Entfernung mehrerer Tagemärsche, mit Sicherheit überzeugen, daß der Berg in der That in einsamer Majestät aufragt, daß selbst die Schneekette rechts von ihm wohl noch 2000 Meter tiefer liegt. Ebenso isolirt, wie das Matterhorn von Zermatt aus gesehen, erhebt sich der Berg; aber seine Masse erscheint so colossal, als könnte man mehrere Berge wie die Jungfrau aus ihm herausschneiden: ein höchst reizvoller Anblick, der nur dadurch an Ernst gewann, daß ich den Berg auch auf seine Ersteigbarkeit zu betrachten hatte. Die Entfernung machte eine genügende Antwort natürlich unmöglich; denn das perspectivische Profil zeigt Kammlinien, die in Wirklichkeit vielleicht gar nicht existiren, und was ich damals als den natürlichsten Weg notirte, wurde gerade die Seite, welche ich vermied. Eine unvergleichlich durchsichtige Luft erfüllte die Atmosphäre, die herrlichen Effecte der Wüste wiederholten sich hier; nur die Nähe des Aconcagua hielt zwei kleine Wolken fest. Ich erwähne sie, weil in der nächsten Nähe des Riesenberges so häufig Wolkenbildung stattfindet, wenn im Uebrigen das Auge sonst nirgendwo eine Trübung der Atmosphäre bemerkt; an seinen eisigen Flächen verdichtet sich selbst noch die feuchtigkeitsarme Luft des mittleren Chile. Von den höheren Kämmen der Thaleinfassung aus erweitert sich der Blick naturgemäß und zeigt das charakteristische Bild Mittelchile's: die schönen, hinter einander aufsteigenden Linien der Küstencordillere (sie besteht aus Urgestein), grüne Thalgründe, nirgendwo eigentliche

Digitized by Google

Wälder, hier und dort an steilem Hange eine Rinderheerde, von zwei berittenen Vaqueros, mit dem Rufe „vaca, vaca!“ fortgetrieben, keine Wohnstätten, Lichtfülle und die Farbentöne italienischer Felslandschaften, — das Ganze zusammengefaßt durch den natürlichen Mittelpunkt, den Aconcagua: eine jener Landschaften, welche die Erinnerung ewig festhalten möchte, die sich so ganz und gar nicht beschreiben lassen.

Die Pflanzenkenntniß Don Ruperto's und seines Bruders, Don Calisto's, erleichterten mir die Orientirung über die Vegetationsverhältnisse, welche in so hohem Grade für die allgemeine Landschaftsphysiognomie maßgebend sind; die Herren kannten die einheimischen Namen fast aller Charakterpflanzen. Man kann für die zur Küstencordillere des mittleren Chile gehörigen Region verschiedene Vegetationsgebiete unterscheiden: In dem trockenen, fast ebenen Grunde der breiten Thäler und längs der sanften unteren Hänge existirt eine Art Haidevegetation, zusammengesetzt aus einer umfangreichen Gruppe von Kräutern, Stauden und Sträuchern; felderweise tritt die eine oder die andere Art in größerer Geselligkeit auf, als die übrigen und macht sich dem Auge stärker bemerkbar; bald herrscht die weißblühende Chilca vor, bald der Palqui mit übelriechenden gelben Blüthen, oder der rankende Quilo, die Mataca, der Hucillo; oder es treten Felder von Disteln auf, selbst Felder von Quiscos und Cardones; die letzteren beiden Vertreter der Pflanzenwelt bringen jederzeit einen überraschend grotesken Eindruck hervor. Die Säulencactus (Quiscos) erreichen Höhen von über 20 Fuß, zeigen bald candelaberartige Verzweigungen, deren einzelne Glieder riesigen mit Stacheln besetzten Gurken vergleichbar sind, bald schießen sie in einer einzigen Stange hoch auf und tragen, meist an den oberen Enden, große gelbe Blüthen; die ausgewitterten, abgestorbenen Reste, welche man zuweilen am Boden, zur Seite lebensvoller Individuen antrifft, gleichen einem aus Flechtwerk hergestellten Hohlcylinder oder dem verschlungenen Gitterwerk aus Gyps, wie es die Fensteröffnungen mancher arabischer Bauten zeigen. Weder diese Quiscos noch die ebenso auffälligen und ebenso häufigen Cardones (Bromeliaceen) sind Gewächse der hochandinen Region; auch die Cardones bringen einen grotesken Eindruck hervor, weniger durch die Laubrosette ihrer stacheligen, starren, fleischigen Schilfblätter, als durch die hoch aufsprießenden Blüthenschafte mit gelbem Blüthenkopf, und vor allem durch die gewundenen, schenkeldicken, am Erdboden hinkriechenden Wurzelstöcke, deren innere Structur mit einer Säule an einander gelegter, flacher Schalen Aehnlichkeit hat. Die braunen Schalen der Wurzelstöcke zeigen oft schwarze verkohlte Ränder, für deren Entstehung man ohne Weiteres Feuer als Ursache annehmen würde, wenn nicht die Häufigkeit der Erscheinung eine solche Erklärung ausschlösse. Die Cardones treten bald gesellig auf, wie die Quiscos, bald auch kommen sie vereinzelt, inmitten anderer Vegetation vor.

In der Region der breiten Thalsohle und flachen Hänge ist der Charakter der Strauch- und Krautvegetation vorherrschend. Von Bäumen tritt nur der Espino, die bereits erwähnte Akazie gesellig auf und kann lichte Haine bilden; in ihnen finden sich dann alle Uebergänge vom Baum zum niedrigen, verholzten Strauch. Die Espinos werden nie sehr hoch (selten über 30 Fuß), haben aber einen gedrungenen, kräftigen Stamm, dessen Holz zur Bereitung von Kohle

Digitized by Google

dient; die alten Exemplare erinnern aus der Ferne an alte Apfelbäume und sehen aus, als könnten sie allen Unbilden der Trockenheit trotzen. Zu ihrem knorrigen, verwitterten Habitus stehen das zarte Mimosenlaub der hellgrünen Kronen und die feinen, zu üppigen Trauben gehäuften goldgelben Blüthenköpfe in grellem Gegensatz; sie erfüllen die Luft mit balsamischem Geruch, während die scharfen, widerstandsfähigen Stacheln, die dem Baume den Namen gaben, den Eindringling in einen Espino-Hain zerfetzt und blutig zurücktreiben würden. Unter ganz anderen Formen zeigen uns andere verholzte Sträucher und Bäume z. B. der Boldo und der Molle ihre Anpassung an das trockene Klima; sie sind dornenlos, aber ihre elliptischen dunkelgrünen Blätter fassen sich ledrig an, und wenn man sie zwischen den Fingern reibt, so zerbröckeln sie und hinterlassen einen charakteristischen Geruch. Wer die Wüste durchwandert hat und ihrer Flora Aufmerksamkeit schenkte, weiß, daß keine andere Flora der Welt so viele Gewächse angenehmen und unangenehmen Aromas hervorbringt, wie gerade diese. Die ätherischen Oele schützen die Pflanze vor übermäßigem Feuchtigkeitsverlust durch Verdunstung, und deshalb wird man in Gegenden, welche während gewisser längerer Jahresabschnitte der Wüste klimatisch verwandt werden, auch in der Flora eine gewisse Verwandtschaft in denjenigen Merkmalen erwarten dürfen, welche zur Abwehr des Vertrocknens vorhanden sind. Umwandlung der Blätter in Dornen, Kleinblättrigkeit an Stelle großer, stark verdunstender Blattflächen, filzartige Behaarung der Stengel- und Blattgebilde, lederartige Textur der Epidermis und Ablagerung ätherischer Oele — das sind solche Merkmale, deren wir bei Wüstenpflanzen eines oder mehrere anzutreffen gewohnt sind. Dasselbe gilt für die Pflanzen des mittleren Chile, und gerade die am meisten charakteristischen Gewächse (der Quisco, der Cardon und der Espino) sind ein Beweis dafür. Geruchs- und Tastsinn werden denn auch für solche Floren gute Hilfsmittel zur Charakterisirung und Identificirung der einzelnen Pflanzen.

Die Vegetation der Berghänge (im Gebiet der Küstencordillere) unterscheidet sich von derjenigen der Thalsohlen. Auf den Schultern der Seitenrücken, welche von den Kammhöhen zu Thal gehen, pflegt sich das Gesträuch stärker zu entwickeln und Gebüsche zu bilden, die dann in den eingeschlossenen Schluchten nicht selten in eigentliches Dickicht übergehen. Man findet Molle- und Boldogebüsch, durchsetzt mit Bellotobäumen, dazwischen dann auch wieder Chilca- oder Quilohaide oder das Dornengestrüpp des Tibu und Hucillo. Stellenweis ist der Boden ganz kahl oder zeigt spärlichen, niedrigen Krautwuchs, wo das Vieh weidet. Die einzigen Pfade, welche sich an den Hängen finden, verdankt man den Heerden. In dem Dickicht der Schluchten wird der Reisende in gewissem Sinne an die Tropen erinnert, — weniger in Bezug auf die Pflanzenformen, als in Bezug auf die Gruppirung, auf das üppige Durcheinanderwachsen der verschiedenen Vegetationsbestandtheile. Dort sieht man neben den erwähnten Sträuchern des Boldo und Molle dickstämmige Myrten mit schwarzgrünem alten Laub und hellgrünen Frühlingsschößlingen, Nesseln, Palqui, Tibu und den Cogil, die einzige verholzte Schlingpflanze, welche mir zu Gesicht gekommen ist. In diesem Gewirr ist es schwer, die Zweige durch alle Verschlingungen hindurch bis zu dem zugehörigen Stamm zu verfolgen. Auf einem meiner Ausflüge kam ich in

Digitized by Google

ein breites, wasserdurchflossenes Seitenthal (dem Thale von Petorca tributär), wo ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, als sei die Küstencordillere des mittleren Chile einst bewaldet gewesen, als habe man es jetzt nur noch mit den Trümmern einer zerstörten Vegetation zu thun. Denn hier traf ich, auch wo das Thal noch breit ist, vielfach kräftigen Baumwuchs, der sich in dem oberen, zur Schlucht verengten Theile nur gedrängter zeigte. Vielleicht also bietet dieser Theil von Chile in seiner Vegetation von jetzt und früher eine Analogie zu der Vegetation dar, welche sich auf dem Boden eines zerstörten Urwaldes in den Tropen entwickelt. All' das viele Gebüsch, mit den vereinzelt eingestreuten Bäumen machte mir den Eindruck des Epigonenthums, erzeugt durch das Eingreifen nur zerstörender und nicht ersetzender Menschenhand, welche dem Bedürfniß des Augenblicks das kraftvolle Gedeihen der Zukunft opferte. Die Folgen würden viel stärker empfunden werden, wenn Chile nicht in den Wäldern seiner südlicheren Provinzen einen, zur Stunde unerschöpflich scheinenden Holzreichthum besäße. Heute kann man die Palme, welche einst häufig anzutreffen war, kaum noch zu den Charakterbäumen Mittel-Chile's rechnen. Auf dem Ausflug, der den Grund zu den vorstehenden Bemerkungen legte, sah ich nur drei Palmen, noch dazu in dem Garten von Catapilco; sie waren im Jahre 1853 gepflanzt, ihr Stamm war nur 12—20 Fuß hoch, hatte dagegen einen Umfang, der ihrer Höhe gleich kam, so daß sie keinen schlanken, sondern einen gedrungenen Eindruck machten. Etwas weiter südlich, in dem Küstengebiet des 34. Breitegrades, sollen allerdings noch Palmenhaine vorkommen; da die Bäume aber zur Gewinnung von sogenanntem Palmenhonig dienen, so werden sie wohl bald verschwinden. Der Besitzer eines solchen Palmengutes machte mir die Mittheilung, daß er auf seiner Hacienda in einem Thal eine ungezählte Menge von Palmenbäumen besitze. Don Calisto Ovalle schlägt jährlich 500 Stück nieder, könnte aber die Zahl verdoppeln und verdreifachen, wenn er auch außerhalb Chile's einen Markt für seinen Honig fände. Zum Zweck der Gewinnung des miel de palma wird der Baum umgeschlagen und schräg so hingelegt, daß die Spitze das obere Ende bildet; dann läßt sich sechs Monate lang Saft gewinnen. Der Ertrag des zu Honig eingekochten Saftes ist 80—120 Pfund pro Baum. Im Jahr 1882 galt das Pfund 30 Centavos, was einen mittleren Werth von 30 Pesos (90 Mark) für die Palme ergibt. Da man Chile nachsagt, daß es an relativem Zuckerconsum die meisten anderen Länder der Erde übertrifft, so wird der erzielte Ertrag wohl auch immer Abnehmer finden, und der Untergang der Palmenbestände erscheint nur noch als eine Frage der Zeit.

Der Aufenthalt auf der Hacienda von Longotomo bot auch Gelegenheit, einiges über Behandlung und Zäumung der Pferde kennen zu lernen. In einem Lande, wo das Pferd so tief in die menschliche Existenz eingreift, wie in Chile, beansprucht dieser Punkt besonderes Interesse. Bis zu welchem Grade die chilenischen Pferde abgehärtet werden können, das lernte ich freilich erst bei meinen späteren Andesexpeditionen kennen; aber schon in Longotomo galt es für selbstverständlich, daß alle Reitpferde, deren wir etwa im Laufe des Tages bedurften, bereits in der Frühe gesattelt und gezäumt vorgeführt wurden und oft stundenlang in der Sonne dastanden. Man will eben die Thiere nicht ver-

Digitized by Google

wöhnen. Sie selbst, wie der Sattel, den sie tragen, sind darauf eingerichtet, dem Reiter während eines langen Tagemarsches zu dienen; sie werden, nach unseren Begriffen allerdings indolent, aber nicht grausam behandelt; denn selbst die Sporen mit den handgroßen Rädern, die der Landbewohner noch heute trägt, sind durch ihre Stumpfheit höchst gelinde Aufmunterungsmittel für das Pferd. Anders steht es freilich mit dem Gebiß, das niemals in einer Trense, sondern stets in einer sehr scharfen, von der unseren verschiedenen Kantare besteht. An Stelle unseres walzenförmigen Gebisses tritt eine breite Zunge, an Stelle der Kinnkette ein eiserner Bügel; ein zweiter eiserner Bügel umsäumt die Unterlippe des Maules und übt durch sein Gewicht einen Druck aus, den sonst der Reiter durch die Zügel hervorbringen müßte; die Zügel selbst sind aus Lederstreifen rundlich zusammengeflochten, haben Fingerstärke und besitzen ein Gewicht, das zuweilen noch durch eingeflochtene Ringe erhöht wird. Auch wenn der Reiter den Zügel lose über den Finger legt, so empfindet das Pferd doch immer durch den Zügel und den erwähnten, vorstehenden Eisenbügel einen Druck. Für mich, als Reisenden, der ich selbstverständlich viel im Sattel schrieb und oft beide Hände frei haben mußte, war diese Herrichtung sehr bequem. In der Mitte des Zügels, also da, wo die Hand ihn faßt, findet sich jeder Zeit ein Ring, in welchen ein mehrere Fuß langer, geflochtener Riemen angeschnallt ist, die Chicota oder Hurca, d. h. Peitsche. Man lernt sie bald gebrauchen; im Allgemeinen darf man sie nur in der Luft umherschwingen, dann versteht das gute Pferd den Reiter und beschleunigt den Schritt; aber bei Wasserpassagen, z. B. wo der Strom noch im letzten Moment das Pferd wegzureißen droht, ist die Anwendung der Chicota für Pferd und Reiter gleich heilsam. Für gewöhnlich wirft man die Peitsche von der rechten Seite aus, hinter den Sattel über das Kreuz, so daß sie an der linken Seite hinunterhängt; man kann den Zügel dann sich selbst überlassen, ohne daß er sich stark verschiebt.

Der chilenische Sattel ist von dem englischen Sattel ebenso stark unterschieden, wie das beiderseitige Zaumzeug von einander. Seiner Form nach erinnert er am meisten an unseren Kürassiersattel. Als Unterlage dient eine Anzahl (meist drei) Schaffelle (sudaderos, pellejos), die sorgfältig übereinander gelegt werden; ist dann der Sattel mit nicht minderer Sorgfalt aufgelegt, so werden oben noch einmal drei Schaffelle befestigt. Die Sattelgurte werden nicht mittels einer Schnalle angezogen, sondern mittels eines langen Lederstreifens, welcher in vielfachen Windungen unter stetem Anziehen durch die beiden Endringe der Gurte geführt wird. Diese Gurtungsart — in früheren Zeiten wohl auch bei uns die allgemein übliche — ist umständlich, aber höchst zuverlässig. In einem so hergerichteten Sattel sitzt sich's sehr behaglich; man thront so hoch über dem eigentlichen Rücken des Pferdes, daß man seine Zugehörigkeit zu dem Pferde im ersten Augenblick in Zweifel ziehen möchte. Die Probe für die Zweckmäßigkeit des Sattels sind zwölfstündige Ritte, Tag für Tag wiederholt. So wenig ich den englischen Sattel bei unsern landesüblichen, verhältnißmäßig kurzen Ritten durch einen andern vertauscht sehen möchte, so ungern möchte ich bei eigentlichen Reisen zu Pferde einen andern Sattel als den chilenischen gebrauchen. Wer weiß, ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn bei der feldmarschmäßigen Adjustirung unserer

Digitized by Google

Officierspferde zwischen dem Sattel und der Chabracke noch ein oder zwei chilenische pellejos eingeschaltet würden? Zu dem echt chilenischen Sattel gehören nun als Steigbügel zwei Holzschuhe, von großem Gewicht; statt ihrer wählt man besser eine Art von Steigbügeln, welche aus den Vereinigten Staaten importirt werden; sie sind aus gebogenem Holz gefertigt und tragen eine geschlossene schuhförmige Lederkappe. Vor unseren unstreitig eleganteren Stahlbügeln haben sie bei langen Reisen große Vorzüge voraus; denn das Holz entzieht dem Fuß keine Wärme in der Kälte; gegen die brennenden Sonnenstrahlen wie gegen nächtliche Ausstrahlung schützt das Leder, und beim Durchreiten von Flüssen hält der Schuh das von den Pferden aufgeworfene Spritzwasser fern. In Chile wird den Thieren kein Hinterzeug aufgelegt, das in Bolivien für eine absolute Nothwendigkeit gilt. Als besondere Eigenthümlichkeit der Zäumung muß das Fehlen des Kehlriemens angeführt werden; trotzdem habe ich niemals beobachtet, daß die Pferde den Zaum abgestreift hätten. Das Fehlen des Kehlriemens erleichtert das Abzäumen, und das geschieht während des Marsches stets da, wo man die Thiere im Fluß saufen läßt. Sie drücken ihren Wunsch dazu zuweilen dadurch aus, daß sie am Uferrande stehen bleiben und den Kopf nach dem Reiter drehen; dieser zäumt dann mitunter vom Sattel aus ab und auf. Mein alter Zamorano, von dem bald die Rede sein wird, that es mit Vorliebe.

Obwohl man, selbst bei der Landbevölkerung, nicht eigentlich von einer Nationaltracht reden kann, so bietet doch der Anblick eines chilenischen Reiters aus dem Volk viel Charakteristisches. Die eigenthümliche Zäumung, die borstenförmig geschnittene Mähne des Pferdes, die schweren Holzschuhe der Steigbügel, der breitkrämpige Hut, die franzeureichen ledernen botas del campo (halb Stiefel, halb Beinkleid), die riesigen Sporen, das braune Gesicht und der buntfarbige Ueberwurf (poncho) setzen ein Bild zusammen, das für Chile eigenthümlich ist. Denn ein Reiter aus der argentinischen Pampa, ein sogenannter Gaucho, sieht ganz anders aus, als der chilenische Landmann, der sogenannte Huaso. Zur Ausrüstung des berittenen Chilenen gehören vier Dinge: der tacho (kleiner Wasserkessel), der cacho oder uampara (Trinkgefäß aus Ochsenhorn), die cuchilla (Löffel), und der laço, die bekannte Wurfschlinge. Mit dem cacho trinkt er unterwegs aus den Bächen, und wenn er geröstetes Maismehl und Zucker bei sich hat, so rührt er sich mit der cuchilla ein prächtig erfrischendes, nahrhaftes Getränk an: den gulpo, der auch mich auf langen Märschen oft erfrischt und gestärkt hat. In dem tacho wird Abends das Wasser gekocht, an einem hölzernen Stock das etwa vorhandene Fleisch geröstet, und aus den sechs Fellen, die während des Rittes unter und über dem Sattel lagen, das Lager bereitet. Der laço aber dient dazu, die frei umherlaufenden Thiere einzufangen.

Die Reitkunst der Chilenen — wie der Argentinier — besteht vornehmlich im guten Sitz; sie bleiben selbst bei den kürzesten Wendungen immer gut im Gleichgewicht, ebenso bei dem Reiten auf steilen Hängen, wo das Zusammentreiben des Viehs außerdem meist schneidiges Vorgehen verlangt; übrigens gestattet ihnen das treffliche Gurten auch einseitige Belastungen des Sattels, die beim Lasso-Werfen nicht zu vermeiden sind. Aber auf langes, sorgfältiges Zureiten lassen sich die Leute nicht ein. Nachdem die Pferde ihre Jugend in voller

Digitized by Google

Freiheit verbracht, lernen sie im Laufe einer halben Stunde die Macht des Menschen kennen, dem sie dienen sollen. Es ist höchst interessant, dieses gewaltsame Bändigen und Zurichten mit anzusehen, und unser Gastfreund Don Ruperto verschaffte uns Gelegenheit dazu. Das Pferd wurde mit der zugehörigen Heerde in einen abgegrenzten Raum getrieben und von den übrigen Pferden losgetrennt; dann warf man ihm den Lasso um den Hals und benutzte die wilden, ängstlichen Sprünge, welche die ungewohnte Fessel veranlaßte, das Thier mittels eines zweiten, um die Beine geworfenen Lasso's zu Fall zu bringen. Nun wurde ihm ein Zaum aufgelegt, dessen Gebiß nur in einem ledernen Riemen bestand; die Beinfesseln wurden gelöst, und man ließ das mit Angstschweiß bedeckte, an dem Lasso reißende Thier aufspringen. Vorsichtig näherte sich jetzt der leitende huaso dem Pferde — eine schwierige Operation —, und es gelang ihm, demselben einen poncho über den Kopf zu werfen. Das Verbinden der Augen ist ein über die ganze Erde verbreiteter Kunstgriff, wenn es sich darum handelt, ein Thier in Ruhe zu erhalten; es wird namentlich beim Beladen der Lastthiere angewandt. In unserem Falle handelte es sich darum, den Sattel aufzulegen, dann die Gurte zusammenzuziehen und endlich die schweren hölzernen Steigbügel einzuhängen. Alle diese Operationen gelangen. Nun kam die Schlußscene: der huaso schwang sich in den Sattel, der poncho wurde vom Kopf gezogen, und fort ging's im Galopp, während ein anderer Reiter auf einem alten Pferde auf den Fersen folgte und die wilde Jagd noch künstlich wilder machte; so entschwanden sie unsern Augen. Dies ist der allgemeine Hergang. Schließlich bricht das junge Thier erschöpft und willenlos zusammen und nimmt ergeben sein Schicksal auf sich.

Es waren belehrende Tage, welche ich auf der Hacienda Don Ruperto Ovalle's verlebte; sie verflossen durch die liberale Gastfreundschaft des Besitzers gleichzeitig in anmuthiger Weise. Don Ruperto, der große Theilnahme für meine Reisepläne an den Tag legte, erbot sich sogar, für den Fall, daß ich den Zug zum Aconcagua von seiner Besitzung aus zu unternehmen gewillt sei, mir die erforderlichen Leute und Thiere zu stellen; leider nahm ich das Anerbieten nicht an, weil eine andere, günstiger gelegene Hacienda mir in gleicher Weise entgegenzukommen geneigt schien.

Zunächst kehrte ich nach Santiago zurück, wo schlechte Nachrichten meiner harrten. Das Befinden des Walliser Führers hatte sich nicht gebessert; was ihm fehlte, konnte ich trotzdem nicht erfahren, werde es nun ja wohl auch nicht mehr erfahren. Genug, der Mann verlangte schriftlich und formell seine Rücksendung nach Europa, obwohl ein angesehener deutscher Kaufmann in Valparaiso, Herr Ad. Schwartz und dessen Gemahlin sich erboten hatten, ihn in ihrem Hause aufzunehmen und bis zu seiner Wiederherstellung zu pflegen. Aber selbst dieses großmüthige Anerbieten konnte mir den Führer nicht erhalten; ich reiste noch einmal nach Valparaiso hinüber, nicht um ihn festzuhalten, — dafür hatte er schon zu viel an Werth für mich verloren —, sondern weil mir der Mann dermaleinst viel werth gewesen war, weil Erinnerungen an gemeinsam überstandene Noth uns verbanden, und weil ich den Becher der Enttäuschung nun bis auf die Neige leeren wollte. Dieselbe „Araucania", welche mich und den Führer gemeinsam zu den fernen Gestaden der Südsee hinüber getragen hatte, führte

Digitized by Google

nun diesen allein wieder an den Ausgangspunkt zurück; ich aber irrte mehrere Tage wie betäubt umher, verfolgt von der Idee, daß ein einzelner Mann im Hochgebirge nichts vermöge, und daß die einheimischen Begleiter mich in Stich lassen würden. Andere Führer aus Europa nachkommen zu lassen, verhinderte die Kürze der brauchbaren Jahreszeit und die lange Dauer der Ueberfahrt; ein ganzes Jahr zu warten, d. h. zu verlieren, dazu war ich zu alt; nach Europa zurückzureisen, unverrichteter Sache, dazu war ich zu jung. Ich beschloß also auszuharren, mein eigener Führer zu werden und aus einem widrigen Geschick das Beste zu machen; noch ehe mein Wallifer in seiner Heimath angelangt war, hatte ich bereits eine erste, erfolgreiche Expedition beendet und bereitete eine zweite, nicht minder glückliche vor.

V.

Bei einer Reise ins Unbekannte läßt sich — das liegt in der Natur der Sache — im Voraus kein detaillirtes Programm aufstellen; so konnte auch ich nur ganz im Allgemeinen den Operationsplan festlegen. Derselbe bestand darin, daß ich innerhalb des 32. und 35.° südlicher Breite die Cordilleren möglichst oft überschreiten wollte, bald von Chile, bald von Argentinien aus; mein Weg sollte eine Schlangenlinie bilden, die abwechselnd im Regime des Stillen Oceans und des Atlantischen Meeres verlief und die große Meeresscheide an möglichst vielen hochgelegenen Punkten durchschnitt. Dieser Weg sollte das Skelett abgeben, welches allen wissenschaftlichen Operationen zum Träger diente; wo immer es nöthig schien, sollten Standbiwaks errichtet und von diesem aus Märsche zu Fuß unternommen werden.

Und so geschah es auch. Dreimal überschritt ich die Cordillere von Chile, dreimal von Argentinien aus, und schlug in diesen weiten Gebirgsöden das Lager auf, wo es mir gut schien. So einfach der Plan auch war, so hatte er doch vor seiner Durchführung ein viel strengeres Gesicht, als nachher.

Denn ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, ausgiebige Informationen zu sammeln, erwuchs der Expedition aus der Kürze der brauchbaren Jahreszeit eine starke Bedrohung; nur die Hochsommermonate der südlichen Hemisphäre gestatten das Betreten der höchsten Theile des Explorationsgebietes; jeder Tag war also kostbar, und so stand die Zeit wie ein drohender Zuchtmeister hinter mir und trieb mich vorwärts.

Im mittleren Chile kann man nicht, wie etwa in Ecuador, Columbien oder Bolivien, Leute und Maulthiere miethen, die mit dem Reisenden ins Unbestimmte ziehen. Das war die erste Erfahrung, die ich machen mußte. Auf der einzigen, wirklich betretenen Andesstraße, die es im mittleren Chile gibt, und auf welcher viele Hunderte von Pferden und Maulthieren, große Rindviehheerden und Karawanen circuliren, d. h. auf der Straße von Santa Rosa de los Andes über den Uspallata-Paß nach dem argentinischen Mendoza kann man so viel Thiere haben, wie man wünscht. Gerade dieser einzig bekannte Weg mußte aber doch bei einer Reise, die auf das Unbekannte gerichtet war, am wenigsten in Frage kommen; in der That besuchte ich ihn auch erst am Ende meiner Reise, gewissermaßen als Appendix derselben. Zudem ein einzelner Weg!

Digitized by Google

was konnte der auch viel nützen? Höchstens eine Beschreibung mehr zu den bereits vorhandenen liefern. Da erschien mir als erster Retter in der Noth Don Olegario Soto, der Hacendado von Cauquenes, ein vornehm denkender Mann, für den ich heut dieselbe freudige Dankbarkeit empfinde, wie damals, wo er aus seinen weiten Besitzungen die besten Leute und Pferde wählte und sie mir zu beliebigem Gebrauch für meine Reisezwecke übergab. Das spanische: á la disposicion de Usted wandelte sich bei diesem treuen Freunde aus einer liebenswürdigen Phrase in eine schöne That.

So wurde Cauquenes der Ausgangspunkt für meine Forschungen in den Andes.

Cauquenes liegt im Thale des Cachapual. Von den wenigen Flüssen, welche der Andes-Cordillere zwischen 32° und 35° südl. Breite entströmen, führen der Rio Maipo und der Rio Cachapual die größten Wassermassen; sie durchbrechen, ebenso wie der Rio Aconcagua, die Küstencordillere und — nachdem künstliche Bewässerung sie in unendlich viele Canäle gespalten hat — vereinigt sie die große Südsee von Neuem. Es sind trotzige, ansehnliche Flüsse, aber dafür, daß sie von einem der höchsten Gebirge der Erde niedersteigen, erscheinen sie doch nicht mächtig genug. Dieser letztere Umstand gestattet zu schließen, daß von dem Hochgebirgsschnee ein verhältnißmäßig kleiner Theil schmilzt; entweder ist überhaupt wenig Schnee vorhanden oder doch in solchen Regionen wenig, von wo aus das Schmelzwasser in die Tiefe gelangt. Da die ganze Strecke der centralen chileno-argentinischen Andes nur durch eine geringe Anzahl von Flüssen entwässert wird, so ist anzunehmen, daß sich die genannten Thäler gegen das Hochgebirge zu mehr und mehr zertheilen. In der That lassen sich Flüsse, wie der Cachapual und der Maipo zwanglos mit einem Baum von starkem Stamm, vielverzweigten Aesten und einem nicht minder verzweigten System von Wurzeln vergleichen: die Wurzeln stellen die Hochthäler dar und reichen hinauf bis zu der Region des ewigen Schnees; den Stamm bildet der Fluß kurz vor seinem Austritt aus dem Gebirge, und wie die Aeste sich in immer feinerer Zertheilung vom Stamm entfernen, so auch die künstlichen Bewässerungskanäle von dem Fluß.

Um von Santiago aus nach Cauquenes zu gelangen, benutzt man die große Eisenbahn, welche sich in der natürlichen Straße des Längsthals von Norden nach Süden hinzieht. Diese Bahn ist jetzt bis Argol (38° s. Br.) fortgeführt, umspannt also mehr als 5 Breitengrade; das Schienennetz hat etwa die Länge von 700 Kilometern, von denen bei der Reise nach Cauquenes ungefähr die ersten 80 Kilometer zurückgelegt werden. Man durchmißt dabei eine Landschaft, durchaus verschieden von derjenigen zwischen Valparaiso und Santiago. In der ebenen Thalsohle begegnet man weit und breit den Spuren landwirthschaftlicher Betriebsamkeit, denn hier beginnt die Kornkammer Chile's; blühende Weizenfelder wechseln mit weiten Wiesenflächen, auf denen das Vieh behaglich weidet. Man würde so friedliche Eindrücke empfangen wie in Holland, wenn nicht die fremdartig aussehenden Reiter, oder die großen zweiräderigen Lastkarren, mit acht Ochsen bespannt, die Gedanken auf Chile zurücklenkten; auch die Durchschnitte der Bahn durch gewaltige Conglomeratmassen von Rollsteinen lassen die Nähe eines mächtigen Gebirges ahnen, und wenn man den Blick ostwärts hebt, so sieht man die Cordilleren

Digitized by Google

wie eine Mauer aufgerichtet, mit wenig hervortretenden einzelnen Spitzen und einer Schneebedeckung, die den dunkeln Fels oft freiläßt und dem Gebirge das Aussehen gibt, als sei ihm eine Zebradecke übergeworfen; wie viel von diesem befremdenden Anblick auf die Uebergangszeit von Winter zu Sommer zu setzen war, wie viel auf eine der Formation anhaftende Eigenthümlichkeit, konnte ich nicht beantworten. Auch hier, wie von dem Eruptiv-Hügel Santa Lucia aus, spähte ich vergebens nach großen Eisströmen, welche die Schneegrenze durchbrechen und sich zur Tiefe senken; vorläufig mußte das Vorkommen großer Gletscher eine offene Frage bleiben.

Der klare heiße Tag, der sich aus einem trüben Morgen entwickelt hatte, erinnerte an italienische Sommertage und trug nicht wenig dazu bei, die Aehnlichkeit dieser Fahrt im chilenischen Längsthal mit einer Eisenbahnfahrt in Ober-Italien, längs des Fußes der Alpen, hervortreten zu lassen; ich mußte ganz besonders an die Fahrt von Turin nach Ivrea denken, wo auch das Land eben, wohlangebaut und fruchtbar ist, und wo auch die weißen Schneehäupter des Viso, Grand Paradis und Monte Rosa sich gegen einen blauen Himmel absetzen.

Sobald der Zug das Städtchen Rancagua und den Cachapual-Fluß passirt hat, hält er, und die geöffnete Coupéthür wird die Pforte, durch welche man in die Andes eintritt. In dieser Bequemlichkeit der Verbindungen liegt natürlich für den Reisenden ein ungeheurer Vortheil; ohne diesen und die Beständigkeit des Wetters, wäre es mir unmöglich gewesen, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit die geplante Reise durchzuführen.

Der Name Cauquenes ist seit sehr langer Zeit durch die Thermen bekannt, welche etwa 12 Kilometer oberhalb der Einmündung in das Längsthal, am linken Ufer des Cachapual, in einer vulcanischen Region entspringen. Dieser Punkt heißt Baños de Cauquenes, während der tiefer gelegene Wohnsitz des Eigenthümers schlechtweg La Hacienda genannt wird. Das Besitzthum selbst, die eigentliche Hacienda de Cauquenes hat eine sehr bedeutende Ausdehnung; man giebt den Flächeninhalt auf 190—225,000 Hectaren an, wovon — und das ist für die Ertragsfähigkeit das Entscheidende — 6—7000 Hectaren unter „riego“ stehen, d. h. künstlich bewässert werden. Eine genaue Größenangabe ist deshalb nicht möglich, weil das Besitzthum sich in dem ewigen Schnee der Cordilleren verliert; die ganze linke Seite des Cachapual-Thals, sowie sämmtliche linke Seitenthäler desselben gehören zu der Hacienda Don Olegario Soto's, und alle diese reichen zu der Region des ewigen Schnees auf. So weit die Vegetation dem Vieh Futter gewährt, so weit ist die Hacienda den wenigen vaqueros (Hirten) bekannt, welche mit der Ueberwachung betraut sind. Wenn irgendwo, so durfte ich hier hoffen, brauchbare Leute zu erhalten.

Zunächst faßte ich Fuß in den Baños de Cauquenes. Praktischer Sinn, Unternehmungslust und Energie haben hier etwas geschaffen, was sich auf keiner Stelle der tausend Meilen langen Cordillere zum zweiten Mal wiederholt. Da wo die wohlthätigen heißen Quellen zu Tage treten und auf dem benachbarten Terrain erhebt sich ein stattlicher Complex von Gebäuden mit einem wohlgepflegten Park, eingeschlossenen Gartenhöfen, einer Bäderhalle, einem gedeckten Schwimm-

Digitized by Google

bassin (ganz wie in den Bädern von Bormio). Das langgestreckte Etablissement liegt auf einer vom Cachapual durchsägten Flußterrasse, welche gegen den tosenden Fluß abstürzt und auf der anderen Seite von steilen vulcanischen Felsbergen abgeschlossen ist. Ein Geist der Ordnung und Zuverlässigkeit geht durch das Ganze; der Gast, der hier Aufnahme findet, ist gut und sicher gebettet. Die Baños de Cauquenes in ihrem heutigen Gewande sind die Schöpfung eines Schleswigers, des Herrn Karl Heß, in ganz Chile bekannt als Don Carlos; auch die Señora Heß ist eine Deutsche und gereicht dem großartigen Etablissement ebensosehr zur Stütze wie zur Zierde. Herr Heß leistete mir nach den verschiedensten Richtungen hin sehr werthvolle Dienste. Gewiegter Menschen- und Nationalitätenkenner, wie er ist, jeden nach seiner Art behandelnd, hielt er weder sich noch mich mit einer Vorrede über die Schwierigkeiten des Reisens in den Cordilleren auf, sondern ertheilte mir praktische Rathschläge, verschaffte mir Leute für die ersten Excursionen, gab mir Winke über den Charakter der huasos, über die Art, sie zu behandeln. Er nahm mir die ganze Last der Beschaffung von Lebensmitteln und sonstigen Requisiten für die Karawane ab, so daß meiner wissenschaftlichen Thätigkeit keine Zeit verloren ging; und er empfand es fast wie ein persönliches Geschenk, daß Don Olegario mir die nöthigen Pferde und Maulthiere stellen wollte. Denn er fühlte sich verpflichtet, im andern Falle nichts unversucht zu lassen, um mich flott zu machen, glaubte aber nicht an den Erfolg. So wichtige und so bereitwillig geleistete Dienste kann ein dankbarer Reisender nicht vergessen.

Die Bedeutung von Cauquenes einmal erkannt, eilte ich nach Santiago zurück und holte von dort alle Instrumente, deren ich bedurfte. Von den beiden Quecksilberbarometern, die ich besaß, wurde eines in Santiago zurückgelassen und diente später dazu, die gute Erhaltung des auf der Reise benutzten Instrumentes zu prüfen. Nachdem ich diesen zerbrechlichsten meiner Gefährten glücklich aus der Wagenfahrt von der Eisenbahnstation zu den Baños hatte hervorgehen lassen, fürchtete ich auch die Explorationsreise für das delicate Instrument nicht mehr und blieb überzeugt, daß von allen federnden Einrichtungen der Mensch die vollkommenste sei.

In Cauquenes trainirte ich mich nach verschiedenen Richtungen für die bald anzutretende Andes-Reise. Zum Staunen und Grauen aller Badegäste — ohne Unterschied der Nationalität — zog ich mit nägelbeschlagenen Bergschuhen und entsprechender Kleidung zu Fuß in die Berge und fürchte, daß man mir diesen stillen Wahnsinn heut noch nicht vergeben hat. Zu anderen Zeiten setzte ich meine Instrumente in Thätigkeit und bestimmte vor allen die Länge und Breite der Baños de Cauquenes; sie liegen in 70°. 34′.5 W. Länge von Greenwich, in 34°. 14′.7 S. Breite und 766 Meter über dem Meere; Santiago liegt 535 Meter hoch; seine Länge ist 70°. 40′.5; seine Breite 33°. 26′.7.

Während in dem langgestreckten Park der Bäder Rosen blühen, Eichen und der Weinstock sich kräftig entwickeln, trägt die nähere und weitere Umgebung von Cauquenes das echte Gepräge chilenischer Vegetation; aber verglichen mit den Anhöhen um Valparaiso und Viña del Mar gibt sich ein lebensvolleres

Digitized by Google

Gedeihen und eine größere Mannigfaltigkeit der Gewächse kund. Im Gegensatze zur Küstenregion tritt hier, in einer Zone von 750 bis 1750 Metern, der Espino stark zurück, die ananasartigen gelbblühenden Cardones sind durch eine zierlichere Art ersetzt, bei welcher das Blaugrün der Blüthen vielleicht einzig in der langen Farbenskala der Blumen dasteht. Die Hänge sind wechselnd bestanden mit vertrocknenden Gräsern, mit Coliguerohr, mit der Colliguay (einem verholzten Euphorbiaceenstrauch), mit den stacheligen Tralhuën und mit Strauchwerk von Oleander- oder Myrtenformen; wie aus den Knotenpunkten eines Maschenwerks erheben sich auch hier die Pflanzenindividuen aus dem harten, oft mit Geröll bedeckten Boden; ginsterartige Büsche mit verkümmerten Schuppenblättern, reichblühende Liliaceen finden sich vielfach eingestreut. So wenig Wälder vorkommen, so sehr muß das nicht seltene Auftreten hochstämmiger Bäume (Quillaï, Pëumo, Maitene) betont werden; es gibt sogar Stellen, welche den Eindruck eines englischen Parkes hervorbringen können, und wo sich drei Dinge vereinigen, die oberhalb der Thalsohle von Cauquenes als Ausnahmen betrachtet werden müssen: eine eben ausgebreitete Fläche, grüner Rasen und hochstämmige Bäume. Die vulkanische Natur der Umgebung von Cauquenes, d. h. der Baños, hat Dr. Stübel bei einem Besuch im Winter 1877 festgestellt; nach den Untersuchungen dieses Forschers fand an einem Berge, welcher einem weiten seitlichen Thalkessel des Cachapual angehört, ein Lavaausbruch statt; später schnitt sich der Fluß tiefer ein, so daß auch die Baños de Cauquenes tiefer liegen, als die vulkanische Decke. Die vornehmlichen Berge überragen die Thalsohle um 700—1000 m, liegen also noch nicht in der Hochgebirgsregion. Der Cerro[1]) de la Garça liegt gerade so hoch über Cauquenes, wie dieses über dem Meeresspiegel, d. h. er hat eine absolute Höhe von 1532 m; der höchste Berg, der Cerro de la Gloria ist 1790 m hoch. Während man auf der Spitze des ersteren Berges noch verholztes Gebüsch antrifft, zeigt letzterer sich kahl, und ist die Rundsicht eine unbeschränkte. Man überblickt ein Stück des Längsthals und der dahinter gelegenen Cordillera de la Costa, deren warme Farbentöne und schöne Profillinien mich mehr als einmal an den Südfuß der Alpen erinnerten. Von der hohen Andes-Cordillere ragten Theile hinter schneebedeckten Vorbergen hervor; ich betrachtete sie durch ein Fernrohr und war gleichzeitig hingerissen und betreten von diesem Anblick. So kolossale Felsmassen, gleich steil in der Fläche wie in den Kammprofilen abfallend, glaubte ich noch nie gesehen zu haben; (ich folge hier wörtlich meinem Tagebuch); da war keine Stelle, die betretbar schien; war das nun Wirklichkeit oder Spiel meiner Phantasie? Ich wünschte in jenem Augenblick nichts so sehr, als unter diesem Andesbilde eine unserer wildesten Alpenscenerien zu sehen, nur um gerecht vergleichen zu können. Bei den Firnfeldern — ich sah deren zwei — fiel mir am meisten die Steilheit und die Ausdehnung auf; trotzdem konnten hier noch am meisten die früheren Vorstellungen aushelfen; und als ich durch die noch immer starke Decke des Winterschnees einige klaffende Bergschründe und

[1]) Das spanische Wort cerro bedeutet eine Einzelerhebung; es werden damit sowohl Hügel wie auch die höchsten Berge bezeichnet.

Digitized by Google

abgefallene Eisblöcke entdeckte, wähnte ich, ein Stück Alpenfirn vor mir zu haben, und es war mir zu Muthe, als sende die Heimath einen bekannten Gruß. Anders aber war es mit den unbedeckten, schneefreien Felsmassen; was wir bei uns in einigen Felskaminen oder Schluchten an wilder, zerrissener Bildung sehen, das erschien mir hier zu einen Gebirge aufgebauscht; die Couloirs und die einfassenden Wände zeigten ungeahnte Erstreckungen.

Durch das ganze Gebirge hindurch macht sich eine Terrassenformation geltend, welche dem sehnsüchtigen Wanderer wie das verkörperte Princip der Unnahbarkeit erscheint. Selbst die Vorketten zeigen vielfach Felsbänke von wechselnder Mächtigkeit, schichtenförmig auf einander gethürmt, und auch die weniger mächtigen Schichten traten jetzt, in der Zeit des schmelzenden Winterschnees, durch den Wechsel weißer und schwarzer Streifen sehr scharf hervor. Der Fuß des Gebirges zeigte sich grün, und diese Farbe ging nach oben zu, mit schwindender Vegetation allmälig in grauere Töne über, ähnlich sanfte Uebergänge zeigend, wie der Abendhimmel zwischen Horizont und Zenit. Durch ein aufsteigendes Thal — den Cajon de la Leña — vertiefte sich der Blick bis zu den inneren Theilen der Cordilleren, und mit einem Schlage verschwand, was etwa noch an irrigen typischen Vorstellungen über den Aufbau der Andes bei mir vorhanden war; vielleicht besaß ich noch einen kleinen Rest davon. Denn der Knabe ist der Vater des Mannes, und wenn die in der Kindheit gefaßten Ideen nicht durch Anschauung corrigirt werden, so befestigen sie sich leicht. Was ist aber natürlicher, als daß der Knabe, beim Anblick einer Karte von Südamerika und der langen, dem westlichen Küstensaum folgenden Gebirgsraupe, sich die Andes vorstellt wie ein Kirchdach mit einer First, aus welcher himmelhohe Berge, meist feuerspeiend, aufsteigen? Daß jede der Dachseiten gegliedert sei, selbst wieder hohe Ketten trage, daß der Hauptkamm hinter diesen meist verborgen bleibe, ist eine Vorstellung, welche dem aufs Typische gerichteten Kindersinn viel zu fern liegt. Nicht allein durch schriftliche Aufzeichnungen, auch durch photographische Aufnahmen fixirte ich das Andesbild, welches der Gipfel des Cerro de la Gloria darbot. Die Photographien liegen neben mir, so gut wie die Tagebücher, und für den ganzen Verlauf der Reise stehen mir diese beiden Hilfsmittel zur Verfügung. Ein Bild, in der Hand dessen, welcher es darstellte, ist ein zuverlässiger Schutz gegen alle Fälschung der durch nichts in Zaum gehaltenen Erinnerung; desgleichen die an Ort und Stelle niedergeschriebenen, noch selbigen Tages ausgeführten Notizen.

Es waren gleichzeitig die *ersten* Andesphotographien, welche der Besuch des Cerro de la Gloria mir lieferte; sie litten noch an einigen Mängeln, hervorgerufen durch das Unterlassen einiger Vorsichtsmaßregeln, deren man in weniger lichtstarken Gegenden nicht bedarf. Ein Photograph in Santiago, Herr Spencer, der es aus Gefälligkeit übernommen hatte, meine Platten hervorzurufen[1]) und zu copiren, machte mich auf die Fehler der ersten Proben aufmerksam, und eben

[1]) Eine exponirte photographische Platte zeigt das darauf befindliche Bild nicht; erst durch die Behandlung mit gewissen Flüssigkeiten, durch das sogenannte „Hervorrufen“ oder „Entwickeln“ wird das negative Bild sichtbar und beim Copiren in ein positives verwandelt.

Digitized by Google

deshalb wurden sie bei allen folgenden vermieden. Wegen der großen Dienste, die Herr Spencer mir leistete, überließ ich demselben beim Fortgang alle Doubletten meiner chilenischen und argentinischen Aufnahmen; knüpfte aber die Bedingung daran, daß der Verkauf der Copien auf Chile beschränkt bleiben sollte und erst nach meinen eigenen Publicationen erfolgen dürfte. Von meinen Aufnahmen ist in Europa bisher nur eine veröffentlicht, und zwar in Form eines durch Herrn J. B. Obernetter hergestellten Lichtdrucks[1]). Indeß hat Herr Obernetter bereits eine ganze Reihe trefflich gelungener Probedrucke hergestellt, deren Veröffentlichung später erfolgen wird.

Der Verlauf der Witterung während des Monats November 1882, so weit ich ihn in Cauquenes beobachten konnte, erschütterte meinen Glauben an die Unfehlbarkeit des guten Wetters im chilenischen Sommer. Selbst wenn die Schneeverhältnisse es gestattet hätten, so wäre doch der November den großen Andesexpeditionen nicht besonders günstig gewesen. Vom 8. bis 13. November blieb der Himmel fast immer bedeckt; er sandte uns abwechselnd Sprühregen und Regenschauer, und nicht selten nahmen die Niederschläge den Charakter unserer Landregen an; am Nachmittag des 10. fielen sogar linsengroße Graupeln. Man tröstete mich damit, daß dies eine Ausnahme, daß Himmelbedeckung im November aber keine ungewöhnliche Erscheinung sei; man sieht sie sehr ungern wegen des Schadens für die Weizenblüthe. In der Nacht vom 13. zum 14. November betrug die niedrigste Temperatur 7.8° C.; es folgten dann abwechselnd heitere und bewölkte Tage. Am 26. zwischen 3 und 4 Uhr Morgens wüthete ein Sturm von den Cordilleren her, heiß und trocken, föhnartig; um halb ein Uhr zeigte das trockne Thermometer 20.0° C., das befeuchtete 12.0° C.; um 6 Uhr 15.4°, bez. 11.4°, während das Barometer um 1.7 mm stieg; den Tag über blieb der Himmel meist bewölkt; darnach setzte constantes Wetter ein.

Ein kurzer Ausflug, den ich in den Tagen vom 28. November bis 1. December, in Gesellschaft des Freiherrn von Schenck, nach Agua de la Vida unternommen hatte, versprach der eingehenderen Forschung so viel Resultate, daß ich beschloß, dorthin zurückzukehren und die eigentliche Campagne daselbst zu eröffnen.

Den Tag des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe — 6. December — verlebte ich noch in Cauquenes; vielleicht hat kein anderer Ort der Erde das Phänomen in so strahlender Klarheit gezeigt, wie gerade dieser. Zu wissenschaftlich verwerthbarer Beobachtung genügte das Fernrohr meines Reise-Theodoliten allerdings nicht im Entferntesten, und andere Hülfsmittel standen mir nicht zur Verfügung; aber es verschaffte mir doch eine Anschauung von dem Phänomen. Ich hatte einen für das Auge ganz bedeutungslosen Vorgang erwartet und war mit Recht erstaunt, um vieles mehr zu finden. Der schöne Abendstern war nun freilich lichtlos, erschien aber nicht als schwarzer, über die Sonnenscheibe hingeschobener Kreis, sondern machte den Eindruck eines frei im Weltraum dahinziehenden Himmelskörpers, eines schwebenden Sphäroids. An

[1]) „Der Aconcagua von N. N. W. gesehen", Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1884.

Digitized by Google

einen solchen Anblick sind wir nicht gewöhnt, denn die leuchtenden Himmelskörper erscheinen uns stets als Scheiben oder strahlende Punkte; außerdem lag noch etwas Paradoxes darin; denn man sah etwas, was man — seiner Lichtlosigkeit wegen — in Wirklichkeit gar nicht sehen konnte. Das Phänomen dauerte etwa sechs Stunden, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, am Mittag eine Breitenbestimmung von Cauquenes mit der, von der Venus bedeckten Sonne zu machen. Im Uebrigen wurde ich durch Besucher jedes Standes und Geschlechts beehrt, die alle das seltne Schauspiel sehen wollten. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals fügte es, daß der chilenische General Don Manuel Baquedano, welcher Peru bei Miraflores und Chorillos zu Boden warf, vor dem friedlichen Theodoliten mit einem der Notablen zusammentraf, welche Peru in Folge seiner Niederlage als Geißeln nach Chile' senden mußte.

Gegen 4 Uhr Nachmittags entschwand die lichtlose Kugel unserem Auge, das glänzende Lichtmeer der Sonnenscheibe diente ihr nicht länger als Hintergrund. Das Bewußtsein, daß mehr als hundert Jahre vergehen müssen, ehe der Menschheit das eigenartige Schauspiel wieder zu Theil wird; der Flug ins Außerirdische, den die Gedanken bei dem Versenken in das Phänomen genommen hatten, ließ eine träumerische Nachwirkung zurück. Den Venusdurchgang von 1874 hatte ich in Afrika verlebt, den von 1882 in Amerika; in welchem fernen Welttheil werde ich nun den von 2004 erleben?

VI.

Es existirt eine Karte der Republik Chile im Maßstab von 1:250,000; sie wurde unter Leitung des Franzosen Pissis auf Kosten der Regierung hergestellt und ist in ihren einzelnen Theilen durchaus ungleichwerthig ausgefallen; während z. B. die Sohle des großen Längsthales mit der Genauigkeit hergestellt ist, welche dem großen Maßstabe entspricht, artet die Darstellung angrenzender Cordillerentheile in Phantasiegebilde aus. Die Karte erfreut sich daher einer sehr verschiedenen Beurtheilung, weil viele Urtheilende nur die genau gezeichneten Theile kennen. Ich vermuthe, daß Pissis, als er mit der Aufgabe betraut wurde, recht wohl wußte, daß seine und seiner wenigen Gehilfen Kräfte ungenügend für dieselbe wären, daß er sich aber sagte: Wenn Ihr durchaus eine Karte Gesammt-Chile's von mir haben wollt, so will ich Euch eine machen. Er vermaß also das, was sich der Vermessung am meisten lohnte, und den Rest überließ er nicht seinen Instrumenten, sondern seinen Combinationen. Für meine Reisen hatte die Karte so wenig Interesse, daß ich sie gar nicht mit mir führte. Oberhalb der Baños de Cauquenes verließ ich mich ausschließlich auf eigene Anschauung und eigene Messungen. Bei der Veröffentlichung meiner eigenen, bereits entworfenen Karte werde ich natürlich angeben, an welchen Stellen die Karte von Pissis benutzt ist.

Don Olegario hatte mir drei von seinen Leuten ausgesucht, von denen Einer, der dreiundsechzigjährige Lorenzo Zamorano, die Cordilleren des Cachapual-Gebietes besser kannte, als irgend ein Anderer; man durfte ihn ohne Uebertreibung den einzigen Kenner derselben nennen. Seit seiner Jugend lebte er im Gebirge und hatte nun die Oberaufsicht über die Heerden, welche bis zur Schneegrenze hinauf weiden. Sein schwarzes straffes Haar verrieth, daß er Indianerblut in den Adern hatte.

Digitized by Google

Trotz seines Alters war er von einer großen Ausdauer; dabei milde von Charakter, höflich und geschickt; wenn immer ich einer Hilfe bei den Messungen oder bei den photographischen Aufnahmen bedurfte, so wandte ich mich an ihn; stets war er bereit, stets freundlich; wirklich laut habe ich seine Stimme nur ertönen hören, wenn am Morgen die losen Thiere mit dem Lasso eingefangen wurden. Bei unsern Märschen pflegte er in meiner nächsten Nähe zu reiten, während die Karawane mit den beiden andern Reitern und meinem Diener zurückblieb.

In den Cachapual fließen von der hohen Cordillere her die Wasser von vier mächtigen Thälern, nämlich die Wasser des eigentlichen Cachapual-Thals, des Cajon de la Leña, des Cortaderal-Thals und des Cajon de los Cipreses. Cajon bedeutet wörtlich Kasten; und in unserem Falle ein Thal von kastenförmiger Bildung. Die genannten Thäler sind sämmtlich linke Seitenthäler; die rechten Seitenthäler scheinen von untergeordneter Bedeutung, und es ist fraglich, ob sie nicht etwa zwischen zwei Seitenketten, die ihrerseits die Gabelung einer Seitenkette sind, entspringen.

Meine erste Untersuchung galt dem Cypressenthal; das hatte schon Mancher bis zu dem Punkte gesehen, bis zu welchem ich den Leser in diesem Aufsatz führen möchte: dort aber schien eine unüberwindliche Barrière errichtet zu sein in Form einer Eiswand, die das Thal absperrte und welche schlechtweg der „ventisquero“ genannt wurde. Ventisquero kommt von viento, Wind, und bedeutet ursprünglich zusammengewehter Schnee oder Gewächt, wie einige Alpinisten es nennen. Gleichzeitig bedeutet es Gletscher, weil die spanische Sprache kein besonderes Wort für Gletscher besitzt, noch auch ein Fremdwort dafür aufgenommen hat; das erscheint um so werkwürdiger, wenn man bedenkt, daß die Andes ganz im spanischen Sprachgebiet verlaufen.

Am 8. December setzte sich meine Karawane in Bewegung; zum ersten Male wurden die feinen Instrumente dem Rücken der Maulthiere anvertraut; nur das Queckfilberbarometer, dieses Kind der Sorge, blieb in meiner Hand. Ich mußte auch erst eine kleine Lehrzeit durchmachen, bis ich es dahin brachte, daß ich im Sattel beide Hände zum Schreiben frei hatte, ohne daß das Barometer gefährdet wurde. Der Ritt von den Baños de Cauquenes (766 m) nach Agua de la Vida (1628 m) im Cypressenthal kann der Entfernung und Steigung nach mit einem Ritt von Visp nach (657 m) nach Zermatt (1620 m) verglichen werden; der südamerikanische Weg ist nur etwas länger; den Punkten Stalden (834 m) und St. Nikolaus (1164 m) entsprechen die Punkte Chacayes (956 m) und Maitenes (1106 m).

Dem 8. December entspricht bei uns bezüglich der Jahreszeit und der Schneeverhältnisse der 8. Juni, die Zeit, wo man in den Alpen noch immer mit den Schneeanhäufungen des Winters zu kämpfen hat. Gerade an diesem Tage hatte ich mit dem jetzt wieder nach Europa segelnden Führer die erste Probetour unternommen und mußte nun daran denken; wie damals Kälte und Schneeflocken uns zusetzten, so wurde jetzt auch das chilenische Klima rauh und unwirsch; wir hatten Tage von bestrickender Reinheit gehabt, und nun im Moment des Abmarsches überzog sich der Himmel; nur die tiefer sinkende Sonne kam am westlichen Horizont zum Vorschein, während im Osten Wolken die Schneeberge verhüllten.

Digitized by Google

Ich glaubte in einer nordischen Landschaft zu sein, so düster erschien das Land, und so häufig war ich Frostschauern unterworfen; denn ich hatte mich in Cauquenes ein wenig überarbeitet, ein kleines Fieber — afrikanische Reminiscenz — davongetragen, sah in allem Diesen ein böses Omen und war traurig, statt ausgelassen froh darüber zu sein, daß die Zeit der Vorbereitungen und Zweifel vorüber, daß die des Handelns da sei. Acute Uebergänge, selbst wenn freudige Hoffnungen sie begleiten, erzeugen oft ernste Stimmungen; an einem ersten Marschtage macht sich auch noch der Gegensatz im äußeren Thun und Treiben geltend: zuerst das Abhetzen, ohne welches die letzte Fertigstellung des Reisegepäcks und das erste Beladen der Thiere nun einmal nicht möglich zu sein scheint, der allgemeine Trouble, der immer eine Karawane im Moment des Aufbruchs umgibt; das Abschiednehmen des Reisenden wie seiner Leute von Freunden und Bekannten, und dann plötzlich die Ruhe einer einsamen Gegend, durch welche man reitend dahinzieht, auf bequemem Sattel, ohne körperliche Anstrengung dem Unbekannten zugetragen. Das erzeugt die Reflexion mit Macht; sie gestaltet sich ernster und ernster, und eine einzige Fieberempfindung kann Ernst in Niedergeschlagenheit verwandeln.

Im Anfang bietet der Ritt nichts Ungewöhnliches; der Weg führt durch Gesträuchdickicht und Quisco-Arenale über den harten Boden hin; wie immer tritt die Vegetation in maschenförmiger Anordnung auf; das Gras wird gelb, und nur gegen die Höhe findet ein allmäliger Uebergang zu Grün statt. Ueber einen 1100 m hohen Sattel verläßt man den lavabedeckten Felskessel, in dessen Oeffnung zum Cachapual die Bäder liegen. Canäle künstlicher Bewässerung werden hier und da sichtbar und verschwinden hinter Steinmauern, welche den ausgedehnten Weizenfeldern zum Schutz dienen. Auf der andern Seite des Cachapual — sie gehörte einst der Gesellschaft Jesu und heißt deshalb La Hacienda de la Compañia — sieht man saftige Wiesen, weit und eben hingezogen; sie liegen auf der Oberfläche jener alten Flußablagerungen, die für viele Theile der Cordilleren charakteristisch sind. Wenn das Wasser, welches diese Ablagerungen schuf, sie wiederum zu zerstören beginnt und durch seine Einreißungen steile, jeder Vegetation bare Geröllfelder bloßlegt, so erhält die Landschaft Züge der trostlosesten Oede; wenn aber die Oberfläche intact bleibt, und wenn der Bildung einer Humusschicht Zeit gegönnt ist, so wird dasselbe Wasser zu einem befruchtenden Naß und erzeugt eine Vegetation, welche dem Auge, gerade in dem centralen chilenischen Gebirge, besonders wohl thut. Man sieht auf der Seite der Compañia zwei Thäler einmünden — Colla und Pangal — und erreicht nach zweistündigem Ritt das Haus von Chacayes; hier wohnt der Verwalter des obern Theils von Cauquenes. Ich verbrachte daselbst die Nacht, obwohl ein nur zweistündiger Marsch hinter uns lag. Denn die Bedeutung eines ersten Marschtages liegt immer darin, daß man überhaupt fortkommt; das Wieweit? steht durchaus in zweiter Linie.

Am folgenden Morgen heiterte sich das Wetter schon in der ersten Marschstunde auf, und mit den Wolken verschwanden die letzten Fieberempfindungen und trüben Gedanken; der ganze Reiz eines Vorgangs, durch welchen uns Unbekanntes erschlossen wird, machte sich geltend; und jeder Schritt vorwärts ließ

Digitized by Google

empfinden, daß er tiefer und tiefer in die Cordilleren führte. Die Strecke von Chacayes nach Maitenes (beide Namen sind Bezeichnungen für Charakterbäume der chilenischen Landschaft) führt durch einen weiten Thalkessel; in ihm vereinigen sich die Thäler des Cachapual und des Cypressenflusses; man steigt während zweistündigen Reitens nur etwa 150 Meter. Die breite grüne Niederung ist nichts, als eine gewaltige Geschiebebank, die sich auf der anderen Seite des Flusses fortsetzt. In der Nähe von Maitenes tritt dann der Weg in das eigentliche Cypressenthal ein; Rückblicke zeigen unverhüllt die Schneekette, welche das rechte Ufer des Cachapual einfaßt. Der kaum fünfstündige Weg von Maitenes, dem vorgeschobensten Posten menschlicher Hütten, bis nach Agua de la Vida lehrt viele Eigenthümlichkeiten der Cordillere kennen: die Art, wie die Vegetation ihren Charakter ändert; die Rolle, welche die Geschiebe längs der unteren Thalgehänge und auf dem Thalboden selbst spielen; die eigenthümliche Anordnung des Gesteinsmaterials. Was die Vegetation betrifft, so ist sie anfänglich continuirlich und reich; aus der Gesträuchformation heben sich kräftig entwickelte Quillaïbäume hervor, deren Habitus nicht selten an den unserer Ulmen erinnert, sie waren ebenso wie die hochstämmigen Myrten gerade jetzt mit weißen Blüthen übergossen; nicht selten mischen sich wilde Pfirsiche, mit eßbaren Früchten, in diese Bestände, für welche der spanische Namen monte ist. — In etwa 1200 Meter Höhe hörten die charakteristischen Quiscocacteen auf; bereits tiefer waren die Espinos verschwunden; dafür treten dann — und zwar seltener vereinzelt, als gesellig — neue Pflanzenarten auf, die der subandinen Region besser angepaßt sind; dazu gehören vor allen die Euphorbiacee Collignaya, der Chacaïbaum und, noch höher beginnend der Olivillo, ein prachtvoller Baum, halb Weide halb Olive, im Alter eben so ehrwürdig erscheinend, wie diese beiden Baumarten. Das sanfte Rauschen des Flusses wird zuweilen unangenehm unterbrochen durch das laute Geschrei aufsteigender Papageien (Loros); sie ziehen meist in kleinen Völkern, haben eine gelbe Brust und graublaue Flügel; im Sommer scheinen sie die Höhenzone von 900 bis 1400 Meter am meisten zu lieben. Daß sie jemals viel höher hinaufgehen, ist nicht anzunehmen, wohl aber daß sie im Winter tiefere Regionen aufsuchen. In dem stehengebliebenen, abfallenden Kopf einer Flußsteinterrasse sah ich viele Löcher, in denen die Loros nisteten; als die Karawane vorüberritt, flogen sie mit dem üblichen Geschrei hervor, und als ich mich nach ihnen umsah, projicirten sie sich gerade auf die Schneegefilde der Cachapualberge. Für den Europäer waren sie in diesem Andesbilde jedenfalls eine merkwürdige Staffage; wir sind gewohnt, Papageien in tropische Wälder zu versetzen; sie mit Schnee zu combiniren, ist uns nicht geläufig. — Die vielen Unebenheiten des Weges rühren vornehmlich von den Einschnitten in den Geschiebebänken her; jeder Nebenbach durchsägt die Schuttmassen, welche der Cypressenfluß abgelagert hat, und da der schmale Pfad wegen des bequemeren Reitens meist auf der Flußterrasse verläuft, so ist der Aufstieg im Thal durch eine große Zahl kleinerer Abstiege unterbrochen. Großartig wird die Scenerie durch die umfassenden Thalgehänge; — großartig und lehrreich, denn an ihnen erkannte ich aus nächster Nähe, was die Aussicht von Cerro de la Gloria aus weiterer Ferne hatte ahnen lassen und was nun jeder folgende Tag mir von Neuem bestätigte: daß die Schichtung das durchgehende Princip,

Digitized by Google

auch der krystallinischen Schiefer, in den chilenischen Andes ist. Sie constituirt eine Verwandtschaft des Baues, welche sich unabhängig von der aufbauenden Gesteinsart gemacht hat. Immer und immer begegnet das Auge kastellartigen Bildungen; Mauern, aufgebaut aus aufgeschichteten Bänken; sehr deutlich sind in diese senkrechte Streifen eingegraben, wohl die Folge von Wassereinwirkung, und oft macht eine solche Gebirgsmauer den Eindruck einer Orgel, deren Pfeifen durch horizontale und wenig geneigte Bänder zusammengehalten werden. Am Fuße der abschüssigen Mauern dehnen sich Gerölfelder aus, welche für die Andes ein ebenso charakteristisches, constant wiederkehrendes Element des Aufbaues sind wie die Schichtmauern; von der Thalsohle aus zieht sich das Grün oft weit zu ihnen auf, allmälig erstirbt der grüne Schimmer, und dann bleibt nur noch das todte Gerölle. Oft wiederholen sich dieselben Elemente etagenweise übereinander, so daß die Wände hintereinander aufsteigen, getrennt durch Gerölhalden; dann thört wohl auch der Parallelismus in der Schichtung der verschiedenen Absätze lauf, und der Gesammtanblick gewinnt an Mannigfaltigkeit. All' diese Verhältnisse kommen trefflich in meinen Photographien zum Ausdruck. Wie die Mauern nach Art zusammengebundener Orgelpfeifen modellirt sind, so zeigen die weiten einförmigen Halden auch ihrerseits zuweilen ein Relief durch das Hervortreten stehengebliebener horizontaler Leisten härteren Gesteins.'

Der abrupten Gestaltung der Thalgehänge entsprechen die Seitenthäler, welche in großer Zahl, namentlich auf der linken Thalseite, in das Cypressenthal ausmünden. Man bezeichnet sie richtiger als Schluchten, denn als Seitenthäler; nur einige wenige Thäler, in den unteren Theilen des Cypressenthales, verdienen diesen Namen, da wo grüne Vegetation noch die Absätze der einzelnen Schichten markirt; weiter oberhalb sieht man kaum etwas anderes als seitliche Zerreißungen, tobelartige Bildungen oder hohle Felscylinder; in ihnen stürzt das Wasser des Gebirges oft mehr als 1000 Fuß ungebrochen in die Tiefe, löst sich in Staub auf, sammelt' sich dann von Neuem in einem Becken und durchgräbt den alten Lawinenrest, der ihm den Weg zum Flusse wehren will. Mein Tagebuch verzeichnet vier solcher merkwürdigen Bildungen; alle Wasserfälle haben, wie es die Eigenart des beschriebenen Gebirgsbaues bedingt, den Charakter des Staubbachs von Lauterbrunnen.

Gegen die schwarzgrauen Felsen und die in Dunkel getauchten Wassertobel bildet die grüne Thalsohle einen angenehmen Gegensatz; zweimal tritt eine gelbe Composite — Marabilla — in solchen Mengen auf, daß man den Eindruck eines Saatfelds erhält. Bei 1500 m erscheinen die ersten Cipreses, schöne Bäume von dem Wuchs alter Kiefern, — keine eigentlichen Cypressen, sondern Libocedrus chilensis. Das Thal nimmt bereits den Hochgebirgscharakter an, und am unzweideutigsten verräth sich die Nähe des eigentlichen wahren Hochgebirges durch eine Zerreißung der rechten Thalwand; zwischen zwei Eckpfeilern hindurch sieht man in einen terrassirten Halbtrichter, in eine Art Amphitheater ohne Arena, wo die höheren Stufen vereist sind und sich in den ewigen Schnee der Kette verlieren; Eiszerreißungen entsenden von der Höhe herab ein bläuliches Licht aus ihrem Grunde, und aus den weißen Schneegefilden, die gegen den Himmel abschneiden, brechen dunkle, ausgewitterte Felsmassen wie Inseln durch. In

Digitized by Google

schmalen Bändern, oft zu feinen Fäden ausgezogen, stürzen Wasserfälle von einer Stufe zur andern, auf einander zueilend und dann gemeinsam aus dem Trichter zur Thalsohle abfließend; über diese hat die Vegetation einen grünen Schleier geworfen, der in der Höhe lichter und lichter wird und in der Nähe des Eises erstirbt.

Plötzlich erweitert sich die Thalsohle zu einem ebenen Grunde, eingefaßt von einem Kranz hoher, mit ewigem Schnee bedeckter Berge; Schuttwälle und eine Biegung des Thales verdecken den Abschluß durch den Gletscher. Hart an der linken Thalwand tritt eine eisenhaltige Quelle zu Tage und bildet eine Lagune, Agua de la Vida; überall gewahrt man Anzeichen, daß einst große Eismassen hier geflossen sein müssen. Am Fuße eines Felsens, der noch heut die deutlichsten Spuren der Gletscherbearbeitung trägt, schlug ich mein erstes Lager auf, und während die untergehende Sonne die ewigen Schneegebilde mit lichtem Roth färbte, stand ich bewundernd da und entwarf den Plan für die erste entscheidende Unternehmung.

Digitized by Google

Von Eduard Mörike.

Mitgetheilt
von
Dr. **Jakob Baechtold** in Zürich.

Am 4. Juni waren es neun Jahre, seitdem der wundersame Mann, von dem die folgenden Blätter handeln, von hinnen gegangen ist. Die alten Fragen, warum Mörike noch immer verhältnißmäßig so wenig gekannt sei, weshalb seine Gedichte nicht *mehr* gelesen werden, wo die Verehrer des „Maler Nolten" seien und wo das Publicum für die Märchen bleibe — diese Fragen heute zu wiederholen, wäre nutzlos. Gewiß hat Paul Heyse hierauf am treffendsten geantwortet, wenn er die Erklärung dieser leider unumstößlichen Thatsache darin erblickt, „daß es der künstlerischen Physiognomie Mörike's an einem *leicht erkennbaren Profil* gebricht, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler auf die *Massen* wirken soll." Nur in seltenen Fällen begründe das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft des Dichters einen populären Erfolg. Vollends in erregten Epochen, in denen politische oder sociale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten — wie wäre da die Zeit und die hingebende Stimmung zu erwarten, die feinsten Aufgaben literarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie Mörike, aus so wunderbaren Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von so kecker Phantastik und der schlichtesten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: die Räthsel einer solchen Erscheinung fasse die Menge so leicht nicht. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst", heißt es in jenem reizenden Gedicht „auf eine Lampe", welches den Eindruck, der von Mörike's ganzem Wesen ausgeht, so einzig wiedergibt.

Leider hat David Friedrich Strauß seinen Vorsatz, einen biographischen Versuch über seinen Landsmann auszuführen, nicht mehr verwirklichen können. Dafür entschädigen uns die Mittheilungen von Vischer, Storm, Klaiber, Notter, Gugler, Kuh, Günthert u. A. Der Oeffentlichkeit ist Mörike stets scheu aus dem Wege gegangen; sein Leben ist jenes traumhafte Stillleben, das uns in seinen

Digitized by Google

Dichtungen so entzückt; es beschränkt sich als das echte Pfarrhausidyll auf einen ebenso kleinen Erdenfleck, als seine Muse ein mäßiges Stoffgebiet umfaßt.

Durch die Freundlichkeit von Mörike's Schwester Clara, welche in so inniger Gemeinschaft dem geliebten Bruder verbunden war, bin ich in den Stand gesetzt, ein nicht unwichtiges Document zu dem äußern Leben des Dichters mitzutheilen, eine kleine Selbstbiographie, die Mörike 1834 bei dem Antritt der Pfarrei Cleversulzbach seiner ersten Predigt einverleibt hat. Wir mögen uns dabei gern die freundliche Vorstellung machen, wie der junge dreißigjährige Pfarrer (zwar nicht durch jenes musikalische Gartenpförtchen, das ihm einst eine Passage aus „Titus" zugesungen) der Kirche zuschreitet, auf deren Thurm der alte Hahn, welcher nach wenig Jahren so schmählich abgesetzt worden, noch einigermaßen blinkt; wie er einen Blick auf das ländliche, fast versunkene Grab der Schillermutter wirft, dann das Gotteshaus betritt, wo seine eigene Mutter unter der andächtig erwartungsvollen Gemeinde sitzt, und wie er nun nach dem üblichen Eingange folgendermaßen zu reden fortfährt:

„Ich bin am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, ein Sohn des im Jahr 1817 als Landvogtei- und Oberamtsarzt verstorbenen Dr. Carl Friedrich Mörike. Von dessen Seite war mein Großvater Gottlieb Mörike, Hofmedicus in der gedachten Stadt. Es schreibt sich die Familie, seitdem sie in Würtemberg ist, von Neuenstadt am Kocher her, wohin die ältesten bekannten Vorfahren aus Havelberg in Preußen eingewandert sind. Mein Großvater von mütterlicher Seite war Christian Friedrich Beyer, Pfarrer zur Beuren, Oberamts Nürtingen.

Ich befand mich als Knabe in einem lebhaften Kreis von mehreren Geschwistern, die an Alter theils vor, theils hinter mir standen. Die Verhältnisse meiner Eltern waren für die erste Entwicklung der Kinder günstig genug; allein es konnte der Vater den Tag über bei einem äußerst geschäftsvollen Amte, das ihn meist außer dem Hause fest hielt, bei der rastlosen Thätigkeit, womit er selbst daheim nur seiner Wissenschaft lebte, an unserer Erziehung nur den allgemeinsten Antheil nehmen. Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die Jüngern, zu denen ich gehörte, fast niemals. Dagegen konnte uns im Sittlichen die Mutter auch statt alles Andern gelten. Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studirte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus. In tieferer gemüthlicher Beziehung aber hatte die Eigenthümlichkeit eines älteren Bruders den größten Einfluß bald auf mich gewonnen. Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußern Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das Alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höhern und oft geheimnißvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand.

Digitized by Google

Indeß besuchte ich die lateinische Schule; man ließ mich einen Anfang in den andern alten Sprachen machen, um seiner Zeit, wenn über meine Bestimmung entschieden werden sollte, vollkommene Wahl zu haben. Mein Vater wünschte nicht, daß einer seiner Söhne seinen Beruf ergreife und man war, besonders auf Wunsch eines verehrten Oheims, schon ziemlich überein gekommen, mich dem geistlichen Stande zu widmen.

Im Jahr 1815 erkrankte mein Vater auf bedenkliche Art. In Folge übermäßiger Anstrengung bei Gelegenheit einer in der Stadt und Umgegend ausgebrochenen Seuche, wobei er selbst zu Nacht sich wenig Ruhe gönnte, ward er sichtbar geschwächt und es bereitete dieser Zustand einen Schlaganfall vor, der erstmals bei der besondern Veranlassung eintrat, daß den sonst so kraftvollen Mann der Anblick seiner sterbenden Mutter aufs Aeußerste ergriff. Mit diesem Tage begann das Glück unseres Hauses in mehr als einem Betracht zu sinken.

Noch fürchteten wir nicht das Schlimmste; auf den Gebrauch des Wildbads zeigte mein Vater einige Besserung, er ließ sich nicht abhalten, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder zu versehen. Wiederholte Bäder im folgenden Jahr thaten die erste Wirkung nicht mehr, er wurde hinfällig und mußte sein Amt übergeben. So war also der unermüdet fleißige Mann, welcher, wie seine unvollendet hinterlassenen Schriften bezeugen, der wissenschaftlichen Welt ebenso viel zu werden gedachte, als er in seinem innern Wirkungskreise der Stadt und dem Lande durch persönliche Hilfeleistung gewesen war, nun auf einmal aus seiner gesegneten Thätigkeit für immer herausgerissen und in die äußerste Unmacht versetzt. Außer der ganzen linken Seite seines Körpers waren auch die Sprechwerkzeuge beinahe völlig gelähmt, das Gedächtniß auffallend geschwächt, selbst die Denkkraft hatte gelitten. Wenn nun das Vertrauen so Mancher, denen er sonst seine Dienste gewidmet und im eigentlichen Sinne des Worts geschenkt hatte, sich auch jetzt nicht wollte abweisen lassen und ihn mit rührender Zudringlichkeit bis in sein Krankenzimmer verfolgte, wenn er, die Feder in der zitternden Hand, den rechten Ausdruck suchte und nicht fand und er zuletzt mit unterdrückter Wehmuth die Leute wieder entließ, oder, höchst reizbar wie er war, in einen Zustand ungemessener Heftigkeit gerieth, so daß ihm Niemand, meine Mutter kaum, sich nähern durfte, wenn der jammervoll Dasitzende mich unter Thränen zwischen seinen Knieen hielt und mir ein schwer zu errathendes Wort mit Liebkosungen gleichsam abschmeicheln wollte, um den Anderen zu sagen, was er verlange — so waren das Augenblicke des herzzerreißenden Elends, die unauslöschlich in meiner Erinnerung stehen. Hier mußte der Knabe den Ernst des Lebens, dem er entgegenwuchs, und die Hinfälligkeit alles Menschlichen mit erschütternder Wahrheit empfinden. In diesen bangen Zeiten war es aber auch, wo sich die unerschöpfliche Liebe meiner Mutter, ihre Umsicht, ihre Geistesstärke, ihre fromme Treue auf eine Weise geoffenbart hat, die nach Verdienst zu rühmen, wenn hier der Ort dazu wäre, mir ihre eigene Gegenwart verböte.

Die Leiden meines Vaters dauerten volle drei Jahre. In einer Nacht, wir Kinder schliefen schon, rief man uns unvermuthet an sein Bette; er lag bewußtlos da und man erwartete sein Ende; wir knieten um ihn auf dem Boden, die Mutter betete und noch höre ich den Ton, womit das Lied von ihr gelesen wurde:

Digitized by Google

„Gott der Tage, Gott der Nächte, unsre Seele harret dein!“ Hierauf entfernte man die Kinder, da sich die Auflösung noch länger zu verzögern schien. Am andern Morgen bei unserem Erwachen sagte man uns das ganz unfaßliche Wort, daß wir jetzt keinen Vater mehr hätten. Dies war der 22. September des Jahres 1817. Beim Leichenbegängniß trat der Oheim, dessen ich oben gedachte, der würdige, nunmehr auch heimgegangene Präsident Georgii, dessen Namen kein Vaterlandsfreund ohne Hochachtung nennt, mit der Erklärung hervor, er wünsche mich zu sich nach Stuttgart zu nehmen und meine Bildung zu fördern, ein Anerbieten, das meine Mutter mit Dank, ich selbst mit Begierde ergriff.

Noch kann ich nicht umhin, bei diesem Zeitpunkt eines andern innig geliebten Oheims zu gedenken, des Herrn Pfarrers M. Neuffer zu Bernhausen, früher zu Benningen bei Ludwigsburg. Von jeher hatte zwischen ihm und den Meinen ein steter vertraulicher Verkehr bestanden; in seinem gastfreundlichen Hause war die reinste Anmuth eines heitern geselligen Familienlebens zu finden, und so wie er mit seiner lieben Gattin einst in Tagen unseres ungetrübten Glückes als Freund uns unzertrennlich nahe geblieben, erwies er sich auch jetzt, da sich so viel und immer mehr veränderte, als sorgsamster Berather einer Wittwe und der von ihm in Pflegschaft genommenen Waisen.

Ich war nunmehr in Stuttgart und besuchte vom Hause jenes Verwandten aus, wo ich gleich einem Sohn gehalten wurde, das Gymnasium. Mit wenig Worten kann ich meinen Wohlthäter als einen Mann bezeichnen, welcher durch manchen Zug seines entschiedenen Charakters an die fromm kräftigen Gestalten aus dem Alterthum, wie sie durch Schilderungen uns überliefert sind, erinnern mußte. Mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband er die strengsten rechtlichen Grundsätze, die feurigste Liebe zum Vaterland und wenn in dieser Richtung sein Eifer oft an Härte streifte, so war sein Wesen doch im Ganzen durch eine große Herzensgüte, vorzüglich aber durch den Geist eines lebendigen Christenthums und einer wahrhaft demüthigen Gottesfurcht gemildert.

Von meinen Stuttgarter Lehrern erwähne ich mit besonderer Achtung und Anhänglichkeit den damaligen Herrn Professor Roth, jetzigen Rector in Nürnberg. Seine Behandlung war der Art, daß ich zum ersten Male in meinem Leben ohne Zwang zu lernen anfing. — Nun kam der Tag der Confirmation heran, nachdem ich als Vorbereitung dazu den herzgewinnenden Unterricht des Herrn Prälaten von Flatt, damaligen Stiftspredigers, zu genießen das Glück gehabt hatte. Sein Segenspruch erinnerte mich mit rührenden Worten an meinen vollendeten Vater und ich fand mich in meinem Innern zu dem stillen Gelübde bewogen, von nun an ernsthafter, frommer, fleißiger zu werden.

Sofort nach bestandener letzter Schulprüfung, dem sogenannten dritten Landexamen, ward mein Beruf zum Prediger entschieden ausgesprochen; im October 1818 wurde ich mit mehr als dreißig Zöglingen in die neuerrichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen. Mein Einstand war insofern nicht erfreulich, als mich gleich in der ersten Woche das Scharlachfieber in die Krankenstube sprach, worin ich über einen Monat zuzubringen hatte. Uebrigens fand ich mich bald in das Geleise meiner neuen Studien, die mir nach und nach einen deutlichen Blick auf den letzten Zweck all dieses Lernens und Uebens ge-

Digitized by Google

währten. Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten, das engere Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigenthümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies Alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen nun schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des Geistes vor mir aufgethan, deren Widersprüche bereits auf mich zu wirken begannen, so daß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog.

In hohem Grade wuchs freilich die Bewegung, als ich im Jahr 1822 auf die Universität in Tübingen gelangte. Wenn ich mich dort in einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Freunden zurückgezogen hielt, so wurde ich dadurch vielleicht von einer Seite vor manchen Abwegen bewahrt, von der andern aber waren mir solche doch nicht abgeschnitten; denn meine geistigen Bestrebungen, obwohl ich damit auch nur das Beste, was in meiner Natur gelegen schien, auf eigene Hand und Rechnung zu entwickeln, unwiderstehlich angetrieben war, drohten mich von meiner Bestimmung eher ab-, als ihr entgegen zu führen. Daß ich aber diesem Studium dennoch niemals entfremdet, vielmehr ihm in der Folge wieder völlig zugewendet wurde, verdanke ich, nächst der Beschränkung meiner äußern Verhältnisse, nächst den wiederholten Mahnungen jenes Stuttgarter Oheims, vorzüglich dem Umgang und der leisen Leitung eines vertrauten Freundes, an welchem späterhin die Kirche einen von Jesu Evangelium innigst durchdrungenen Diener durch seinen frühen Tod verlor.

Von Männern, deren öffentlicher Unterricht in Tübingen mir zu Gute kam, nenne ich die verehrten HH. Professoren Eschenmaier, Tafel, Steudel, Schmieb, Haug und zugleich mit den Empfindungen persönlicher Dankbarkeit den Herrn Prälaten von Bengel.

Zunächst sei aber jetzt noch zweier traurigen Familienereignisse erwähnt, wovon das eine in die Mitte meines Tübinger Aufenthalts, das andere in meine erste Vicariatszeit fällt. Ein junger Bruder, herrlich blühend an Leib und Seele, mit ungemeinen Gaben ausgestattet, eine ältere Schwester, von der das Gleiche gilt, nur mit dem Unterschiede, der sie zugleich vor so Vielen ihres Geschlechts und Alters ausgezeichnet, daß bei ihr die geistigen Kräfte bei aller Heiterkeit des Gemüths durch einen großen, ja, ich darf es sagen, himmlischen Ernst verdeckt und gereift im schönsten Gleichgewichte standen — beide Geschwister wurden uns in einem Zeitraume von drei Jahren nach des Allmächtigen Willen entrissen. Den Bruder tödtete die Ueberfülle der Gesundheit, ohne irgend einen Vorboten der Gefahr; die Schwester welkte sichtbar längere Zeit dahin. Von ihr darf ich bekennen, daß sie mir in vorzüglichem Sinn angehörte; von wie mancher Thorheit, mancher Uebereilung hielt sie mich zurück; wie sehr war ihre ruhige Klarheit, ihre liebliche Hoheit geeignet, auch über die jüngern Geschwister eine wohlthätige Herrschaft auszuüben und sich in jeder häuslichen Pflicht an die Seite der Mutter zu stellen!

Digitized by Google

Ich sage nichts vom Gram der Letzteren und nichts von meinem Schmerz bei diesem doppelten Verlust, wodurch mein ganzes Dasein umgewälzt und für die Zukunft jede Lebensfreude voraus von mir genommen schien.

Im Herbst 1826 wurde mir das Vicariat zu Oberbochingen bei Nürtingen gegeben, das ich jedoch sehr bald mit dem zu Möhringen auf den Fildern vertauschte. Von da kam ich als Pfarrgehilfe nach Köngen, Nürtinger Decanats. Das herzliche Wohlwollen des dortigen Herrn Pfarrers Renz, eines vielseitig gebildeten, feindenkenden Greises, wird mir für immer im dankbarsten Gedächtniß eingeschrieben bleiben. Doch dauerte mein Aufenthalt auch hier nicht lange. Meine ganze innere Verfassung in jener Uebergangsperiode, der bisher unterdrückte Zweifel, ob ich denn auch wirklich zum Geistlichen tauge, dabei ein angegriffener Gesundheitszustand, drängte nothwendig zu dem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienste zu entsagen. Ein Jahr etwa brachte ich theils bei Verwandten in Oberschwaben, theils in Stuttgart zu, wo ich für mich arbeitete und einigen Antheil an öffentlichen Blättern nahm. Auch fand sich günstige Veranlassung, eine kleine Reise nach Bayern zu machen.

1829 kehrte ich mit neugestärktem Muthe zu dem mir immer lieb und theuer gebliebenen Beruf zurück. Ich kam als Pfarrverweser nach Pflummern bei Riedlingen an der Donau, hierauf in eben dieser Eigenschaft nach Plattenhardt auf den Fildern, von dort nach Owen bei Kirchheim an der Teck als Gehilfe des sel. Herrn Pfarrers Brodbeck, dessen Haus eine meiner freundlichsten Erinnerungen bleibt. Im Jahre 1831 ward mir die Amtsverweserei zu Eltingen, Decanats Leonberg, übertragen, sodann auf meine Bitte das unveränderliche Pfarrvicariat zu Ochsenwang bei Kirchheim, welches, obwohl auf einem hohen Vorsprung der Alb gelegen, doch einen wünschenswerthen und bis zu meiner anderwärtigen förmlichen Anstellung bleibenden Aufenthalt bot, der sich auch wirklich um so günstiger anließ, da ihn meine Mutter, welche ihren Wohnplatz in Nürtingen genommen, mit mir theilen konnte. Ich habe bei dieser Gemeinde, die sich im Ganzen durch ein treuherziges und vergleichungsweise mit andern unverdorbenes Wesen vortheilhaft auszeichnete, meine Pflicht als Seelsorger mit besonderer Liebe geübt und während fast zwei Jahren manchen Beweis der Zuneigung und des Vertrauens erfahren. Allein es zeigte sich das dortige Klima je länger je mehr als unvereinbar mit meiner Gesundheit, so daß ich mich im Herbst 1833 von einem mir so werth gewordenen Orte loszureißen genöthigt sah. Nun wurden mir ganz in der Nachbarschaft und schnell nach einander die Diaconatsverweserei in Weilheim, hierauf die gleiche Stellung in dem mir schon bekannten Owen, endlich die Pfarrverweserei in Oethlingen ertheilt, an welch letzterm Orte mich die erste Nachricht von der erledigten Pfarrei Cleversulzbach traf. Nachdem meine augenblickliche Neigung für dieses mir sogar dem Namen nach bisher ganz fremd gebliebene Dorf durch freundschaftliche Schilderung der hiesigen Verhältnisse entschieden war, so wagte ich ein unterthäniges Gesuch, ohne sonderliche Hoffnung auf einen besseren Erfolg, als früher ähnliche Versuche hatten. Wie sehr war ich daher überrascht und gerührt durch meine wirkliche Ernennung! Wie neu und erhebend war mir der Gedanke, daß ich nunmehr gewürdigt sein sollte, von einer Gemeinde vollkommenen Besitz zu nehmen." — — — — — —

Digitized by Google

So weit das Biographische aus der ersten Cleversulzbacher Predigt, die keines weitern Commentars bedarf. Welche „Pastoralerfahrung" der Herr Pfarrer damit bei seinen „guten Bauern" gemacht, wissen wir nicht, aber für uns ist die kleine Skizze von bleibendem Werthe. Welch' ein liebevolles Bild entwirft Mörike von seinen vortrefflichen Eltern, von denen so Manches auf die Eigenart des Sohnes übergegangen ist! Der Vater war ein durch und durch origineller Mann, guten Humors; die Mutter voll unendlicher Güte, Anmuth und Freundlichkeit. Das bezaubernde Erzählungstalent Eduard Mörike's ist nicht zum mindesten mütterliches Erbtheil.

An die neun Jahre blieb Mörike in Cleversulzbach. Ich könnte namentlich aus dem mir vorliegenden höchst anziehenden Briefwechsel zwischen ihm und dem unvergeßlichen Hermann Kurz Vieles über diese Zeit erzählen, behalte dies aber einer Veröffentlichung der gesammten Mörike-Kurz-Correspondenz vor.

Heute will ich aus einem andern Briefwechsel, aus demjenigen mit Wilhelm Hartlaub, Mörike's vertrautestem Freunde, ein wahres Meisterstück der Erzählungskunst mittheilen, einen Besuch des Dichters bei David Friedrich Strauß und Frau Agnes. Der Name Wilhelm Hartlaub ist jedem Mörike-Verehrer wohl bekannt. Ihm, der den theuren Freund überlebte und nun seit Jahresfrist sich in Stuttgart, am Fuß der „Silberburg", als treuer Hüter des schönen Mörike-Denkmals angesiedelt hat, sind die Gedichte in der ersten Auflage von 1838 gewidmet; ihn, den frühern Pfarrer von Wermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Concertsäle mancher Residenz in einem Winter", den begeisterten Verehrer und Kenner unserer classischen Musik, hat unser Dichter mehrfach poetisch verherrlicht. Wie Hartlaub die erste Bekanntschaft Mörike's gemacht, erzählt er mir brieflich. „Im Jahr 1818 wurden wir Beide in das Seminar Urach aufgenommen. Ich kannte Mörike noch nicht; er war aus dem schwäbischen Ludwigsburg, ich aus dem fränkischen Hohenlohe. Gleich in den ersten Wochen erkrankte Mörike an den Masern oder dergl. Man befürchtete Ansteckung und er mußte aufs Krankenzimmer. Als er besucht werden durfte, strömten die Mitschüler in den Freistunden zu ihm. Wundershalber ging ich auch einmal mit. Aber wie ward mir! Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es Jedem sogleich wohl wurde. Der Haufen verlief sich dann wieder, wie er gekommen war; ich aber muß etwas geahnt haben von dem, was Ludwig Bauer von Mörike sagt: daß er die verkörperte Poesie war; unter Poesie alles verstanden, was gut, schön, lieb und liebenswerth ist. Von diesem Tag an schloß ich ihn auf immer ins Herz."

Im Jahre 1843 resignirte Mörike aus Gesundheitsrücksichten auf die Pfarrei Cleversulzbach und lebte mit Schwester Clärchen bis Ende 1845 abwechselnd auf dem Lande, bei Hartlaub, in Hall, in Cleversulzbach selbst, wo auch der mitzutheilende Brief geschrieben wurde.

Strauß, wie Mörike ein Ludwigsburger Kind, wohnte zu jener Zeit privatisirend in Sontheim bei Heilbronn. Kurz vorher hatte er mit Agnes Schebest,

Digitized by Google

der berühmten dramatischen Sängerin, seinen Hausstand gegründet. Mit Mörike war er von Jugend auf befreundet; in seinem schönen Aufsatz über den poesievollen Ludwig Bauer hat er die räthselhafte Art des jungen Tübinger Stiftlers geschildert. Der Verfasser des „Lebens Jesu“ und der „christlichen Dogmatik“ feierte damals als Schriftsteller völlig. „Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe“ — heißt es in seinen literarischen Denkwürdigkeiten (Gesammelte Schriften I, 16) — „habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern, so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirthschaftung seiner Güter am Lande.“ An dem Himmel der Strauß'schen Ehe ziehen bereits die ersten Wolken auf, die 1847 zur vollständigen Trennung führten.

Der Begleiter des Dichters ist ein anderer Ludwigsburger Genosse, Friedrich Kaufmann (1803—1856), der vorzügliche Componist von Mörike's Liedern. Sie sind — etwa sechzig an der Zahl — in der von Kaufmann und Hetsch gemeinsam herausgegebenen Sammlung „Lieder schwäbischer Dichter“ und 1857—58 in sechs besondern Heften erschienen. Kaufmann war damals Mathematiklehrer in Heilbronn.

So viel zum Verständniß des folgenden Briefes, dessen Kenntniß die Leser der Freundlichkeit des Herrn Pfarrers W. Hartlaub verdanken.

Mörike an Wilhelm Hartlaub.

„Montag, den 20. März 1845,
Morgens nach dem Frühstück.

Obgleich dem Leibe nach nicht in der günstigsten Verfassung, bin ich doch herzlich aufgelegt, Dir, Theuerster, zu schreiben. Heut' Nacht war eine wüste Baffern-Taufzeche, die ich um zwölf Uhr durch die mühsam herbeigerufene Schaarwache mit Gewalt aufheben ließ. Die Rebellion hat bis nach zwei Uhr gedauert; wir schliefen fast nichts und ist mir jetzt selbst, wie wenn ich einen Katzenjammer hätte; mein Gemüth bräuselt noch ein wenig vom großen Amtsjäst.

Ich danke Dir für Dein getreuliches liebes Schreiben vom Mathiastag und alle seine Beiblätter. Die Noten waren mir nicht bloße Noten, sondern als ich das Päckchen öffnete (am Abend) und das Nachtstück sah, gingen mir feierlich sogleich die himmelausweitenden Töne und Dein reiner Geist daraus entgegen; ein frohes Trostgefühl, wie ich mit Dir verbunden bin.

Der Recensent von Bauer's „Barbarossa“ [1]) ist allerdings einer von Denen, die gleich dem „sichern Mann“ [2]) von sich rühmen dürfen:

„ich saß in der Götter uralltestem Rath
und behorchte der Dinge geheimste Saat.“

Ich bin nun endlich in Sontheim gewesen, habe Frau Schebest-Strauß kennen gelernt und kann Euch über das dortige Leben vollkommen Bericht erstatten. Am Samstag den 23. Februar, Nachmittag halb 2 Uhr — ich war

[1]) Ludwig Bauer's Barbarossa ist 1842 bei Cotta erschienen.
[2]) Gedichte von Eduard Mörike. 7. Aufl., S. 82.

Digitized by Google

eben in der Schule zum Confirmanden-Unterricht — kam Strauß und Kaufmann hieher. Ich wurde geholt und sie kündigten mir ihre Absicht, mich mitzunehmen, gleich unter der Begrüßung an. Wir tranken erst Kaffee und machten aus, daß Clärchen mich anfangs der nächsten Woche wieder abhole. Man hielt es für das Beste, wie das letzte Mal in Neuenstadt zu übernachten und morgen ein Gefährt daselbst zu nehmen. In kurzer Zeit also saßen wir abermals im „Stern" beisammen, wo wir den Abend in zufälliger Gesellschaft zubrachten. Dr. Elsäßer nämlich[1]), Dr. Mörike d. J. und ein Schulkamerade von Strauß (ein junger Brand von Ludwigsburg, Revierförster, der früher viel ins Pfarrhaus nach Bernhausen kam) nahmen an unserm Tische Platz. So blieben wir in guter Unterhaltung bis nach elf. Die Betten, die man uns Dreien anwies, befanden sich in zwei getrennten Zimmern. Ein freundschaftlicher Streit, wer von Beiden allein schlafen müsse, wurde auf Straußens Vorschlag durchs Loos entschieden, worauf Kaufmann à la Don Juan seine hochaufgesteckte Kerze ergreifend und singend:

„das Gaukelspiel zu enden
muß ich nur selber gehn,"

uns gute Nacht sagte.

Wir redeten im Bett nach schon gelöschtem Licht noch lange fort, indem der sehr ernstlich gemeinte Vorwurf Straußens, daß ich der Poesie nicht besser pflege, auf mancherlei Erörterungen führte und meine äußeren und inneren Verhältnisse zur Sprache brachte, die er als Hindernisse, zum wenigsten, soweit sie sich aufs Geistliche bezögen, nicht gelten lassen wollte. Als ich ihm ungefähr auseinandersetzte, daß ich bei meiner fortdauernden Neigung zum Christenthum, die in den letzten drei Jahren sich eher gestärkt und näher bestimmt, als vermindert habe, gleichwohl den großen Unterschied zwischen dem Gebrauch, den ich davon für meine Person machen könne und zwischen meiner Aufgabe als Prediger, so sehr es mich oft nach der Kanzel ziehe, fast lebhafter als ehemals empfinde, daß ich erst angefangen habe, mir aufs Neue einen Weg zu bereiten, und daß, bevor ich völlig im Gange und mit mir selbst zufrieden sei, von einem ruhigen, reinen und fruchtbaren Verkehr mit der Kunst bei mir nicht die Rede sein könne: erwies er meiner Liebe zu dem Christlichen in gewisser Art Gerechtigkeit und verlangte nur, ich soll, ohne von dem theologischen Unwesen Notiz zu nehmen, meinem eigenen Trieb folgen. Zu einer Landgemeinde habe man als Geistlicher noch immer bei Weitem das schönste Verhältniß; es sei hier noch ein kindlicher Stoff zu behandeln und dergl. Ich merkte wohl, es lag ihm bei dem Allem nur mein poetischer Mensch im Sinn, ohne weitere Rücksicht. — Ich sagte ihm von ein paar Planen, worunter auch der Dir bekannte dramatische war. Dies Alles war ihm nicht so recht. „Der moderne Roman, die Darstellung des dir zunächst bekannten Menschlichen, gerade in dieser Form ist deine Stärke." Was er gegen die Reproduction antiker Materien und Formen, sofern sie uns nicht mehr geziemen und nicht weiter führen, aufstellte, würde Dir sicher eingeleuchtet

[1]) Gedichte, S. 107.

Digitized by Google

haben. Jedoch genug von diesen Gesprächen, die sich doch nicht vollkommen wiederholen lassen.

Um sieben Uhr fuhren wir weg. Unterwegs kamen viel Anekdoten und Schnaken, auch aus der ältern Zeit, aufs Tapet. Besonders hübsche Beispiele Kaufmännischer Absence und Sprudelei. Eins will ich Dir doch gleich erzählen, das herrlichste von allen. Er kam bei dem Begräbniß der Sophie Lohbauer (der geistesschwachen jüngsten Schwester seiner nachherigen Frau) mit dem Garnisonsprediger Harpprecht, welcher die Rede hielt, in eine Chaise. Letzterer saß, wie es seiner Würde zukam, auf dem Hintersitz; der leidtragende junge Mann ihm gegenüber und also fuhr man eine Strecke weit. Auf einmal fällt's dem Kaufmann siedend heiß ein, wie man bei dergleichen Gelegenheiten oft gegen die Etikette verstoße: er glaubt auf einmal, vorwärts statt rückwärts zu fahren, er kann sich in der Schnelligkeit nicht orientiren, zumal in solchen Stadtwagen die eine Hälfte ungefähr wie die andere aussieht; kurz, er steht auf und ersucht den Pfarrer unter eifrigen Entschuldigungen, er möchte doch die Güte haben und *seinen* Platz einnehmen, es sei ihm ganz unendlich leid, dieses Versehen ꝛc. Was wollte der gute Mann machen? Er konnte doch schicklicher Weise nichts einwenden. Der Wechsel ging also ohne Weiteres vor sich, natürlich nicht ohne Beschwerlichkeit auch für die andern Insassen. Als aber unser Freund nach kurzer Zeit das Schreckliche erkannte — Du wirst Dir seinen purpurrothen Kopf vorstellen! — gutmachen ließ sich schlechterdings nichts mehr. Jedes Wort wäre vergeblich gewesen und hätte die Verlegenheit nur noch entsetzlicher gemacht. Mein Kaufmann mußte quasi re bene gesta seinen Ehrenplatz behaupten und die Andern ihren stillschweigenden Betrachtungen überlassen, wobei er doch den Vortheil hatte, diejenige Wehmuth, worein uns eine solche Beschämung versetzt, mit dem allgemeinen Schmerzgefühl für sich zu verflößen, äußerlich aber ganz in einem Leichenconductsschafgesicht zu erstarren. (Zu seiner Frau sagt' ich nachher, wenn ich an ihrer Stelle den Kaufmann aus keinem andern Grund genommen hätte, so hätt' es schon diesem Streich zu lieb sein müssen.)

In Heilbronn endlich angekommen, hielten wir vor Kaufmann's Haus, das eins der ersten vor dem Thore ist, nur ganz kurz an, da seine Frau nicht daheim war. Die Buben trafen wir in ihrem und des Vaters gemeinschaftlichem Arbeitszimmer über den weitläuftigsten Anstalten zur Herstellung eines Theaters; es lagen mächtige Papierbogen und Pappendeckel fürs Coulissenwerk, Zirkel und Winkelmaß auf dem Boden. Ihr Vater bezeugte jedoch wenig Freude daran; er wollte die Sache bis zur Vacanz bei Seite gelegt wissen.

Als wir die Stadt passirten, waren Straußens Blicke, eingedenk der Mittagsküchensorgen seiner Frau auf alle Metzger- und Bäckerläden rechts und links gerichtet; er stieg aus und brachte einen Pack Würste und frisch gebackene Hörnchen herein.

Die Frau Agnes, geb. Schebest, begrüßte uns im Morgenkleid. Ihre Gestalt verkündigte sogleich und augenscheinlich ein nicht mehr allzufernes Eheglück, von welchem ich bis jetzt durch die Andern nichts wußte. Uebrigens ist sie in Wahrheit schön, von kräftigem Körper und ihr Gesicht von einer edeln Art, vollkommen gemacht für die Bühne, dem Ausdruck des Heroischen und Lieblichen beinahe

Digitized by Google

gleichermaßen, dem ersteren vielleicht zunächst entsprechend, die Farbe ihrer Augen minder ausgezeichnet. (Du siehst ihr Bild bei mir, sie hat mir's zum Abschied geschenkt, es ist ein großer Kupferstich von Wagner in München, fast ganz Profil, das beste von Allen, auch weit wahrer, als das Oelgemälde in ganzer Figur und Theaterkostüm.) Sie ist natürlich munter, herzlich, resolut. Es läßt nicht übel, wenn sie ihrem Männchen liebkosend über die Stirne streicht und sagt: das Männchen sei mitunter etwas grämlich und knurrig, und sie küßt ihn dann. Das erste, was ich von ihr singen hörte, war mein „Gärtner“ [1]). Kaufmann begleitete sie (wie bei Allem); was will ich davon sagen! Es gab den Eindruck der Vollkommenheit und sättigte die Seele. (Der Verfasser des Gedichts glaubte bei Weitem nicht genug gethan zu haben, als er nach Endigung des Stücks mit den zwei Zeilen sein Lob aussprach:

„der Sand, den ich streute,
er blinket wie Gold!“ [2])

Alsdann nach mehreren meiner Lieder „Erlkönig“ von Schubert, bei wahrhaften Schönheiten ein grelles, den Charakter des Gedichts gewissermaßen aufhebendes Prachtstück. Das Schreien des Kindes, wie es angefaßt wird, könnte Spiegel und Fenster zersprengen. Ich tadelte den Componisten, fand aber wenig Beipflichtung. Ferner: Verschiedenes aus Opern, Romeo [3]) u. s. w. Bei solchen starken Sachen konnte man wohl spüren, daß sie, was allgemein behauptet wird, die höchste natürliche Energie, Fülle, Glanz und Reinheit ihrer Stimme nicht mehr habe. In dieser Hinsicht ist die junge Mörike, wie Kaufmann vorausgesagt, ihr überlegen; aber wodurch die Schebest jedes Herz erobert, das ist die Einzigkeit ihres Vortrags. Ihr Inneres geht mit dem Kunstwerk auf das Genaueste zusammen, Alles scheint mit der Sicherheit und Leichtigkeit der unmittelbaren Natur hervorzukommen. Davon unzertrennlich ist aber, wie sich von selbst versteht, eine Alles tragende, oder umgekehrt von Allem getragene schöne Persönlichkeit, sie mag lächeln und scherzen, oder einen gewaltigen Effect und etwas Königliches ausdrücken. Im letzteren Fall, indem das Kinn sich unwillkürlich etwas in die Höhe wirft, sieht ihr geöffneter Mund, der überhaupt nie unschön wird, oft wie aus Erz gegossen aus, so fest und elastisch. Man muß wünschen, sie einmal als die Gluck'sche Iphigenie zu sehen. Manchmal ist zu bemerken, wie sie, an dem Clavier stehend, gewiß nicht auf den Schein ihre Geberden, die dramatisch mitthun wollen, zügelt, daß allenfalls nur eine halbe Faust an dem gestreckten Arm entsteht oder das Notenblatt sich schüttelt. Warum sie in wenigen Mozart'schen Opern auftrat — ein Umstand, der uns Beiden ja kein gutes Vorurtheil für sie erweckt hatte — daran soll, wie sie wenigstens mir versicherte, nur ihre hierfür etwas zu tiefe Stimmlage schuld sein. Uebrigens sang sie z. B. in „Titus“ und wies uns unter einigen theatralischen Reliquien die stahlgraue Tunika, die sie als Sextus trug, nunmehr von ihr zu einem Kinderkittelchen mit rothen Litzen für das nächstkünftige umgearbeitet. Zugleich sahen wir manche zum Theil kostbare

[1]) Gedichte, S. 59.
[2]) Ebendas.
[3]) Vergl. Strauß' poetisches Gedenkbuch, S. 20.

Digitized by Google

Huldigungszeichen, die sie auf ihren Reisen erhielt, einen soliden silbernen Lorbeerkranz, ihr Album mit Cherubini's, Neukomm's und anderen Handschriften. — Kaufmann verließ uns Abends, um des andern Tages erst nach beendigter Schulzeit um 4 Uhr wieder herauszukommen.

Strauß ist derzeit und schon seit länger an keiner Arbeit, liest viel und mancherlei, was ihm vorhanden kommt, macht zuweilen ein kleines Gedicht, wovon ich Dir ein paar angenehme Proben beilege. An ein Schweizer Journal hat er kürzlich eine Anzahl satirischer Epigramme politischen Inhalts geschickt[1]), welche nach dem, was er aus dem Gedächtniß wußte, sehr gut und kräftig sind. Er läßt sich aber u. A. gegen den Kölner Dombau aus, welcher auch ihm als die hohlste Verkehrtheit und schändlichste Lüge im Angesicht der neuen Zeit erscheint, zugleich von Seiten der Fürsten als reiner Hokuspokus, die Deutschen einzuschläfern und zu divertiren.

Um 10 Uhr zeigte mir Frau Strauß mein Schlafzimmer. Ich las noch eine Weile in Schnitzer's Uebersetzung der Aristophanischen „Wolken" und hörte unter meinem Fenster von Zeit zu Zeit einen späten Hauderer auf der Stuttgarter Chaussee vorüberklingeln.

Montag war ausgemachtes Regenwetter. Wir konnten uns nur kurze Zeit im Garten hinter dem Haus auf einem langen Kiesweg verlaufen. Strauß wußte, wie sich das Gespräch an Allem, was uns Beide interessirte, nach und nach herumdrehte, von Sachen und Personen Freunden und Feinden, viel, was mir neu war, zu erzählen. Von Schleiermacher und Hegel (aus dessen Aesthetik er mir bei Gelegenheit ein schönes Capitel über Musik vorlas) und neuerher über Feuerbach und der Bettina, welche bei ihm waren. Auch zeigte er verschiedene, zum Theil sehr kuriose Briefe, die nach Erscheinung seiner ersten Schrift aus allen Gegenden bei ihm einliefen; die Einladung des Fürsten Pückler u. dergl. (der Letztere schreibt: „Ich bin ein leichtsinnig, schwermüthiges, unwissendes Weltkind"). Das Alles ließ sich Morgens nach dem Kaffee, während die Frau, in ungesuchter Hausgeschäftigkeit ab- und zugehend, sich hier und da freundlich einmischte, mit rechtem Behagen genießen. Der alten Freunde, besonders Deiner, wurde natürlich auch oft gedacht, und Eure Fahrt mit Rast nach Niedernau, Euer Lesen und Schwärmen auf der bemoosten Waldstelle beschrieb er mit gleicher Lust wie Du. Im Heimweg unter Abendroth und Stille sei Jedem so zu Muthe gewesen, wie wenn man jetzt das Nachtmahl nehmen müßte.

Nach dem Mittagessen, wir saßen noch zu Dreien um den kleinen Tisch, hieß es, es sei ein Mädchen draußen, sie habe einen Brief von Cleversulzbach. Er war von Clärchen, die mir schreibt, sie könne selbst mich nicht abholen; doch wäre meine baldige Heimkehr mehrerer Gründe wegen sehr nothwendig. Ich ging hinaus, die Ueberbringerin selbst zu hören, die ganz am End' des Vorsaals an der Thüre stand. Wer war es aber? Die Schreiberin selber. Ein rothes Mieder, das mir schon von ähnlichen Gelegenheiten her nicht unbekannt war, verrieth sie mir zuerst. Ihr saht sie ja auch schon in der Tracht, welche diesmal

[1]) Strauß' Xenien: „Ein Thierkreis", in Herwegh's „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz", S. 250.

Digitized by Google

durch eine fränkische Haube mit langen Bändern hinten hinab (von einer hiesigen Bäuerin aus dem Hohenloh'schen entlehnt) nebst Anderem vervollständigt war. Die Magd hatte mit großem Eifer ihre Frau in die Küche gerufen und genöthigt, nur auch durchs Schlüsselloch das schöne Bauernmädchen zu sehen. So führte ich sie denn hinein und die Strauß empfing sie mit herzlichem Jubel. Später wurde auch Kaufmann noch ein wenig angeführt, indem sie ihm der Strauß als seine Schwägerin aus Nürnberg vorstellte. Kaufmann gestand nachher, ihm sei, er wisse selbst nicht wie, beim ersten Anblick der Person der Gedanke durch den Kopf geblitzt, ich hätte eine Liebe oder Brautschaft im Geheimen mit einem meiner Beichtkinder und jetzt sei mir das Mädchen aus Mißtrauen oder Heimweh zu allgemeinem Embarras nachgelaufen.

Kaufmann hatte sich in währendem Gespräch mit uns mechanisch vor das offene Clavier gesetzt und war von ungefähr ins erste Finale des „Don Juan" gerathen. Die Strauß sang stellenweise ungebunden, aus der Erinnerung mit. Solche zufällige Concertstreifereien, wobei der Spieler unversehens wärmer, der Vortrag bald ganz ernsthaft und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ungetheilt wird, sind ganz vorzüglich reizend. Ist gar der Gegenstand von so besonders ergreifender Art, daß man sich vor einer angekündigten vollständigen Aufführung fürchtet, wie mir's bei dieser Oper immer geht, weil sie zu viel subjective Elemente für mich hat und einen Ueberschwall von altem Dufte, Schmerz und Schönheit über mich herwälzt, dermaßen, daß ich ohne den Halt an einem sichtbaren gegenwärtigen Freund und Consorten mich nicht damit einlassen mag: so muß man einem solchen Anlaß, der uns gelegentlich mit fortreißt und zur rechten Zeit auch wieder losläßt, doppelt danken — wie oft ist mir dies Glück bei Dir geworden! — da man sonst aus lauter Feigheit und Hypochondrie gar zu nichts käme.

Clärchen blieb über Nacht. Sie schlief zunächst an mir in Strauß' Bibliothek- und Sommerstudirzimmerchen, worin auf einem hohen Schrank die große schöne Büste Hegel's und seiner eigenen Mutter Büste nach deren Todtenmaske bei einander stehen.

Eine nette kleine Scene, die sich von selbst ausmalt. Frau Strauß wollte am andern Tage zum Nachtisch „Sträublein"[1]) backen, kam aber nicht damit zurecht. Clara half mit und endlich standen wir zu Fünfen (die Magd mit eingerechnet) um den Herd herum, auf welchem „die vollkommene Köchin" aufgeschlagen war. Die Sonne schien in die Küche herein. Sowohl ich als Strauß studirten das Recept. Er sagte: „du mußt den Teig wie bei dem Bleigießen in der Neujahrsnacht in das Schmalz fallen lassen, daß es krause Figuren gibt!" Allein es handelte sich nicht um das, der Teig mußte frisch gemacht werden. In dieser Noth, denn das war sie ihr wirklich, erschien sie recht in ihrer Liebenswürdigkeit. Zuletzt gerieth das Backwerk zum schönsten.

Nun aber ist vom innern Zusammenleben unsres Ehpaars, ob das Verhältniß in der That ein glückliches und dauerhaftes sei, noch nichts gesprochen. Was ich bis zu diesem Zeitpunkt meines Aufenthalts in Sontheim sah und

[1]) Spritzkuchen.

Digitized by Google

hörte, vereinigte sich, mir den besten Glauben zu geben. Der ganze Ton war gegenseitig heiter, klar und unbefangen. Einige Male, wenn ich von ohngefähr ins Zimmer trat, nahm ich noch wahr, daß sie sich zärtlich in den Armen hielten, küßten, daß sie auf seinem Schoße saß; kurz, ich hatte sowohl unsere eigenen Weissagungen, als das, was sich die Leute neuerer Zeit einander in die Ohren sagten, als Irrthum und Vorurtheil oder als bösartiges Klatschwerk weit hinweggeworfen. Als Strauß am zweiten Tag im Garten mir von seiner Liebe und deren endlicher Entscheidung beim zweiten Stuttgarter Aufenthalt der Schebest unaufgefordert Näheres mittheilte, auch Beide von der goldenen Zeit erzählten, die man noch unvermählt auf Nonnenwerth, einer kleinen Rhein-Insel mit ehemaligem Kloster, jetzigem Bad- oder Luftort mit lieblichen Anlagen voll Nachtigallengesang, ich glaube 14 Tage zugebracht: ging mir das Herz aufrichtig zur lauten Anerkennung ihres Glückes auf. Einige spätere Zeichen aber, besonders ein paar Aeußerungen der Frau, machten Clärchen und mich wieder ziemlich irre. Ich lobte einmal völlig arg- und absichtslos ihre leichte Angewöhnung an die ländliche Stille und daß man sich das kaum von ihr habe versprechen wollen. „Ach," sagte sie, „und ich war eben die, die bei der Wahl zwischen hier und Heilbronn immer für Sontheim stritt, während Strauß die Stadt vorzog. Jetzt aber ist es mir wirklich ein Leiden um ihn. Ihm fehlt der Umgang mit Männern, zum wenigsten eine Gesellschaft am Abend. Was kann ich ihm den ganzen langen Tag auch sein, eine Frau dem Gelehrten? Er wird mir oft so mißmuthig; den ganzen Tag sitzt er mit einem Buch am Fenster dort, liest sich den Kopf müde und spricht öfter kein Wort." Auf dem Spaziergang kann ich ihn nicht allemal begleiten und gegenwärtig immer weniger; allein zu gehen ist ihm kein Genuß; thut er es je einmal, kommt er gewiß verdrießlicher und finsterer nach Haus."

Am letzten Mittag sagte sie in seinem Beisein über dem Essen zwischen Scherz und Ernst: „dem Gang nach Cleversulzbach habe ich es zu danken, daß sich der Strauß nicht von mir scheiden ließ, denn jenen Tag zuvor kam's ihn so an, daß er auffuhr und rief: ich hätte eben nicht heirathen sollen, ich mache dich und mich unglücklich!" Er, vor sich niedersehend, versetzte keine Silbe. Das Gesagte that mir seinetwegen leid; ich nahm es scherzweise auf und verglich die Anwandlung mit einer andern, freilich mehr komischen, von Kerner, nachdem er seine Tochter Marie verheirathet hatte. Strauß aber war für die ganze noch übrige Zeit verstimmt. Nach Tisch fuhr man zu Vieren im ehemaligen Reisewagen der Schebest nach Heilbronn zu Kaufmann. Dort kamen Märklins hin, Töchter vom Decan Denzel, nachher zu allgemeiner Freude auch Dr. Kerner, den ich aber leider im Aeußern auffallend verändert fand. Gott gebe, daß es nur vorübergehend sei! „An Sie," rief er mir gleich entgegen, „ist heut' ein schrecklich grober Brief von mir abgegangen; Sie treffen ihn zu Haus." Bald nahm er mich beiseit und eröffnete mir dessen Hauptinhalt, der immer von einiger Wichtigkeit ist. Strauß hatte mir bereits kurz davon gesagt, daß nämlich Alexander von Humboldt in Gemeinschaft mit Tieck den Grafen von Sontheim (früher Gouverneur unseres Kronprinzen und sein Begleiter in Berlin), jetzigen Kriegsminister, zu einer dringenden Empfehlung meiner an den Minister Schlayer veranlaßt

Digitized by Google

habe und dies nunmehr geschehen sei, wie Sontheim durch die Sukow dem Kerner habe schreiben lassen. Nun will dieser, ich solle dem Schlayer meine Wünsche schreiben. Noch weiß ich aber nicht, worauf ich solche füglich richten kann; vielleicht, wenn's dahin kommt, auf eine Pensionszulage.

Nun aber muß ich mich zum Schlusse kürzer fassen. Es wurde Abends nochmals musicirt; bei einer lustigen Partie aus „Czar und Zimmermann" (von Lortzing) sang auch Marie Kaufmann und die Mädchen mit.

Strauß' üble Laune wurde höchst unkluger Weise durch eine halb empfindliche Neckerei von Seiten seiner Frau vermehrt. Es war von Fellner's Bildern zu den sieben Schwaben die Rede. Er habe, sagte er, nach längerer Zeit sie wiedergesehen und sich verwundert, wie Einem doch eine Sache, an der man sonst das größte Gefallen gehabt, später ganz anders und wie abgeschossen vorkommen könne. „Ja," sagte seine Frau, „so geht es ihm mit Allem! Was ihm noch so lieb war, er wird es bald satt. Wie lange wird es währen, so bin ich ihm auch so verschossen." „„Dann mußt Du eben."" war die Antwort. „„Dein Schminktöpfchen wieder hervorholen!"" (Zum Glück hat diese Dissonanzen nicht die ganze Gesellschaft vernommen. Auch ich war nicht dabei.) Nach einer Weile vermißte man sie. Sie war im Nebenzimmer unterm offenen Fenster, weinte und klagte über Bangigkeit und Krampf am Herzen. Die Meisten hatten sich indeß verabschiedet, Kerner schon längst. Sie wurde endlich ruhiger; ihr Zustand war gewiß auch körperlich, besonders sagte mir Kaufmann nachher: „die Frau hat nur einen einzigen Fehler, eine unmäßige Eifersucht; so haben sie heute die Denzel'schen Mädchen genirt." Strauß mochte nur froh sein, als endlich das Gefährt anfuhr; er richtete selbst die Laternen daran, denn es war eine dicke Regennacht.

Clärchen und ich blieben bei Kaufmanns, wo es recht ludwigsburgisch und vertraulich war, bis Mittwoch Nachmittag; den ganzen Morgen hatte er Schule. Seine Frau gab mir allen möglichen Aufschluß über Rudolph's[1]) Uebergang zum — Pietismus — darf man doch kaum sagen, es ist aber der vollste Ernst des frommgläubigsten Christenthums, jedoch mit aller der demselben eigenen Willigkeit gegen Andere. Er ist (wie Du weißt, als Professor der Kriegswissenschaft zu Bern) durchaus zufrieden, ein schlichter, sparsamer Hausvater und hat ein Töchterchen. Ich las seine neuesten Briefe, die mir nur Achtung und Liebe einflößten. Ich fand noch seine alte Kraft darin, doch ohne Eitelkeit und ohne Aufwand der Phantasie, kaum hie und da ein Bild; das aber desto erfreulicher. Kürzlich bekam ich einen Gruß von ihm durch Louis[2]), der ihn gelegentlich besuchte, mit ein paar Zeilen. Er schickt mir 2 Brochuren, „der deutsche Michel", wegen Disteli's[3]) Zeichnungen dazu, und eine mit dem Titel „Georg Herwegh" (von dem er natürlich kein Freund ist). Er selber zeichnet noch; wovon und von Mehrerem mündlich.

---

[1]) Rudolf Lohbauer, Kaufmann's Schwager, zu Ende der sechziger Jahre in Bern gestorben.

[2]) Ein jüngerer Bruder Mörike's.

[3]) „Der deutsche Michel", von Wilh. Schulz, mit Zeichnungen von Disteli, dem bekannten Solothurner Illustrator.

Digitized by Google

Als wir an jenem Mittwoch Abend wieder in unser Heimwesen eintraten und ein Paketchen auf dem Tisch fanden, sagte Clara: „von Wermutshausen! Das ist doch der treueste!“ [1])

Ich lege noch das Lied von Kaufmann für Dich bei. Er wollte mir's zu diesem Zweck nicht gerne geben, weil Du ein Kenner seist und da und dort vielleicht noch eine Kleinigkeit fehle. Das Heft erscheine nächstens und dann soll ich's haben. Die Gedichte bringst Du mir gelegentlich wieder mit.

Noch eine Bitte. Laßt von dem heiklen Punkt mit seiner Frau gegen keine Seele etwas heraus. Es kommt so leicht an böse Mäuler. Vielleicht kann auch noch Alles gut werden. Sie würde mir bei einem Bruch in der Seele leid thun.

Leb' wohl! mit tausend Grüßen an die liebe C. [2]) und die Kinder

Dein treuer Eduard.“

---

[1]) Wilhelm Hartlaub.

[2]) Constanze Hartlaub. Vgl. Gedichte, S. 212.

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland[1]).

I.

Abraham Lövdahl war jetzt Student.

Dem hübschen, kräftigen, neunzehnjährigen Jüngling mit dem munteren Sinne, dem es an nichts fehlte, sprang das Leben auf wie die Thüren eines Ballsaales, und er stürmte mit offenen Augen hinein.

Es lag damals noch über dem Studentenleben[2]) der letzte schwindende Schimmer einer schönen, unbekümmerten Zeit; es konnte noch von Idealen gesprochen werden, ohne daß Alle lachten, und wenn der Vorsitzende mit seiner klaren Stimme — das schmucke blonde Haupt zurückgeworfen — die schönen Worte durch den Saal erbrausen ließ, da fühlten die jungen Studenten mächtige Flügelschläge über sich hinziehen, es schwoll ihre Brust und es ward ihnen leicht im ganzen Körper, als ob sie mit fliegen könnten.

Abraham Lövdahl hatte auch gefühlt, wie ihm die Flügel wuchsen; der plötzliche Uebergang vom grauen Schulleben in Zwang und Einförmigkeit zu dieser goldenen Freiheit unter lauter Freunden berauschte ihn völlig.

All' der Glanz, in dem das Studentenleben aus der Ferne, während träge dahin schleppender Schulstunden, ihm entgegen leuchtete, hatte sich jetzt über sein eigenes Leben herabgesenkt; er fühlte die Erde nicht, auf die er trat, sondern schwebte, mit einem Freund in jedem Arm, hoch oben im Lichte schöner Worte und begeisterter Gefühle.

Das dauerte so lange, bis ihm die Flügel gestutzt wurden.

Es saß nämlich sowohl im Studentenverein selbst, als auch in andern Localen — stets auf bestimmten festen Plätzen — eine Schar begabter Leute,

---

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

[2]) Es ist hier natürlich von dem norwegischen die Rede; zu bemerken ist, daß es in der norwegischen Studentenwelt keine Verbindungen nach dem Muster der deutschen gibt. Die Studenten bilden dahingegen einen großen Verein, der von einem Vorsitzenden geleitet wird. A. d. Ueb.

Digitized by Google

die darauf ausgingen, die jungen Männer zu rupfen, indem sie ihnen zwar nicht ihr Geld, aber wohl die schimmernden Federn abnahmen, die den Besten von ihnen gewachsen waren.

Es waren dies Leute überlegenen Geistes, die Alles durchgemacht und erlebt hatten. Es gab kein Ding im Himmel oder auf Erden, das sie nicht in einen Witz umgesetzt hätten; und als Abraham ein Jahr hindurch die Ehre genossen hatte, seinen festen bestimmten Platz unter ihnen einzunehmen, war er auch dazu im Stande, über Alles zu lachen — selbstbewußt, ohne Interessen, blasirt, gerupft.

Dann trat er ins Gesellschaftsleben ein, machte viel Glück und verlobte sich alsbald mit einer Tochter des Raths Meinhardt.

Dies ging ganz natürlich zu, da Frau Meinhardt es so wollte, und Abraham war über die Maßen glücklich.

Seine Braut war wohl auch glücklich; aber Clara war leidend; es war am Schluß des Winters, als sie verlobt wurden, und sie war so vertanzt, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte.

Clara Meinhardt war die schönste von den vier Schwestern im Hause; die Anderen waren zwar auch hübsch, aber Clara sah doch am besten aus, das sagte auch die Mama.

Abraham Lövdahl war die beste Partie, die zur Zeit vorhanden war; allerdings war er noch sehr jung, aber nach Frau Meinhardt's Ansicht war es gerade gut, daß die Herren sich jung verheiratheten, später würden sie so schlaff, meinte sie.

Die Medicin war deshalb kein Fach, das für ihn paßte; damit würde es zu lange dauern.

Abraham hatte indessen schon mit dem Studium der Medicin begonnen; er war immer mit dem Gedanken umgegangen, diejenige Wissenschaft zu wählen, in welcher sein Vater sich einen so großen Namen erworben — ja Abraham träumte sogar davon, das Werk des Vaters fortzusetzen und sich der Augenheilkunde als Specialität zu widmen.

Professor Lövdahl hatte es auch stets für selbstverständlich gehalten, daß sein Sohn Arzt würde.

Was half das Alles aber, wenn Frau Meinhardt es nicht wollte.

Abraham kämpfte erst halb im Scherz, dann in vollem Ernst mit dem ganzen Meinhardt'schen Hause; er zog aber den Kürzeren und ergab sich, als Clara eines Tages in Thränen aufgelöst sagte, nun verstehe sie, was er beabsichtige: er wolle durch seine Halsstarrigkeit einen Bruch herbeiführen.

Dem konnte er nicht widerstehen, und so ging er denn zur Jurisprudenz über. Der Professor gab zu dieser Veränderung seine Einwilligung leichter, als man dies hätte erwarten sollen. Er hatte eigentlich nichts dagegen einzuwenden, daß sein Sohn jetzt, wo er selber durch die neue Fabrik von der Wissenschaft ab- und ins praktische Leben hinübergezogen wurde, sich juristische Bildung erwerbe. Für Abraham aber ward diese Veränderung des Studiums eine heilsame Uebung, seinen Willen zu beugen und doch glücklich zu sein. Denn Clara lohnte es ihm und Frau Meinhardt verzieh ihm.

Vor allen Dingen war es doch am wichtigsten, glücklich unter zufriedenen

Digitized by Google

Umgebungen zu leben. Wohl gab er einen ihm lieben Lebensplan auf — und das war ein großes Opfer — aber er würde dafür belohnt werden, sagte er sich, und er ward keinem Princip untreu, denn dann hätte er niemals nachgegeben — gewiß nicht!

Daheim im großen Hause seines Vaters war das Leben still und friedlich dahingeglitten, gerade so, wie Abraham es liebte; starker Gemüthsbewegungen konnte er sich bloß von der Zeit der Mutter her erinnern.

Er konnte sie sich Zug für Zug ins Gedächtniß zurückrufen — namentlich die wunderbar tiefen Augen; aber es vermischte sich damit die Erinnerung an die vielen peinlichen Augenblicke, wenn er sündenvoll vor diesen unentrinnbaren Augen gestanden hatte, welche immer dasselbe von ihm verlangten: sei wahr und aufrichtig!

Er fühlte in seinem Innern eine starke Regung, dieser Forderung zu entsprechen; aber das Leben hatte ihm keinen Anlaß gegeben für seine wahre Ueberzeugung in die Schranken zu treten, und viele kleine Verdrießlichkeiten hatten bewirkt, daß es ihm fast peinlich war, an diese Mutter zu denken, welche er doch so sehr geliebt und so früh verloren hatte.

Sein jugendliches Blut nahm viele neuen Gedanken und Ideen auf, welche durchaus nicht für den Meinhardt'schen Salon und kaum für den Professor Lövdahl paßten. Seine politischen und religiösen Anschauungen veränderten sich rasch, denn es lag in ihm ein starker Drang zu Kritik und Opposition; aber er befand sich selbst in einer so eigenen Stellung: denn wo sollte er das anbringen, was in ihm gährte? Unter Denen, auf deren Liebe er Werth legte, hätte es nur nutzlosen Unfrieden und Mißverständnisse erregt; weshalb sollte er das, was ihm theuer war, aufs Spiel setzen, ohne etwas dafür zu erreichen?

Zum Ersatz dafür ging er unter seinen Kameraden so weit wie nur irgend Einer und seine wilden Paradoxe blitzten auf durch den Tabaksrauch, wenn die Freunde beisammen saßen und sich durch scharfes Zutrinken zu Beredsamkeit und großen Zukunftsideen begeisterten.

Abraham Lövdahl vollendete seine juristischen Studien in kurzer Zeit — getrieben durch das Verlangen, die Geliebte zu besitzen und angespornt durch die hellgrauen Augen der Frau Meinhardt. Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hause und zu ungeduldig, um vorher noch eine Reise ins Ausland zu machen, hielt er in Christiania Hochzeit mit dem Fräulein Clara Meinhardt.

Auch die Neuvermählten unternahmen keine Reise, denn Frau Meinhardt war der Meinung, es sei weit besser, das viele Geld zu einem Sommeraufenthalt auf dem Lande zu verwenden; das junge Paar sollte allein für sich auf einem Bauernhofe ganz in der Nähe wohnen; dort könnten sie ebenso ungestört sein, als in der Schweiz.

Abraham war jedoch voller Ungeduld, zu seinem eigenen Heim zu kommen, sowohl um alle Meinhardts los zu werden, als auch um seiner jungen Frau zu zeigen, wie hübsch Alles in ihrem eigenen Hause für sie bereit stände.

Sie sollten den oberen Stock in Professor Lövdahl's großem, geräumigen Hause bewohnen; die stattliche Reihe der hohen alterthümlichen Zimmer prangte

Digitized by Google

an dem Sommerabend, an welchem das junge Paar einzog, in einer Fülle von Blumen, lag aber im letzten rothen Licht der Abendsonne halbdunkel da.

Der zweite Stock des großen Hauses erhob sich so hoch, daß man über die niedrigeren Häuser am Strande hinaussah; und die Bucht lag spiegelblank da und hielt die kleinen Inseln und glatten Eilande empor, während das Land, sich niedriger und niedriger senkend, nach dem Horizont, dem offenen Meere selber, hinabglitt.

Abraham liebte diese seine Küste und seine Brust schwoll, indem er seine Gattin ans offene Fenster ihres Speisezimmers führte:

„Ist es hier nicht schön, Clara?"

„Wo denn? Wo meinst Du?"

„Die Aussicht — das Meer — die Beleuchtung —"

„Es ist hier ja nicht ein einziger Baum zu sehen, Liebster!"

„Ach, Du thörichte Ostländerin," erwiderte er munter und schwang sie rund nach den Zimmern zu; „ist es denn hier nicht hübsch, wie?"

„Es ist fast ganz dunkel hier —"

„Ich werde Licht anzünden."

„Ach nein! Das ist nicht nöthig — das hat keine Eile."

Er aber zündete hier einen Candelaber und dort eine Lampe an, so daß ein ungleiches Licht durch die Zimmer fiel, und nun zog er sie mit sich fort, um ihr das Beste von Allem, ihr eigenes kleines Boudoir zu zeigen.

„Hier mag es bei Tage ganz angenehm sein," sagte sie und befühlte die Portière, „kommt die Sonne hierher?"

„Den ganzen lieben Tag!" erwiderte Abraham froh.

„Ach — dann muß ja Alles überzogen werden, wir können doch nicht unsere besten Möbeln durch die Sonne verderben lassen."

„Ach was, das soll uns jetzt nicht kümmern; ein wenig Sonnenschein können sie schon vertragen, aber hier sollst Du das Prächtigste von Allem sehen — den Nähtisch meiner seligen Mutter; er wurde vor vielen Jahren von einem der Schiffer meines Großvaters aus Japan mitgebracht."

„Das kann man ihm auch ansehen."

„Wie meinst Du, Clara?"

„Ach, Liebster, sieh' all' dies Gold und diese häßlichen Figuren; das ist durchaus nicht geschmackvoll."

„Hör' nun, Clara, da irrst Du Dich denn doch; sieh' hier den Jäger auf der Platte mit dem Falken auf der Hand und die eingelegten Goldfiguren — es ist wirklich ein Prachtstück, das nach dem Urtheil von Kennern einem Museum zur Zierde gereichen würde."

„Nun ja, aber ich wünsche mir kein Museum."

„Du mußt aber doch verstehen können —"

„Jawohl, ich kann ausgezeichnet gut verstehen, daß Du über dies alte Möbel entzückt bist, weil es von Deiner Mutter stammt, die Du so sehr liebtest; dann mußt Du aber auch einräumen, daß man dergleichen heut zu Tage doch nicht mehr braucht."

Er antwortete nicht und machte den Tisch wieder zu.

Digitized by Google

„Weißt Du aber, was das Hübscheste ist, das ich hier im Hause gesehen habe?“ fragte Clara, indem sie ihr Haar vor dem Spiegel ordnete.

„Vermuthlich Du selber.“

„Geh', sei doch nicht unartig.“ rief Clara, indem sich eine stramme Falte um ihren Mund legte.

„Nein, nein,“ rief er lachend, „das kam mir nur so in den Mund, wie ich Dich im Spiegel sah, denn Du bist wirklich das Hübscheste und Liebste hier im Hause“ — und durch viele solche Worte und Liebkosungen ließ Clara sich versöhnen und sagte:

„Von Allem was ich bisher hier gesehen habe, ist Dein Vater wirklich am hübschesten.“

„Ja, nicht wahr!“ rief Abraham froh, „ist das nicht ein herrlicher Mann?“

„Er hat etwas so Distinguirtes an sich; das ist ein Mann, der selbst in der Hauptstadt Aufmerksamkeit erregen würde.“

„Ja, das will ich gern glauben,“ sagte Abraham mit überlegenem Lächeln.

Nun glaubte Clara, daß er dabei an ihren Vater, ein eingeschrumpftes Männchen, dächte und sie versetzte:

„Du bist gewiß Deiner Mutter am ähnlichsten, Abraham.“

„Soll das ein kleiner Hieb sein?“

„Ein Hieb? Du lieber Himmel, wie kann Dir das einfallen? — Deine Mutter, die Du so sehr liebtest —“

„Ja, ja — es klang nur so sonderbar, da Du gerade meinen Vater so stark herausgestrichen hattest.“

„Hör', Abraham, Du bist wirklich etwas unausstehlich mit Deinem Argwohn —“

„— Ich argwöhnisch, aber liebe Clara, wie kannst Du das nur sagen —“

„Ja, das bist Du; Du bist furchtbar argwöhnisch; immer glaubst Du, daß das unschuldigste Wort —“

„Aber laß uns doch nicht unseren Einzug ins Haus mit Gezänk und Mißverständniß halten; wir wollen jetzt zur Ruh, Clärchen!“ — und dabei umschlang er sie munter und zog sie mit sich fort. Sie folgte nur widerstrebend und wollte nicht in seinen frohen Ton einstimmen.

Als sie nun aber in ihr Ankleidezimmer und das Schlafzimmer kam, ward ihr weich ums Herz.

Es waren hier so viele Dinge, welche die bescheidene Meinhardt'sche Wohnung nicht aufzuweisen hatte, und das Ganze war mit einem Luxus und Geschmack ausgestattet, der sie völlig in Erstaunen setzte.

Sie küßte ihren Mann und sagte: „Ach, eine solche Einrichtung habe ich mir immer gewünscht.“

Voll Entzücken ging Abraham hinaus, um zu sehen, ob Alles im Hause in Ordnung und die Fenster geschlossen seien, und zuletzt kam er in das kleine Gemach seiner Gattin und blieb vor dem japanesischen Schreibtisch stehen.

Von seiner frühesten Kindheit an hatte er gesehen, wie sich die Fremden um dies Prachtstück sammelten, so daß er dazu gekommen war, es für etwas von dem Merkwürdigsten und Schönsten in der Welt anzusehen. Er kannte jede

Digitized by Google

Feder an dem bunten Falken und die schiefen Augen im gelben Antlitz des Jägers.

Und während er so da stand, murmelte er: „Das alte Möbel, sagte sie — das kann sie nicht meinen, sie meinte nichts Böses damit."

II.

Der Bankdirector Christensen näherte sich dem Schluß seiner Rede; er wechselte einen Blick mit dem Professor Lövdahl, indem er sich von seinem Präsidentensitz zu seinen Collegen vornüberbeugte und seine Stimme zu einem vertraulichen Ton dämpfte:

„Obwohl nun aber, meine Herren, in all' dem Erwähnten keineswegs eine directe Gefahr liegt für die Zukunft der Fabrik, so müssen wir doch auf alle Umstände, welche schädlich oder dienlich einwirken können, genau Acht geben, und überhaupt die Interessen unserer Mitactionäre nach Kräften zu fördern suchen. Und da nun die Preise mehrerer unserer wichtigsten Producte unleugbar eine Tendenz zum Herabgehen zeigen, so müssen wir, meiner Ansicht nach, alle unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet halten, die Betriebskosten einzuschränken. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder dadurch, daß wir für eine Zeitlang einzelne Zweige des Geschäfts einstellen und eine Anzahl Arbeiter entlassen, oder dadurch, daß alle Verwaltungskosten und Besoldungen so viel wie möglich herabgesetzt werden."

„Ich meines Theils," nahm jetzt der Professor Lövdahl das Wort, „möchte mich gegen jede Einschränkung des Betriebes aussprechen, eben sowohl um unserer braven Arbeiter willen, wie auch aus dem Grunde, daß ich keineswegs die Bedenken des Herrn Vorsitzenden theile. Ich bin sehr dazu geneigt, einzuräumen, daß die Anlage selber etwas kostbar war, daß mehrere Ausgaben, die von Anfang an nothwendig erscheinen mochten, jetzt kaum dafür angesehen werden können, und dergleichen mehr. Aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Fabrik „Fortuna", wenn sie mit Geschick und vernünftiger Sparsamkeit geleitet wird, sich — wenn auch nicht als eine Goldgrube — so doch als ein gutes Geschäft für die Actionäre erweisen wird, gleichwie sie schon jetzt ein Segen für die Stadt ist."

Jetzt sollte, der getroffenen Abrede gemäß, an diesem Punkt der Verhandlungen, der Consul With eine bedeutende Herabsetzung der jährlichen Gage des Directors Michael Mordtmann vorschlagen; allein ehe Jener zu Worte kam, erhob der junge Director sich — er war ausdrücklich eingeladen worden, dieser Sitzung des Verwaltungsraths beizuwohnen.

„Meine Herren," sagte er leicht und ungezwungen, „es gereicht mir zu einer gewissen Befriedigung, daß die heutigen Verhandlungen eine solche Wendung genommen haben; denn es ist mir dadurch leichter gemacht worden, etwas zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich habe selbst mit Bekümmerniß das Fallen der Preise im Auslande beobachtet, und ohne mich im Uebrigen gar zu sehr dadurch beängstigen zu lassen, habe ich einsehen müssen, daß jetzt und für die nächste Zukunft jede Ersparniß von der allergrößten Wichtigkeit ist. Ich habe daher Umschau gehalten, in alle Winkel und Falten hineingeblickt, ob sich nicht irgend

Digitized by Google

etwas Ueberflüssiges und Entbehrliches, ein Posten, den man sparen könnte, sollte finden lassen. Und da habe ich schließlich wirklich etwas Ueberflüssiges entdeckt, etwas, das, wie ich glaube, die Fabrik jetzt gut entbehren kann, und das, meine Herren, bin ich selber." Die Herren Verwaltungsräthe machten große Augen, er aber fuhr lächelnd und liebenswürdig fort:

„So nothwendig ich, ich darf es wohl sagen, bei der Anlage der Fabrik war, so überflüssig bin ich jetzt geworden, nachdem Alles in Schwung gekommen ist, da nun die Arbeiter und das Comptoirpersonal eingeübt sind und der Verwaltungsrath aus den sachkundigsten und hervorragendsten Geschäftsleuten der Stadt besteht. Es war deshalb schon lange meine Absicht, die Einziehung meines Postens zu beantragen; es könnte dann ein Theil der laufenden Geschäfte dem Bevollmächtigten Marcussen überlassen werden und im Uebrigen wäre die Fabrik unmittelbar von dem verehrlichen Verwaltungsrath zu leiten. Es hat mich Ueberwindung gekostet, mit diesem Antrag hervorzutreten, einmal weil doch eine gewisse Selbstverleugnung dazu gehört, die eigene Entbehrlichkeit einzusehen, und dann muß ich auch gestehen — was übrigens selbstverständlich ist —, daß ich ungern von dieser Fabrik, die mir lieb geworden ist, und von einem so angenehmen Zusammenwirken, wie mit Ihnen, meine Herren, scheide!"

Es entstand eine Pause nach diesen Worten; der Consul With triumphirte über diese glückliche Wendung der Sache und lächelte zum Professor Lövdahl hinüber; der Bankdirector Christensen aber rieb seine große Nase und verdeckte die Augen mit den Fingern, während er argwöhnisch zu Mordtmann hinüber schielte. Eigentlich war der Plan einer Verschwörung im Schoß der Direction zur Entfernung Mordtmann's vom Professor Lövdahl ausgegangen, und nun trat dieser freiwillig beim ersten Anlaß zurück. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

„Ich kann als Vorsitzender nicht — wenigstens nicht ohne genauere Motivirung — einräumen," versetzte der Bankdirector, „daß Herr Mordtmann plötzlich als Director sollte ganz überflüssig geworden sein. Es müßte jedenfalls einige Zeit vergehen —"

„Entschuldigen Sie, Herr Bankdirector," sagte Mordtmann wieder, „aber aus persönlichen Gründen wollte ich eben den geehrten Verwaltungsrath ersuchen, mir zu gestatten, daß ich schon zu Neujahr abtrete."

„Schon zu Neujahr!" rief der Vorsitzende, dem die Sache immer bedenklicher wurde.

„Wir entbehren natürlich sehr ungern einen so tüchtigen Leiter der Fabrik," versetzte der Consul With; „wenn aber Herr Mordtmann es selber wünscht, so — —"

„Haben wir," ergänzte der Professor, „allen Anlaß, unsererseits mit größter Bereitwilligkeit seinem Verlangen zu entsprechen, wie sehr wir auch bedauern müssen —"

„Haben aber die Herren Collegen auch daran gedacht, wie sehr für uns die Verantwortung und die Arbeit erhöht wird, wenn der Director jetzt plötzlich zurücktritt?" fragte Christensen. „Ich meines Theils könnte in diesem Fall nicht länger den Vorsitz führen — es würde mir zu schwer werden, zumal da meine Gesundheit —" und halb verdeckt durch seine große weiße Hand, welche er im

Digitized by Google

Gesichte herumführte, beobachtete er aufmerksam die Anderen, in der festen Ueberzeugung, daß Alle, wie gewöhnlich, versichern würden, daß er unentbehrlich sei.

Der Professor Lövdahl aber schnitt den Anderen das Wort ab und sagte ganz trocken:

„Wenn es das Gedeihen unserer Fabrik gilt, so glaube ich, daß Jeder von uns mit Freuden die äußersten Anstrengungen machen wird."

Der Bankdirector Christensen war einen Augenblick unschlüssig. Er hatte bisher in dem kleinen Kreise von Männern, welche Directoren, Administratoren oder Repräsentanten aller möglichen Einrichtungen und Anlagen in der Stadt waren, unbestritten den ersten Platz eingenommen. Es war seine Lust, Versammlungen abzuhalten und zu leiten, Beschlüsse abzufassen, und seine eigene sonore Stimme über wohlgeformte, edle und erhabene Redewendungen hinrollen zu hören. Andererseits aber besaß er einen außerordentlich feinen Tact in Handelsgeschäften, seine große weiche Nase witterte gleichsam das schlechte Geschäft schon auf weitere Abstände; nachdem er noch einmal einen verstohlenen Blick auf Mordtmann geworfen hatte, faßte er seinen Entschluß und sagte:

„Ich hege keine übertriebenen Vorstellungen von meiner eigenen Bedeutung als Vorsitzender, da aber dieser Posten jetzt für mich zu schwierig werden wird, so will ich Sie, meine Herren, bitten, bei der bevorstehenden Generalversammlung einen Anderen an meine Stelle zu wählen."

Ein unzufriedenes abwehrendes Murmeln ging um den Tisch herum, allein Christensen fuhr fort: „Ja — ja! — lassen wir es dabei, meine Herren! Mein Gesundheitszustand ist, wie Sie wissen, nicht der beste, und die wachsende Entwickelung der Stadt nimmt doch auf vielfache Weise ihre — ihre mehr in den Vordergrund gestellten Bürger in Anspruch. Außerdem muß ich geradezu gestehen, daß ich nicht die Sachkenntniß —"

„Ach, Herr Bankdirector!" riefen Mehrere der Anwesenden lächelnd.

„Es ist mein voller Ernst," entgegnete Christensen; „es ist, wie ich glaube, überhaupt nur Einer unter uns da, der die nöthigen chemischen Kenntnisse besitzt — ich meine den Professor Lövdahl. Sollte er geneigt sein, den Posten als Vorsitzender zu übernehmen, so zweifle ich nicht daran, daß die Generalversammlung einer solchen Uebereinkunft freudig zustimmen würde."

„Sie wissen Alle, meine Herren, daß ich mich bisher vorzugsweise mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt habe und Handelsangelegenheiten mir fremd waren," begann der Professor, „und ich bin überhaupt von vornherein hauptsächlich nur deshalb in die Direction getreten, um ein Unternehmen in Gang zu bringen, von dem sich erwarten ließ, es würde unserer Stadt zum Heil und Segen gereichen. Später aber ist es mir so ergangen, daß mir die Fabrik nach und nach ans Herz gewachsen ist, und sollten ihr jetzt schwere Zeiten bevorstehen, so würde ich ihr sicher alle meine Kräfte zu Gebote stellen; allein ich bin kein Jüngling mehr und kann nicht so wie Herr Mordtmann, bald hier, bald dort sein."

„Selbstverständlich müßte man dem Vorsitzenden einen Gehilfen beigeben —"

„Verzeihen Sie, meine Herren — ich möchte nicht gern indiscret erscheinen, aber ich möchte Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß der Sohn des Pro-

fessors Lövdahl jüngst sein juristisches Examen rühmlich bestanden hat. Sollte es für diesen jungen Mann nicht gut und angenehm sein, einen solchen Posten zu übernehmen, um damit seine Carrière zu beginnen? Seine juristischen Kenntnisse würden, das kann ich Sie versichern, in manchen Fällen unserer Fabrik sehr zu Statten kommen."

Der Professor Lövdahl gerieth in Verwirrung, zum zweiten Male durchschaute dieser Mordtmann heute seine geheimsten Gedanken; ganz so hatte er sich den Ausfall der Sache gedacht, aber er hatte sich auf viele kleine Intriguen gefaßt gemacht, um ans Ziel zu gelangen. Und jetzt ward ihm Alles in einem Augenblick zugeführt — von eben demselben Manne, den er hatte stürzen wollen.

Denn nun ward schnell und fast ohne Verhandlungen beschlossen, der Generalversammlung folgende Vorschläge zu diesen Veränderungen vorzulegen: der Posten des Directors in seiner bisherigen Gestalt wird aufgehoben, wohingegen der Verwaltungsrath selbst, mit dem Professor Lövdahl als Vorsitzenden die unmittelbare Leitung der Fabrik übernimmt; dem Vorsitzenden ist es gestattet, nach eigener Wahl einen Gehilfen anzunehmen, dessen Gehalt von der Generalversammlung festgesetzt wird.

Als die Sitzung aufgehoben war, nahm der Consul With beim Fortgehen den Professor Lövdahl unter den Arm und wünschte ihm Glück zu dem erreichten Resultat. „Können Sie aber begreifen, Lövdahl," fuhr er fort, „was es mit dem Mordtmann für eine Bewandtniß haben mag? Hatten wir uns doch immer gedacht, daß er sich mit Händen und Füßen an diesen Posten festklammern würde! Er muß gemerkt haben, daß die Stimmung zu sehr gegen ihn war."

„Vermuthlich," erwiderte Lövdahl zerstreut. Als er aber vom Consul Abschied genommen hatte, blieb er auf dem kleinen Platze vor seinem Hause stehen und sah über den Hafen hin, wo die rauchenden Schornsteine der Fabrik „Fortuna" sich gegen den Himmel abhoben.

Die Leute, die an ihm vorübergingen, grüßten ehrerbietig die stattliche Gestalt, wie er da stand, gelehnt auf seinen Rohrstock mit dem Griff von Elfenbein, ein Geschenk seiner früheren Collegen an der Universität.

Er grüßte wieder ohne hinzusehen, denn er dachte an das, was mit Mordtmann vorgefallen war. Der Professor hatte diesen Menschen immer gehaßt, immer auf die Fabrik und ihre Leitung genau Acht gegeben und Mordtmann nie aus den Augen gelassen; dies jedoch niemals in einer Weise, welche persönliche Bitterkeit hätte verrathen können, sondern nur als gewissenhafter Verwaltungsrath.

Endlich hatte er es so weit gebracht, daß eine Partei innerhalb des Verwaltungsraths gegen den Director ungünstig gestimmt war; Einer fand, er sei zu kostbar, ein Anderer hatte eine persönliche Abneigung gegen ihn und der gutmüthige Consul With folgte seinem Freunde, dem Professor.

Und mit einem Male — freiwillig, lächelnd — gab Mordtmann Alles auf und zog sich zurück.

So hatte der Professor sich es nicht gewünscht, am Ziele zu stehen; der Andere hätte verdrängt, hinausgeworfen, gedemüthigt sein sollen!

Aber nun war er fort, und das war die Hauptsache. Vor der vermehrten

Digitized by Google

Arbeit und Verantwortung fürchtete der Professor sich nicht. Er hatte in diesen Jahren wirklich Lust dazu bekommen, den großen, verschiedenartigen Betrieb, der so gut im Gange war und so Viele beschäftigte, zu leiten, und er brannte vor Begierde zu zeigen, wie Alles ganz anders und besser ohne den Mordtmann, diesen Charlatan, gehen solle.

Am meisten aber erfreute ihn der Gedanke, Abraham zum Gehilfen zu erhalten. Die jungen Leute sollten oben im Hause wohnen, und all' die bitteren Erinnerungen sich in die Winkel verkriechen und verschwinden. —

Der Bankdirector Christensen aber war in seinem Privatcomptoir, wo die Sitzung abgehalten worden war, sitzen geblieben und konnte sich von der Ungewißheit und dem Mißtrauen, das ihn erfüllte, nicht losmachen.

Was würde seine Gattin sagen, wenn sie erfuhr, daß er den Platz als Vorsitzender aufgegeben habe, und noch dazu um Professor Lövdahl's willen, welcher eigentlich gar nicht zum Kreise gehörte! Denn sie wollte, daß er der Erste, unbedingt der Erste in der Stadt sei, und das war er bisher auch gewesen.

Es würde einen Heidenlärm geben — und dennoch reute es ihn nicht. Er faßte sich an seiner untrüglichen Nase: es mußte etwas in der Luft liegen! Mordtmann war nicht der Mann dazu, eine solche Stellung ohne Grund aufzugeben; er war ein kluger Bursche und sein Vater, Isaak Mordtmann und Comp. in Bergen, war noch klüger; sie waren keine von den Ratten, die das Schiff verließen, ehe die Gefahr da war.

Deshalb ermannte er sich und beschloß zu dulden, was nicht zu vermeiden war; und selbst wenn ihn dies hätte retten können, wollte er seiner Gattin gegenüber nicht den geringsten Zweifel über die Solidität der „Fortuna" äußern; dafür hatte er zu viele gute Actien und sie zu viele gute Freundinnen. —

Michael Mordtmann aber schrieb an demselben Tage an seinen Vater:

„Die Sache ging leichter, als wir es uns gedacht hatten. Ich ergriff in einer Sitzung des Verwaltungsraths eine zufällige Mißstimmung — Du kannst Dir wohl denken, von wem dieselbe kam — und ehe Jemand sich dessen versah, war ich mit der ganzen Geschichte fertig. Ich bin sehr froh darüber, obgleich ich jetzt vorläufig ohne Stelle bin; allein ich denke, Du wirst schon etwas für mich finden. Was die Fabrik selbst betrifft, so bin ich vollständig mit Deinen Aeußerungen in Deinem Briefe vom 18. vorigen Monats einverstanden." —

So geschah es, daß Professor Lövdahl mit der Handelswelt der Stadt in nähere Verbindung trat, was er bisher zu vermeiden gesucht hatte.

Immer stärker aber wuchs sein Interesse für die Fabrik, je klarer ihm die ganze Arbeit und die großartige Einrichtung wurden. Er las ausländische Werke und Zeitschriften, machte Veränderungen und Verbesserungen und trug sich mit großen Plänen zu kostbaren Maschinen und neuen Betriebsweisen.

Seine ärztliche Praxis war nicht von Bedeutung und beschränkte sich allmälig auf einige gute alte Häuser, die er eigentlich mehr als Freund besuchte.

Dahingegen wurden nach und nach seine Empfangs- und Studirzimmer in Comptoirs verwandelt; er nahm einen Cassirer und einen jungen Mann zur Besorgung von Aufträgen an, und Agenten und Makler gingen aus und ein, wie auf einem gewöhnlichen Kaufmannscomptoir.

Digitized by Google

Eines Tages schwatzte ein aufdringlicher Kornmakler halb im Scherz ihm eine Ladung Roggen auf, die von Danzig abgehen sollte.

Der Professor befand sich während dieser Zeit in einer großen Spannung, die für ihn ganz neu war; er ärgerte sich im Grunde, aber die Roggenpreise stiegen. Trotzdem ärgerte er sich; was sollte er unter diesen Krämern und Speculanten, die er stets verachtet hatte — der Roggen aber stieg immerfort.

Und als nun 3000 Kronen als reiner Gewinn vor ihm auf dem Pulte lagen, da empfand der Professor ein ganz neues und eigenthümliches Wohlbehagen.

Durch seine Heirath war er zu bedeutendem Reichthum gelangt, allein die offene Verachtung der Krämer gepaart mit einem geheimen Respect vor dem Gelde, wie sie den Beamtenfamilien eigen war, lag ihm noch von seiner Jugend her im Blute.

Das Vermögen seiner Gattin hatte er mit Klugheit und Vorsicht verwaltet; er hatte sich der behaglichen Sicherheit erfreut, welche der Besitz des Geldes gewährt, ohne das unmittelbare Gefühl von der Macht des Geldes und seiner mannigfachen Wirkungen bekommen zu haben.

Dieses Geld aber, das vor ihm auf dem Pulte lag, hatte etwas ganz Besonderes an sich; er hatte es selbst in kurzer Frist, ohne jede Anstrengung erworben, er hatte es in seiner Macht mehr zu erwerben. Zum ersten Male hatte er das berauschende Gefühl, in seiner Hand etwas von der Kraft zu halten, die wie eine Naturmacht die Menschen beugt und emporhebt; und während er über die Banknoten hinstrich, durchzuckte es seine Finger, und es schien ihm förmlich, als dufte das zerknitterte Papier. —

Als Abraham nach Hause kam, staunte er über die Veränderung, die mit seinem Vater vorgegangen, wie jung er wieder geworden und wie eifrig er mit verschiedenen großen Unternehmungen beschäftigt war; die Fabrik „Fortuna" aber nahm darunter noch den ersten Platz ein.

Abraham erhielt seinen Platz an einem neuen Pult und machte sich glücklich und voll Muth an die Arbeit.

III.

„Treten Sie ein — treten Sie ein, Herr Lövdahl, daß Sie sehen können, wie es armen Leuten geht; das wird Ihnen gut thun; und überdies ist es ja Mode! Die Arbeitsherren kennen ja jetzt das Leben und die Verhältnisse ihrer Arbeiter aus dem Grunde. Und betrachten Sie die Literatur, da gibt's bloß kleine Leute, arme Leute, Arbeiter — o, mein hochgeehrter Herr, Alles fließt über vor Mitleid und Verständniß — in der That eine nette Welt, in der wir leben — wie meinen Sie?"

Damit wies er umher in der kleinen dunklen Stube, die fast nichts enthielt.

Nur dicht am Fenster lag ein Haufen von Weidenruthen, die zum Theil geschält waren und mitten darunter saß ein junges Mädchen und flocht Körbe.

„Wen hast Du da mitgebracht, Vater?" fragte sie mit scharfer Betonung.

„Das ist der junge Lövdahl, der junge Director — sagt man; ja, Herr, sie ist blind," fügte er trocken hinzu, „aber nichts Seltenes bei armen Leuten, kleinen Leuten und Arbeitern."

Digitized by Google

Die Tochter lächelte bitter und wandte die erloschenen wasserblauen Augen gegen das Licht, während ihre kleinen weißen Finger eine Weidenruthe bogen.

Abraham Lövdahl fühlte sich unangenehm berührt, und als der Alte in die kleine Küche hinausging, um seinen Nachmittagskaffee zu holen, sagte er verlegen:

„Sind Sie immer — sind Sie von Kindheit an so unglücklich gewesen?"

Das junge Mädchen wandte sich um bei dem ersten Laut seiner Stimme, senkte die Augen und horchte aufmerksam auf die wenigen Worte, die er sprach.

Aber als sie so da saß und er nicht genöthigt war, in diese peinlich leeren Augen zu starren, da fühlte er sich durch ihre wunderbare Schönheit getroffen.

Der bittere und mißvergnügte Zug, der um den Mund lag und in den leicht emporgezogenen Nasenflügeln zuckte, verschwand nun, und die reine Stirn mit dem dunkelblonden welligen Haar lag so unschuldig traurig über den erloschenen Augen, über dem mageren, schwermüthigen Antlitz.

„Sagen Sie es noch einmal," bat sie.

„Hörst Du nicht, Grethe, der feine Herr erzeigt Dir die Ehre, Dich zu fragen, ob Du blindgeboren bist. Ja, Herr Lövdahl, so ist es — schlechtes Blut, schlechtes armes Blut!"

Der Alte setzte sich nieder, in der einen Hand die Kaffeetasse, in der anderen ein Stück Brot — grobes Roggenbrot mit dünner, salzklumpiger Butter.

Abraham Lövdahl hatte in der kurzen Zeit, die er bei der Fabrik zugebracht, gefunden, daß der Verkehr mit den Arbeitern leicht und angenehm sei; nur der alte Maschinenmeister gefiel ihm durchaus nicht und es ärgerte ihn, daß er sich in seine Stube hatte hineinlocken lassen.

„Ja, ja, schwarzer Kaffee, schwarzes Brot und Butter, die zwischen den Zähnen knirscht wie Glasscherben — das kann man dem Herrn wohl noch nicht bieten?"

„Noch nicht?" versetzte Abraham mit einem etwas stutzigen Blick auf den Alten.

„Nun ja! Man kann niemals wissen, was man zu essen gezwungen ist — ehe man todt ist — wie meinen Sie?"

Er lachte laut auf über seinen Witz; das junge Mädchen lachte mit, hielt aber bald auf und beugte sich über ihre Arbeit. Abraham aber, der diese Leute durchaus nicht verstand, nahm Abschied und ging auf die Thür zu.

„Wenn Sie wiederkommen, müssen Sie sich Grethe's Körbe ansehen," rief der Alte wieder.

„Er kommt niemals wieder, Vater," sagte die Tochter halblaut; Abraham jedoch hörte es und es war etwas in dem Ton ihrer Stimme, das ihn rührte.

„Ich will gern wieder vorsprechen, wenn ich vorbeikomme und mir ihre Körbe ansehen; ich werde gewiß Körbe für mein neues Haus brauchen," sagte er, freundlich sich ans Mädchen wendend, und ging fort, ohne sich weiter um den Alten zu bekümmern. —

„Dieser alte Steffensen," sagte Abraham zu seinem Vater, als er heimkam, „was für ein Mensch ist das eigentlich?"

„Ach, der ist ein Rabulist, der alles Mögliche auf der Welt versucht, und nie etwas getaugt hat."

Digitized by Google

„Aber er hält die Maschinen doch gut im Stande —"

„Ja wohl, allerdings — Mordtmann protegirte ihn, sie haben Beide etwas vom Charlatan an sich. Steffensen aber ist ein unruhiger Kopf, der nicht zu einer ordentlichen Fabrik, wie die unsrige paßt."

„Du denkst doch wohl nicht daran, ihn zu verabschieden?"

„Ja wohl, bei der ersten Gelegenheit."

„Aber er ist arm, Vater!"

„Man behauptet, er sei reich."

„Er hat eine blinde Tochter."

„So? Hat er eine Tochter?"

„Ich meinte, Du hättest ihre Augen gesehen, es scheint ein interessanter Fall zu sein."

„So?" erwiderte der Professor und fuhr mit seiner Arbeit fort.

Abraham jedoch beschloß, sich Gretchen's Augen näher anzusehen, wenn er wieder dahin käme. Alle Bücher des Professors waren in den ersten Stock hinaufgebracht und Abraham brachte dort viele Stunden zu, namentlich Sonntags, wenn die Anderen in der Kirche waren. —

Abraham und seine junge Frau sollten zum ersten Male eine Abendgesellschaft geben. Der Professor hatte es so gewünscht und seine Dienstboten waren mit allen Vorkehrungen dazu beauftragt.

Gleichwohl war die junge Frau in solcher Spannung, daß sie mit ihrer Toilette gar nicht zu Stande kommen konnte. Abraham ging in großer Aufregung durch die Zimmer; die Zeit, wo die Gäste kommen sollten, rückte heran, er stellte sich an das Ankleidezimmer seiner Gattin und horchte. Das Mädchen kam heraus — nein, die gnädige Frau war noch nicht ganz fertig.

„Liebe Clara, ich bitte Dich," sprach Abraham zu ihr hineintretend, „könntest Du Dich nicht etwas beeilen, und wenn auch nicht um der Anderen, so wenigstens um Vaters Willen —!"

„Theurer Freund! Sprich doch nicht von Deinem Vater! Ein Mann wie der würde mich nie so überangestrengt und gehetzt haben, er hätte Rücksichten auf meine Gesundheit genommen — —"

„Nun ja, meinetwegen, dann wollen wir absagen."

„Du bist wirklich unausstehlich, Abraham, Du sprichst gegen Deine Ueberzeugung —"

„Wenn Du Dich aber wirklich so schlecht befindest —"

„Wenn! Du glaubst mir also wohl nicht einmal?" —

Nichtsdestoweniger ging sie ihrem Schwiegervater, als er eintrat, lebhaft und strahlend entgegen, und nahm erröthend seine wohlgemeinten, etwas altväterischen Artigkeiten an, während Abraham die Kraft bewundern mußte, mit welcher die eben noch so hinfällige Clara ihr Unwohlsein zu überwinden vermochte, wenn es erst galt.

Oder vielmehr ärgerte er sich darüber, daß er genöthigt sei, zu thun, als ob er an dies Unwohlsein glaubte, diese bleierne Mattheit, die sich im Nu wegblasen ließ. Er sagte sich, daß dies Grillen seien, welche Clara von der Mutter

Digitized by Google

her mitgebracht habe; die wolle er ihr schon austreiben; übrigens versicherten ihn Alle, daß sie entzückend sei.

Die Gesellschaft nahm einen günstigen Verlauf; die alten Herren spielten Karten, im Saal ward musizirt; das Ganze hatte ein festliches Gepräge und die Gäste hatten in dem neuen Hause auch so viel zu sehen und zu bewundern.

Als aber Alles im besten Zuge war, entdeckte Abraham plötzlich einige Falten um den Mund seiner Gattin, eine lebendige Copie der Falten, die er oft genau an der Frau Meinhardt gesehen.

Clara ward auf einmal ganz still, sah an ihm vorbei in die Luft hinein, und wenn er geradezu ein Wort an sie richtete, hörte sie es nicht. Selbst im allgemeinen Gespräch trat eine Pause ein, es legte sich ein Dämpfer über die Lebhaftigkeit und es ging gleichsam ein Kältestrom von der jungen Wirthin aus.

Eine ungemüthliche Stimmung bemächtigte sich Aller. Einer sah den Anderen an, und Abraham's Freund, Peter Kruse, flüsterte ihm zu: „Da hast Du Dir 'was Nettes auf den Hals geladen, mein guter Abraham a Santa Clara!"

Abraham kämpfte den ganzen Abend wie ein Verzweifelter gegen diese Falten; er gerieth in fieberhafte Munterkeit, um die Stimmung im Gange zu erhalten; aber Keiner konnte sich unter dem eiskalten Lächeln der Wirthin recht wohl fühlen.

Er näherte sich ihr, um ihr etwas zuzuflüstern, sie wandte sich ab und sprach zu dem Nächsten; er sah sie bittend an, sie möge aufthauen und diese häßliche Komödie aufgeben; hätte er etwas verbrochen — und er hatte eine Ahnung davon — so könnten sie ja hinterher davon sprechen — nur nicht hier, nur nicht vor allen diesen Fremden sich solche Blöße geben.

Er hätte jedoch eben so gut den Ofen beschwören können; sie verhielt sich die ganze Zeit hindurch steif, kalt und höflich oder auch unhöflich, wie es eben fiel. Als Abraham endlich — von den Beschwerden des Tages ermattet — den letzten Gast zur Thüre begleitet hatte, lief er schnell durch die Zimmer zum Boudoir seiner Gattin, die ihn hier erwartete, aber that, als ordne sie etwas an den Blumen.

„Nun, was hast Du denn, Clara, antworte, was ist geschehen?" rief er und stellte sich gerade vor sie hin.

„Was denn, was meinst Du?"

„O, Du weißt recht gut, was ich meine, Dein Benehmen den ganzen Abend! Plötzlich, ehe man sich's versieht, sitzest Du da wie eine Mumie, lächelst nicht — antwortest nicht."

„Wenn ich meine Mißstimmung zuletzt nicht verbergen konnte — obwohl der Himmel weiß, daß ich mich aus allen Kräften anstrengte — so kennst Du selbst sehr gut den Grund und brauchst nicht zu fragen."

„Ich kenne den Grund nicht; ich ahne wohl, daß Du über mich mißvergnügt warst, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was ich gethan habe."

„Und das wagst Du zu behaupten! Du erinnerst Dich wohl nicht, wie Du hinter dem Fortepiano saßest und Dich dicht an die leichtfertige Lina With lehntest —"

„Wir saßen ja gar nicht hinter dem Fortepiano —"

Digitized by Google

„Ach, Ihr waret kaum zu entdecken, aber an Eurem Gelächter konnte man hören, was für Dinge Ihr verhandeltet. Und als ich mich nun näherte, weil ich mich Deinethalben schämte, um freundlich und zuvorkommend ihr etwas über ihr Kleid zu sagen —"

„Ja, Du sagtest, Du fändest die grüne Farbe nicht hübsch —"

„Da sagte sie äußerst impertinent, es ist blau, meine Liebe! Und Du, was thast Du?"

„Ich sagte gewiß auch, es sei blau, denn blau war es."

„Grün war es, hörst Du — gras — spinatgrün war es! Es ist mir übrigens durchaus gleich; Du kannst Dir nicht denken, wie furchtbar gleichgültig es mir ist, ob die knöcherne Gestalt sich mit Grün oder Blau bezieht; aber das Häßliche an Dir, was Dir so ähnlich sieht, ist, daß Du selbst in den kleinsten und gleichgültigsten Fragen Dich auf die Seite der Gegenpartei stellst und mir nie zu Hilfe kommst."

„Aber, beste Clara, wenn mir das Kleid nun wirklich blau vorkam —"

„Weshalb glaubst Du, es sei Dir blau vorgekommen — natürlich nur darum, weil diese widerliche Lina With es sagte; darum standest Du sogleich auf ihrer Seite, aber ich, Deine eigene Frau —"

„Scheint Lina With Dir wirklich so gefährlich zu sein —?"

„Ach was, Du bist ja immer so — Alle ziehst Du mir vor, ich bin einsam unter all' diesen Fremden, und Du, der mir beistehen müßte, Du läßt mich schmählich im Stich, um — um — um — um" sie schluchzte so stark, daß die Stimme ihr versagte und stürzte aus dem Zimmer.

Abraham lief ihr nach, als er aber bei der Thür zum Schlafzimmer angekommen war, machte er Kehrt und zündete sich eine Cigarre an; er wanderte auf und ab in der beklommenen Luft der Gesellschaftszimmer und dachte an seine Ehe und sein Weib und sein Leben, wie es mit ihm in Glück und Sonnenschein ohne Anstoß dahingeglitten war; hin und wieder blieb er vor einem Spiegel stehen und betrachtete halb verwundert sich selber.

War er es wirklich, der dies erlebt, war er es selbst, der nicht mehr ausgerichtet hatte? Dieses Leben, das so lose um ihn hing, dieses Leben ohne Ziel und Zweck, war das sein eigenes?

Wohl war die erste frische Jugendlichkeit ihm schnell „abgerupft" worden, allein er hatte doch später von seiner Beschäftigung mit der modernen Literatur so viele Ausbeute gehabt, daß es ihm klar geworden war, es verhalte sich nicht ganz so in und mit der Welt, wie es den Studenten in Christiania vordocirt worden war. Es verhielt sich nicht so, daß Alles ungefähr in Ordnung sei, ausgenommen in Amerika, daß alle Räthsel der Wissenschaft gelöst seien oder doch morgen oder übermorgen an der Universität Christiania gelöst werden würden. Er gelangte bald zur Einsicht, daß es sich nicht so verhalte, wie es das Elternhaus, die Schule, die Universität ihm beigebracht, daß die Wahrheit festbegründet, das Dasein fast ganz harmonisch und gerecht, der Jugend fast alle Anstrengung erspart sei, weil die Alten Alles so überaus vortrefflich gemacht, und es ward ihm im Gegentheil klar, daß er in einem Zeitalter voll der ver-

Digitized by Google

schiedenartigsten Bewegungen und in einer Gesellschaft geboren sei, die eben einer muthigen Jugend bedurfte.

Und Abraham Löwdahl fühlte einen mächtigen Drang, selbst überall mit anzufassen — denn verdreht und verkehrt erschien ihm Alles; aber wo sollte er eingreifen? Das war die schwierige Frage; es mußte doch so geschehen, daß etwas dabei herauskäme, also eine wirkliche Aufgabe sein, sonst könnte es keinen Nutzen schaffen und nicht einmal die, welche ihm am Nächsten ständen, könnten verstehen, was er denn eigentlich wolle.

Er hatte es mit Clara versucht, als sie verlobt waren. Er hatte sie mit allen seinen wilden Ideen vertraut gemacht und sie hatte sich daran ergötzt, diese himmelschreienden Gegensätze von all' dem zu hören, was sie gelernt hatte und was ihre Ueberzeugung war. Nur wenn es gar zu arg wurde, lachte sie ihn aus und meinte, es könne unmöglich sein Ernst sein.

Am Meisten fühlte Clara sich von der Lehre der Frauenemancipation angezogen. Sie hörte aufmerksam zu, wenn er mit zornglühenden Worten gegen die Männer loszog, welche in tausendjähriger Brutalität die Frauen geknechtet und beeinträchtigt hätten; und wenn er die Zukunft ausmalte: in der Ehe ein gleichberechtigtes, sich berathendes Paar, dann schmiegte Clara sich an ihn und flüsterte: „Willst Du immer so gegen mich sein, Abraham?"

Hatte er denn nun alle diese Versprechungen und aufrichtigen Versicherungen gebrochen? Er sagte sich, daß er es nicht gethan habe. Er war sich bewußt, daß er ehrlich danach gestrebt habe, ihr Gesammtleben gut und friedlich zu machen; aber Clara war verzogen, das war nicht zu leugnen; solche abscheuliche Auftritte, wie den von heute Abend, glaubte er nicht dulden zu dürfen.

Er wollte es auch nicht mehr dulden; jetzt wartete sie auf ihn — das wußte er — zur Versöhnung bereit, wenn er sich erst genügend gedemüthigt hatte. Abraham schwur jedoch, er wolle sich nicht demüthigen und fuhr fort, in den Zimmern auf- und abzugehen. Und als seine Cigarre dem Erlöschen nahe war, gingen seine Gedanken auf den Maschinenmeister Steffensen und das blinde Mädchen über. Es war ein sonderbares Paar; Abraham nahm sich vor, den Rechtsanwalt Kruse, der alle Leute kannte, zu fragen, was für eine Bewandtniß es eigentlich mit ihnen habe.

Vorläufig beschloß er, sich dem Plan seines Vaters, der Steffensen verabschieden wollte, zu widersetzen. Es verstieß gegen Abraham's Ideen, einen brauchbaren Mann, bloß weil er eine scharfe Zunge hatte, von der Arbeit fortweisen zu lassen — wahrscheinlich war er ein tüchtiger Kopf, Grund genug ihn zu behalten.

Was sollte auch sonst aus dem armen blinden Kinde werden?

Und ihr Bild stand auf einmal klar und rührend vor ihm, wie eine Erinnerung aus der Kindheit: die weiße Stirn, die so unschuldig traurig über den erloschenen Augen, über dem mageren schwermüthigen Antlitz lag.

Und weit hinweggeführt ward Abraham in phantastischen Träumen von diesen Augen, die vielleicht Leben erhalten könnten; von einem Blick voll Dank und Hingebung, wie er ihm Noth that; und es war späte Nacht, als er sich zur Ruhe begab. Clara schlief. —

Digitized by Google

IV.

„Gott segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang von nun an und alle Tage Deines Lebens."

Mit diesen Worten führte der junge Pastor seine Braut über die Schwelle seines Vaters.

Der dicke Jörgen Kruse wurde über diesen feierlichen Eintritt so verwirrt, daß er bloß die Hände faltete und Amen sagte.

Seine Gattin aber, die im Gegensatz zu ihrem Manne spindeldürr war, warf ihr Strickzeug fort und lief ihrer künftigen Schwiegertochter entgegen.

„Willkommen, willkommen in unserem Hause, Du Liebe! Gott gebe, Du mögest Dich froh und glücklich unter uns fühlen; sei willkommen auch Du, lieber Morten! Ich kann Dich ja gar nicht ordentlich küssen vor Deinem großen Bart. Ihr überrascht uns; das Dampfboot sollte nicht vor sechs Uhr ankommen, sagte Peter; traft Ihr ihn nicht? Dann wird er gleich hier sein. Aber Friederike, wie kannst Du es doch nur erlauben, daß Morten mit diesem schrecklichen Bart umhergehe! Ich würde es nicht dulden, wäre ich an Deiner Stelle."

„So darfst Du nicht zu Friederike sprechen, Mutter; der Gedanke ist ihr — das weiß ich gewiß — ganz fremd, daß sie sich gegen ihren zukünftigen Eheherrn auflehnen sollte; habe ich nicht Recht, Friederike?"

„Nun, nun," sagte Frau Kruse, „es war so schlimm nicht gemeint; eine Frau kann wahrhaftig weit genug kommen, ohne sich gerade gegen ihren Mann aufzulehnen."

„Die Schrift lehrt uns, wie Du weißt, Mutter —"

„Ja, mein Freund, das weiß ich" — unterbrach ihn die Mutter trocken; „aber jetzt wollen wir nicht mit der Theologie anfangen, sondern mit einer Tasse Kaffee, Alles zu seiner Zeit; setz' Dich Friederike, und noch einmal herzlich willkommen im Hause, liebe Kinder!"

Jörgen Kruse dachte, wie immer, wenn seine Gattin sprach: woher kommen ihr doch alle die Worte? Endlich kam auch er zum Vorschein, murmelte etwas und zog sich dann wieder in seinen Winkel zurück.

Was ihn genirte, war indessen nicht so sehr die Schwiegertochter wie der eigene Sohn. Als Morten die Theologie zum Amtsstudium wählte, freuten beide Eltern sich. Und es paßte auch ganz gut — der älteste Sohn, Peter, war Jurist, und der alte Jörgen meinte — wenn es nun einmal so sein sollte, daß er Keinen dahin bekommen könne, wo er ihn am Liebsten gewollt hätte, nämlich in den Gewürzladen — so könne es ganz ergötzlich sein, Morten mit dem eingekniffenen Kragen auf der Kanzel zu sehen.

War das aber wirklich sein kleiner dicker Morten, der hier so überlegen ankam und ihm den feierlichen, fast beschützenden Handschlag gab? Groß und bärtig war er geworden und streng blickte er durch seine hellblaue Brille die Leute an. Dem Vater war ganz wunderlich zu Muthe und während die kleine behende Frau Kruse beim Kaffee bald ein lebhaftes Gespräch mit Friederike in Gang gebracht hatte und ganz unerschrocken Morten behandelte wie früher, ging der alte Jörgen verlegen umher und suchte vergebens nach dem Ton, den er seinem feierlichen Sohne gegenüber anschlagen sollte.

Digitized by Google

„Rauchst Du, Morten?“ fragte er endlich halb schüchtern.

„Fast niemals,“ erwiderte Morten mit tiefem Ernst und einem Seufzer, der bezeichnen sollte, daß dies eine seiner vielen Entsagungen sei.

Es herrschte auch nur eine Stimme darüber, daß Morten Kruse, nachdem er sich dem Studium der Theologie ergeben, sehr würdevoll geworden war. Die Verdrossenheit, die Morten, mit dem Beinamen Dickwanst, in seiner Schulzeit eigen gewesen war, ging allmälig in einen mürrischen Ernst über, der ihn gleichsam von selbst zur Theologie führte.

Er hatte viel Glück gehabt und ward bald zweiter Prediger an der neuen Kirche der Stadt. Gleich nach seiner Ernennung verlobte er sich und es war seine Absicht, auch gleich zu heirathen, denn seine Braut hatte Vermögen und keine Eltern mehr.

Eigentlich hübsch war Friederike Andersen nicht; Frau Kruse aber glaubte, sie sei von Herzen gut und brav, da sie bisweilen so zärtlich zu Morten hinaufblickte.

Endlich kam auch der älteste Sohn des Hauses, der Rechtsanwalt. Er war sehr erhitzt, kam gerades Wegs von der Dampfschiffbrücke und machte viele Entschuldigungen, weil er nicht bei der Ankunft der Verlobten zugegen gewesen war. „Dieser Verein nimmt aber auch all' meine Zeit in Anspruch,“ sagte er, „mir thut Hilfe Noth; Du, Bruder Morten, mußt mir beistehen, unsere Leute wohnen meistens in Deiner Gemeinde bei der Fabrik.“

„Du meinst die „Fortuna“; von welchem Verein sprichst Du?“

„Ach, das sind die Arbeiter! Erst war es nur eine Art Consumverein, jetzt haben wir eine Sparcasse, eine Krankenkasse und alles Mögliche.“

„Ein Verein von Arbeitern also? Und Du bist Mitglied, Peter?“

„Mitglied?“ rief Frau Kruse, „es ist Peter's Verein, er hat ihn gestiftet und Alles in Gang gebracht.“

„So, so,“ erwiderte Morten trocken.

Der Frau Kruse stieg das Blut zu Kopf und sie wollte etwas sagen; sie faßte sich aber und forderte ihre künftige Schwiegertochter auf, ihr nach ihrem Zimmer oben im Hause zu folgen.

Der Vater war auch wieder in den Laden geschlichen, und die beiden Brüder waren allein.

„Ich wünsche Dir Glück, Morten, sowohl zu Deiner Anstellung, als auch zu Deiner Verlobung; Deine Braut ist wirklich ganz allerliebst.“

„Friederike ist ein ernst und streng erzogenes Mädchen.“

„Nun ja, deshalb kann sie doch gut aussehen.“

„Solche leichtfertige Worte passen durchaus nicht auf meine Braut und ich will Dich von vornherein bitten —“

„Unsinn Morten, mach' keine Flausen! Behalt' diesen Ton meinetwegen für die Anderen, aber Du sollst Dir nicht einbilden, daß ich, der ich Dich so gut kenne, mich dadurch einschüchtern lasse. Wenn wir allein sind, kannst Du getrost den ganzen Pastoren ausziehen; ich versichere Dich, daß Dein Wesen Dich in meinen Augen nur lächerlich macht.“

„Es thut mir aufrichtig leid, Peter, daß Du auch noch —“

Digitized by Google

Peter aber war schon zur Thür hinaus; Morten sah ihm einen Augenblick nach, dann setzte er sich an den Tisch, zog sein Notizbuch hervor, schrieb Zahlen auf und rechnete.

Der Rechtsanwalt Peter Kruse galt für ziemlich dumm und er hatte es auch in der Welt nicht weit gebracht. Er verdiente so viel wie er gebrauchte und wohnte übrigens bei seinen Eltern, weil diese es gewünscht hatten.

Seine Aussichten für die Zukunft waren nicht besser; denn selbstverständlich würde keine öffentliche Einrichtung ihre juridischen Geschäfte dem kleinen radicalen Rechtsanwalt anvertrauen, auch der Amtmann konnte ihm keine Justizsachen übertragen, und da er nun weder dem Trunk ergeben, noch sonst unzuverlässig war, so sagte man sich, daß er dumm sein müsse.

Dahingegen hatte er einen gewissen Griff darauf, sich das Vertrauen der kleinen Leute zu erschleichen; er wiegelte nämlich die Massen auf — hieß es. Obgleich er ein akademisch gebildeter Mann war, verkehrte er mit den Arbeitern und bewog sie dazu, sich um gemeinschaftliche Interessen: wohlfeileres Essen und bessere Wohnungen, zusammenzuschließen.

Er war deshalb bei allen guten Bürgern gründlich verhaßt und ward in ihrer Zeitung häufig arg mitgenommen.

Peter Kruse war so viel älter, als sein Bruder Morten, daß er schon ein erwachsener Mann war, als dieser noch die Schule besuchte. Deshalb konnte er den überlegenen Predigerton desselben noch weniger ertragen und er war überhaupt dem geistlichen Stande nicht sehr gewogen, oder wie es in der Zeitung hieß: der Unglaube und die Gottlosigkeit waren auch bei ihm mit politischem Radicalismus unauflöslich verbunden.

Im Hause hatte er eine treue Stütze an der Mutter; denn Jörgen Kruse selbst ward von seinem Geschäft gänzlich in Anspruch genommen. Die Mutter aber, die lange Zeit hindurch sich nur mit ihm allein zu beschäftigen hatte, suchte sich nach Kräften auszubilden und erwarb sich nach und nach manche Kenntnisse; denn von Hause aus war es nur schwach damit bestellt gewesen.

Sie war anfangs Ladenmamsell bei Jörgen Kruse gewesen, als dieser noch einen bescheidenen Handel mit Talglichtern, Puderzucker und Sirup für kleine Leute getrieben hatte. Eines schönen Tages ward sie zur Madame erhöht, es kam ein Sohn zur Welt, und sie hielt sich jetzt in der Stube auf, wenn sie im Laden entbehrt werden konnte.

Aber immer noch strebte und arbeitete sie zusammen mit ihrem Manne, und als sie endlich den steilen Abhang, der von Nichts zu Etwas führt, emporgekommen waren, sagte Jörgen Kruse: „Nun sollst Du Dank haben für Deine Hilfe, Amalie Cathrine, setz' Dich jetzt in der Stube nieder und ruhe aus." Dann kamen die guten Tage und da erschien Morten — deshalb war er auch so feist.

Die guten Tage benutzte Madame Kruse, um etwas zu lernen, und obwohl dies nicht von besonders großer Bedeutung war, so erhielt sie doch einen solchen Respect vor dem Wissen, daß sie sich in den Kopf setzte, ihre beiden Söhne sollten studiren.

Bei dem Ersten machte Jörgen keine erheblichen Einwendungen. Peter war bleich und schmächtig und fand Geschmack am Lernen. Als Morten aber in

Digitized by Google

seinem zwölften Jahr in die lateinische Schule sollte, versuchte der Vater es, sich zur Wehr zu setzen.

Morten war dick und verdrossen und hatte nur Sinn für den Gewürzladen; er verlor nie einen Kupferschilling, und ehe es bestimmt ward, daß er studiren sollte — denn dies ward bestimmt, da Jörgen es nicht mit Amalie Cathrine aufnehmen konnte, wenn sie die vielen Worte gebrauchte — stand Morten bei dem Vater im Laden und handelte so gut wie Einer.

Wie viele Male hatte Jörgen nicht mit Bewunderung die zähe Sicherheit gesehen, mit welcher der Junge den Rolltabak hernahm, ihn nach den am Ladentisch angebrachten Merkzeichen abmaß und Tabak für zwei Schilling so genau nach dem Zeichen abschnitt, daß er, wenn er nicht innerhalb desselben blieb, so doch sicher nicht darüber hinausging.

„Ach ja," seufzte der alte Jörgen Kruse in seinem kleinen Comptoir, „nun ist er denn Prediger geworden, und das mag ja recht gut sein, aber hier — hierher hätte der Junge gepaßt."

Drinnen in der Stube saß Morten und schloß die Rechnung über seine und seiner Braut Reise ab, und als sie wieder herunterkam, sagte er: „Friederike, unsere Rechnung steht jetzt so, daß Du mir 3 Mark 15 Schilling schuldig bist." —

Der neue Prediger machte übrigens kein großes Glück in der Stadt. Er hatte durchaus nichts Neues an sich; alle Leute kannten Jörgen Kruse's lieben Sohn, und als sie ihn nun auf einmal mit dem eingekniffenen Kragen auf der Kanzel — gebietend und strafend — stehen sahen, kam dies Vielen, namentlich älteren Leuten, etwas wunderbar vor.

Da er aber sein Examen bestanden hatte und ausdrücklich bei dieser Gemeinde angestellt worden war, so mußte er in Demuth als der mit der Autorität Bekleidete empfangen werden, wie wunderlich es auch den Leuten vorkommen mochte, daß dieser feiste Junge plötzlich unter ihnen aufstieg und ihre Seelen in Behandlung nahm.

Und wenn seine Predigten auch nicht den Zulauf hatten, wie dies einem neuen Prediger sonst gebührt, so erwarb er sich doch andererseits das Wohlwollen und die ungetheilte Achtung seiner Vorgesetzten und Collegen. Denn er mischte sich in nichts und wollte keine neuen und lästigen Dinge, sondern er bezeigte eine Ehrerbietung vor dem Alten, die ihm sehr gut aufgenommen ward.

Namentlich der Armenvorsteher war entzückt von ihm. Neue Prediger waren sonst seine Prüfung, denn dann sollten bei den Armen Untersuchungen angestellt, hier sollte geholfen und da sollte nicht geholfen werden; es kamen Damen mit warmen Suppen angerannt und es erhob sich eine Bewegung unter den Armen, so daß sie nicht zu zügeln waren.

Davon aber fiel beim Pastor Kruse nichts vor; er sandte die ersten Armen, die einen Versuch bei ihm machen wollten, wie es sich gehört, zum Armenvorsteher, und nicht ein Topf Suppe ward um seinetwillen ausgebracht. —

Als Morten sich verheirathet hatte, miethete er eine kleine bescheidene Wohnung nahe dem Hause seines Vaters, so daß er und seine Frau nur über die Straße zu gehen brauchten, um zu den Alten zu kommen, was meistens um die Mittagszeit geschah. Das Vermögen seiner Frau war in Schiffsparten

Digitized by Google

und auf ähnliche Weise in ihrer Vaterstadt Kragerö angebracht; Morten wollte aber keinen Handel treiben, sondern zog das Geld zurück.

Madame Kruse hatte sich sehr darauf gefreut, die jungen Leute so nahe bei sich zu haben — vielleicht allzu sehr, dachte sie später; man soll sich nicht gar zu sehr auf etwas freuen, denn man wird so leicht getäuscht.

War sie getäuscht? Durchaus nicht! Madame Kruse würde sich geschämt haben, wenn Jemand dies auch nur angedeutet hätte — aber wunderlich kam es ihr doch vor!

Morten war nun einmal Prediger — streng und ernst, und Friederike war gewiß auch gut und nett den lieben langen Tag, das heißt für die, welche Gefallen an ihr fanden; der Madame Kruse aber war sie zu alt. Die Jugend soll wahrhaftig jung sein, meinte sie. Dazu kam noch Eins: sie mußte einräumen, daß die Jungen sich ganz anders darauf verständen, eine öconomische Wirthschaft zu führen, als sie und ihr Mann jemals, selbst als es in den ersten Jahren noch so knapp bei ihnen herging, gethan hatten. Sie hatten auch sehr, sehr einfach gelebt, aber so wie Morten und Friederike es auf Heller und Pfennig berechnen konnten, was an Seife und Zündhölzern zu ersparen und zu gewinnen sei, davon hatte weder sie, noch auch Jörgen je eine Ahnung gehabt.

Denn Alles hatten die Jungen ausgerechnet und berechnet und Alles bekamen sie wohlfeiler, von den Eiern — von denen sie freilich nicht viel kauften — herab bis zum Scheuersand, und stets saß Madame Kruse beschämt da, wenn Morten sagte: „Es ist ja recht schön, daß die Mutter das Geld dazu hat, so theuer zu kaufen — nicht wahr, Friederike?“

„Da hast Du Recht, Morten; es ist nur etwas schlimm für uns kleine Leute, weil die Preise steigen, wenn Einige zuviel bezahlen.“

Und was nun die Dienstboten betraf, so hatte Madame Kruse einmal früher bemerkt, ehe Friederike sie darauf aufmerksam machte, wie unglaublich viel die Mädchen zu sich nehmen können, wenn sie selbst mit der Butter umgehen dürfen. Friederike's Mädchen — sie hatte nur eins, aber wechselte oft — äßen wahrhaftig fast gar nichts, versicherte sie.

Für die gute Madame Kruse war es ein drückendes Gefühl, daß sie so alt geworden sei, ohne gelernt zu haben, aufzupassen und haushälterisch zu sein. Denn sie konnte nicht umhin, den Jungen vollständig einzuräumen, daß nichts häßlicher sei, als mit Gottes Gaben verschwenderisch umzugehen und sie zu verschleudern. —

Einst fragte Peter bei Tische seinen Bruder, ob er schon die Fabrik gesehen habe; „es sind viele große Veränderungen getroffen worden, seit Du zum letzten Mal nach Christiania reistest,“ fügte er hinzu.

„Ja wohl, große Veränderungen, großartige Veränderungen,“ bestätigte der alte Jörgen.

„Ich bin einige Male an der Fabrik vorbeigegangen; wird Geld verdient?“

„Wie Heu; frag' nur den Vater, der ärgert sich gelb jedes Jahr, weil er nur eine Aktie hat.“

„Ach was, ich habe schon an der einen genug,“ brummte Jörgen, „man soll nicht zu begehrlich sein.“

Digitized by Google

„Wenn es sich so verhält, wie Peter sagt, daß die Fabrik Geld abwirft, so sehe ich nicht ein, weshalb der Vater oder sonst Jemand sich zurückhalten sollte; ist es doch ein durchaus ehrenwerthes Geschäft, und zu großem Nutzen für die Stadt."

„Willst Du Aktien kaufen, Morten?" fragte ihn der Bruder.

„Ich befasse mich nicht mit dergleichen," erwiderte Morten mürrisch; eine Weile nachher fragte er seinen Vater: „wie stehen die Aktien?"

„Sie werden nicht notirt," versetzte Peter; „es sind fast gar keine Aktien der „Fortuna" im Umlauf; man erwartet jedes Jahr einen enormen Gewinn, bis jetzt aber hat man nur 6 Procent erreicht."

„6½," berichtigte der Vater.

„Ja wohl, aber es ward dafür auch fast nichts dem Reservefonds überwiesen."

„Was thut das, ein Mann wie Lövdahl ist so gut wie ein Reservefonds."

„Scheint es Dir denn nicht, Peter, daß sechs Procent ganz hübsche Zinsen sind; kennst Du viele Stellen, wo man mehr bekommt?" fragte Morten mit etwas kriegerischem Tone.

„Die Zinsen sind gut genug, aber es ist keine Garantie da —"

„Garantie hin, Garantie her!" unterbrach ihn der Alte; „sind nicht der Professor und Christensen da?"

„Christensen, lieber Vater, ist überall mit dabei, so daß wohl nicht besonders viel Garantie für jede Stelle abfallen kann. Wer kann überhaupt dafür einstehen, daß die Producte nicht sinken, so daß der Fabrik Verlust erwächst, man das ganze Capital einfordern muß und dann doch nicht zurecht kommen kann — wer bürgt dafür?"

„Was redest Du da doch, Peter," fuhr Morten auf, „wir wissen Alle, daß jedes menschliche Unternehmen dem Wechsel des Glücks — der Vorsehung wollte ich sagen — unterworfen ist; wenn aber Klugheit und Vorsicht bei der Leitung vorhanden sind, so ist eine Unternehmung wie die Fabrik „Fortuna" — rein menschlich gesprochen — recht gut gesichert. Hat man nicht allgemein Vertrauen zum Professor Lövdahl?"

„Ja, das ist ein großer Mann," versetzte Jörgen Kruse, und legte Messer und Gabel von sich, „er kann Alles in Gang bringen, was es auch sei; überdies ist er enorm reich."

„Ich möchte wissen, weshalb der Mann eigentlich Geld leiht," sagte Peter.

„Leiht er Geld?" fragten die beiden Anderen.

„Ja, ich habe mehrere Klienten, die mir erzählt haben, daß sie dem Professor gegen seine einfache Empfangsbescheinigung Geld geliehen hätten."

„Was für Leute waren das?"

„Kleine Leute, die sich etwas erspart hatten."

„Dann kann ich es verstehen," meinte Jörgen; „das sind arme Schlucker, welche nicht Capital genug besitzen, um davon zu leben und in seiner Gutmüthigkeit nimmt der Professor ihr Bischen Geld und bringt es in seinem Geschäft — wie es genannt wird — an, wofür er ihnen dann gern sechs bis sieben Procent Zinsen bezahlt."

„Was sagst Du," rief Morten aus, „sechs bis sieben Procent?"

Digitized by Google

„Ja, was weiß ich," erwiderte der Alte; „es könnte aber dem Professor ganz gut ähnlich sehen, auf solche Weise Wohlthätigkeit zu üben. Denn wohl verdient er selber ganz bedeutend viel, aber er gehört zu denen, die Andere auch Geld verdienen lassen wollen; er ist nicht, wie gewisse andere Matadore in der Stadt, welche dem kleinen Manne nicht einen Verdienst von zwei Schillingen gönnen, weil sie Alles selbst haben wollen."

Dadurch fiel das Gespräch auf Christensen und die Anderen, die zum Kreise gehörten und der Alte mußte über die neuesten Stadtgeschichten lachen, die Peter zum Besten gab. Morten aß gedankenvoll weiter und murmelte hin und wieder: „sieben Procent."

V.

Abraham hatte sich nach und nach viele Körbe bei Grethe Steffensen geholt, bis sie so gut mit einander bekannt geworden waren, daß es keines Vorwandes für einen Besuch mehr bedurfte.

Sie zog ihn mit einer milden stillen Macht auf wunderbare Weise an und es hätte ihm nie einfallen können, sich dem zu widersetzen.

Und der Alte war eigentlich ganz interessant, wenn man sich erst an ihn gewöhnt hatte; in den seltsamen höhnischen Reden, die Steffensen zu halten pflegte, fand Abraham viele der modernen Anschauungen wieder, mit denen er selber sich herumtrug.

Vornehmlich aber, wenn sich etwas in ihm zu regen begann, wenn ihm etwas begegnet war, wenn ihm das Leben verfehlt und das Glück, das ihm bisher gefolgt war, hohl erschien, oder wenn es eine noch schlimmere Form annahm, und er sich vor zwei unentrinnbaren Augen krümmte, vornehmlich in solchen Augenblicken schlich er sich in das kleine Haus am Wege von der Fabrik, setzte sich dicht zu Grethe, nahm eine ihrer kleinen dünnen Hände und legte sie auf sein Gesicht, damit sie die Finger über seine Züge gleiten ließ und ihm erzählte, woran er dächte.

Sie plauderte mit ihm, während sie arbeitete und dann verschwand der höhnische und bittere Zug aus ihrem Gesicht, der immer hervortrat, wenn der Vater etwas sagte. Sie beugte das Haupt und horchte auf Abrahams Stimme und ein glückliches Lächeln lag um den feinen Mund, so lange er da war.

Abraham hatte bald ihr volles Vertrauen gewonnen; von dem Augenblick an, als sie zuerst seine Stimme gehört, schenkte sie ihm ein Zutrauen, das bei einem gewöhnlichen jungen Mädchen undenkbar gewesen wäre. Weil sie nicht sehen konnte, ward sie nicht durch einen Schatten oder Wechsel in seinem Antlitz gestört, und daher kam es, daß sie offen und unbekümmert über Dinge sprechen konnte, die man sonst mit einem Blick oder einer Bewegung überspringt.

Sie war daran gewöhnt, die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen zu hören und der Umgang mit ihrem derben Vater hatte ihr eine naive Sicherheit gegeben, die niemals durch ein zweideutiges Lächeln oder einen anzüglichen Blick gestört worden war.

In Abraham hatte sie das erste menschliche Wesen aus einer feineren Welt als der ihrigen getroffen, und deshalb waren unzählige Dinge da, worüber sie

Digitized by Google

mit ihm sprechen wollte und die sie sonst für sich behalten hatte. So wurden ihre Zusammenkünfte eine bunte Mischung von kindischem Geschwätz und der intimsten Vertraulichkeit.

„Daß Du es aushalten kannst, so reich zu sein!" sagte sie eines Tages zu ihm.

„Wieso aushalten?"

„Wenn Du das nicht verstehen kannst, bist Du dumm."

„Weißt Du denn nicht, daß ich dumm bin?"

„Nur wenn Du es sein willst; sonst bist Du furchtbar klug."

„Was meintest Du denn?"

„Hast Du niemals den Vater von den Armen erzählen hören, von denen, die wirklich arm sind, nicht Solchen wie wir, sondern denen, die nichts zu essen haben?"

„Mein Vater ist reich, ich bin es nicht."

„O, so entgehst Du mir nicht, Du kannst Alles bekommen, wenn Du willst, und wenn er stirbt, erhältst Du Alles; was willst Du dann mit all' dem Gelde anfangen?"

„Ich will Dir so viel geben, wie Du haben willst."

„Weshalb willst Du *mir* so viel geben?"

„Weil — weil —"

„Weil Du mich liebst," fragte sie lachend.

Abraham fühlte sich im Innersten getroffen und vermochte nicht zu antworten; sie hatte dies seltene Wort so natürlich gesagt, als ob es sich von selbst verstände. „Oder, wenn Du mich nicht liebst, weshalb kommst Du denn hierher und störst mich in meiner Arbeit, wenn ich fleißig sein soll?" fragte sie und lachte wieder vergnügt, „Du kannst mir aber glauben, daß ich es ganz genau weiß, und aus Deiner Frau machst Du Dir nichts mehr."

„Aber ich bitte Dich, Grethe — woher weißt Du denn das?"

„Ich habe es gehört."

„Von wem?"

„Von Dir selber."

„Das ist nicht wahr, Grethe, ich habe nie ein Wort davon gesagt —"

„Kein Wort, das ist wahr — ich höre die Worte nicht, aber den Ton; ich weiß Alles, woran Du denkst, sobald Du gesagt hast: Guten Tag, Grethe! Ja ich kann an Deinen Fußtritten draußen hören, ob Du nur kommst, um mich zu stören, oder ob — ob —"

„Oder ob?"

Sie ließ ihre Arbeit fallen und streckte die Arme gegen ihn aus; und ehe er es verhindern konnte — wenn er es überhaupt gewollt — glitt sie in seine Arme und flüsterte ihm ins Ohr: „Oder ob Du müde und schweren Herzens kommst, weil es Dir nicht gut geht, Abraham!"

Die Sonne schien hell herein in die Stube — es war Herbst, früh im Herbst, und die niedrig gehende Sonne fand die niedrigen Fenster und erfüllte die Stube mit warmem gelben Licht. Und während Abraham wunderbar berauscht und halb beschämt es versuchte, die Sache ganz natürlich zu finden, um sie nicht zu

Digitized by Google

erschrecken, legte Grethe ihre Wange an die seinige und sagte, daß sie fühlen könne, wie die Sonne über sie niederflösse, und wie herrlich das sei.

Es erfüllte ihn plötzlich unendliche Trauer, so daß er hätte weinen mögen — wie er da saß und sie in seinen Armen hielt; so hatte er sich niemals befunden und in diesem Augenblick erkannte er, wie unsäglich verkehrt und inhaltslos sein Leben sei; Alles erschien ihm so klar, so klar und so leer, und er selbst kam sich schon alt vor, wie er in einer Allee von Täuschungen dahinwandelte — und was sollte das Leben der Armen bringen, die sich an ihn schmiegte!

Sie fühlte gleich seine Stimmung, wie immer.

„Heute ist Dir schwer ums Herz, Abraham, und weißt Du, weshalb?"

„Weißt Du's, Grethe?"

„Du möchtest lieber mich zur Gattin haben, als die, welche Du hast."

„Ja, ja, vielleicht wäre es so besser," versetzte er bitter.

„Aber das geht nicht an," fügte sie ernst hinzu und setzte sich wieder auf ihren Platz.

„Weshalb nicht?"

„Erstens weil Du schon eine Frau hast, und zweitens weil ich mich nicht verheirathen kann."

„Wer sagt das?"

„Das hat mein Vater gesagt."

„O — wenn Du einen Mann fändest, den Du gut kenntest und leiden möchtest!"

„Nein, es ist nicht des Mannes, sondern der Kinder wegen; der Vater sagt, daß wenn das Kindchen zum Ofen geht und den kochenden Kaffee über sich gießt, so kann ich es nicht sehen — ach, ich sehe es deutlich vor mir!" Sie hielt die Hand vor die blinden Augen und rief: „Nein, nein, es geht nicht an."

Es war klar, daß dies Bild sich in ihr Bewußtsein eingebrannt hatte und jedem weiteren Gedanken hier den Eingang verwehrte.

Abraham war in Gedanken versunken, er spielte mit ihrer langen Haarflechte, sie beugte sich über ihre Arbeit und sprach auch nicht.

So saßen sie, als Steffensen um sieben Uhr aus der Fabrik heim kam. Abraham konnte nie zur Gewißheit darüber gelangen, ob der Alte seine Besuche bei Grethe gern sähe; heute jedoch sah er klar, daß es Steffensen nicht gefiel, ihn hier zu treffen. Er ging in der Stube umher und pfiff, und Grethe flüsterte Abraham zu: „Der Vater ist böse."

Inzwischen war Steffensen in die Küche hinausgegangen, wo er sich zu waschen pflegte, wenn er von der Arbeit kam; und während er sich ins Wasser tauchte und schnob wie ein Nilpferd, rief er laut:

„Theetopf! wie sagen Sie? Ein silberner Theetopf mit Zuckerschale und Rahmkanne, von sämmtlichen — ho! ho!" — ins Wasser tauchend — „von sämmtlichen Arbeitern der ‚Fortuna'; das wird ungeheuer feierlich — wie sagen Sie?"

„Verstehst Du das?" flüsterte Grethe.

„Nicht ein Wort," erwiderte Abraham und erhob sich, um fortzugehen.

„— Für den Eifer den Theetopf — für die Sorgfalt die Zuckerschale — und

Digitized by Google

für die humane Behandlung die Rahmkanne! Wie das den braven Mann überraschen wird! Hahaha! Entschuldigen Sie, junger Herr, der alte Steffensen erlaubt sich, Euch Alle mit einander auszulachen."

„Was meinen Sie mit dem Theetopf?" rief Abraham.

„Ach, stellen Sie sich doch nicht so an! Wie rührend, dem gemeinen Mann ein Stück Komödie vorspielen zu wollen; ich habe auch in meiner Jugend Komödie gespielt — es war, meiner Treu! in Mandal, Gott besser's, aber ich spielte wirklich besser als Sie, Herr Director!"

„Möglich, denn ich spiele nicht Komödie; ich verstehe Sie nicht, nicht ein Wort!"

Steffensen trat nun ganz in die Thür, indem er sich mit dem Handtuch abtrocknete; aus dem rothen ölglänzenden Gesicht traten die großen Augen weit hervor und die richtete er nun wie einen Operngucker gegen Abraham:

„Und Sie wollen mir einbilden —"

„Er weiß von nichts, Vater."

„Bah — was weißt Du? Aber ich, ich habe meine beiden guten Augen; können Sie mir fest ins Gesicht sehen und sagen, daß Sie von dem Arbeiterfest, das auf der ‚Fortuna' vorbereitet wird, Nichts wissen?"

„Ich habe nicht ein Wort davon gehört," erwiderte Abraham.

„Du kannst Dich darauf verlassen, Vater, er weiß von nichts," fügte Grethe ernst hinzu.

„Das wäre der Henker!" murmelte Steffensen ungläubig; „dann wissen Sie auch wohl nichts von den Ehrengaben: Theetopf, Zuckerschale und für die humane —"

„Halten Sie ein!" rief Abraham ungeduldig, „ich will Ihr Gewäsch nicht länger anhören. Adieu, Grethe!"

„Ach, Herr Director," sagte Steffensen und rieb sich vergnügt die Hände, wollen der Herr Director nicht die Freundlichkeit haben, noch ein paar Minuten zu bleiben, dann will ich Ihnen 'was erzählen. Heute ging der Verwalter Marcussen — der Kinderwärter, wie sie ihn nennen — auf der ganzen Fabrik umher und meldete, daß alle Arbeiter übereingekommen wären, dem Professor Lövdahl am 4. October, dem berühmten Geburtstage des Professors, eine Ehrengabe — was sagen Sie? — zu überreichen. Es sei natürlich eine freiwillige Sache; allein er zweifle nicht daran, daß jeder brave Arbeiter diese willkommene Gelegenheit ergreifen werde — nun, Sie kennen wohl die alte Leier, sie kommt direct aus Bankdirector Christensen's Waschhaus!"

„Sind Sie mit dabei, Steffensen?" fragte Abraham.

„Nein, mein guter Herr, der alte Steffensen sagte: nix — née — padetout! und die Andern hätten große Lust gehabt, dasselbe zu thun; da sahen wir aber Alle, wie Marcussen in seinem Notizbuch ein Zeichen machte, und das sollte wohl so viel bedeuten, wie daß Steffensen die längste Zeit in der Maschinerie der ‚Fortuna' gelebt habe."

„Ach Unsinn, Steffensen! Glauben Sie, daß mein Vater sich um dergleichen kümmert? Ich bin davon überzeugt, daß er alles thun würde, um diese läppische Einsammlung zu verhindern, wenn er darum wüßte."

Digitized by Google

„Ach wüßtest Du bloß — ach wüßtest Du bloß —“ trällerte der Alte und wollte sich wieder in die Küche begeben.

„Weshalb kannst Du nicht mit dabei sein, Vater?“ fragte Grethe etwas ängstlich; „es kann für jeden Einzelnen doch nicht viel werden.“

„Weshalb ich nicht mit dabei sein kann, mein Kind? — nun das will ich Dir sagen“ — und er stellte sich mitten in die Thür und richtete sich empor, wie wenn er von der Tribüne spräche — „weil das Ganze nichts als Humbug, Spiegelfechterei und Blendwerk des Teufels ist. Glaubst Du, daß die Leute, die dort auf der Fabrik arbeiten, jemals einen Schilling besitzen, den sie nicht vollauf nöthig haben? Und dennoch kommen sie alle mit ihren freiwilligen Beiträgen — ja wohl, freiwilligen, weil sie lieber ein paar Tage die Butter entbehren, als sich der Gefahr aussetzen wollen, den ganzen Winter ohne Brot zu sein — deshalb kommen sie, weil sie so arm sind, daß sie gezwungen sind, feige zu sein — und so arm ist der alte Steffensen nicht. Das ist der ganze Unterschied.“

Aber, als wenn es ihn reuete, diese letzten Worte gesagt zu haben, fügte er rasch hinzu:

„Denn Du mußt wissen, mein Kind, hier im Lande wird es als eine Gnade angesehen, daß man die Erlaubniß bekommt, sich abzuschinden für einen Lohn, der eben ausreicht, das Leben zu erhalten und den Körper nothdürftig zu kleiden. Und wenn man nun so glücklich ist, sich für einen Capitalisten abzuarbeiten, der Einem nicht geradezu das Leben abplagt und Einen nicht gleich für die geringste Kleinigkeit auf die Straße wirft, dann heißt es gleich: her mit den freiwilligen Beiträgen, das Capital will Silberzeug haben, einen Theetopf für den Eifer, eine Zuckerschale für die Sorgfalt, und für die humane Behandlung eine Rahmkanne —“

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn und herein trat Frau Gottwald und grüßte. Es kam noch so viel Licht von dem westlichen Himmel, wo die Sonne untergegangen war, daß man sich in der Stube gegenseitig sehen konnte, und Abraham erwiderte den Gruß etwas verlegen; es war lange her seit er sie gesehen.

Frau Gottwald gebrauchte in ihrem Modengeschäft viele von Grethe Steffensen's Korbarbeiten und kam deshalb oft zu ihr hinaus. Abraham war ihr einige Male begegnet, suchte ihr aber am liebsten auszuweichen; theils hatte er ein böses Gewissen, weil er sie so selten besuchte, theils war es ihm unangenehm mit Leuten aus der Stadt zusammenzutreffen, wenn er bei Grethe war.

Heute Abend aber entging er seinem Schicksal nicht; Frau Gottwald bat ihn geradezu auf sie zu warten, damit sie zusammen zur Stadt gehen könnten.

Er bot ihr den Arm und sie gingen ein Stück Weges, Beide etwas verlegen; endlich sagte sie:

„Sie kommen niemals mehr zu mir,“ Herr Lövdahl.

„Liebe Frau Gottwald, nennen Sie mich doch Abraham wie ehedem.“

„Ich möchte Sie herzlich gern nennen wie früher, allein Sie sind mir so fremd geworden in der letzten Zeit; ich kann in Ihnen nicht mehr den Freund und Abgott meines kleinen Marius sehen, denn das waren Sie — erinnern Sie sich seiner noch?“

Digitized by Google

„Ach ja, ganz deutlich," erwiderte Abraham, „ich sehe ihn noch immer in dem kleinen grauen Winterrock mit der Strippe im Nacken vor mir."

„Ach du lieber Himmel, ich habe den Rock noch; wie wohl es thut mit Jemandem zu sprechen, der ihn kannte und Sie sind ja ungefähr der Einzige."

Abraham gelobte sich selber, sie öfter zu besuchen, inzwischen hatten sie den Kirchhof erreicht und Frau Gottwald wollte hin zum Grabe des kleinen Marius.

Es war Abraham einige Mal vorgekommen, als ob sie einen Anlauf nehme, um ihm etwas zu sagen, es aber wieder aufgäbe. Jetzt da sie Abschied von einander nehmen sollten und sich die Hände hielten, wandte sie ihm das hübsche vergrämte Antlitz zu und sagte mit einem ängstlichen Ausdruck in den klaren braunen Augen: „Seien Sie mir nicht böse, Abraham, aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Grethe Steffensen —"

Er machte eine ungeduldige Bewegung und wollte die Hand zurückziehen.

„Nein, nein, so war es nicht gemeint, lieber Abraham! Ich weiß, daß Sie nichts Böses im Sinne haben, aber gleichwohl — — nun ja, ich wollte Ihnen dies bloß sagen, weil mir es immer vorkommt, als hätte ich Theil an Ihnen, um Marius' Willen. Jetzt müssen Sie mir nicht böse sein und nicht meinen, ich mische mich in etwas, was mich nichts angeht; mein Leben ist der Art gewesen, daß es mir vorkommt, als ständen mir alle schutzlosen Frauen nahe. Gute Nacht!"

Abraham setzte seinen Weg nach der Stadt fort und dachte, während er ging, an seine verstorbene Mutter; Frau Gottwald hatte etwas an sich, das ihn immer an seine Mutter erinnerte.

Daß die Leute sein Verhältniß zu Grethe Steffensen mißdeuten könnten, hatte er sich wohl gedacht; aber es ärgerte ihn, daß Frau Gottwald darauf anspielen konnte; und diese neuen Gedanken führten ihn weiter ab von dem, was er draußen von Steffensen gehört hatte.

In den Zimmern des Professors war kein Licht; aber oben in seiner eigenen Wohnung traf Abraham seinen Vater in einem vertraulichen Gespräch mit Clara.

„Guten Abend, mein lieber Junge! Clara sagt, Du seist den ganzen Nachmittag aus gewesen; setz' Dich nun her; ich will heute Abend Euer Gast sein."

Das Antlitz des Professors strahlte, indem er das hübsche junge Paar, die eleganten Räume, all' den Luxus und all' das Glück betrachtete, was er den beiden lieben Menschen geschaffen hatte.

„Ich möchte in der That auch fragen, wo Du in der ganzen langen Zeit gewesen bist, Abraham," versetzte Clara.

Der Professor aber bemerkte, daß Abraham nicht guter Laune sei und er hatte schon eine gewisse Uebung darin erlangt, kleine Auftritte zwischen ihnen zu verhindern. „Wir wollen uns hüten, ihn auszufragen, Clara! Die Luft ist voll von Geheimnissen und Ueberraschungen; Du kannst Dich darauf verlassen, daß Abraham auch eine hat."

„Es ist also wahr, was man erzählt, daß man ein Arbeiterfest draußen auf der „Fortuna" vorbereitet?" fragte Abraham.

„Hast Du davon nicht schon gehört?" warf Clara ein.

Digitized by Google

„Niemand hat ein Wort davon zu mir gesprochen."

„Auch nicht zu mir,'" versetzte der Professor; „dann muß es etwas sein, was die kleine Frau vorhat." Er wollte offenbar einen Scherz daraus machen.

„Und diese Einsammlung, Vater —"

„Still, still, wie kann man doch so indiskret sein?" rief der Professor und hielt die Hände vor die Ohren.

„Ja, das magst Du wohl sagen!" versetzte Clara.

„Du weißt also darum, Vater! Das hätte ich nicht geglaubt, Du mußt doch eine solche Einsammlung unter armen Arbeitern äußerst peinlich finden."

„Wenn wir doch einmal davon sprechen sollen," erwiderte der Professor, „so finde ich einen solchen Gedanken, wenn er von den Arbeitern selber ausgeht, hübsch und ehrenvoll für beide Theile."

„Ja, wenn er von den Arbeitern ausgeht!"

„Darüber kann im vorliegenden Fall nicht der geringste Zweifel stattfinden," sagte der Professor mit der ganzen Würde, die sonst nie ihre Wirkung auf Abraham verfehlte.

„Du meintest vielleicht, Dein Vater habe selber die Einsammlung zu Stande gebracht?" fragte Clara höhnisch, indem sie dem Professor ein Glas warmen Punsch brachte, den sie selbst bereitet hatte; er küßte galant ihre Hand und sie nahm mit ihrer Arbeit dicht neben ihm Platz. Abraham ging mit der Cigarre in der Stube auf und ab.

Nach einer Pause sagte er:

„Wenn es nun auch wäre, daß der Gedanke ursprünglich bei den Arbeitern aufkam, so wissen wir doch Alle, daß viele von ihnen, vielleicht die Meisten sich anschließen, bloß weil sie es nicht wagen, nicht mit dabei zu sein; ja ich weiß sogar, daß es in der Fabrik heißt, daß der, welcher keinen Beitrag leisten will, nicht darauf rechnen kann, seinen Platz zu behalten."

„Wer hat Dir diesen Unsinn eingeredet, Abraham? Nun hast Du gewiß wieder mit Deinem Freunde Steffensen gesprochen."

Abraham mußte einräumen, daß dem so sei.

„Nun was den betrifft, so kann es gewiß ziemlich gleichgültig sein, ob er einen Beitrag leistet — wie Du sagst — oder nicht; seine Verabschiedung ist schon beschlossen," sagte der Professor.

„Das ist nicht möglich, Vater! Soll Steffensen weggejagt werden? Ein so tüchtiger und zuverlässiger Arbeiter!"

„Weggejagt werden! Wer sagt, daß er weggejagt werden soll! Die Direktion verlangt Einschränkungen, und deshalb haben wir uns nach einem Manne umgesehen, der billiger zu haben ist; ein Solcher ist gefunden und also muß Steffensen fort, das ist doch klar wie der Tag."

In der letzten Zeit war es einige Male vorgekommen, daß der Professor seinem Sohne in Kleinigkeiten nicht so erhaben und vollkommen erschienen war, wie sonst, aber noch nie hatte Abraham sich ihm geradezu widersetzt; in diesem Augenblick jedoch ward er hitzig, das Blut stieg ihm zu Kopf und er sagte:

„Ich muß gestehen, daß man mich nicht so behandelt, wie es sich geziemt; es werden hier Verabredungen und Abmachungen getroffen, ohne daß mir ein

Digitized by Google

Wort davon gesagt wird; entweder bin ich Mitdirector und dann will ich als solcher behandelt werden, oder man entlasse mich auch. Ich will nicht zum Gespött der Leute wie eine Null betrachtet werden."

„Aber, ich bitte Dich, Abraham, was fällt Dir doch ein!" rief Clara.

„Sei nur ruhig, liebes Kind! Abraham ist immer etwas hitzig gewesen, das liegt ihm so im Blut. Du wirst bei ruhiger Ueberlegung bald einsehen, lieber Abraham, daß Du Dich im Irrthum befindest. Es wird Dir als Gehilfe der Direction alle Anerkennung und jede Rücksicht erzeigt; und daß wir Beiden nichts von diesen heimlichen Vorbereitungen gehört haben, zeigt eben, daß die Leute Tact haben."

„Nun ja, meinetwegen; aber ich erlaube mir die Frage: soll Steffensen verabschiedet werden, wenn ich ausdrücklich verlange, daß er bleiben soll?"

„Steffensen — dieser Steffensen! Du kennst ihn nicht, Abraham! —"

In diesem Augenblick trat das Mädchen ein und meldete, es sei eine Dame und ein Herr draußen, welche fragten, ob die Herrschaft zu Hause sei.

Die Fremden waren der Pastor Kruse und seine Frau. Sie kamen mit vielen Entschuldigungen, daß sie so spät noch störten. Da sie aber gerade von der Bibelstunde gekommen wären und die Fenster erleuchtet gesehen, hätten sie der Lust nicht widerstehen können, hinaufzugehen.

Sie wurden sehr freundlich empfangen, denn sie kamen in der That äußerst gelegen.

Ueberdies hatte Clara die Pastorin gern und sie machte sich ein Vergnügen daraus, die Fremden gut und reichlich zu bewirthen, während sie doch gleichzeitig mit großer Theilnahme den ökonomischen Betrachtungen der Pastorin zuhörte und sich manchen kleinen Kunstgriff bei der Bereitung der Speisen lehren ließ. Und als Abraham am anderen Tage über eine Sauce unzufrieden war, die nur aus Mehl und Wasser bestand, hatte sie ihre Freude daran, ihm vorzuhalten, wie unsinnig und nichtswürdig es sei, mit Essen und Trinken verschwenderisch umzugehen, selbst wenn man die Mittel dazu hätte.

Der Professor und der Pastor vertieften sich bald in ein Gespräch, das bei den Armen begann, dann zu den Fabrikarbeitern und endlich zu den inneren Betriebsangelegenheiten der Fabrik überging.

Nur Abraham war es sehr unbehaglich zu Muthe; er konnte den aufgeblasenen Morten Dickwanst, und auch die Frau nicht leiden, und es war ihm höchst unangenehm, daß diese Menschen sich in der letzten Zeit immer mehr in seinen Kreis hineindrängten. Er fuhr fort, nach dem Abendessen auf und nieder zu gehen und nahm nur wenig Theil am Gespräch.

Dieses war ungemein lebhaft, denn der Pastor hatte den Professor um ebenso viel zu fragen, wie Clara die Pastorin; und als sie sich trennten, verabredeten die Damen eine Zusammenkunft für den nächsten Montag, während der Pastor, etwas verlegen, den Professor fragte, zu welcher Zeit er ihn in Geschäftsangelegenheiten treffen könne?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Der Herbstmonat des Jahres 1884 hat zwei Vorgänge von internationaler Bedeutung, die Kaiserzusammenkunft von Skiernewice und die Einstellung der Amortisationszahlungen der ägyptischen Finanzverwaltung zu verzeichnen gehabt. In diesen beiden Ereignissen spiegelt sich der Gegensatz wieder, der zwischen den Zuständen des östlichen Europa und denjenigen des Westens besteht. Wie vor zwölf Jahren, so gründet sich auch gegenwärtig der europäische Friede auf das Einvernehmen der Herrscher des Ostens und Nordostens, die zum zweiten Male darüber einig geworden sind, hinter die Rücksicht auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung alle übrigen Rücksichten zurückzustellen und es bis auf Weiteres bei den Zuständen bewenden zu lassen, welche die letzte Regelung der europäischen Machtverhältnisse geschaffen hat. Die Periode der Verstimmungen, welche auf die Beschlüsse des Sommers 1879 folgten und Rußland in einen kaum mehr verhohlenen Gegensatz gegen die neue Richtung der österreichischen Orientpolitik trieb, ist geschlossen. Man hat sich das Wort gegeben, den gegenseitigen Besitzstand nicht zu stören und die Differenzen nach Möglichkeit abzuschwächen, die derselbe bedingt. Es wird nicht nur dabei bleiben, daß der russische Einfluß in Bulgarien, der österreichische in Serbien maßgebend ist, daß die bosnischen Länder in die österreichische Machtsphäre eingeschlossen sind und daß man Ostrumelien sich selbst überläßt, — auch dem Gegensatz russischer und österreichischer Interessen in den ehemals polnischen Ländern soll vorläufig Halt geboten werden. Rußland wird das akatholische Ruthenenthum Galiziens sich selbst überlassen, Oesterreich dafür Sorge tragen, daß das katholische Polenthum sich auf Galizien beschränkt und daß sein Einfluß die Ruhe der benachbarten russisch-polnischen Länder in keiner Weise gefährdet. Rücksichtlich der Beziehungen Deutschlands zu den beiden Nachbarn hat es besonderer Festsetzungen überhaupt nicht bedurft. Rußlands Friedensschluß mit Oesterreich bedingt an und für sich volles und ungestörtes Einverständniß mit dem deutschen Reich, da russisch-deutsche Differenzen immer nur rücksichtlich des Verhältnisses zum österreichisch-ungarischen Kaiserstaat bestanden haben, dessen Erhaltung deutscherseits von jeher als Hauptbedingung für das europäische Gleichgewicht angesehen worden ist. Sind die Cabinete von Petersburg und Berlin über das Verhältniß zu Oesterreich einig und hat man sich darüber verständigt, von einem Hinübergreifen in den natürlichen Gang der Entwicklung der orientalischen Dinge abzusehen, so ist man überhaupt einig — directe Reibungspunkte zwischen den beiden nordischen Nachbarn sind niemals vorhanden gewesen. — Ob zugleich Vereinbarungen über ein gemeinsames Vorgehen gegen anarchistische Umtriebe getroffen worden sind, ist von nur untergeordnetem Interesse. Die bloße Thatsache des Einverständnisses zwischen den Mächtigen des Nordostens bedeutet an und für sich eine Lahmlegung aller derjenigen Einflüsse, die es auf Störung des inneren und äußeren Friedens absehen. Wenn von den Betheiligten immer wieder

Digitized by Google

versichert wird, daß besondere Abmachungen nicht getroffen seien, und daß man sich damit begnügt habe, einer bereits vorhandenen Uebereinstimmung der Interessen und Anschauungen erneuten Ausdruck zu geben, so liegt schlechterdings kein Grund zu Zweifeln an dieser Angabe vor. Wer die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre kennt, weiß ein für alle Male, daß in den Beziehungen der Mächte die Verschiedenheit russischer und österreichischer Auffassungen über die mit der Zukunft des Slawenthums untrennbar verbundene orientalische Frage den springenden Punkt bildete. Ist man darüber einig, an diesen nicht zu rühren, so versteht sich gleichsam von selbst, daß es mit anderen etwa auftauchenden Schwierigkeiten keine Noth hat.

Die gegenwärtige Weltlage hat mit sich gebracht, daß das in Skiernewiece erzielte Einvernehmen nirgend auf dem festen Lande Widerspruch oder Unzufriedenheit erregte. Die Besorgnisse der Staaten zweiten Ranges vor Vergewaltigungen der Großmächte sind durch die Geschichte des letzten Jahrzehntes genugsam widerlegt worden, um nicht mehr in Betracht zu kommen, — von Spanien und Italien versteht sich schon seit geraumer Zeit von selbst, daß sie sich der von den Ostmächten befolgten Politik anschließen; aber Frankreich hat dieses Mal ausdrücklich erklärt, daß es in dem Zusammengehen der Continentalmächte eine Kräftigung der eigenen Position sehe. Damit ist zugleich gesagt, was die Zusammenkunft von Skiernewiece für England und für die in Aegypten befolgte englische Politik bedeutet. In vollem Maße erntet Mr. Gladstone, was er gesäet hat, nämlich die ausgesprochene Abneigung derselben Mächte, die sein Emporkommen im Jahre 1880 laut und freudig begrüßt hatten. Rußland und Frankreich, die auf die Wiederherstellung des Ministeriums Gladstone die ausgedehntesten Hoffnungen gesetzt hatten, sind der Reihe nach dabei angelangt, auf die deutsch-österreichische Seite hinüberzutreten und England sich selbst zu überlassen. Rußland hat diesen Entschluß freiwillig gefaßt, nachdem es durch die Erfahrungen des Herbstes 1880 über die vollendete Planlosigkeit der neu-englischen Politik belehrt worden, Frankreich aber hat sich *gegen* seinen Wunsch und *gegen* seine Neigung von dem vieljährigen Verbündeten trennen müssen. Zu seiner eigenen Ueberraschung und zum Mißvergnügen des unversöhnlichen Theiles seiner Landsleute ist Herr Ferry dicht an die Seite derjenigen Macht gedrängt worden, die der französischen Nationalleidenschaft für die Wurzel aller Uebel gilt.

Die Entschiedenheit, mit welcher das Berliner Cabinet gegen die Einstellung der ägyptischen Amortisationszahlungen Protest eingelegt hat, ist von so großem Vortheil für Frankreich, daß die Pariser Staatsmänner schlechterdings nicht umhin gekonnt haben, dieselbe dankbar entgegen zu nehmen und ein zeitweiliges Zusammengehen mit dem deutschen Reich für ein unabweisliches Gebot der Nothwendigkeit zu erklären. Da der entscheidende Einfluß einmal in Berlin liegt, darf der Gewinn deutscher Parteinahme gegen das englisch-ägyptische Vorgehen nicht von der Hand gewiesen werden, und hängt der Erfolg der eingelegten Verwahrung wesentlich davon ab, daß die sonst so zwiespältigen Gegner der englisch-ägyptischen Politik bis auf Weiteres einig bleiben. Noch hat Lord Granville sich zum Einlenken nicht entschlossen, noch verharrt man in London darauf, daß nicht die englische Regierung, sondern die Rathlosigkeit des Vicekönigs für den stattgehabten Eingriff in die Rechte der ägyptischen Staatsgläubiger verantwortlich zu machen sei, und daß es sich nicht um einen freiwilligen Entschluß, sondern um ein unabweisliches Gebot eiserner Noth gehandelt habe, — der *Ton* aber, in welchem die Londoner Staatsmänner reden, läßt deutlich erkennen, daß man sich über die Bedeutung des einhelligen Vorgehens der festländischen Großmächte nicht täuscht, und daß man es auf einen förmlichen Zusammenstoß mit denselben nicht ankommen lassen will. Zunächst wird abzuwarten sein, wie die inneren ägyptischen Verhältnisse sich gestalten, und ob es der von dem General Wolseley vorbereiteten Expedition gelingt, den Aufstand im Sudan endgültig zu Boden zu schlagen. Anzeichen einer relativen Besserung der Lage lassen sich schon gegenwärtig nicht verkennen, wo General Gordon in die Lage gekommen ist, sich außerhalb der Mauern Chartums mit einer gewissen Freiheit zu bewegen und die Monate lang unterbrochen gewesene Ver-

Digitized by Google

bindung mit den Hauptstädten Unterägyptens wieder aufzunehmen. Noch lauten die Nachrichten vom unteren Nil indessen zu widerspruchsvoll, als daß eine auch nur annähernd klare Vorstellung von dem Umfang der Veränderungen möglich wäre, die sich in den gegenseitigen Machtverhältnissen während des letzten Sommers vollzogen haben. Immerhin aber läßt sich annehmen, daß das Schlimmste überstanden ist, und daß die Entscheidung über die Zukunft des Sudan nicht von dem Mahdi, sondern von den Machthabern in Alexandrien und Kairo gefällt werden wird. Freilich wird vor Allem nothwendig sein, daß der seit siebenundzwanzig Monaten bestehenden Unklarheit ein Ende gemacht und Feststellung darüber getroffen werde, ob England fähig und Willens ist, die förmliche Verantwortung für die Zukunft Aegyptens und seiner Regierung zu übernehmen. So lange Mr. Gladstone am Ruder bleibt, wird man schwerlich den Muth haben, in dieser Beziehung bestimmte und klare Entschlüsse zu fassen und der seit Jahr und Tag herrschenden Verwirrung eine Grenze zu setzen; einmal wird es aber auch mit der Gladstone'schen Regierung ein Ende haben und die Stunde für eine Entscheidung des Problems schlagen, das die Welt seit länger als zwei Jahren in Unruhe hält.

Wir Deutsche haben keinen Grund, eine Beschleunigung dieser Entscheidung herbeizuwünschen. Unsere Interessen werden durch die Zukunft Aegyptens nur so weit berührt, als die fragwürdigen Zustände dieses Landes auf die französische Politik einwirken und unsere Nachbarn in den Bahnen festhalten, in welche dieselben seit dem Sommer 1882 gerathen sind. Augenblicklich ist die Aufmerksamkeit Frankreichs noch so vollständig durch die Ereignisse in China in Anspruch genommen, daß die ägyptische Angelegenheit sich mit einer secundären Stellung begnügen muß, und daß die Masse der Franzosen nach derselben nur soweit fragt, als der gemeinsame Gegensatz gegen England den Minister Ferry zur Anlehnung an Deutschland bestimmt. Die Anfangs so zuversichtlich gehegte Hoffnung, Courbet's am unteren Min und auf Formosa errungene Erfolge würden die Regierung von Peking zum Nachgeben zwingen, ist auch in Paris im Schwinden begriffen. Gut republikanische Blätter wie die „Débats" beginnen sich zu der Meinung zu bekennen, daß die dem Riesenleibe des chinesischen Reiches zugefügten Nadelstiche auf die Entschließungen des Pekinger Cabinets keinen Einfluß üben würden, und daß der Widerstand der Kriegspartei nur durch einen Stoß in das Herz des himmlischen Reiches gebrochen werden könne. An einen solchen ist Angesichts der schwierigen Finanzlage Frankreichs aber um so weniger zu denken, als die Fortsetzung des Krieges am rothen Fluß seit der Entsendung regulärer chinesischer Truppen an die anamitische Grenze bereits an und für sich zu einer Erhöhung der Kriegskosten führt und als die innere Lage des Landes die Aufbringung der erforderlichen Opfer von Monat zu Monat schwieriger erscheinen läßt. Die an und für sich nicht zweifelhafte Opferwilligkeit der Kammern wird durch den Ausbruch von Arbeiternothständen in Lyon und St. Etienne auf Proben gesetzt werden, wie sie bisher nicht bestanden haben. Noch ist der Winter nicht hereingebrochen, und schon werden zwei Millionen allein für Lyon gefordert, wo der Beschäftigungslosigkeit von mehr als 20,000 Industriearbeitern durch Erdarbeiten abgeholfen werden soll, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge über viele Jahre vertheilt worden wären. Lyon ist aber nur einer der Punkte, an denen die industrielle Thätigkeit ins Stocken gerathen ist. Man macht sich darauf gefaßt, ähnlichen Verlegenheiten in den mittelfranzösischen Industriebezirken und in Paris begegnen zu müssen, wo die in der Abwicklung begriffenen Bauarbeiten ihrem Ende entgegengehen und neue Arbeitsgelegenheiten so gut wie vollständig fehlen. Ist es trotz aller Ersparungen schon gegenwärtig nicht mehr möglich gewesen, das Budget zu balanciren, so wird unvermeidlich sein, daß man die Kriegsausgaben so bescheiden wie möglich zuschneidet, um Mittel für die Volksernährung übrig zu behalten. Dazu kommt, daß die Lage der französischen Landwirthschaft trotz des außerordentlich günstigen Ausfalls der Wein- und Getreideernte als ein höchst bedrängter geschildert wird und daß das Verlangen nach Schonung der Steuerkräfte des Landes von den verschiedensten Seiten laut wird. Der „Temps", dessen governe-

Digitized by Google

mentale Gesinnung Niemand in Zweifel zieht, machte bereits vor einiger Zeit darauf aufmerksam, daß der politische Eifer und die Theilnahme am Parteileben allenthalben hinter den wirthschaftlichen Sorgen zurücktreten, und daß die Masse des Volkes vornehmlich mit Fragen des Zollschutzes und der Erleichterung der nationalen Productionsbedingungen beschäftigt sei. In einem revolutionär unterwühlten Lande wiegt das doppelt schwer. Während noch vor einigen Wochen vielfach die Hoffnung ausgesprochen wurde, der Erlaß des Gesetzes über die Coalitionsfreiheit der Arbeiter und das Genossenschaftswesen werde auf die Stimmung der arbeitenden Classen günstig einwirken, den Einfluß der socialistischen Agitation beschränken und den Beziehungen der Regierung zu den besitzlosen Classen zu Gute kommen, sagt man sich gegenwärtig, daß die bedrängte Lage der Industrie und des Wirthschaftslebens socialreformatorischen Unternehmungen so ungünstig wie möglich sei, und daß auf mehr als Erhaltung der äußeren Ruhe nicht gerechnet werden dürfe. Die Regierung wird dadurch in die Nothwendigkeit versetzt sein, ihre auswärtige Action innerhalb der bescheidensten Grenzen zu halten und die China gegenüber geltend gemachten Ansprüche auf das Maß des Unentbehrlichen herab zu stimmen.

Der zurechnungsfähige Theil der französischen Nation ist mit dieser Sachlage genau genug bekannt, um es begreiflich zu finden, daß Herr Ferry von der ihm gebotenen Gelegenheit, in Sachen Aegyptens und Süd-Afrika's mit der deutschen Politik Hand in Hand zu gehen, umfassenden Gebrauch gemacht hat. Verwahrungen gegen das Zusammengehen mit dem sogenannten Landesfeinde werden nur noch von Seiten der grundsätzlich oppositionellen Parteien und der Patriotenliga eingelegt, von welcher der ernsthafte Theil der Nation sich mehr und mehr zurückgezogen hat. Noch vor Jahresfrist wären öffentliche Demonstrationen gegen den Gedanken einer Entgegennahme deutscher Unterstützung in der ägyptischen Angelegenheit unvermeidlich gewesen; heute findet man sich stillschweigend in denselben, weil man sich der Ueberzeugung nicht verschließen kann, daß keine andere Wahl, als diejenige zwischen dem „allgemeinen continentalen Einverständniß" und der Unterwerfung unter den Willen Englands übrig geblieben ist. Vor Ueberschätzung des dadurch bezeugten Umschwungs in den französischen Stimmungen sind wir Deutsche gefichert. Wir wissen ein für alle Male, daß dieselben nicht länger dauern werden, als die Verhältnisse, welche die französische Zurückhaltung bedingt haben; immerhin aber erscheint es als Gewinn, daß die antideutsche Agitation für einen Augenblick gehemmt und ein Beweis dafür geliefert worden ist, daß die Masse der Nation derselben mehr aus Anstandsrücksichten, als aus unwiderstehlichem inneren Drange folgt. Hat es neuerdings auch den Anschein gewonnen, als ob die Schärfe des englischen und festländischen Interessengegensatzes nachläßt, so steht doch fest, daß die Nothwendigkeit einer Annäherung Frankreichs an die Politik der Ostmächte noch geraume Zeit fortdauern und dem französischen Chauvinismus Schranken auferlegen werde. Die allgemeine Zeitrichtung ist so eminent friedlicher Natur, daß für irgend einsichtige Politiker von nichts Anderem als vom Anschluß an das System die Rede sein kann, welches der allgemeinen Entwicklung durch die Zusammenkunft von Skiernewiece vorgezeichnet worden ist.

Wenn die Könige nicht bauen wollen, bleiben die Kärrner unbeschäftigt. Deutlicher wie in diesen letzten Wochen hat sich niemals früher gezeigt, daß selbst die Pandorabüchse des Welttheils, die Balkanhalbinsel, ihre Gefährlichkeit verliert, wenn an den Centren der politischen Bewegung Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes die Parole ist. Der Gegensatz russischer und österreichischer Orientinteressen tritt in den niemals stille stehenden Kämpfen der kirchlichen Parteien in Macedonien und Ostrumelien immer noch periodisch zu Tage, — um seine Bedrohlichkeit und Schärfe aber ist es geschehen, seit die hadernden griechischen und bulgarischen Geistlichen ausschließlich auf die eigenen Kräfte angewiesen sind. Noch vor Jahresfrist wären Vorgänge, wie die neuerdings erfolgte Auflösung der ostrumelischen Landesversammlung, als Ereignisse von capitaler Bedeutung behandelt worden, — seit dem Tage von Skiernewiece wird nach derselben kaum mehr gefragt. Wenn je, so könnte gegenwärtig zu einer

Digitized by Google

Consolidirung der Verhältnisse geschritten werden, welche durch den Congreß von 1878 geschaffen worden waren. Bedauerlicher Weise zeigt man sich in Constantinopel aber auch dieses Mal außer Stande, von der Gunst der Umstände Vortheil zu ziehen. In so unverantwortlicher Weise ist die Angelegenheit der Eisenbahnanschlüsse von der Pforte verschleppt worden, daß selbst der österreichisch-ungarischen Regierung der Geduldsfaden zu reißen droht und daß man sich in der k. k. Hofburg zu einer Sprache entschlossen hat, wie sie von dieser Seite kaum jemals früher vernommen worden ist. Der Artikel des „Pester Lloyd", in welchem für den Fall fortgesetzter Nichterfüllung der durch den Vertrag vom 17. Mai v. J. türkischer Seits übernommenen Verpflichtungen mit Repressalien gedroht und daran erinnert wird, daß man rücksichtlich der verfügbaren Pressionsmittel „die Auswahl habe", läßt darauf schließen, daß man in Wien fest entschlossen ist, sich die durch die allgemeine Weltlage bedingten Vortheile dieses Mal nicht entgehen zu lassen. Nach Fertigstellung der Vorarlberger Bahn hat die Fortführung des Schienenweges nach Saloniki eine verdoppelte Bedeutung erlangt und erscheint es durchaus gerechtfertigt, daß der Rücksicht auf das Interesse der österreichischen Industrie vor allen übrigen Interessen der Vortritt gegeben wird. Soll aus dem mit schweren Opfern erkauften Besitze Bosniens und der Herzegowina dauernder Gewinn gezogen und für die Einfügung dieser Landschaft in den österreichischen Staatskörper Sicherheit gewonnen werden, so darf mit dem Abschluß des österreichischen Eisenbahnnetzes schlechterdings nicht mehr gezögert werden. Wie lange die Verhältnisse dauern, welche den Weg nach Saloniki frei gelegt haben, vermag Niemand voraus zu bestimmen; wird dieser Weg *jetzt* nicht beschritten, so kann auf die Erfüllung dieses dringendsten Bedürfnisses der österreichisch-ungarischen Wirthschaftspolitik überhaupt nicht gerechnet werden. Ein Rechtstitel, wie das Wiener Cabinet ihn seit dem 17. Mai v. J. in Händen hat, erwirbt sich zum zweiten Male nicht so leicht wieder: wen kann da Wunder nehmen, wenn mit der Geltendmachung desselben unnachsichtlicher Ernst gemacht und auf dem „Schein" bestanden wird, dem die erste Veränderung der allgemeinen Weltlage die Geltung wieder entziehen könnte? Wenigstens in diesem Falle darf Graf Kalnoky darauf zählen, die *Gesammtheit* der sonst so zwiespältigen Elemente des österreichisch-ungarischen Doppelreichs auf seiner Seite zu haben.

Unter den der jüngsten Vergangenheit angehörenden Vorgängen in Oesterreich-Ungarn hat die bei Eröffnung des Pester Reichstages angekündigte Umgestaltung der Magnatentafel, dieses letzten von den Zeitverhältnissen unberührt gebliebenen Ueberbleibsels der altungarischen Staatsordnung, am meisten von sich reden gemacht. Dem Anschein nach wird es sich um nichts weiter, als eine Modernisirung dieses Körpers im Sinne der Beschränkung des bisher von den erblichen „Pairs" geübten Einflusses zu Gunsten *erwählter* Vertreter der sogenannten konservativen Interessen handeln. Daran, daß die Nebenländer der Stefanskrone, die nichtmagyarischen Nationalitäten und die akatholischen Religionsgesellschaften, in dem ungarischen Senate nur dem Namen nach vertreten sind, wird durch die bevorstehende Reform schwerlich etwas geändert werden. Die Adresse, in welcher die königliche Thronrede beantwortet werden soll, legt alles Gewicht darauf, daß die „nationale Entwicklung" bei der bevorstehenden Umgestaltung berücksichtigt werden solle. Was das in dem heutigen Ungarn heißt, weiß die Welt genau genug, um sich im Voraus zu sagen, daß das *wahre* Zeitbedürfniß, d. h. die Nothwendigkeit von verföhnenden Zugeständnissen an die nichtmagyarischen Ungarn, auf Berücksichtigung nicht zu rechnen habe. Ungewarnt durch die Erfahrungen, welche das liberale Deutschösterreicherthum mit der Unmöglichkeit einer gewaltsamen Niederhaltung der nationalen Ansprüche des Slawenthums gemacht hat, verharrt man auf dem östlichen Leithaufer dabei, den Schein einer magyarischen Alleinherrschaft gewaltsam aufrecht zu erhalten. An der bisherigen Magnatentafel war Siebenbürgen durch drei, vom Könige ernannte, sogenannte Regulisten vertreten, während Slawonien und Kroatien sich mit je einem Vertreter begnügen mußten, neben neunzehn katholischen Prälaten sechs Repräsentanten der griechischen Kirche saßen und die Religionsgesellschaften der 2½ Millionen Protestanten jeder Vertretung ent-

Digitized by Google

behrten. Wird bei einer im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts vorgenommenen Oberhausreform dieser zu den thatsächlichen Verhältnissen in directem Gegensatz stehende Zustand aufrecht erhalten, so bedeutet das eine Herausforderung der Mehrheit der Bevölkerung, deren Folgen vielleicht noch eine Weile auf sich warten lassen werden, auf die Dauer aber um so weniger ausbleiben können, als die westösterreichische Entwicklung den slawischen Anspruch auf eine maßgebende Rolle absichtlich großzieht. Die Gegensätzlichkeit der in den beiden Reichshälften befolgten Politik *muß* über kurz oder lang zum *offenen* und allgemeinen Ausbruch des Conflicts führen, der sich in den neuesten Agramer Pöbelscenen bereits deutlich angekündigt hat.

Deutschland ist seit Einbruch des Herbstes fast ausschließlich mit Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen beschäftigt gewesen. Wo auf Grund des allgemeinen und geheimen Stimmrechts gewählt wird, sind Conjecturen über das Wahlergebniß ausgeschlossen. Absehen läßt sich indessen, daß dasselbe durch den Eifer und die Theilnahme der Nation für die Anfänge deutscher Colonialpolitik wesentlich mitbestimmt werden wird. Auch da, wo man von Illusionen über die bisher erzielten Erfolge weit entfernt ist, hat man das Vorgefühl, daß Deutschland bei einem neuen Abschnitt seiner Entwicklung angelangt ist. Hat das fruchtbarste aller Culturvölker auf fremder Erde überhaupt Fuß gefaßt, so kommt wenig darauf an, wie die Bedingungen der ersten Besitzergreifung beschaffen gewesen sind — die Kraft der Sache liegt in dem Expansionsbedürfniß und der Expansionsfähigkeit der Nation. Der Deutsche hat zu colonisiren verstanden, bevor er Colonien besaß, weil er über ein reichlicheres Maß überschüssiger Kräfte verfügte, als irgend ein anderes Volk, und weil ihm die Fähigkeit zur Anpassung an fremde Verhältnisse in ungewöhnlichem, mitunter gefährlichem Grade eigen ist. Kann da zweifelhaft sein, daß die während einer Periode mächtigen staatlichen Aufschwungs und unbestrittener Vorherrschaft auf dem Festlande gewonnene erste Gelegenheit zu kolonialen Erwerbungen mit allem Nachdruck wahrgenommen und festgehalten werden wird? Daß die übrigen seefahrenden Nationen die Entfaltung der deutschen Flagge in Westafrika von Hause aus als Ereigniß ersten Ranges behandelt haben, bezeugt unwidersprechlich, daß der colonisatorische Beruf der deutschen Rasse zu den Dingen gehört, über welche nicht mehr gestritten werden kann.

Es darf als geradezu beispielloser Erfolg bezeichnet werden, daß der jüngste der colonisirenden Staaten Europa's mit dem Vorsitz in der Versammlung betraut werden soll, welche demnächst zur Neuordnung der westafrikanischen Verhältnisse in Berlin zusammentreten wird, und daß Frankreich an der Spitze der Staaten steht, welche dem deutschen Reichskanzler auf der Bahn seiner Colonialpolitik folgen wollen. Das Vertrauensvotum, welches die Note des französischen Botschafters der deutschen Colonialpolitik ertheilt hat, gehört zu den merkwürdigsten und bedeutsamsten Kundgebungen, die uns in der neueren Geschichte überhaupt begegnet sind, weil dasselbe nicht auf das äußere Ansehen, sondern auf das *Vertrauen*, welches die deutsche Friedenspolitik sich erworben, den Accent legt.

Wie sollte einer colonialen Entwicklung, deren Anfänge sich unter so unvergleichlichen Zeichen vollzogen haben, anders als mit hoffnungsvoller Zuversicht entgegengesehen werden?

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Eine neue Biographie Heinrich's von Kleist.

Heinrich von Kleist. Von Otto Brahm. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für Deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1884.

Schiller's dramatischer Nachlaß zeigt, wie reiche Hoffnungen mit dem früh Vollendeten ins Grab gesunken sind und daß der nie um Stoffe, nie um einen Calcül der Bewältigung verlegene Dichter seine Gaben an die Nation noch durch ganz anders geartete zu mehren gedacht hatte. Zwei Dramatiker vor allen haben nach ihm auf neuen Bahnen die Palme gesucht, Kleist und Grillparzer. Auf das Leben und die Werke beider hat dieses Jahr ein helles Licht geworfen. Mit dreister Hand riß Laube in einer lose gefügten „Lebensgeschichte" die letzten Schleier von der Jugend seines Helden, der ihm einst den Grillparzerorden zuerkannt, hinweg, und schaudernd beinahe las man neben Aufschlüssen über einzelne Stücke intime Urkunden eines im Kern kranken Daseins. Die grelle Enthüllung läßt uns doch nicht klar scheiden, wo unselige Erbschaft des Blutes und wo ein kühlbewußtes Abbiegen von den Normen gesunder Menschlichkeit zerstörend waltete. Anders bei Kleist: je tiefer man in das wirre Dasein eindringt, aus dessen Maschen der Gefangene endlich gewaltsam ins Freie brach, desto imponirender springen seine großen Qualitäten hervor. Eine Biographie hat uns vor zwanzig Jahren Wilbrandt geschenkt. Diese bewundernswerthe Jugendarbeit zeigte bei entschiedenen Mängeln der Untersuchung die vom Verfasser dann auch in anderen Charakteristiken bewährte Gabe, sich fein hineinzubohren in seelische Leiden und mit freundschaftlicher Kritik die Opfer des Schicksals auf ihren vielverschlungenen Pfaden bis zum Ausgang zu geleiten. Im Vollbesitz der seitdem frisch entwickelten literarhistorischen Methode und eines großen neuen, von Anderen und ihm selbst herbeigeschafften Materials, ein kluger Forscher und ein künstlerischer, nie künstelnder Darsteller, ist nun Otto Brahm ans Werk gegangen. Das Gelingen hat ihm schon ein berufenes Spruchcollegium bezeugt, und die ehrende Entscheidung wird nirgends auf Widerspruch stoßen. Sicher, mit weiser Beschränkung, auf den unterirdischen Grundmauern der sorgsamsten und zugleich zurückhaltendsten Detailforschung, in klarer, energischer Sprache, scharfäugig, aber auch in der schweren Kunst des Nichtwissens geübt, beschert uns Brahm eine lehrreiche, ergreifende Entwicklungsgeschichte, die in wohlberechneten Abschnitten von dem Frankfurter Taufzeugniß bis zu dem trostlosen Finale am Wannsee führt. Gar vieles im Großen und Kleinen wird hier zuerst klargestellt; selten kommt uns Bedenken oder Widerspruch; der Erzähler huscht nie blendend über Schwierigkeiten hinweg, sondern bezeichnet ehrlich, was noch im Dunkel liegt. Manchmal nimmt Brahm das Tempo ein wenig rasch, und gegen Ende sucht er vielleicht zu sehr durch jene herbe Gegenständlichkeit zu wirken, die doch auch sein Kleist in den Momenten höchster Krisis aufzugeben pflegte.

Ohne Zudringlichkeit klingen die Leitmotive wieder und wieder an. So zwei bereits von älteren Zeitgenossen gemachte Wahrnehmungen: daß Kleist's dramatischer Stil durch eine Mischung antiker und shakespeare'scher Elemente die von Goethe und Schiller gelassene Lücke ausfüllen wollte, hat schon Wieland erkannt; daß „Verwirrung

Digitized by Google

des Gefühls" sein eigenstes Thema sei, schon der ablehnende Goethe kurz formulirt. Was ihn bewußt oder unbewußt an die Tradition der Vergangenheit knüpft und in die Bewegungen der Gegenwart einreiht, wird ebenso überzeugend entwickelt, wie das Werden und die Wandlung des eigenthümlich Kleistischen, das schroff auf das Charakteristische gerichtet ist. Und wenn Brahm den im Gelingen wie im Fehlen großen Revolutionär zu Schiller führt und wieder so weit von Schiller trennt, legt er sein eigenes, nicht auf Schillerorthodoxie gegründetes Bekenntniß ab. Er bedient sich zur Erhellung von Kleist's Jugend auch der Analogie und schließt von Fouqué's Knabenzeit auf die Kleist'sche. Er zeigt Kleist im Ichcultus der Epoche befangen und nach vergeblichem Pochen an den Pforten zur Philosophie der Verzweiflung überantwortet. Auf geheimnißvoller Reise findet Kleist, recht im Gegensatz zu Wilhelm Meister, seinen Lebensberuf in der Kunst. „Die Schroffensteiner", der ungefüge, verheißungsvolle Erstling, werden ausgezeichnet analysirt; die innerliche Ableitung ist vorzüglich gelungen, und Brahm's präcise Beobachtung der Sprache und Technik bewährt sich gleich hier. Im Mittelpunkte des ersten Theils steht weithin sichtbar die fragmentarische Titanenarbeit am „Guiskard". Von dem zwiespältigen Uebungsstück „Amphitryon" geht es weiter zu liebevollem Verweilen beim „zerbrochenen Krug"; Meister Menzel wird nicht vergessen.

Man staunt immer wieder vor dem Phänomen, daß der „zerbrochene Krug" und die „Penthesilea" auf demselben Zweige gewachsen sind. Welche unerschöpfliche Quelle sprudelte doch in diesem Geist und wie siegreich brach durch angehäuftes Geröll immer wieder der helle Strahl des Könnens. Die Verzweiflung hat dies wundersame Amazonenstück mit seiner Schönheit und Häßlichkeit, Größe und Geschmacklosigkeit geboren; aber die Verzweiflung ist auch, wie es einem echten Dichter gemäß ist, bei der Geburt gestorben. Noch eine heilsame Pause, und verjüngt, ja mitunter fast jungenhaft, leitet Kleist, zum ersten und einzigen Male ganz populär, die Deutschen zu dem Hollunderbusch, der Furth, der Burg, wo das hingebende Käthchen träumt, liebt und siegt. Auch hier bedeutet Brahm's Darstellung einen entschiedenen Fortschritt der Erkenntniß. Dann wirft sich Kleist, wie er in einem hier zuerst gedruckten Brief sagt, mit seinem ganzen Gewicht in die Wagschale der Zeit: der kämpfende, hassende und hoffende Nationalgenius entflammt seine Poesie; die neuen Stücke heißen „Die Hermannsschlacht" und „Prinz Friedrich von Homburg". Man mag Kleist messen, wie man will — Eines hat er vor all seinen deutschen Vorgängern unverlierbar voraus: die stolze Freude am Staat. Es hatte kleine „fritzische" Sänger gegeben — hier stand ein großer preußischer, der die alte Bardenmummerei mit seinem agitatorischen, aber nicht bramarbasirenden und durchweg charakteristischen Germanenstücke ins Nichts zurückwarf und von der hohen Warte Fehrbellins als adeliger Herold rief: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Rufen wollte, müssen wir uns verbessern; denn es ist unsäglich tragisch, daß die beiden patriotischen Dramen erst lange nach dem Tode ihres Schöpfers aus dem Winkel geholt wurden. Was Wunder, daß bei solchen Erfahrungen auch Kleist's epische Kunst verfiel, wie Brahm sehr anschaulich macht. Schon die endgiltige Bearbeitung des „Kohlhaas" zeigt es; meisterhaft aber hat Brahm den Erzähler Kleist besonders am „Erdbeben von Chili" charakterisirt.

In der ganzen Verkettung liegt Kleist's Leben und Dichten vor uns, ohne ebenes Maß und schöne Harmonie, vielmehr chaotisch und unvollendet, eine Mischung aus Ruhmsucht und Verzagtheit, Consequenz und Wechsel, Träumerei und Klarheit, Mannesstolz und Kindlichkeit, Egoismus und Hingebung, Rücksichtslosigkeit und Weichheit, Trotz und Milde, Härte und Wohlklang, Tragödie und Idylle, Verstiegenheit und Schlichtheit, Fülle und Dürre, Manier und Stil. Seine Werke haben spät, aber für immer den Zugang zur Nation gefunden. Den Commentar bietet Brahm's schönes Buch.

Digitized by Google

o. ß. **Buch der Freundschaft.** Neue Folge. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Von den hier vorliegenden Dichtungen ist die Novelle „Siechentrost", mit ihren feinen Schilderungen aus dem deutschen Mittelalter, den Lesern der „Rundschau" bestens bekannt; der amüsante kleine Einacter „Im Bunde der Dritte", eines der hübschesten deutschen Proverbes, hat seine Wirkung auf mehreren Bühnen bereits erprobt. Neu sind die Erzählungen „Die schwarze Jakobe" und „Gute Kameraden". Die erste berichtet von einer durch nichts zu erschütternden Herzensfreundschaft zwischen zwei Frauen von ungleicher Art und ungleichem Stande, ohne daß doch die Heldin, eine Bäuerin aus der Mark, recht glaubhaft und gegenständlich würde: die Reflexion, wie sie in der einleitenden Debatte zwischen dem Erzähler und seiner Freundin das Wort führt, schlägt auch in der Geschichte selbst vor und die sinnliche Kraft der Darstellung wird geschädigt. Wie viel tiefer ergreift uns der Dichter in der andern Novelle: von den beiden Romfahrern Dr. Eberhard und Gabriele von Berg, die eine Weile versuchten gute Kameraden zu sein, — bis sie inne werden, wie nicht Freundschaft, sondern leidenschaftliche Liebe zwischen ihnen waltet; schmerzbewegt, da Eberhard seines Weibes in der Heimath gedenkt, gehen sie auseinander. Die einfachen Vorgänge hat der Dichter mit allen Mitteln seiner reichen Kunst entwickelt und ihnen individuelle Stimmung geliehen durch die Treue und feine Schilderung des römischen Locals: wie Eberhard und Gabriele sich zuerst bei einem echt italienischen Gewitterregen finden, wie sie an dem Moseb des Michelangelo in stummem Staunen verweilen, wie ihnen im Anblick all' der Wunder die Seele frei und groß wird, erzählt der Dichter in seiner sanft bezwingenden Beredsamkeit, und der leicht idealisirende Stil seiner Schilderung raubt ihr von poetischer Wahrheit nichts.

ρ. **Troilus und Cressida.** (Il Filostrato.) Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu Marconnay. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

In einer gelungenen Uebersetzung und reizenden Ausstattung liegt uns hier jenes merkwürdige Gedicht des Boccaccio vor, dessen Kenntniß bisher in Deutschland und wohl auch anderwärts — auf den engen Kreis der Fachgelehrten beschränkt war. Und doch verdient dieses Epos gelesen zu werden, und nicht nur aus literarhistorischen Gründen: weil der Verfasser des „Decamerone" es gedichtet, weil es grundlegend war für die Form, in welcher hundert Jahre später Ariost und zweihundert Jahre später Tasso dichteten, und weil es unter den Troja-Dichtungen des Mittelalters und der Renaissancezeit als Weiterentwicklung der Fabel eine bedeutende Stellung einnimmt. Ganz abgesehen von all' diesem ist der „Filostrato" ein Werk, welches man um seiner eignen dichterischen Schönheit willen kennen lernen sollte; welches von so bestrickender Lieblichkeit des Inhalts und so süßem Wohllaut der Form ist, daß man es zu den Perlen der Weltliteratur zählen darf, deren Glanz durch die Jahrhunderte nicht getrübt wird. Das Verdienst des Uebersetzers wird dadurch erhöht, daß er die durchaus weiblichen Reime des Originals beibehielt; eine sehr große Schwierigkeit, durch deren glückliche Ueberwindung jedoch auch der deutschen Octave viel von der Weichheit und Geschmeidigkeit der italienischen gewahrt worden ist.

rr. **Studien zur Geschichte der französischen Musik** von H. M. Schletterer. Theil I. Geschichte der Hofcapelle der französischen Könige. Theil 2. Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigenkönige. Berlin, R. Damköhler. 1884.

Der Verfasser hat es nicht auf eine zusammenhängende Geschichte der französischen Musik abgesehen, sondern gibt Studien über einzelne Partien derselben, die einem späteren Geschichtschreiber zu Nutzen kommen sollen. Da die französische Musik (wie der Verfasser sagt) „eine maßgebende Förderung und Pflege in erster Linie stets durch die Könige gewann und also auch nur im Zusammenhange mit dem Hofe zu denken ist", so ist im ersten Bande obiger Schrift auch auf die politische Geschichte und auf hervortretende historische Persönlichkeiten Rücksicht genommen worden, um einen Hintergrund zu gewinnen für die auf musikalischem Gebiete sich vollziehenden Wandlungen und Fortschritte. Unseres Bedünkens aber ist das allgemein Historische zu sehr als Hauptsache behandelt zum Nachtheil des musikgeschichtlichen Inhalts, der theilweise etwas dürftig ist und bisweilen nur aus kahlen Namenslisten besteht. Der Verfasser theilt seine Schrift in sieben Abschnitte: Periode der Merowinger, der Carolinger, der Capetinger, der valesischen und bourbonischen Könige; die beiden letzten Abschnitte beschäftigen sich mit der kaiserlichen Capelle Napoleon's I. und der Capelle unter den letzten Bourbonen. Im Anhange sind die Mitgliederverzeichnisse der Capelle Franz' I. (1532 1533), der „Bande der 24 (25) Geiger" Ludwig's XIV., der Capelle und der Privatmusik Napoleon's I. (1806 und 1807), sowie der Capelle Carl's X. (1830) mitgetheilt. — Der zweite Band gibt eine Geschichte der Pariser Spielleute, einer privilegirten Zunft, deren Oberhaupt von Seiten des Landesfürsten die Berechtigung erhalten hatte, den Titel „König der Geiger" zu führen. Die sogenannte Confrérie de S. Julien des Ménétriers wurde 1321 gegründet und bestand bis 1773, wo denn durch einen Erlaß Ludwig's XVI. das Amt eines „Königs und Herren der Spielleute" aufgehoben wurde. Die Beilagen enthalten eine Anzahl interessanter Documente. Ein Register zum Nachschlagen ist beiden Theilen beigegeben. — Der Verfasser hat eine fleißige Arbeit geliefert, wiewohl er nicht darauf Anspruch macht, den Gegenstand wissenschaftlich erschöpft zu haben. Die Franzosen besitzen eine ansehnliche Zahl vorzüglicher musikhistorischer Schriften, die in Deutschland eine verhältnißmäßig geringe Verbreitung gefunden haben, da keine Uebersetzungen davon existiren. Der Verfasser hat diese unbekannteren Hilfsmittel benutzt und daher über manche Persönlichkeiten und Vorgänge mehr Einzelheiten bringen können.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit und vorbehaltend:

Aba. — Skizzen aus Amerika. Von B. Aba. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1884.

Antona-Traversi. — Camillo Antona-Traversi: Ugo Foscolo nella famiglia. Con lettere o documenti inediti. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877 bis 1881. Zweiter Theil. Berlin. In Commission bei Julius Guttentag. 1884.

Blüthgen. — Der Preuße. Erzählung von Victor Blüthgen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1884.

Bodenstedt. — Eine Königsreise. Von Friedrich Bodenstedt. 3. Aufl. Leipzig, Johannes Lehmann.

Brenning. — Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift von Emil Brenning. Bremen, Kühle & Schlenker. 1884.

Budde. — Stammenahrer's römische Kunstfahrten. Herausgegeben von E. Budde. Bonn, Eduard Weber 1884.

Chodowiecki. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. 196 Stiche auf 30 Carton-Blättern. Nach den vom Theil sehr seltenen Originalen in Lichtdruck angefertigt von A. Frisch. Berlin, Mitscher & Koestell.

Cölln. — König Konrad der Junge. Epische Dichtung in zwölf Gesängen von Eduard von Cölln. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Erk. — Allgemeine Musikehre. Auf Anregung nad unter Mitwirkung von Ludwig Erk, bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin, Rob. Oppenheim. 1885.

Falck. — Friederike Brion in Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse von P. Th. Falck. Mit einem Porträt, 4 Fecim. u. 3 Facsimiles. Berlin, Ramlah'sche Buchhandlung (Georg Nauck). 1884.

Farina. — Mein Sohn! Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Mit einer biograph. Einleitung von Siegfried Samosch. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Feilmann. — Unterm Sant Ampeglio. Eine Erzählung aus Ligurien von Jos. Feilmann. Berlin, Stubr'sche Buchhandlung. 1885.

Fleischhauer. — Kalender-Compendium der christlichen Zeitrechnungsweise auf die Jahre 1 bis 2000 vor und nach Christi Geburt. Taschenbuch für Jedermann, um daraus die Lage der Sonntage zu den einzelnen Wochentagen, Festen, Namenstagen und Mondphasen eines Jahres nach Christi Geburt ersehen und Zeitangaben nach der julianischen Zeitrechnungsweise aus Jahren vor Christi Geburt beurtheil.n zu können. Von Oscar Fleischhauer. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Fries. — Abriss der Geschichte China's seit seiner Entstehung. Nach chines. Quellen übersetzt und bearbeitet von Siegmund von Fries. Wien, Wilhelm Frick. 1884.

Gaspary. — Geschichte der Italienischen Litteratur von Adolf Gaspary. 1. Bd. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Haffner. — Bekannte und unbekannte Größen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt von Carl Haffner. Berlin, Hugo Engel. 1884.

Heemstede. — Mathuisala. Dramat. Gemälde in fünf Aufz. Von L. von Heemstede. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1884.

Heine. — Enrico Heine: Il Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini. Quarta edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Helmholtz. — Vorträge und Reden von Hermann von Helmholtz. Zugleich dritte Auflage der „Popularen wissenschaftl. Vorträge" des Verfassers. 2 Bde. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1884.

Hermann. — Ergänzungen und Berichtigungen der hergebrachten Shakespeare-Biographie. (Mit Anhängen.) Erlangen, A. Deichert. 1884.

Hesse. — Falion's Erbe. Roman von August Hesse. 2 Bde. Freiburg i. B., Riepert & von Bolschwing. 1884.

Hebesi. — Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hebesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Hjelt. — Bruchstücke aus den Briefen F. Kohlers an J. J. Eerzelius. Herausgeg. von Dr. Edv. Hjelt. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Jansen. — Jean Jacques Rousseau als Musiker. Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer. 1884.

Jensen. — Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

Jonas. — Literarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von Dr. F. Jonas. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1885.

Kladderadatsch-Kalender für 1885. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Kraus. — Castilia. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. Mainz, Franz Kirchheim. 1884.

Krause. — Friedrich der Große und die deutsche Poesie von Dr. Gottlieb Krause. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1884.

Kremer. — Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Idee, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung. Von Alfred von Kremer. Wien, Carl Konegen. 1884.

Lange. — Der letzte Wittinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Johannes Lehmann. 1884.

Lindenberg. — Berliner Blut. Heitere und ernste Bilder von Paul Lindenberg. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Mauerhof. — Die Ihre des Faust. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Michell. — „Das Buch der Ehe" von Gustav Michell. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser. Jena, Friedr. Maute's Verlag. 1884.

Mücke. — Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Von Dr. A. Mücke. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 4 u. 5. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Petersen. — Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Rich. Petersen, Pastor auf Seeland. Aus dem Dänischen von Al. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, Andr. Perthes. 1884.

Pfeifer. — Neue Gedichte von Johann Pfeifer. Zweite, stark vermehrte Auflage. Meran, S. Pötzelberger. 1884.

Ponsard. — Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz.) Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmasse des Originals übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Carl Reissner. 1885.

Sardou. — Die schwarze Perle. Von Victorien Sardou. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884.

Ueberweg. — Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biograph. Skizze Ueberweg's von Fr. A. Lange. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Carl Reissner. 1884.

Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 47/48. Ueber Lebensmittelversorgung von Großstädten. In Marthalten. Von G. Overty. Berlin, Bernhard Simion.

Wacker. — Handbuch der Nationalökonomie für Studirende Landwirthe, Industrielle ꝛc. Fünfter Band. Geschichte der Nationalökonomie, insbesondere der neueren und neuesten. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung. 1884.

Wald-Zedtwitz. — Chic. Humoresken nach lebenden Mustern von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Wald-Zedtwitz. — Pop! Bliz! Humoresken aus dem Soldatenleben von E. von Wald-Zedtwitz. Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Weidenmüller. — Schildheiss. Eine deutsche Sage in sieben Gesängen von Anna Weidenmüller. Kassel, A. Freyschmidt.

Westkirch. — Ein Familienzwist. Roman von L. Westkirch. 2 Bde. Freiburg i./Br., Riepert & von Bolschwing. 1885.

Wie es war und wurde. Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1885.

Wirth. — Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. Zur Belenchtung der Herausgeberthätigkeit der Herren Prof. A. Wagner und Dr. Th. Kozak. Von Moritz Wirth. Leipzig. Gustav Fock. 1884.

Woldt. — Capitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1881—1883. Zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Leipzig, Max Spohr. 1884.

Zoozmann. — Lieder, Romanzen und Balladen. Von Richard Zoozmann. Berlin, E. Neuenhahn. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
echtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Das Kind aus Asien.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

V.

Es war keine Kranke von abschreckendem Aeußeren, die Charles ter Veen in dem ihm bezeichneten Hause, zwei Treppen hoch, antraf. O nein; Lore Will war einst hübsch gewesen und gab sich die erdenklichste Mühe, etwas von ihrer früheren Schönheit bis zum Rande des Grabes zu conserviren. In einem Lehnstuhl ruhend, empfing sie den fremden Herrn mit der Haltung einer Dame. Die kohlschwarzen Augen, die ihm aus dem bleichen Gesicht entgegen brannten, der feine Duft eines ostindischen Parfüms, mit welchem die ärmliche Stube erfüllt war, brachten den Eintretenden in Verwirrung; er mußte sich von Lore Will um Nennung seines Namens und Angabe seines Begehrs bitten lassen.

„Fräulein Großkopf ist bei der Auswahl ihrer Abgesandten etwas rücksichtsvoller geworden," sagte Lore mit einem coquetten Neigen ihres Hauptes. „Sie sehen doch aus wie ein Mensch; auf Ihrem Gesichte ist nicht der Stempel eines berufsmäßigen Armeleutebeglückers. Ich muß fort aus dieser Wohnung, Herr ter Veen; der Mann nebenan belästigt mich fast nächtlich in seiner Trunkenheit. Sehen Sie nur: die Thüre ist unverschließbar; doch hinter dieser Ruine von Thüre würde ich auch nicht sicher sein, wenn sie zehn Riegel hätte. Und die Frau — nun, die ist eben nicht anders, wie Leute ihres Standes zu sein pflegen. Sie hängt sich an mich wie ein Blutegel. Mein bischen Näherei bringt nicht viel. Von dem Lohn, den Frau Schmitz einzieht — ich kann's nicht — macht sie sich zuerst bezahlt, und den Ueberschuß, wenn einer da ist, behält sie auch. Dabei soll ich dann noch für Miethe sorgen! — Aber bitte, setzen Sie sich doch, Herr ter Veen; dort steht ein Stuhl, nur müssen Sie zuerst nachsehen, ob er zusammenhält. Wenn ich es doch etwas besser haben könnte, auch in der Einrichtung! Dies ist ein trauriges Asyl für mich, die ich einst bessere Tage gesehen habe."

Während Lore Will dies Alles vorbrachte, in kurzen Sätzen, mit leiser, angenehmer Stimme, hatte Charles genügend Zeit, sie zu betrachten. Das feine Marmorgesicht mit den blaßrothen Lippen imponirte ihm. An Bilder leidender, heiliger Frauen mußte er denken, die er im Museum gesehen hatte; nur waren jene heiligen Frauen nicht von den Malern mit solch' schönem, bläulich schwarzen

Digitized by Google

Haar ausgestattet worden, wie es die Kranke besaß. Lore Will, frierend trotz der sommerlichen Wärme, die durch die Fensterspalten den Weg in das Zimmer gefunden hatte, saß in ein großes Tuch gehüllt, von dessen purpurner Grundfarbe ein leichter rosiger Schimmer auf ihr noch immer wohlgerundetes Kinn fiel. Bei diesen Wahrnehmungen wurde in dem Abgesandten von Christine Großkopf ein überschwängliches Mitleid lebendig; keinem Zweifel unterlag es bei ihm, daß dieser interessanten Patientin geholfen werden müsse, geholfen, ohne zu kargen.

„Ob sie in das Krankenhaus zu gehen wünsche?" fuhr er heraus.

„In das Krankenhaus?" versetzte Lore Will verächtlich. „So? Das bischen Freiheit, das ich noch habe, soll ich auch verlieren? Weshalb denn ins Krankenhaus, Herr ter Veen? Ist das Ihr Auftrag von jener Dame, die Sie vorhin nannten? Nein, ich will nicht. Sagen Sie ihr, ich wolle nicht, hören Sie? Was? Mich in Massenpflege geben, mit geistlicher Oberaufsicht; mich einsperren in eine Anstalt, in welcher man nur zu bestimmten Zeiten die Lippen bewegen darf und Niemand sieht als wen man sehen soll: das möchte sie wohl! Nein, nein, Herr ter Veen; ich muß Sie schon bemühen, sich etwas Anderes auszudenken!"

Von fliegender Hitze hatten sich die Wangen der hastig Redenden geröthet. Verlegen entschuldigte sich Charles. Der Gedanke sei ihm soeben gekommen, sagte er, daß sie in einem Hospital am besten aufgehoben sein möchte; da sie indessen Abneigung gegen den Ort empfinde, so solle natürlich nicht weiter die Rede davon sein. Er sei Willens, ihre berechtigten Wünsche zu befriedigen; er, Charles ter Veen, für sich selbst und aus eigenen Mitteln.

Lore Will fing an, den Mann zu durchschauen, der vor ihr saß.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Lange werde ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Wenn ich keine Sorgen zu haben brauchte und könnte in einem hübschen Zimmerchen wohnen, bei aufmerksamer Pflege, so würde ich in ein paar Wochen im Stande sein, mir selbst weiter zu helfen. Aber hier, Herr ter Veen, hier kann ich nicht genesen; hier ist mir Alles zuwider. Längst wäre ich geflohen, wenn ich nur könnte; aber ohne die Hilfe guter Menschen kann ich diesen Kerker nicht verlassen."

Es war Charles allmälig unbehaglich in dem engen, geschlossenen Raum geworden.

„Ich will eine passende Wohnung suchen," sagte er aufstehend. „Sofort natürlich. Sobald ich Erfolg gehabt habe, komme ich zurück und hole Sie."

Draußen lauerte Frau Schmitz, ein hageres, braunes Weib mit unruhigen, begehrlichen Augen. Sie erwartete, angeredet zu werden; Charles indessen ging an ihr vorüber, ohne sie zu beachten. Ueber das Treppengeländer sich vorreckend, sah sie ihm mit einem häßlichen Grinsen nach.

Es war nicht leicht für Charles, eine Wohnung zu finden, wie sie ihm für seine Pflegebefohlene als wünschenswerth vorschwebte. Der Morgen ging darüber hin; unverrichteter Sache begab er sich zu Tisch. Aber er konnte nichts essen; in sämmtlichen Speisen schmeckte er jenen indischen Blumenduft, in welchem die Kranke athmete. Er eilte in das Freie, zur Rheinau, wo er sich gerne zu ergehen pflegte; dem Winde, der lau über den Fluß strich, setzte er sich eine halbe

Digitized by Google

Stunde aus, eh' er wieder den westlichen Stadttheil aufsuchte. Endlich, als die Sonne schon dem Untergehen nahe war, hatte er eine Wohnung gefunden, die ihm anstand, eine geräumige, freundliche Stube bei Schustersleuten, einem betagten, kinderlosen Ehepaar, das für die neue Mietherin bestens zu sorgen versprach. Unter seinen Augen wurde Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet; dann eilte er hinweg, um bei der Ueberfiedelung seines Schützlings behilflich zu sein.

In fieberhafter Erregung erwartete ihn Lore Will.

„Das abscheuliche Weib, diese Schmitz!" rief sie Charles entgegen. „Eine Rechnung macht sie mir, als ob ich über die Schätze eines Königs zu verfügen hätte! Zahlen Sie nicht, was sie fordert, Herr ter Veen; sie betrügt, wie sie immer gethan hat, so lange ich hier wohne!"

Schon hatte sich das braune Weib frech in das Zimmer gedrängt; hinter ihr schob sich ihr Mann, ein strolchartig aussehender Mensch, bis an den Thürpfosten und nahm dort Aufstellung, die Hände in den Taschen.

„Um welche Summe handelt es sich denn?" frug Charles, mit einem geringschätzigen Blick auf die beiden verdächtigen Gestalten.

„Einunddreißig Mark," fiel das Weib geläufig ein.

„Ist das Alles?" sagte Charles. „Um ein paar Mark wollen wir nicht streiten. Quittiren Sie!"

Während Lore mißgünstig protestirte, zog ter Veen seine Börse und zählte die geforderte Summe auf den Tisch. Der aufmerksam beobachtende Mann am Thürpfosten sah durch die Maschen des grünseidenen Geldbeutels Gold schimmern, viel Gold; er hörte das Klingen des kostbaren Metalls, als der feingekleidete Menschenfreund, der unvorsichtige Javane, die Börse in die rechte Hand warf, um sie in die Tasche zurückzuschieben.

„Kommen Sie, Fräulein," sagte Charles. „Einen Dienstmann, der Ihre Sachen holt, finden wir wohl unterwegs."

„Wenn der Herr erlauben will," ließ sich Schmitz vernehmen, „so würde ich gern das Gepäck besorgen. Ich thu' es billig; die Zeiten sind schlecht, man nimmt mit, was man kriegen kann."

„Meinetwegen," antwortete Charles gleichgültig und nannte Straße und Hausnummer.

Alle ihre Kraft nahm Lore Will zusammen, um ohne Unterstützung seitens ihres Wohlthäters die beiden Treppen hinabzukommen. Unten aber mußte sie stehen bleiben; sie klammerte sich an das Geländer und wurde von einem krampfartigen Husten befallen. Besorgt bot Charles ihr an, eine Droschke zu holen.

„Nein, nein," wehrte sie energisch ab, „es ist nichts; es wird gleich vorüber sein. Weit ist's ja nicht; die kleine Bewegung wird mir gut thun. Wenn Sie nur so freundlich sein wollten, Herr ter Veen, mich bei den ersten zwanzig, dreißig Schritten etwas zu stützen." —

Charles bot der Wankenden den Arm; als sie mit einander langsam zur Hausthüre schritten, hörte er ihren Athem mühsam kommen und gehen. Draußen auf der belebten Straße schloß sie sich fest an ihn; dann, bemerkend, daß die Vorübergehenden sie und ihren Begleiter neugierig anstarrten, machte sie sich los von ihm.

Digitized by Google

„Es schickt sich nicht," erklärte sie, „daß ich mich von Ihnen führen lasse."

„Warum nicht?" erwiderte Charles. „Bei guten Werken schickt sich Alles."

Lore Will sah ihn von der Seite an. „Sie sind kein Kölner?" fragte sie.

„Warum soll ich kein Kölner sein?" versetzte er und nahm ihren Arm wieder in den seinen. „Weil ich mich nicht scheue, eine Kranke zu führen, deren Kleider nicht nach dem neuesten Modejournal angefertigt sind? Nur Fremde thäten das, meinen Sie, weil sie darauf rechnen können, keine Bekannte anzutreffen? — Doch, doch — ich bin ein Kölner. Wenigstens war ichs früher und bin seit Kurzem wieder hier ansässig. Aber ich bin dazwischen lange Jahre fort gewesen, im heißen Klima, wo die Häuser Mittags keine Schatten werfen."

„Dort möchte ich wohnen," sagte Lore Will fröstelnd. „Aufsaugen würde ich die Sonnenstrahlen, bis sie mir das innerste Mark erfüllten."

Plötzlich blieb sie vor einem Ladenfenster stehen.

„Welch' ein hübsches Morgenhäubchen!" rief sie aus. „Sehen Sie nur — das mit der rothen Schleife meine ich. Wenn ich doch wieder einmal in die Lage käme, mir ein solches Putzstück anschaffen zu können! Ach, Herr ter Veen: das ist die bitterste Armuth, die für keinerlei Schmuck etwas übrig hat!"

„Ich will es Ihnen kaufen," sagte Charles gutmüthig.

Er ging in den Laden. Während er handelte, warf er zufällig einen Blick nach dem Schaufenster. Dicht hinter den Scheiben, von dem Lichte der Gasflammen von einem fahlen Gelb übergossen, erschien ihm das Gesicht seines Schützlings; unheimlich funkelten die schwarzen Augen in den Laden hinein, wie diejenigen eines Raubthiers, das auf Beute lauert. Charles erschrak: er mußte an einen verendenden Luchs denken, den er einst im Walde auf Java angetroffen.

Wortkarg geleitete er sie weiter zur neuen Wohnung; seinen Arm bot er ihr nicht wieder. Sie bemerkte recht wohl die plötzliche Veränderung in der Laune ihres Beschützers und errieth, daß ihm etwas an ihr mißfallen hatte. Vorsichtig schwieg sie; als er sie in der Obhut der Schustersfrau zurückließ, versuchte sie, anstatt jeden Dankes, seine Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Charles entzog sie ihr; mit kurzen Worten versprach er, sich in den nächsten Tagen nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ging hastig davon.

VI.

Pünktlich empfing Christine Großkopf Bericht von ihrem Mandatar über sein erstes Debüt als Nothminderer.

„Auch ein Arzt," schrieb er, „ein Bekannter von mir, mit dem ich Mittags speise, hat auf meine Veranlassung Lore Will besucht. Daß sie noch lebe, sei fast ein Wunder, sagt er. Zähe wie eine Katze nannte er sie. Ueber den muthmaßlichen Verlauf der Krankheit wagte er nicht, eine Ansicht zu äußern; durch einen nicht vorher zu sehenden Zufall könne die winzige Lebensflamme jeden Augenblick zum Erlöschen gebracht werden; andererseits aber sei es auch möglich, daß, bei der Charakterenergie der Kranken, der gegenwärtige Zustand noch monatelang dauere."

Charles verschwieg der Freundin in Mehlem, daß der Arzt, um die letztere Eventualität herbeizuführen, leichte, nahrhafte Kost und alten Wein für die Pa-

Digitized by Google

tientin verordnet hatte, und daß er, Charles, dieser Verordnung gemäß, ihr täglich aus dem Hôtel einige Schüsseln sandte. Jene instinctive Anwandlung von Widerwillen, die er am ersten Abend gegen Lore Will gefaßt hatte, war vorübergegangen und nicht wiedergekommen. Auch sorgte Lore dafür, daß das Feingefühl ihres Wohlthäters durch nichts verletzt wurde, wenn er sie besuchte. Mit Hilfe der Mittel, über welche sie durch ter Veen's Freigebigkeit verfügte, verbesserte sie die Ausstattung ihres Zimmers und gestaltete dasselbe zu einem behaglichen Aufenthaltsort. Durch Färbung des Lichts mittelst geschickt ausgewählter Vorhänge zauberte sie eine matte Röthe auf ihre Haut, und half vorsichtig mit Schminke nach. Auch der Duft der Wucherblume aus den Sümpfen Ostindiens war um sie nicht mehr bemerkbar. Wachsam, demüthig freundlich empfing sie ihren Beschützer und forschte in ihm mit kluger Zurückhaltung und unendlicher Geduld.

Einst traf Charles sie, an einem bunten Mieder nähend. Der Theaterenthusiast brach bei ihm durch; er that neugierige Fragen nach der Bestimmung des Kleidungsstücks.

Lore lächelte. „Finden Sie noch Gefallen an dem Komödien-Firlefanz, verehrter Herr ter Veen?" fragte sie, die Augen senkend. „Wenn Sie nur wüßten, wie die Dinge gemacht werden, an denen Sie in Ihrem Sperrsitz so großes Gefallen finden!"

„Wieso?" verlangte Charles zu wissen.

„Warum soll ich es Ihnen nicht sagen?" versetzte Lore im Tone einer reuigen Sünderin. „Ich war selbst einst auf der Bühne thätig. Freilich ist dies schon lange her; aber geändert hat sich schwerlich etwas seitdem. Ich war Operettensängerin hier am zweiten Theater. Offenbach — unser Offenbach — lieferte uns damals unsere Zugstücke. Wir hinter dem Vorhang begriffen nicht, weshalb das Publicum allabendlich die Casse stürmte. Wie leicht wurden diese Erfolge gewonnen! Aus der Singspielhalle, dem Café chantant, sprang man auf die Bühne und war am nächsten Tage eine Berühmtheit, vorausgesetzt, daß man die Stimme nicht schonte und jung, hübsch und keck war. Auch aus mir machte die Volksgunst in ganz kurzer Zeit eine Göttin des Tages — und ich selbst wußte am besten, daß ich als Künstlerin nichts leistete, daß ich in Allem Stümperin war außer in der Kunst, meine Person zur Schau zu stellen; — o, Herr ter Veen, damals lernte ich das Urtheil des großen Haufens verachten; ich schämte mich des Beifalls, der mir doch Bedürfniß war."

Aufmerksam hatte Charles zugehört. „Es ist merkwürdig," sagte er etwas betroffen, „daß Fräulein Großkopf mir einmal dies Theaterwesen ganz ähnlich dargestellt hat wie Sie soeben, Fräulein Will."

Lore, in Erinnerungen verloren, achtete nicht auf die Bemerkung ter Veen's. „Aber trotz alledem," fuhr sie lebhaft fort, „war jene Periode meines Lebens reich an Genüssen; nur waren es Genüsse, die beranschten, nicht sättigten. Es war amüsant, die Versammlung von Narren und Närrinnen jenseits des Orchesters zum Lachen und Jubeln zu bringen — mit einer Grimasse, mit einem Schnalzen der Zunge, mit einem Lüften der Fußspitze — Etwas wie ein Fieber ging von uns aus, das die Nerven packt und schüttelt und krampfartige, besinnungslose Heiter-

Digitized by Google

keit erzeugt. Von den Ergriffenen wirkte es zurück auf uns; toll wurden wir mit den Tollen. Nur darüber nachdenken durfte man hinterher nicht, wenn der Puls langsamer schlug und die Augen trübe in den jungen Tag blickten!" —

Durch dieses Bekenntniß wurde Lore Will ihrem Beschützer ein gutes Theil interessanter. Häufiger als bisher besuchte er sie und blieb länger. Aus jenem Abschnitt ihrer Vergangenheit, von welchem sie den Schleier hinweggezogen, mußte sie immer wieder aufs Neue erzählen. Nur selten vergaß sich die kluge Lore; meistens waren ihre Schilderungen voll von Mitleid mit ihrem ehemaligen, eitlen und sündhaften Selbst und ließen errathen, daß sich dasselbe seitdem zur Heiligkeit emporgeläutert habe. Charles glaubte, was die Heuchlerin ihm glauben machen wollte; sein Verhältniß zu Lore Will nahm an Vertraulichkeit zu. Sie brachte ihn zum Plaudern über Java. O wie dankbar entzückt lauschte sie seinen pointenlosen, hausbackenen Geschichten! Und immer weiter lockte sie ihn, ohne daß er es merkte, bis sie erforscht hatte, was in dem geheimsten Winkel seiner Seele vorging.

Zu der Freundin in Mehlem war Charles nicht wieder hinausgefahren. Der September hatte mit Regen und Kälte eingesetzt; vorzeitige Herbststürme brausten über den Rhein. Das Freie lockte nicht mehr; die Sommerfrischler flohen in ihre Stadtquartiere; es stand zu erwarten, daß auch Christine bald zurückkehren werde. Den Indier fror; ungern nur verließ er das Haus. Sein Mitleid mit der stets fröstelnden Kranken nahm zu; er sorgte dafür, daß es dem Ofen in ihrem Zimmer nie an Brennmaterial fehlte.

Als er eines Nachmittags wieder zu ihr ging, wie es allmälig seine tägliche Gewohnheit war, fand er sie auf dem Bette ruhend, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Bei seinem Eintritt fuhr sie ängstlich empor, stützte sich auf den Ellenbogen und sah ihn mit vorgebeugtem Oberkörper starr an.

Charles erschrak; er bemerkte in ihrem Auge wiederum jene lauernde Wildheit, die ihn einst beinahe von ihr gescheucht hätte.

„Sie sind es, Herr ter Veen, nur Sie," sagte Lore Will nach einigen Secunden. „Ich dachte schon, es wäre — es wäre schon wieder Einer —"

„Was ist geschehen? Sie sind erregt —"

„Erregt! Ob ichs bin! Fühlen Sie nur meinen Puls; es hat lange nicht in meinen Adern so gehämmert!"

Behutsam nahm Charles die schmale Hand und ließ den Herzschlag der Fiebernden an seine Fingerspitzen pochen. Die Stärke und Heftigkeit der kurzen Blutwellen überraschte ihn. Es fiel ihm auf, daß die Hand, die er zögernd in der seinigen hielt, die sonst so welke, kühle Hand, sich fest und lebenswarm anfühlte.

Mit einer raschen Bewegung verließ Lore das Bett und stand hoch aufgerichtet vor ihm.

„Da sagen die Leute," stieß sie mit voller Stimme heftig hervor, „man könne in seinem Leben eine Mauer hinter sich ziehen und verhindern, daß die Sünden der Vergangenheit als böser Spuk in die Gegenwart hinüber schweifen. Es ist nicht wahr. Wer einmal dem Teufel die Hand gereicht hat, steht ewig mit ihm auf Du und Du. Wenn er sich's am wenigsten versieht, klopft ihm der alte, fast vergessene Freund plötzlich wieder auf die Schulter."

Digitized by Google

Lore Will bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Dann ergriff sie Charles am Arm und schüttelte ihn. „Ich muß hier fort, Herr ter Veen," sagte sie mit fliegendem Athem, — „ganz fort; verstehen Sie? In eine andere Stadt, in ein anderes Land! Wie weit ist es nach Indien? Bis zu dem Ort, wo Sie waren?"

Charles führte sie zu einem Sessel und hieß sie niedersitzen.

„Beruhigen Sie sich," ermahnte er, „Sie dürfen sich nicht derartig aufregen. Reden Sie nicht mehr; ich will gar nicht erfahren, jetzt nicht, welcher Vorfall Sie so außer sich gebracht hat; später einmal, wenn ich wiederkomme" —

„Wenn Sie wiederkommen! Als wenn es so sicher wäre, daß Sie überhaupt wiederkommen! Sie sind gut, Herr ter Veen, himmlisch gut; Sie sind so gut, daß es förmlich zum Lachen ist. Die Unbefangenheit, mit der Sie ein Geschöpf wie mich freundschaftlich besuchen, hat nicht ihres Gleichen. Machen Sie nur eine bestürzte Miene — länger kann ich die Maske nicht vor dem Antlitz behalten, die Sie täuscht. Wozu auch sollte ich? Ein Ungefähr kann sie mir im nächsten Augenblicke abreißen. Vielleicht heute Abend schon, im Foyer des Theaters, werden Sie es zischeln hören: die schöne Lore ist wieder aufgefunden — wissen Sie noch — erinnern Sie sich noch — die frühere Liebste des jungen Großkopf, jenes Johannes Großkopf aus der Nudelgasse, der die Hälfte des großen Looses in ein paar Monaten verpraßt hat — und sie mit ihm. — Und diese schöne Lore bin ich — war ich, Herr ter Veen!"

Sie weidete sich einen Augenblick an seiner Bestürzung.

„O, davon hat Ihnen Ihre strenge Freundin nichts gesagt," fuhr sie fort. „Natürlich nicht, sie weiß die fatalen Geheimnisse aus ihrer Familie recht wohl zu hüten, und daß ich nicht plaudern würde, daß ich nicht an Sie verrathen würde, was mich erniedrigt, dessen glaubte sie sicher sein zu können. Einem solch artigen Herrn, der für mich sorgt, als wenn ich eine verarmte Prinzessin wäre! Nein, das war nicht denkbar; — so dumm, meinte sie, wäre die Lore Will nicht!"

„Und weshalb haben Sie nicht geschwiegen, Unglückliche?" fragte Charles bekümmert und im Gemüthe beunruhigt.

„Weshalb nicht? Hab' ich es Ihnen nicht schon gesagt? Ich glaubte vergessen, ich glaubte verschollen zu sein. Aber heute hat sich ein Kumpan von Johannes Großkopf aus jenen Tagen zu mir gedrängt, an welchen uns die Sonne in Champagnernebeln unterzugehen pflegte. Schmitz, mein ehemaliger Miethsherr, der immer hier um das Haus schleicht, hat ihn auf meine Fährte gewiesen. Dort, wo Sie jetzt sitzen, Herr ter Veen, ließ sich der inzwischen grau gewordene Geck ungenirt nieder und betrachtete mich mit verwunderten Augen, wie der Bauer eine Wachsfigur. Ich gefiel ihm nicht mehr; mit empörender Familiarität sagte er es mir, Kameliendame nannte er mich spöttisch. Ich wies ihm die Thüre; mit kränkender Bereitwilligkeit ging er. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, — lachend, der herzlose Wüstling!"

Zusammen schauernd hielt sie plötzlich inne, warf die Arme auf den Tisch und begrub das Gesicht darin. Es blieb eine Weile still im Zimmer; nur von unten herauf, aus der Werkstatt des Schusters, klangen gedämpft kurze Hammerschläge.

Digitized by Google

„Was Sie einst gewesen sind, Lore Will," begann Charles endlich, „soll mich nicht kümmern, ich bin nicht zum Richter über Andere gesetzt. Auch für das Heil Ihrer armen Seele kann ich nichts thun; die Wege, die nach oben führen, kenn' ich nicht."

Ungestüm richtete sich Lore Will auf. „Auch Sie!" rief sie aus und ließ ihre schwarzen Augen auf ihn brennen. „Ihr täuscht euch Alle; in mir ist noch Leben für manches Jahr. Es ist nicht mehr die lustig flackernde Flamme jetzt wie ehedem; freilich nicht. Zuweilen ist mir's sogar, als ob ich dicht vor dem Erfrieren wäre; die Gedanken vergehen mir und ich scheine mir langsam in einen Abgrund ohne Boden hinabzusinken. Das ist ein schrecklicher Zustand, ein Zustand, der mir in einem Nu den Angstschweiß aus allen Poren treibt; aber er geht vorüber. Der Hauch des Todes ist es nicht, soll es nicht sein, was dieses Entsetzen in der Seele verursacht."

„Was sollte es anders sein?" sagte Charles ernst.

Lore lachte wild auf. „Das Gruseln habe ich gelernt; aber heute ist mir's ferner als je. O, Jemand den nahen Tod ins Gesicht hinein zu verkündigen: das muß ein wollüstiges Vergnügen sein! Wie weit, junger Herr ter Veen, sind Sie denn noch von Ihrem Ende? Wissen Sie es etwa? Haben Sie einen Contract in Händen, der Ihnen auch nur den heutigen Tag bis zu seinem Ende verbürgt? Ich rathe Ihnen, wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich. Warum zögern Sie? Worauf warten Sie noch? Strecken Sie doch die Hände aus nach der kleinen goldigen Frucht mit der glatten Schale, die Ihnen beständig vor den Augen tanzt. Wenn sie sich überhaupt pflücken läßt, warum sollte sie es nicht heute thun, heute lieber als morgen?"

Bestürzung über diesen unerwarteten Angriff malte sich in Charles' Zügen. Lore weidete sich einen Augenblick an dem Eindruck ihrer Worte; dann setzte sie mit einem bösen Lächeln hinzu: „Sie würden freilich einen schlimmen Schwager mit in den Kauf bekommen, verehrter Herr ter Veen. Jetzt ist er in Amerika, das liebe Hänneschen, und läßt die Schwester in Ruhe, die gute, verschwiegene Schwester. Aber eines Tages wird er sich doch erinnern, daß noch die zweite Hälfte vom großen Loose vorhanden ist, bei Christinen nämlich. Und er erbt gar zu gerne, der wilde Mensch!"

Empört sprang Charles auf. „Nichts weiter will ich aus Ihrem Munde hören, Entsetzliche!" rief er. „Mir graut vor dem Geheimniß, das Ihnen auf den Lippen brennt. Hätte ich Sie doch nie gesehen!" — Er wandte sich zur Thüre. „Wir sind fertig miteinander, Lore Will."

Mit Schrecken gewahrte Lore, was sie durch ihre unbesonnenen Reden angerichtet hatte; sie warf sich vor ihrem Wohlthäter nieder und umfaßte seine Kniee.

„Was soll aus mir werden," wehklagte sie, „wenn Sie mich aufgeben? Sie, der Letzte, der Einzige fast, von dem ich lauter Güte erfahren habe! Verlassen Sie mich nicht! Ich war nicht Herrin meiner selbst soeben — ein böser Geist war über mich gekommen — eine wahnsinnige Lust, Unheil zu stiften, hatte mich ergriffen —"

Digitized by Google

Sie stockte und glitt mit einem Schrei zu Boden; ihre ausgestreckten Hände erfaßten ein Stück Teppich und krallten es zusammen.

„Da kommt es wieder," stöhnte sie. „Ich athme Staub ein, nichts als Staub — meine Brust —"

Ihr Kopf sank auf den Teppich.

Mit verschränkten Armen betrachtete Charles ter Veen das regungslose Weib zu seinen Füßen.

„Einst," begann er langsam, „ging ich von dem Landgute eines Freundes auf Java durch das Dickicht spazieren. Da traf ich auf einen Luchs, der verendend im Gestrüpp lag. Ohne sich zu rühren, wandte das Thier seine Augen auf mich. So deutlich wie Blicke sprechen können, sprach dieser Blick: Hilf mir, du Mitcreatur, wenn du kannst! Es war ein Zug des Leidens, der stummen Qual in der sonst so tückischen Physiognomie, der mir zu Herzen ging. Eine schädliche Bestie war's; Feind von Natur allem Lebendigen, das sich harmlos unter der Sonne tummelt; aber der Tod, unser Aller Meister, saß ihr im Nacken. Ich mitleidiger Narr eilte zurück und holte Wasser in meinem Hute. Mit matter Zunge leckte das Thier den erquickenden Trank; doch war noch der letzte Tropfen zurück, als es nach meiner Hand schnappte. Dann ging ihm ein Zittern durch die Glieder; es streckte sich und war todt. An diesen javanischen Luchs erinnern Sie mich, Lore Will —"

Ein Gedanke durchzuckte ahnungsvoll den Redenden; er hielt inne und beugte sich zögernd, furchtsam nieder über die stille Gestalt zu seinen Füßen. Nichts rührte sich an ihr. Er ließ sich auf ein Knie sinken und brachte sein Ohr in die Nähe ihres Mundes, um nach ihrem Athem zu lauschen.

Unten im Hause hatten die Hammerschläge des fleißigen Schusters aufgehört; vom abendlichen Zwielicht war er in der Arbeit unterbrochen worden. Nun klangen leise die Vesperglocken. Der Alte nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände im Schoße und sprach leise ein Gebet vor sich hin. Als er geendet hatte, erhob er seine dünne Stimme und sang: Ich bitt' Dich, Gott, um Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.

Während des Liedes ging hinter ihm die Thüre; er achtete nicht darauf. Dann fühlte er eine bekannte Hand auf seiner Schulter, sich umwendend, sah er in ter Veen's verstörte Züge.

„Sie haben eine Leiche im Hause, Meister," sagte Charles im Flüstertone.

Feierlich entblößte der Greis sein graues Haupt.

„Der liebe Gott schenke ihr aus der unbegreiflichen Fülle Seiner Gnade die ewige Seligkeit!" sprach er mit frommer Inbrunst.

„Amen!" schloß Charles ter Veen.

VII.

Es war dunkel, als Charles die Straße betrat. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte zu Christinens Wohnung: sie war die Erste, welche von dem Todesfall in Kenntniß gesetzt werden mußte. Freilich hatte er gestern noch sämmtliche Vorhänge herabgelassen gefunden; doch war es immerhin möglich, daß sie seitdem heimgekehrt war.

Digitized by Google

Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Anblick der Freundin wurde in ihm lebendig, während er langsam die Stadt durchmaß, des Regens nicht achtend, der auf ihn niederrieselte. Hoch in den Lüften, um die zackigen Giebel über ihm, sang der Wind in gedämpften Tönen ein geheimnißvolles Lied. Charles lauschte; ihm war, als höre er Lore Will's Stimme. Wie lauteten doch die warnend prophetischen Worte, die sie ihm zugerufen? Wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich —

Ja wahrlich: Eile that Noth. Wer soeben ein Leben hat verlöschen sehen, zittert für das eigene; der schreckliche Termin, das Ende alles Strebens, aller Hoffnungen, scheint auch ihm greifbar nahe gerückt. Wenn die goldige Frucht sich überhaupt pflücken läßt, hatte Lore Will gesagt, warum nicht lieber heute als morgen?

In der That: guten Rath gab die Sterbende. Und Charles entschloß sich, ihr zu folgen. Aber Bangen ergriff ihn, als er nun der letzten dunkeln Andeutungen der Todten gedachte. Seit er mit seinem romantischen Zukunftsplane auf deutschem Boden landete, war dem Hoffnungsvollen eine Warnung nach der andern zu Theil geworden. Thor, laß ab; du sinnst Unmögliches! hatte ihm Stimme auf Stimme zugerufen, jede neue Stimme lauter, eindringlicher als die letzte. Er aber ließ nicht ab, konnte nicht ablassen; wie der rettungslos Verarmende ein letztes Gut festhält mit blindem Trotz, so hielt Charles an der fixen Idee seines Lebens fest, und wehrte hartnäckig das Licht der Vernunft davon ab — das eigensinnige Kind aus Asien!

Christinens Arbeitszimmer war erleuchtet: unerwartete Gunst des Schicksals! Heftig zog Charles an der Hausglocke; ungestüm drängte er sich in die zögernd geöffnete Thüre.

Durch umherstehende Koffer und Kisten eilte Johanna Zurmühlen herbei. „Sie können Fräulein Großkopf nicht sprechen, Herr ter Veen," rief sie dem Eindringling entgegen; „heute nicht! Sie sehen doch, wir sind soeben erst angekommen; noch ist kein Zimmer in Ordnung; wir selbst sind ermüdet vom Umzuge und zum Plaudern wahrhaftig nicht aufgelegt."

Charles sah der Unartigen fest in das Auge.

„Wenn es unschicklich ist, Fräulein Zurmühlen," erwiderte er, „daß ich gerade jetzt hier einbreche, so muß mich entschuldigen, daß Noth kein Gebot kennt. Nach Zeit und Umständen richtet man sich, so lange man kann; vor Außerordentlichem aber muß jede Forderung der Convenienz und Sitte schweigen. Ich muß und werde Fräulein Christine sprechen; daß sie in ihrem Zimmer ist, habe ich bereits von der Straße aus gesehen. Geben Sie sich also keine Mühe, mich zurück zu halten, Fräulein Zurmühlen; den Weg kenne ich, wie Sie wissen."

So entschieden hatte der bis dahin so gefügige Hausfreund noch nie gesprochen; auf das Höchste erstaunt, sah ihm Johanna nach, als er jetzt ohne Weiteres auf Christinens Cabinet zuschritt.

„Mit dem Herrn werden wir zu thun bekommen diesen Winter, scheint es," murmelte sie kopfschüttelnd. —

Auf Charles' Klopfen nahm Christine die Lampe auf und leuchtete dem Eintretenden in das Gesicht.

Digitized by Google

„Was ist geschehen, Charles?“ rief sie. „Ihr Aussehen erschreckt mich!“

„Lore Will ist soeben gestorben.“

„Endlich! Gott sei Dank! Weiter nichts? Nichts, das Sie angeht?“

Charles ließ sich auf einen Stuhl nieder. „Ich war bei ihrem Tode gegenwärtig, Christine,“ sagte er mit bebender Stimme. „O welch' ein Tod war das! Noch sehen Sie mich erschüttert und außer Fassung. Gefällt, zu Boden geschmettert wurde sie vor mir in einem Augenblick, in welchem alles Schlechte in ihrer Natur, das sie bis dahin meisterhaft vor mir verborgen hatte, auf einmal aufloderte, — in einem Augenblick, in welchem sie Gift spie auf sich selbst, auf mich, und — auf Sie, Christine.“

Erschrocken legte Christine ihm die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie die Todten ruhen, Charles,“ bat sie ernst, „und von allen Todten diese Todte. Was sie auch gesagt haben mag: reden Sie mir nicht davon — nicht jetzt, nicht später. War es Wahrheit, war es Lüge — einerlei — ich will es nicht untersuchen, Niemand soll es untersuchen. Vergessen Sie es, Charles; ätzen Sie es aus von der Tafel Ihres Gedächtnisses bis auf die letzte, feinste Spur — um Ihretwillen, um meinetwillen.“

Mitleidig sah Charles sie an.

„Daß Sie Schweres gelitten haben, Christine, mußte ich vermuthen,“ sagte er. „Aber ich habe fest geglaubt, die Stürme lägen weit, weit hinter Ihnen, und es sei in Ihnen stille und ruhig.“

„Sie haben nur geglaubt, was Alle glauben.“ Leise, flüsternd fuhr sie fort: „Weit hinter mir in meinem Leben ist eine Stelle, Charles, auf die ich den Blick nicht ohne Grauen lenken kann, und eine Ahnung sagt mir, daß die Unselige vor Ihnen auf eben diese Stelle einen Lichtstrahl hat fallen lassen.“ —

„Beruhigen Sie sich, Christine: ich will nichts fragen, ich will verschollenen Ereignissen nicht nachforschen — niemals. Sie sollen mir bleiben, was Sie mir gewesen sind: der Felsen, an den ich meinen schwankenden Nachen anbinden, an den ich ihn für immer festlegen möchte. O Christine“ —

Warnend erhob Christine beide Hände.

„Sagen Sie mir nicht, Charles, was Ihnen jetzt auf der Zunge brennt — thun Sie es nicht. Erörtern Sie nicht, wie wir Beide miteinander stehen. Zwei alte Leute in unserer Lage müssen ein stilles gegenseitiges Vertrauen haben und sich daran genügen lassen. Ein stilles Vertrauen, Charles. Dabei wollen wir bleiben, so lange wir das Leben behalten.“

Charles kämpfte mit sich selbst; aber es war ihm unmöglich, länger zu schweigen.

„Nein, Christine,“ erwiderte er, „es gibt etwas Besseres als das stille heimliche Vertrauen, zu dem Sie mich bestimmen möchten. Lassen Sie mich sprechen; ich werde bald zu Ende sein. Als ich zurückkam von Indien, suchte ich ein kleines Mädchen, dessen Bild in mir gegenwärtig geblieben war lange Jahre hindurch. Zu Füßen wollte ich ihr legen, was ich mir erworben hatte; ich wollte sie bitten, die Meine zu werden. Das kleine Mädchen meiner Träume fand ich nicht; statt ihrer traf ich eine Andere an, die zu hoch stand, um sich von mir beglücken zu lassen. Allmälig aber, wie sich meine Augen schärften, ist

Digitized by Google

aus der neuen Christine mir dennoch wieder die alte geworden. Und wagen muß ich die Frage —"

„Armer Freund!" unterbrach ihn Christine. „Sie wollen fragen, ob ich mein Geschick mit dem Ihrigen verknüpfen wolle! Lange schon hab' ich gefürchtet, daß ich eines Tages auf diese Frage würde Antwort ertheilen müssen. Werden Sie mit einem einfachen Nein zufrieden sein?"

„Wenn ich muß, — wenn Sie mich darum bitten: ja."

„Und werden Sie mein Freund bleiben, unverändert derselbe wie bisher?"

„Ihr Freund, Christine, werde ich bleiben immerdar. Wenn Sie aber damit meinen, daß es nach dieser Stunde wieder zwischen uns so werden könnte, wie es gewesen ist — nein, Christine, das ist unmöglich. Was aus mir werden wird, wenn ich mit zertrümmerten Hoffnungen Ihr Haus verlassen habe — ich mag, ich kann nicht daran denken. Ich habe mein Leben, den Rest meines Lebens, auf diese eine Karte gesetzt: Alles oder nichts. — Erwägen Sie wohl, was Sie thun, Christine. Es mag an mir nicht viel gelegen sein; ich weiß wenig und zum Lernen bin ich zu alt. Aber zu schämen brauchen Sie sich meiner nicht." —

„Halten Sie ein, Charles, Sie thun mir weh. Ich schätze Sie sehr, sehr hoch — mehr noch — warum sollte ich es nicht gestehen? — es ist ein wärmeres Gefühl als Freundschaft, das ich für Sie empfinde —"

Christine rang die Hände. „O hätten Sie sich doch an dem genügen lassen, was Sie besaßen!" rief sie schmerzlich aus. „Nun ist Alles dahin!"

Sie stützte den Kopf in die Hand; Charles sah über ihr unbewegtes Antlitz Thränen rinnen.

Nach einer kurzen Pause nahm sie wieder das Wort: „Es schickt sich schlecht für mich, zu weinen. Lange schon habe ich gewußt, daß die Minute kommen würde, in der Sie rathlos, ziellos von mir gingen; ich habe Zeit gehabt, mich darauf vorzubereiten. Doch ehe Sie gehen, Charles, sollen Sie wissen, was uns trennt. — Achtzehn Jahre war ich alt, als dasjenige über uns hereinbrach, was die Thoren um uns her ein überschwängliches Glück nannten. Mit einem Schlage wurden wir reich. Die guten Engel entwichen aus unserem Hause und die bösen zogen ein. Und wie haben sie gewüthet! Nach einer Woche war mein Vater todt; wiederum einige Tage später hatten wir an meiner Mutter eine Irre zu hüten. Mein Bruder Johannes schoß wild ins Kraut; über Nacht gleichsam kamen alle Laster an ihm zur Blüthe. Unsere Mutter war eine harmlose Kranke; an Aufsicht fehlte es ihr nicht tagsüber; sie hätte noch lange leben können. Unglücklicher Weise aber besaß sie das Vermögen, welches uns zugefallen war ... Mein Bruder brauchte viel Geld, immer mehr Geld. Ich, der Mutter rechte Hand, sperrte mich gegen seine Forderungen. Da wollte er sie entmündigen lassen, in seinem Unverstande wähnend, es werde ihm dann der Griff in die volle Truhe freistehen. Den Gedanken hatte ihm Gott eingegeben; ich aber, alleinstehend, unberathen, unwissend und eigensinnig, — ich hintertrieb diese Maßregel, in der mein kindischer Kopf etwas Entehrendes für uns Alle erblickte. Der Kampf im Hause dauerte fort, wuchs täglich an Heftigkeit — schließlich half sich Johannes selbst."

Digitized by Google

Christine beugte sich zu Charles hinüber und fuhr flüsternd fort: „Eines Morgens in der Frühe wurde ich durch ein Geräusch im Nebenzimmer, unserer Mutter Schlafkammer, aufgeweckt. Leise eintretend, sah ich mit diesen meinen Augen —"

„Genug!" unterbrach Charles die Stockende. „Es ist nicht nöthig, daß Sie dem Entsetzlichen Worte geben! Von dieser That hat Lore Will gewußt: ich verstehe."

Christine nickte. „Der Unselige muß im Rausche geplaudert haben," sagte sie. „Doch hören Sie zu Ende. Ich kam zu spät. Ein Starrkrampf ergriff mich, als Johannes vom Bette der Todten zurückfuhr und mir plötzlich klar wurde, was geschehen war. Seit jenem Augenblick versagen die Muskeln in meinem Gesichte den Dienst; in eine Maske, starr und ausdruckslos, verwandelte der jähe Schreck meine Züge. Daher das Trugbild meiner unerschütterlichen Fassung in allen Lagen des Lebens. Und ich empfinde so lebhaft, so tief wie Eine — Freude und Leid wechselt in mir — Neigung und Abneigung bewegen mich — Niemand aber sieht es mir an — vorsichtig, mühevoll muß ich Alles in Worte kleiden, was ich mittheilen möchte, und werde doch beständig mißverstanden, falsch gedeutet, weil mir die erläuternde Gebärde fehlt. Nicht einmal lächeln kann ich, und deshalb lächelt auch mich Niemand an; selbst die Kinder machen mir ein ernstes Gesicht, so freundlich ich mich ihnen auch nähern mag — doch zurück zu meiner Erzählung. Sobald der Krampf von mir wich, floh ich in das Haus meiner Freundin Johanna Zurmühlen. Dort berichtete ich, wir hätten soeben unsere Mutter todt im Bette gefunden. Mit voller Ueberlegung log ich. Nicht etwa aus übertriebener Liebe für den Verbrecher; Johannes war mir entfremdet; gleichgültig war mir, was aus ihm werden mochte. Nein: an mich selbst dachte ich, nur an mich. Ich vergegenwärtigte mir die Folgen, welche das Bekenntniß der Wahrheit für mich haben würde; ich zitterte aus Furcht, die Unthat möchte von dem Arzte entdeckt werden, zitterte um meinetwillen; zurück eilend, half ich dem Bruder schweigend. Das Geheimniß, unser Geheimniß, ging mit ihr in das Grab."

Eine Weile schwieg Christine. „Und nun begreifen Sie, Charles ter Veen," fuhr sie dann fort, „daß ich nicht als Weib einem ehrlichen Mann angehören kann. Wiederholen Sie doch jetzt Ihre Werbung, wenn Sie es vermögen! — Sie schweigen; ich seh' es Ihnen an, daß Ihnen graut vor der Hand, die Sie soeben noch sehnlichst zu besitzen wünschten. Ja, mein lieber Freund, da ist nicht zu helfen; mir nicht, Ihnen nicht. Unsere Wege gehen von nun an auseinander."

„Arme Christine! Aus tiefster Seele bedauere ich Sie!"

„Verstehen Sie jetzt das Leben, welches ich führe? Ich mühe mich, den Fluch, der an jenem Gelde hängt, in Segen zu verwandeln; was ich besitze, verwalte ich für die Armen. Das ist meine Buße. Sie reinigt mich nicht, ich weiß es. Und wenn ich noch tausend Jahre lang ein gutes Werk auf das andere häufen könnte, der Makel, der an meiner Seele haftet, würde darum doch nicht von mir weichen. Begnadigen kann mich nur Einer — dereinst, wenn wir Alle zitternd vor seinem Throne stehen!" —

Digitized by Google

Undeutlich, aus verwirrten Sinnen, sah Charles die unglückliche Freundin vor sich stehen, die gefalteten Hände emporgehoben. Wie er Abschied genommen, wußte er nicht; er befand sich auf der Straße, als er wieder zu sich selbst kam.

VIII.

Wenn einem Landmanne, der in der Nähe eines Gebirgsbaches Haus und Aecker besitzt, durch eine herabbrausende, ungeheure Wasserwelle in einem Nu seine Gebäude hinweggefegt, seine Felder fußhoch mit Schutt bedeckt werden, und er allein, der Einzige weit und breit, hat durch ein Ungefähr das nackte Leben gerettet, — so kann solchem Landmanne nicht verzweifelter zu Muthe sein, als Charles ter Veen, indem er jetzt durch die Straßen irrte.

Zum Regen hatte sich heftiger Wind gesellt; ein gewaltiger Herbststurm fuhr über die Dächer, sauste hinab in Straßen und Gassen und rüttelte an Allem, was nicht niet- und nagelfest war.

Charles achtete nicht auf das Heulen und Pfeifen der wild umherjagenden Luft, nicht auf die Güsse von schweren Tropfen, die an freien Stellen auf ihn niederstürzten. Er dachte nicht daran, ein Obdach aufzusuchen. Den aufgespannten Schirm mit beiden Händen haltend, kämpfte er gegen Wind und Wetter. Was soll nun aus mir werden? — diese Frage erfüllte ihn bis an die Grenzen seines Denkens und machte ihn unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging. Was soll aus mir werden? Und keine Antwort kam, keine.

So irrte er umher, ein Geistesabwesender. Auf seltsamen Umwegen führte ihn die Macht der Gewohnheit zum Theater. Die Augen auf den Boden geheftet, durchschritt er Vestibül und Corridor. Ein lustiger Chor, der von der Bühne herüberklang, erweckte ihn aus seinem Sinnen; mit der Empfindung des Abscheus machte er Kehrt und floh zurück in das Unwetter.

Was soll aus mir werden? — Noch immer keine Antwort.

Als Charles das nächste Mal zu sich selbst kam, befand er sich in dem Hause, worin Lore Will's Leiche lag. Ein Brett knarrte unter ihm; schon war er in der Mitte der Stiege, die er so oft betreten hatte, um sich oben von der geschmeidigen Gauklerin unterhalten zu lassen. Er schauderte zusammen, wandte sich eilends um und stieg hinab.

Hinter ihm, oben über dem Geländer, erschien der buschige Kopf von Schmitz. Der verlumpte Mensch rief ein paar Worte in die Kammer, wo sein Weib mit der Leiche ihrer früheren Mietherin beschäftigt war, griff seine Mütze auf und schlich Charles nach, dicht an den Häusern entlang. Aus der plötzlich geöffneten Thür einer kleinen Schenke taumelte ihm einer seines Gelichters entgegen, ein Strolch wie er. Die Beiden prallten gegeneinander und erkannten sich erst als Kumpane, nachdem Jeder schon die Faust erhoben hatte. Schmitz ergriff den Andern beim Arm, bedeutete ihn, keinen Lärm zu machen, und zog ihn mit sich fort, den Mund an sein Ohr legend und eifrig flüsternd.

Vor ihnen der Wanderer hatte sich wieder in seine innere, lichtlose Welt verloren; seine Sinne schliefen. Mechanisch bewegte er sich vorwärts; eine Art von Instinct lenkte ihn auf Wege, die er öfter betreten. So gelangte er zur Rheinau. Ein Windstoß riß ihm den Schirm aus den Händen; er senkte den

Digitized by Google

Kopf und schritt weiter, nun auf dem Heimwege. Um ihn war gänzliche Oede; rechts schimmerte die breite Fläche des eilenden Stromes.

Hier ersahen die beiden Strolche ihre Gelegenheit; sie schnitten ihm den Weg ab und stürzten sich auf ihn. Im ersten Anprall rissen sie den vollständig Ueberraschten zu Boden; dann aber, in der Gefahr seine Besinnung wieder gewinnend, im Nu seine Kraft zusammenraffend, sprang Charles in die Höhe. Mit Wuth faßte er einen Angreifer und rang mit ihm; der Straßenräuber, nicht gefaßt auf solch' heftigen Widerstand, wehrte sich nur schwach. Es gelang Charles, seinen Hals zu umklammern; der Erstickende stöhnte, röchelte und streckte die Arme machtlos von sich. Da lockerten sich plötzlich die Hände an seiner Kehle und ließen ab von ihm; ächzend brach Charles zusammen; über das Opfer fielen die Raubthiere und leerten seine Taschen.

Charles wußte nicht sogleich, was ihm geschehen war; erst, als die Plündernden ihn in ihrer Gier auf dem Boden umherwälzten, als sei er bereits ein Todter, merkte er, daß er einen Stich in den Rücken empfangen hatte. Das Athmen wurde ihm schwer; wie ein Nebel legte es sich vor seine Augen. Wie im Traume fühlte er, daß er emporgehoben, daß er hinweggetragen wurde; einen Moment schwebte er in der Luft; dann schlugen die Fluthen des Rheins über ihm zusammen.

Die Mörder enteilten; sie sahen nicht mehr, daß Charles, durch das kalte Wasser wiederbelebt, auftauchte. Er versuchte zu schwimmen; doch konnte er die Arme nicht gebrauchen; ein krampfhafter Schmerz zog sich durch seine Brust, als er sie vor sich ausstreckte, so daß er hätte laut aufschreien mögen. Indessen glückte es ihm, sich auf den Rücken zu werfen. Während er rasch stromabwärts trieb, arbeitete er sich an das Ufer. Er traf auf eine Treppe und klomm empor, auf jeder Stufe rastend. Endlich, endlich war er oben; matt wie ein Sterbender streckte er sich am Boden aus.

Noch immer brauste der Wind, noch immer fiel der Regen in Schauern. Von fernher, über die dunkle Fläche des gurgelnden Stromes, sah der Schwerverwundete Lichter blinken, gelbe Punkte, das jenseitige Ufer säumend, aus dem Wasserspiegel aufschimmernd wie zitternde Sterne. Es fror ihn; seine Zähne klapperten aufeinander. Er versuchte, um Hilfe zu rufen; aber seine Stimme klang so fremd und hohl, daß er davor erschrak. Auch verwehte sie der Wind vor seinem Munde. Nutzlos war es, daß er sich anstrengte; warten mußte er, geduldig warten, bis die lange Nacht ihr Ende erreichte, ehe er gefunden wurde, wo er lag, — warten, bis die langsam wandernde Sonne wieder heraufklomm im Osten, hoffnungspendendes Licht weit vor sich her sendend.

Die Sonne! Würde er sie noch einmal wiedersehen?

Charles spürte heiße Blutwellen durch seine Adern rinnen; der Puls an seinen Schläfen begann zu hämmern; im Fieber glühten seine Wangen. Da stand sie, hoch am Firmament, vor seinen schmerzenden Augen: die Sonne, die Herrscherin des Tages, die Weckerin des Lebens und der Luft. Es war nicht des Nordens ärmliches Gestirn: die glühende Leuchte der Tropen war es in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und unter ihr — dort — welch' ein Anblick! Aus tiefblauem Meer aufsteigend, die Küste von Java! Ueber einem dunkel-

Digitized by Google

grünen Gürtel von Mangrovebäumen wuchs das fruchtbare Land empor, geschmückt mit Palmenhainen, überragt von wolkenhohen Spitzen schlummernder Vulcane. Dort war die Rhede von Samarang; wunderlich geformte Fahrzeuge mit Bambusmasten und geflochtenen Segeln gaukelten ihm entgegen und neigten sich vor ihm, mit der Dünung des ruhig athmenden Oceans sich hebend und senkend; immer näher schossen sie heran mit ihrer gelbhäutigen, wimmelnden Besatzung; Zurufe in malaiischer Sprache klangen herüber —

Dort war Charles zu Gast gewesen lange Jahre; als ein unaufmerksamer, zerstreuter Gast hatte er in diesem Paradiese verweilt. Als Fremder war er gekommen, als Fremder war er gegangen. Zurückgewandt blieb sein innerstes Denken zu der verlassenen Heimath; dahinlebend wie im Halbschlummer wartete er auf ein Glück, das die Sterne des Nordens für ihn hüteten. Immer lag ihm der Anfang seines eigentlichen Lebens in der Zukunft, und dabei bemerkte er nicht, wie die Zeit dahinrann, ein ungenutztes Gut, mißachtet, gering geschätzt um eines Traumes willen, vergeudet in einem Frohndienste, der nur Gold als Lohn brachte, nur schnödes, elendes Gold, das dem Besitzer nicht ein einziges Herz zu gewinnen vermag, nicht das erbärmlichste Menschenherz auf dem ganzen Erdenrund —

O wie schön war die Insel im indischen Ocean! Wohl hätte sich auch dort ein Glück finden lassen, wie es überall auf Erden dem Bescheidenen bereit steht, — ein Glück, das die Gegenwart ausfüllt und in der Erinnerung sonnig nachglüht. Vorbei, vorbei! Der todwunde Mann am Ufer des Rheins, des Morgens harrend, der, o wie lange! auf sich warten ließ, suchte vergebens nach einem einzigen Tage in seinem Leben, den er noch einmal sich geschenkt zu sehen wünschen könnte.

Von der Qual dieser Gedanken erlöste ihn der Schlaf, der letzte, der treueste Freund aller Leidenden. Menschen waren um ihn, als er im Hellen erwachte. In kurzen Sätzen, mühsam redend, erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ein Tragkorb wurde herbeigeschafft. Wohin? fragte Charles. — In das Hospital, war die Antwort. — Fräulein Großkopf, flüsterte er und wiederholte ungeduldig den Namen mehrmals, als man ihn nicht sogleich verstand. Jemand versprach, die Dame sofort zu benachrichtigen; da streckte sich der Uebermüde auf den Decken in der Bahre aus und schloß die Augen. —

Der Hospitalarzt bemerkte keine Veränderung in den ihm wohlbekannten Gesichtszügen Christinens, als dieselbe ihm gegen sieben Uhr auf dem Corridor entgegentrat. Aber ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen bei der Frage, wie es um den Unglücklichen stehe, der soeben am Ufer des Rheins schwer verwundet gefunden worden sei.

„Ich habe keine Hoffnung, ihn zu retten," erwiderte der Arzt; „der Stich, den er von hinten in die Lunge bekommen hat, ist tödtlich. Die Wahrheit zu sagen: sein Ende steht jeden Augenblick zu erwarten."

„Wo ist er?" rief Christine. „Führen Sie mich zu ihm; ich muß ihn sehen!"

Schweigend ging der Arzt voran; hinter ihm schwankte Christine, nach der Wand tastend, um sich aufrecht zu halten. Leise öffnete sich eine Thüre vor ihr; sie winkte dem Arzt, zurückzubleiben, und trat ein. Von dem Lager des

Digitized by Google

Sterbenden erhob sich eine barmherzige Schwester, ging zum Fenster und blieb dort abgewandt stehen.

„Charles!“ kam es wie ein Wehschrei von Christinens Lippen.

Der Schlummernde öffnete die Augen und sah sie groß an.

„Du bist es, Christine!“ sagte er mit einem glücklichen Lächeln. „Ich wußte, daß Du noch kommen würdest.“

Fassungslos rang Christine die Hände. „Dies ist mein Werk!“ stöhnte sie.

„Nicht Dein Werk,“ erwiderte Charles mit Anstrengung; „mein Schicksal ist es. Gekommen ist es unabwendbar, wie es kommen mußte. Hell sind meine Augen, wie nie, Christine. Deutlich seh' ich, wie sich Alles aneinander fügt. Die Kette ist zu Ende; das neue Glied ließ sich nicht schmieden.“

Christine hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt und hielt Charles' linke Hand in ihren beiden.

Einen Augenblick schwieg er, unverwandt sie anblickend. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „Ihr nanntet mich das Kind aus Asien; eine der jungen Damen hat mir's verrathen. Das hat mir erst weh gethan; weil ich dem Aussehen nach ein Mann war, hielt ich mich für erwachsen. Jetzt seh' ich ein, wie passend der Name war. Als ein Kind mit ergrauenden Haaren kam ich zu Euch; kindisches Ergötzen suchte und fand ich; Nichtiges beschäftigte mich; flüchtige Lust füllte mein Sinnen und Denken. Ein Fremder wäre ich unter Euch geblieben immerdar, ausgeschlossen von dem besten, tiefsten Theil Eures Lebens. Da ist es denn besser, ich reise wieder von dannen; vielleicht finde ich dort, wo ich landen werde, meines Gleichen. Meinst Du nicht auch, Christine?“

„Den Kindern gehört das Himmelreich,“ antwortete Christine unter Thränen.

„Du bleibst zurück, einsam zurück,“ begann Charles wieder nach einer Weile. „Mir bangt um Dich, da ich Deine Lasten kenne. Was wirst Du noch zu dulden haben, ehe Du da ankommst, wo ich mich befinde, ehe Du den letzten Schritt thun darfst, mit welchem alle Sorge, alle Qual entweicht! Arme Christine!“

„Bedauere mich nicht; freundlicher wird mein Leben werden, als es gewesen ist. Denn ich verliere Dich nicht, jetzt nicht; des abgeschiedenen, des seligen Freundes darf ich in Liebe gedenken —“

„Liebe,“ wiederholte Charles leise. „Sage das Wort noch einmal. Liebe — darauf habe ich gewartet — aber rasch, Christine; schon hat das Wort mich von der Küste gelöst; ich schwimme; ich treibe hinaus in die unendliche See —“

Christine beugte sich nieder und küßte ihn.

„Ich liebe Dich,“ hauchte sie.

Charles ter Veen antwortete nicht mehr. Als Christine sich wieder aufrichtete, hatte das Kind aus Asien das Land der Lebendigen verlassen.

Digitized by Google

Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten.

Von

Herman Grimm.

III. Im neunzehnten Jahrhundert.

Die französische Revolution bietet das Schauspiel, daß das erste künstlerische Talent der Epoche bei der Umgestaltung der Dinge betheiligt war. In den Anfängen der Bewegung, als die Nation noch mit dem Könige auskommen wollte, war Louis David der emporstrebende Künstler, der bereits die Blicke auf sich zog: damals malte er den „Schwur im Ballhause". In der Schreckenszeit gehörte er zu den tollen Anhängern Robespierre's: jetzt malte er den ermordeten Marat und auf seinen Betrieb wurde die französische Akademie der Künste aufgehoben[1]). Unter Napoleon war David als erster Hofmaler des Kaisers künstlerisch schaffend, wie organisatorisch eingreifend die maßgebende Persönlichkeit. David hatte die ungeheure Zerstörung aller auf das Königthum bezüglichen Monumente theils veranlaßt, theils gutgeheißen, die unter der Schreckensherrschaft über Frankreich hereinbrach und sich zum Theil auf Italien und die Rheinlande ausdehnte: hernach diente er als Darsteller des napoleonischen Ruhmes dem Manne, der die grenzenlose Verwirrung wieder in Ordnung umschuf.

Eins hatte außerhalb der Zerstörungsmacht des französischen Volkes gelegen: dessen eigner Charakter. Wie Ludwig XIV. einst, gründete Napoleon jetzt darauf sein Reich. So wenig wie dieser protegirte er sich selbst zum besondern Genusse etwa die Künstler oder vereinte aus persönlicher Liebhaberei im Musée Napoléon was die Kunst aller Zeiten Großes hervorgebracht hatte, sondern der eifrige Betrieb dieser Dinge gehörte zu Napoleon's großem Plane. Sollte Frankreich sich neu constituiren, um die Weltherrschaft anzutreten, zu der es abermals berufen schien, so mußten die sämmtlichen Fähigkeiten der Nation herausgefordert und allen Talenten freie Bahn eröffnet werden. Wiederum sollte eine eigene national-napoleonische Kunst entstehen, die in Paris ihr Centrum fände. Ehedem hatte Ludwig dem römischen Kunstleben sich untergeordnet: Na-

[1]) Nach der Erstürmung der Tuilerien suchte er die schönsten Körper der gefallenen Schweizer aus und ließ sie in sein Atelier bringen. Bächtold: Joh. Caspar Schweizer. S. 29.

Digitized by Google

poleon beschloß, Rom nach Paris zu transportiren. Paris sollte auch, was das Material anlangt, Alles in sich schließen. Ebenso gut wie Napoleon David unterjochte, der nicht als erkaufte Berühmtheit, sondern in offener Begeisterung zu ihm überging, machte er dem Papste Canova abtrünnig. Durch Canova schien das Verständniß der Antike nun erst sich neu zu eröffnen: er stand als der größte Bildhauer Europa's da. Canova und David haben alle Jüngern damals zu Schülern gehabt.

David hatte in Italien Raphael studirt. Man sieht Gestalten hier und da in seinen Compositionen, die an Raphael erinnern. Als dessen geistiger Schüler aber kann er nicht bezeichnet werden. Auch war er schon ein fertiger Meister, als Raphael's Gemälde nun im Museum des Louvre zusammenstanden, um nachträglich sich beeinflussen zu lassen. Hätte der Kaiser erlangen können, was Europa überhaupt an Werken raphaelischer Kunst beherbergte, so würde freilich eine ganz andere Reihe sich dargeboten haben; aber die Gemälde, die Italien und Spanien hatten hergeben müssen, genügten neben dem bereits Vorhandenen, um eine überwältigende Wirkung zu thun[1]). Nie wieder sind soviel Werke Raphael's an einer Stelle vereinigt gewesen, und ihr Anblick wird nur dann einmal überboten werden, wenn eine allgemeine Weltausstellung die Arbeit Raphael's im vollen Umfange zeigen wird, eine Unternehmung, die früher oder später durchgeführt werden muß, und für die, der nicht fortzuschaffenden Fresken wegen, Rom den geeignetsten Standort bietet.

Beabsichtigt war dieser neue Sieg Raphael's so wenig als 150 Jahre früher: die Gemälde standen da und wurden betrachtet. Der Erfolg ergab sich von selbst. David fühlte es[2]). Vom Erscheinen Raphael's im Louvre datirt sein Herabkommen, während Ingres, der nach David lange Jahre die Oberherrschaft über die französische Kunst inne hatte, sich als junger Mensch, der nur auf die eigne Leitung angewiesen ist, Raphael damals mit einer Energie hingab, die sein ganzes langes Leben aushielt und die Raphael innerhalb der französischen Kunst die höchste Geltung verlieh. Heute erst, wo Ingres' intime Aeußerungen gedruckt worden sind, läßt sich die Geschichte seiner Leidenschaft für Raphael verfolgen. Im Anblick der Gemälde des Musée Napoleon empfing er den entscheidenden Anstoß. Als zwölfjähriger Knabe war er „auf Raphael losgestürzt wie ein Raubthier auf seine Beute". Den ersten durchschlagenden Erfolg verdankte er seinem großen Gemälde „Der Schwur Ludwig des Dreizehnten, der sich und sein Land der Madonna weiht". Dem im Krönungsornate knieenden Könige (das Werk entstand zu der Zeit, wo wieder ein französischer König in Rheims gekrönt werden konnte) erscheint die Madonna selber, in Formen, als habe Raphael sie, in Frankreich neu auf die Welt kommend, gezeichnet. Ingres nennt in seinen schriftlichen Aeußerungen Raphael ein vom Himmel herabgestiegenes geistiges Wesen, das Strahlen der Schönheit aussendend als Schutzgeist aller Nationen über Rom walte. „Raphael," ruft Ingres aus, „war nicht nur der größte

[1]) Eine Aufzählung der überhaupt damals entführten Werke bei Fiorillo.

[2]) Ueber diese Bewegungen ist viel gedruckt worden. Wichtig ist David's neuerdings erschienenes Leben mit Actenstücken, das sein Enkel in splendidem Drucke zusammengestellt hat.

Digitized by Google

unter den Malern: er war die Schönheit selbst, er war gut, er war Alles!" Ingres wurde später zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt: nie hat Raphael in der öffentlichen Meinung eine so triumphirende Stellung eingenommen, als während der Jahre dieser Amtsführung. Ingres hat seine Verehrung für Raphael endlich auf Flandrin vererbt, seinen vornehmsten Schüler, aber ein schwächeres Talent, das sich anlehnt. Ingres stand auf eignen Füßen. Er war wie Raphael eine universale Natur. Er zog Literatur und Musik in den Bereich seiner Kunst als ihre unentbehrlichen Nebenelemente. Er sah die Malerei als eine nationale Sache an, eine Aeußerung des französischen Volksgeistes, als dessen Priester er sich betrachtete. Neben ihm arbeitete Boucher-Desnoyers, derjenige Kupferstecher, der Raphael's Gemälde am reinsten wiedergegeben hat. Blätter wie seine Madonna da Foligno, oder die belle jardinière waren bis dahin nicht gestochen worden. Am lieblichsten wirkt seine Madonna della Sedia, so bescheiden sie heute neben umfangreicheren, mehr durchgeführten Stichen desselben Gemäldes erscheint. Diese Blätter, die noch zu Napoleon's Zeiten herauskamen, waren die ersten, die Raphael's neuen Ruhm in Europa verbreiteten. Damals auch wurde der Versuch gemacht, ein Corpus aller Compositionen Raphael's in Umrissen herzustellen[1]).

Und selbst die Wiederauflösung des Louvre-Museums nach Napoleon's Untergange sollte Raphael zum Vortheile gereichen: die an ihre alten Stellen zurückkehrenden Gemälde hatten dort jetzt eine stärkere Wirkung als vor der Entführung. Fast alle waren während der Gefangenschaft in Paris in der vorsichtigsten Weise restaurirt worden[2]). Jedes war der Gegenstand eingehender Betrachtung gewesen. Kunstwerke, die ihren Besitzer wechseln, pflegen meist zum Object frischer Kritik zu werden. Als zusammengehörig, wie sie im Louvre gestanden hatten, fuhren Raphael's Werke fort, in den Gedanken des europäischen kunstliebenden Publicums wie ein einheitliches Ganze zu wirken. Ihr Urheber thronte im Glanze eines Herrschers über ihnen, in welchem ungezählte Verehrer den ersten Maler der Welt anerkannten. Als in den Tagen der Restauration jene Verherrlichung nie dagewesener Zeiten eintrat, für die man sich wie für etwas Reales begeisterte (das Phänomen, das wir in Deutschland die Herrschaft der jüngeren romantischen Schule nennen, das sich jedoch über alle Völker verbreitete), bot Raphael sich als vorzügliches Object dieses Cultus dar. Jetzt war man wieder officiell religiös. Aber früher schon hatten Raphael's Madonnen im Louvre nicht bloß als Kunstwerke gewirkt. Ihr unschuldsvolles Lächeln half die Macht der Kirche in den Gemüthern wieder aufrichten, während Raphael selbst in historischer Erscheinung auf die Vergangenheit der Päpste glänzendes neues Licht warf.

Dieses Wiederemporkommen Raphael's in Rom selbst erfolgte unter Umständen, die uns den Blick auf die deutsche Kunst zu lenken nöthigen.

---

[1]) Von Landon. In kleinen, manierirten Umrissen, Alles durcheinander, was Raphael's Namen trug. Für den, der die Dinge kennt, immer noch ein bequemes Hilfsmittel. Billig zu haben.

[2]) vgl. z. B. den Bericht über die Wiederherstellung des Spasimo.

Digitized by Google

In Paris seine künstlerische Ausbildung zu suchen, war während des Bestehens des Kaiserreiches das Natürliche. Aber auch beraubt, wie es dastand, sollte Rom damals nicht Alles verlieren. Zwar hatte man vom Apoll von Belvedere, dem Laokoon und den übrigen berühmten Werken nur noch die Piedestale, wo sie einst standen im Vatican, vor Augen, aber die Aufträge, die Canova vom Kaiser empfing, wurden in Rom ausgeführt. Thorwaldsen und Rauch sehen wir unter Canova's Einfluß dort sich heranbilden. Aber auch Maler lenken ihre Schritte nach Rom. Talentvolle junge Deutsche — nicht eigentlich Schüler, die in bestimmter Schule Meister werden wollen, sondern künstlerisch begabte Naturen, die von dem Bewußtsein sich treiben lassen, Besonderes vorzuhaben, was sie selber genau noch nicht zu definiren wissen, worin Niemand aber ihnen dreinreden solle — gehen nach Italien und geben sich der Einwirkung dort zurückgebliebener Gemälde hin, die die Franzosen nicht mitgenommen hatten, entweder weil sie, als Fresken, von den Wänden nicht loszulösen waren, oder weil es gar nicht der Mühe werth däuchte, sie zu entführen. Bescheidene Wandmalereien, um die sich überhaupt bis dahin Niemand gekümmert hatte, gelangten nun zur Geltung: Fresken des Quattrocento, die die Wände der Kirchen, Hospitäler und Paläste überall in Italien bedecken und nach denen bis dahin nur Wenige sich umgesehen hatten. Befreit von der Concurrenz der Werke ersten Ranges traten sie um so reiner als abgeschlossenes Phänomen für sich hervor. Unter ihrem Einflusse hatte Raphael in seiner Jugend gestanden!

Raphael's Jugend war bis dahin mehr ein Romancapitel als eines der Kunsthistorie gewesen. Was Vasari Hübsches von Raphael's Kinder- und Lehrlingszeiten erzählte, betraf mehr seine Person als seine Arbeiten. Zwar hatte Vasari 1568 schon der Vita Raphael's am Schlusse die große Interpolation zugefügt, in der Raphael fast im Tone des Gebetes angeredet und zu einer Art himmlischer Erscheinung gestempelt wird: erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber treten die Legenden ein, denen zu Folge ihm sein ganzes irdische Leben lang fast kindliche Jünglingsgestalt eigen gewesen wäre. Tischbein beschreibt die Scene, wie Raphael, als er 1508 nach Rom kam, dem Papste vorgestellt worden sei. Er kniet vor Julius dem Zweiten nieder, während ihm die blonden Locken von den Schultern fallen. „Das ist ein unschuldiger Engel," sagt der Papst, „ich will ihm den Cardinal Bembo zum Lehrer geben und er soll mir diese Wände mit Geschichtsbildern füllen." Und als Giulio in der Folge die Disputa vollendet erblickt, wirft er sich anbetend zu Boden, in die Worte ausbrechend: „Ich danke Dir Gott, daß Du mir einen so großen Maler gesandt hast." Dergleichen Anschauungen hatten früher auf die allgemeine Beurtheilung Raphael's keinen Einfluß gehabt, weil trotz ihnen Raphael's Thätigkeit in seiner reifsten Zeit unter Leo dem Zehnten immer der Punkt war, von dem ausgegangen wurde, so daß das früher Fallende als Vorstufe der Blüthe galt. Die jungen Deutschen aber, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Rom sich zusammen thaten, rechneten anders: die Arbeiten unter Leo waren Verfall, die Jugendzeiten das Höchste und das Maßgebende. Raphael's heilige Epoche dauerte für sie nur bis zu seinem Eintritte in Rom. Auf das, was er im väterlichen Hause vielleicht noch, in Perugia dann und in Florenz geschaffen, kam es ihnen an. In den

Digitized by Google

Geist dieser ersten Zeit und in den der bescheidenen Meister, die Raphael's erste Muster hätten sein können, sich zu vertiefen, war ihnen Herzenssache. Der Raphael, bei dem sie schworen, hatte wenig gemein mit dem, dessen Werke zur gleichen Zeit damals in Paris die übrige Welt entzückten.

So lange nun durften in diesem Sinne die jungen Deutschen, die unter dem Namen „Nazarener" bekannt sind, in Rom ungestört lehren und arbeiten, als die römischen Hauptgemälde Raphael's im Louvre zurückgehalten wurden: als diese aber zurückkehrten und zugleich das Zusammentreffen der europäischen Kunstfreunde nach Rom zurückverlegt wurde, änderte sich ihre Stellung, man sah sie als wunderliche Heilige an. Overbeck malte Madonnen im Geiste der Florentiner Madonnen Raphael's, denen er äußerlich so nahe kam, daß die seinigen wie verblaßte Milchschwestern der h. Jungfrauen Raphael's aussehen, die dieser in einer seltsam kindischen Greisenzeit nachträglich gemalt haben könnte[1]). Nun sollte Cornelius, der bis dahin die gleiche Richtung innegehalten hatte, sich dem Geiste des in Rom wiedererwachenden großen Meisters verschließen. Cornelius aber ging zum „heidnischen" Raphael über. Für den Augenblick schienen die Nazarener damit abgethan zu sein. Doch wir werden sehen, wie wenig sie es in der That waren. Sie hatten sich ihrer Zeit mit einem fertigen, in Deutschland, nicht von Künstlern, sondern von Schriftstellern gemachten Glaubensbekenntnisse ehedem nach Rom aufgemacht und blieben fest in ihren Anschauungen, und es hat diese Bewegung auch deshalb Wichtigkeit, weil Goethe auf Seiten derer stand, die nichts davon wissen wollten.

Ich greife hier auf bereits Besprochenes zurück.

Goethe's Frankfurter Jugendzeiten lehren ihn uns als Journalisten kennen. Es drängte ihn der Oeffentlichkeit zu. In den Anfang der siebziger Jahre fielen jene ersten Aeußerungen über Raphael. Mit dem Eintritte in Weimar begann die Epoche der Zurückgezogenheit, in der er sich nur brieflich äußert und die ihn endlich fast außer Verbindung mit dem großen deutschen Publicum setzte. Der Verkehr mit Schiller erst führte ihn, in den neunziger Jahren, ins alte offene journalistische Fahrwasser zurück, das seiner Natur zusagte und das er dann nie wieder verlassen hat. Als die Gründung der „Propyläen" darauf erfolgte, hatte die „Zerstörung des italienischen Kunstkörpers", wie Goethe den Raub der Kunstwerke Italiens durch die Franzosen nennt, noch nicht stattgefunden. Meyer's in den Propyläen erscheinende Beurtheilung sämmtlicher Werke Raphael's[2]) enthält die beste Formulirung dessen, was die geläuterte Kennerschaft des achtzehnten Jahrhunderts zu Tage gefördert haben würde, wenn es sich etwa darum gehandelt hätte, in gemeinsamen Besprechungen wohlwollender Kunstfreunde, denen eine gewisse Langeweile von vorn herein zugestanden wäre, die Meinungen zusammenzufassen.

Diese Darlegungen aber begeisterten ihre Leser nicht: ein damals beginnender Schriftsteller wußte die Jugend, die immer vor zuviel Worten zurückschreckt, anders zu packen: Ludwig Tieck, als Verfasser von „Sternbald's Wanderungen", einem

[1]) Overbeck's Verdienste liegen in anderer Richtung.

[2]) Dem Schema zufolge hatte Goethe selbst die Absicht, diese Arbeit vorzunehmen.

Digitized by Google

Künstler-Roman, der selbst heute, wo man die Unhaltbarkeit aller Voraussetzungen kennt, seine Wirkung nicht verleugnen würde, wenn er in die Hände unerfahrener, sentimental angelegter Leute fallen sollte. Tieck schuf in den Gestalten einiger jugendlichen Künstler, die er zu den Zeiten Dürer's und Raphael's sich zwischen Nürnberg, Antwerpen und Rom in der Welt umhertreiben läßt, die historischen Gespenster, die auf Jahrzehnte hinaus Unheil genug gestiftet haben. Von Kunstgeschichte wußte er nichts, er hat die Dinge zusammengeträumt. In seinem Buche finden wir Dürer's, Raphael's und Michelangelo's Charaktere falsch, aber überzeugend dargestellt. Das nicht endende engelhafte Jünglingsthum Raphael's, die Weichherzigkeit Dürer's, das unablässige ästhetisirende Predigen der großen Meister entzückte das jenerzeit weich gestimmte deutsche Publicum und der „Knabe Raphael" begann in den Träumen talentvoller junger Künstler eine Rolle zu spielen. Religiöse Schwärmerei trat hinzu. Man strebte nach Rom. Der den heiligen Stätten dort entströmende Athem sei das, wähnte man, was Madonnen, die denen Raphael's glichen, der Phantasie der Gläubigen vorspiegele, die zu malen hinterher ein Leichtes sein werde. Mit diesem Glauben waren die jungen Nazarener nach Rom gepilgert. Sie suchten sich zu geheimnißvoll persönlicher Gemeinschaft mit dem jungen Raphael zu erheben. Die Darstellungen aus seinem Privatleben nahmen ihren Anfang. Dergleichen zu zeichnen oder zu malen sehen wir freilich Künstler aller Nationen jetzt sich zur Pflicht machen. Denn diese Anschauungen gingen weit über die Verbindung der Nazarener hinaus, und so tief haben sie sich eingewurzelt, daß sie auch heute noch vorkommen. In diesen Scenen trat Raphael im Sinne des „göttlichen Knaben" auf. Schlank und mager, in pathetischer Bewegung, gehüllt in enganliegende, der sogenannten altdeutschen Tracht nachgebildete Bekleidung, bei der ein weitüberschlagener Hemdskragen nicht fehlen durfte, stand er vor der Staffelei, umgeben von einem ehrfurchtsvollen Kreise, der die Entstehung seiner Wunderwerke mit eignen Augen erleben wollte.[1])

Die dem falschen Raphael der Nazarener angedichtete bedenklichste Eigenschaft aber war geistiger Natur. Sein künstlerisches Schaffen sollte die Thätigkeit unbewußtem schöpferischen Drange gehorchender Fingerspitzen gewesen sein. Am weitesten sehen wir diese Anschauung von Achim von Arnim verfolgt, der in seiner Novelle „Raphael und seine Nachbarinnen" Raphael darstellt, wie er in magnetischen Schlaf versunken seinem Gehilfen Baviera die Linien und den Farbenauftrag eines Gemäldes in die Hand und in den Pinsel dictirt, das auf diese Weise vollendet wird. Raphael malt mit geschlossenen Augen und ohne

[1]) Raphael war vielleicht eher stämmig als von schlanken Maßen. Sein Antlitz war dem von Vasari seinem Buche in Holzschnitt beigegebenen, nach dem Kopfe auf der Schule von Athen, wie er in unverdorbenem Zustande gestaltet war, gezeichneten, gleich. Die letzte Ursache der verlorenen Aehnlichkeit scheint jener in der Akademie von San Luca aufbewahrte Schädel gewesen zu sein, den man bis zur Aufdeckung des Grabes Raphael's im Pantheon für den seinigen hielt und dessen schmale Stirnform wohl als Ausgangspunkt für die Ueberarbeitung des Porträts auf der Schule von Athen benutzt ward. XV. Ess., 1. Folge, 3. Aufl. S. 480 ff. Noch auf der letzten Münchener Ausstellung zeigte ein Gemälde Leo X., wie er an der Bahre Raphael's auf die Knie gesunken ist. Den damals unbehilflich fetten Leo als schlanken jungen Abbate, Raphael in spanischer Tracht.

Digitized by Google

selbst Hand anzulegen! Größere Kreise fanden ihr Genügen in solchen Absonderlichkeiten. Enthielt doch Goethe's Faust so viel Uebereinstimmendes, daß die Nazarener Goethe als einen der Ihrigen ansehen zu dürfen glaubten, bis das Erscheinen der „Italienischen Reise" sie eines Besseren belehrte. Hier gab Goethe zum ersten Male jetzt (1817) sein Glaubensbekenntniß über Raphael und was mit ihm zusammenhängt[1]). Dieses Buch zumeist bestimmte die öffentliche Meinung des deutschen Publicums.

Daß die Nazarener in Rom und Deutschland damals zurückgewiesen wurden, war natürlich. Wenn ihre Auffassung Raphael's später aber trotzdem wieder auftauchte, so ersehen wir daraus, in wie hohem Grade es sich um wirklich nationale Anschauungen handelte. So werthvoll Goethe's „Italienische Reise" ist, die in Verbindung mit seinem früher schon erschienenen „Winckelmann und sein Jahrhundert", sowie mit der Uebersetzung des Lebens Benvenuto Cellini's gewichtiges kunsthistorisches Material in Fülle enthält, so wissen wir doch, wie gering Goethe's Hilfsmittel waren, als er sich jetzt in entscheidender Weise aussprach. In Rom war er seit 1787 nicht wieder gewesen, das Musée Napoléon hatte er nicht gesehen, außer auf flüchtigen Besuchen in Dresden und München überhaupt keine große Sammlungen kennen gelernt, noch lebte er in einer Stadt, die dergleichen Schätze besaß. Angewiesen war er auf die kläglichen Kupferstichvorräthe, die er selbst oder der Herzog in Weimar sammelte, sowie auf das, was brieflicher und persönlicher Verkehr ihm zutrug. Hätte ein reicheres Material zu Gebote gestanden, so würde er bei seiner wunderbaren Gabe, sowohl Kunstwerke zu beschreiben, als sich historisch zurecht zu finden, ganz Anderes geliefert haben. Wäre Goethe 1817 selbst in Rom gewesen, so würde er wohl auch die Leistungen der Nazarener anders beurtheilt haben als von Weimar aus, wohin nur einseitige Berichte drangen, während von den Zeichnungen der jungen Künstler — denn um Zeichnungen handelte es sich zumeist — nichts Maßgebendes sichtbar war. Wir selbst heute gestalten unser Urtheil über das damals Geleistete noch um. Die auf der Berliner Nationalgallerie sich ansammelnden Studienblätter jener Tage erfüllen uns zum Theil mit Bewunderung. Wir entdecken in Schnorr's Actzeichnungen die Anlehnung an Michelangelo und Raphael, während wir in seiner Bilderbibel ein Werk besitzen, das als ein in beschränkter Form sich bewegender, in seiner Gesammtheit aber staunenerregender Nachklang raphaelischer Auffassung gelten darf. Die in Frankfurt aufgefundenen Cartons zu den Wandgemälden, die ebenfalls Schnorr für den Palazzo Massimi ausgeführt hat, gehören zum Edelsten, was die deutsche Kunst hervorgebracht hat und lassen in Wiedergabe der reinen Natur nichts vermissen[2]). Auch hier haben Raphael's Fresken als Muster vorgeleuchtet. Goethe in der Mitte dieser sich selbst überlassenen jungen Leute würde Anfänge einer deutschen Kunst

[1]) Möglich, daß er Vieles von dem, was er in der dazwischen liegenden Zeit über italienische Kunst gedacht, in diese Briefe hineingearbeitet hatte, wie nicht anders manches in Dichtung und Wahrheit Enthaltene aufgefaßt werden darf. So die Begeisterung wohl auch, die ihn in Straßburg vor den Teppichen Raphael's erfaßt hätte.

[2]) Leider sind diese kostbaren Zeichnungen im Frankfurter Museum ohne schützende Glasdecke aufgehangen. Man sollte die Ausgabe doch nicht scheuen. Man thut ja so viel in Frankfurt.

Digitized by Google

in ihren Arbeiten erblickt haben, denen nur die richtige Leitung fehlte, um sich viel breiter auf heimischem deutschen Boden zu entwickeln, als in der Folge möglich war. Auch die Begeisterungslehre der Nazarener ist der natürliche Glaube aller jungen Leute, die sich selbst etwas zutrauen, und stimmt, wenn auch bei anderem Material, mit der Lehre vom Genie, die Goethe funfzig Jahre früher so kraftvoll vertreten hatte. Künstlerisches Schaffen muß im Fluge der Begeisterung geschehen. Goethe sagt von sich selbst, was er schreibe, schreibe er wie ein Nachtwandler. Raphael's vollendete Gemälde[1]), verglichen mit den vorbereitenden Skizzen, zeigen als letzte Zuthat ein begeistertes Neuerfassen des innersten Gedankens der Composition, daß sie wie neugeboren und zum ersten Male geschaffen erscheint. Freilich, die vorausgehende Arbeit und concentrirte Geisteskraft durften nicht fehlen. Bei Goethe war nöthig, daß er seine Stoffe lange mit sich herumtrug, bei Raphael, daß wiederholte peinliche Studien ihn erst dahin brachten, den letzten Flug endlich zu thun als seien es die ersten Flügelschläge. An solchen Studien aber haben es die Nazarener nicht fehlen lassen. Es wurden Dante und Homer gelesen. Man glaubte den wahren Weg zur Größe entdeckt zu haben und erwartete, neue Gedanken müssen sich in neuen Formen offenbaren. Was trotzdem die Entwicklung im höchsten nationalen Sinne dann aber unmöglich machte, waren confessionelle Hintergedanken, in die hinein man die Nazarener mißleitete und die zumeist Goethe zum Entschlusse brachten, sich von den „frömmelnden jungen Herren" ein für allemal frei zu machen. Auch die Schriftsteller, von denen die Bewegung ausgegangen war, wußten sie weder zu leiten noch aufrecht zu erhalten. Weder Tieck noch Friedrich Schlegel, die Häupter der Partei, setzten ihre kunsthistorischen Arbeiten fort. Ein letztes Lebenszeichen in dieser Richtung war Braun's Leben Raphael's, das 1819 in zweiter Auflage erschien. In gemäßigter, fast liebenswürdiger Weise wird das Eintreten der heiligen Malerei weiter prophezeit, und in diesem Sinne ist 1820 in Mainz, wo das Buch herauskam, der dreihundertjährige Todestag Raphael's begangen worden.

An anderen Stellen jedoch führten bei ähnlichen Feierlichkeiten die Gegner der Nazarener nun das Wort[2]). Im Saale der Akademie zu Berlin stand ein Katafalk zwischen vergoldeten Candelabern. Vier vom Bildhauer Tieck modellirte weibliche Gestalten legten Lorbeerkränze darauf nieder. Raphael's Bildniß, Copien der Dresdener Madonna, der Jungfrau mit dem Fische und der heiligen Cäcilie hingen an den Wänden. Zelter dirigirte die Musik, Tölken hielt die Rede. In der Vorrede zum Abdrucke dieser Rede, der später erschien, wird die Feierlichkeit beschrieben und in einem Anhange der Versuch einer kritischen Biographie Raphael's gemacht, worin das Zuverlässige dem Mythischen entgegengestellt und auf Raphael's Bedeutung als Antiquar und Architekt hingewiesen wird. Was hätte sich in Deutschland entwickeln können, wenn Berlin zum Centrum einer nationalen Kunstentwicklung zu machen gewesen wäre, wie Niebuhr in Rom geglaubt hatte. Aber man hatte weder Geld noch Publicum

[1]) D. h. die, welche er selbst gemalt hat.
[2]) Ueber diese Feste Schorn's Kunstblatt I. (1820).

Digitized by Google

bei uns, und von den bedeutenden Männern, die dafür in Deutschland hätten auftreten können, lebte keiner in Berlin. Goethe's kunsthistorische Studien sind die Bemühungen eines einsamen Liebhabers geblieben, der keine Schule begründete. Gelegentliche Aeußerungen, die in Briefen, im Gespräch oder in Zeitschriften hervortraten, zeigen, wie er von Allem Notiz nahm. Man lese, wie er in dem Aufsatze „Antik und Modern" Raphael, Lionardo und Michelangelo einander gegenüberstellt. Einfacher und richtiger kann nicht gesagt werden, worauf es ankam. Die Zeiten aber sind für Goethe nie eingetreten, von denen er einst in Italien träumte: daß er ein großes vergleichendes Museum errichten wollte, welches alle kunsthistorischen Fragen zu lösen gestattete.

Wir wissen heute in allen Details, was nach den Zeiten der Freiheitskriege verhinderte, daß der kunsthistorische Principat in deutsche Hände gelangte. Dicht nach dem Kriege noch konnte man in Berlin Anstrengungen machen, den verbannten David zu berufen, 1820 aber dachte man nicht mehr an dergleichen. Dagegen ist für die Zeiten nach der napoleonischen Herrschaft ein erfreulicher Anblick, wie Frankreich sich zu neuem Muthe erholte. Wir dürfen heute nicht vergessen, was dieses Land uns bis 1848 gewesen ist, wo französische Literatur und Kunst sich unseren Bestrebungen verbunden hielten. Uns dagegen hatten die Freiheitskriege eher zurück- als vorwärts gebracht. Begeisterung war unseren Regierungen an sich verdächtig, einerlei, worauf sie zielte. Die Deutschen sahen bald wieder mit derselben Hoffnung auf Frankreich, als sie in den Zeiten der Revolution gethan. Es war an sich natürlich, daß die Franzosen in Rom wieder die erste Stelle einnähmen. Die Italiener, obgleich sie mancherlei aufzuweisen hatten, was, wie Lanzi's große Kunstgeschichte, einen ehrenvollen Platz einnahm, wären nichts zu schaffen im Stande gewesen, was den Vergleich mit Séroux d'Agincourt's großer Arbeit aushielt.

Ein vornehmer Franzose vom Schlage des Grafen Caylus, finden wir ihn schon 1787 von Goethe als den Verfasser einer zu erwartenden Kunstgeschichte erwähnt. Goethe ahnte damals nicht, wie viel er d'Agincourt später zu verdanken haben werde[1]). „Wenn das Werk zusammenkommt, wird es merkwürdig sein!" urtheilte er. Noch über zwanzig Jahre aber brauchte d'Agincourt für die Vollendung der Arbeit, die in Wort und Abbildung eine Darstellung des Weges ist, den durch ein Jahrtausend hindurch die Kunst zurücklegen mußte, um den einzigen Raphael hervorzubringen. D'Agincourt sieht in den Malereien der römischen Katakomben die Anfänge der neueren Kunst, von denen auszugehen sei. Mit einer staunenswerthen Mühe hat er aus Quellen jeder Art sein Material zusammengetragen: man fühlt, er hat beim Abschlusse nur die Auswahl einer Sammlung gegeben, deren Umfang wir nicht zu bemessen versuchen. Er hat damit die Grundlage der heutigen historischen Kunstwissenschaft geliefert.

D'Agincourt hielt sich innerhalb enger Grenzen jedoch was den erläuternden Text anlangt. Frankreich aber würde nun vielleicht auch den Schriftsteller geliefert haben, ein Leben Raphael's, das ihn inmitten seines Jahrhunderts

[1]) Das Buch, das 1811 zu erscheinen begann, war eine Offenbarung für ihn.

Digitized by Google

zeigte vom Standpunkte des neuesten Tages aus, zu verfassen, und es scheint nur ein Zufall, den wir nicht kennen, die Schuld zu tragen, daß der Autor, den ich im Sinne habe, seine Gedanken über Raphael zerstreut nur in der Form geliefert hat, die Goethe für seine Italienischen Reisen wählte. Henry Beyle, oder Stendhal, wie sein Schriftstellername lautet, ein ehemaliger Officier der napoleonischen Armee, hatte sich in Italien wie in einem zweiten Vaterlande niedergelassen und neben seinen Romanen einige Bücher über italienisches Kunstleben verfaßt, unter denen seine „Promenades à Rome" die vornehmste Stelle einnehmen. Die Bemerkungen über bildende Kunst bilden, wie bei Goethe, auch hier nur einen Theil des Buches, sie sind aber von bleibendem Werthe[1]).

Die Stendhal umgebende Gesellschaft — damals noch aus den höheren Kreisen sich zusammensetzend — schwelgte im Genusse der Friedenszeiten. Rom war die Stelle, wo sich diese Träume am schönsten träumen ließen. Stendhal's „Promenades" sind ein Tagebuch aus den zwanziger Jahren. Man fühlt, wie unbefangen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Discussion standen. Wenn Raphael einmal ins Leben hätte zurückkehren müssen, so würde er sich damals in Rom am ehesten wieder heimisch gefühlt haben. Stendhal's „Geschichte der italienischen Malerei" schließt leider vor Raphael ab. Das Leben Michelangelo's aber sehen wir darin beinahe schon im Sinne der heutigen Zeit aufgebaut. Er sucht ihn als Bürger der eigenen zu ergreifen und seinem innersten Leben auf die Spur zu kommen[2]). Raphael dagegen, so oft er ihn in beiden Büchern auch erwähnt, behandelt er nie im Zusammenhange.

Wir bedauern das umsomehr, als der, dem zunächst die Aufgabe zufiel, ein Leben Raphael's zu liefern, mit wohlfeiler Arbeit den Ruhm einheimste, den die bloße Vollendung einer angenehm geschriebenen Biographie Raphael's Jedem vielleicht damals eingetragen haben würde. Quatremère de Quincy, Membre de l'Institut, schrieb das Buch, das, 1824 erscheinend, in Rom als ein Ereigniß betrachtet wurde. Er gibt einen leicht geschriebenen Ueberblick der Thätigkeit Raphael's und eine vernünftige Beschreibung der Werke, so viel und so wenig der verlangen darf, der sich damit beschäftigen will ohne Gelehrter zu sein. Elegant und ohne Tiefe, liefert es, was man in den Salons, in denen damals zumeist doch nur von Raphael die Rede war, zu wissen brauchte. Wie geschickt und sicher der Verfasser sich bei Abschluß der Arbeit des vielfachen bibliographischen Ballastes entledigte, der sein Buch beschwert haben würde, ohne es zu bereichern, zeigt die italienische Uebersetzung von Longhena, der in Anhängseln jeder Art den ganzen Wust wieder hineingearbeitet und aus dem knappen Bändchen ein Buch von über 800 Seiten gemacht hat. Auch in das Deutsche wurde das Buch damals übersetzt, ohne jedoch irgend eine Wirkung zu haben.

---

[1]) Taine's Aeußerungen über Italien müssen von Stendhal aus beurtheilt werden. Taine's „Voyage en Italie", so verbreitet und geschätzt das Buch in Frankreich ist, enthält meist oberflächliche und schiefe Urtheile über Raphael und reicht in der Gesammtauffassung des italienischen Daseins weder an Stendhal's noch an Frau von Staël's Anschauung heran.

[2]) Ich kannte das Buch nicht, als ich mein Leben Michelangelo's schrieb.

Digitized by Google

Quatremère's Leistung verdiente den Beifall, den sie bei ihrem Erscheinen fand, zugleich aber die Vergessenheit, der sie sodann verfallen ist. Er glaubt noch an den Stammbaum der Familie Santi, der sich auf dem Porträt eines der angeblichen Vorfahren Raphael's im Palaste Albani fand[1]). Daß er sich betrügen ließ, wäre nicht so schlimm gewesen; aber während er 1824 diese Dinge noch vorbringt, hatte 1822 bereits Pungileoni sein „Elogio storico des Giovanni Santi, Vater des großen Raphael", veröffentlicht, worin der echte Stammbaum der Familie aus urbinatischen öffentlichen Actenstücken festgestellt war. Indessen Quatremère lebte und schrieb in Paris und Pungileoni's in Italien an versteckter Stelle gedruckte Schrift konnte ihm entgangen sein. Schwerer wiegt der von Rumohr erhobene Vorwurf, Quatremère habe außer der Vita di Raffaello nichts von Vasari's Buche gekannt und dessen zahlreiche an anderen Stellen anzutreffende Aeußerungen über Raphael seien ihm fremd gewesen. Quatremère's Buch wird von den Franzosen heute als ein verlorener Posten betrachtet. Pungileoni hätte nun leichtes Spiel gehabt, das maßgebende Leben Raphael's zu verfassen, allein er unterließ es[2]). Jetzt endlich tritt die deutsche Gelehrsamkeit ein.

Die Anfänge der deutschen wissenschaftlichen Arbeit, die seit den zwanziger Jahren in Rom, weil dort allein diese Dinge damals noch behandelt werden konnten, sich Raphael zugewandt hat, sind in den Bestrebungen derer zu suchen, von denen die große „Beschreibung der Stadt Rom" unternommen worden ist. Bunsen's und Gerhard's Namen werden hier immer an erster Stelle genannt werden[3]). Platner übernahm die der modernen Kunst gewidmeten Capitel. Das Buch sollte Alles umfassen, was die ewige Stadt betrifft. Mit der geologischen Betrachtung des Bodens anhebend, auf dem sie gebaut worden ist, würde es mit den neuesten Schicksalen Rom's erst abschließen. Nennen wir dieses Buch, so nennen wir zugleich das erste großartige Denkmal der seit Winckelmann in Rom thätigen gelehrten Deutschen Colonie, die heute ihre letzte Form in dem freilich in beengterem Sinne nun geleiteten „Deutschen Institute" gefunden hat. Winckelmann's römische Thätigkeit verband sich der besonders von den Albani's (dem Onkel, der Papst wurde und der der Beschützer Maratta's war, und dem Neffen, der es nur bis zum Cardinal brachte, aber der als Protector, ja Freund Winckelmann's durch diesen in die Unsterblichkeit mit eingeschmuggelt worden ist) gehegten römischen Gelehrtenwirthschaft. Man muß in Justi's „Winckelmann"[4]) die Geschichte des gelehrten Italiens im vorigen Jahrhundert lesen.

Winckelmann's römisches Dasein hatte im Zusammenhange mit dem Empor-

---

[1]) Die zahlreichen darauf vermerkten Verwandten Raphael's gehören allen Lebensstellungen an: auch ein Maler befand sich außer Raphael's Vater darunter. Das Gemälde ist verschollen. Bellori (Ed. 1752) S. 63.

[2]) Pungileoni hat sich über die Form der Elogi storici, historischer Predigten mit langgestrecktem Anmerkungsmaterial, nicht hinausgewagt.

[3]) Cotta verlegte das Werk. Es ist eines der Ruhmestitel seiner Buchhandlung.

[4]) „Winckelmann in Deutschland" 1866, und „Winckelmann in Italien" 1872. Diese Dinge werden nie einen bessern Geschichtsschreiber finden.

Digitized by Google

kommen der deutschen Philologie so viel Natürliches, Nothwendiges gehabt, daß sich nach seinem Tode immer wieder Deutsche in Rom fanden, die in seiner Art zu arbeiten fortfuhren: der hervorragendste darunter Zoëga, der, obwohl Däne von Geburt, als Deutscher gelten muß und dessen Lebensbeschreibung Welker so vortrefflich geschrieben hat. Zoëga lebte einsam, aber man empfand seine Anwesenheit in Rom. Gleich Winckelmann waren auch ihm antike und moderne Kunst untrennbar, nur daß ihm die Gelegenheit fehlte, für die neuere Kunstgeschichte etwas zu thun, während sich für die alte die zu erledigenden Aufgaben zudrängten [1]).

Erst zu Anfang unseres Jahrhunderts empfing die gelehrte Zwecke verfolgende deutsch-römische Gesellschaft — der die bildenden Künstler selbstverständlich sich anschlossen — in Wilhelm von Humboldt das erste gleichsam sichtbare Oberhaupt. Durch ihn auch wurde Preußen zu einer natürlichen Schutzmacht dieser Bestrebungen erhoben [2]), eine Rolle, die es dann nicht wieder aufgegeben hat. Seit Humboldt empfanden unsere Gelehrten und Künstler sich als ein berechtigtes Element in Rom, das mit dem Kunstbetriebe zu Hause und der heimischen Gelehrsamkeit in Verbindung als ideale Vorschule in beiden Richtungen von der Regierung anerkannt wurde. So entstand auf dem Wege natürlicher Entwicklung eine wechselnde Vereinigung in freier Form, die in gewissem Sinne uns das ersetzte, was den Franzosen die durch eine bloße Maßregel ins Leben gerufene römische Akademie leistete. Die Einzelnen waren ungebunden; es hielt sie um so fester die nationale Aufgabe, Alles, was das classische Alterthum der Stadt, von den ältesten Zeiten an beträfe, ernsthaft anzufassen. Das Rom, auf dessen Boden man stand, bildete die Masse, in die man eindringen wollte. Literatur und Kunst der antiken Zeit und das Zeitalter Dante's oder Raphael's schienen gleichberechtigt und die geistige Förderung der aufstrebenden Bildhauer und Maler ebenso wichtig als der Betrieb der Ausgrabungen. Der mögliche Niedergang unseres Institutes wird einst von der Zeit ab datirt werden, wo die Pflege alles dessen, was das classische Alterthum in seinen durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit reichenden Triebzweigen darbietet, dem Wunsche geopfert worden wäre, die gebotenen Mittel dadurch scheinbar vortheilhafter zu verwerthen, daß man beschränktere Ziele innehielte. Beschränkteren Naturen sind diese sicherlich das Heilsamere; Höherstrebenden darf nicht entgehen, daß die

[1]) Man wäre ja geneigt, Bottari's Vasari-Ausgabe, die in die Mitte des 18. Jahrhunderts fällt, als etwas Erträgliches und zugleich als das Beste anzuerkennen, was damals zu leisten war, aus dem Grunde, weil die in den „Lettere pittoriche", gleichfalls von Bottari gesammelten Briefe der angesehensten Kunstgelehrten der damaligen Zeit, von keiner Seite her eine etwa bessere Behandlung Vasari's in Aussicht stellen; aber man nehme Lessing's Aufsatz über Theophilus' Buch von der Oelmalerei, mit wie solider Kritik da einige Stellen Vasari's auf ihre Zuverlässigkeit hin geprüft werden. Warum hätte man nicht damals schon die Quellen Vasari's aufspüren und die verschiedenen Ausgaben vergleichen können ?

[2]) Ueber diese Verhältnisse liegt, besonders in Correspondenzen, umfangreiches Material vor, das umfassend zu behandeln immer noch nicht versucht worden ist. Man versteht zu wenig das Unwichtige auszuscheiden.

Digitized by Google

freieste geistige Ausbreitung Lebensbedingung für wissenschaftliche erfolgreiche Bestrebungen sei.

Niebuhr führte Humboldt's Gedanken in diesem Sinne weiter. Ihm war zu verdanken, daß Cornelius Raphael anders verstehen lernte. Auf Niebuhr folgte Bunsen, dessen fördernde Kraft diejenigen noch erfahren haben, die heute in ihrer letzten Spitze eben zu Grabe getragen werden. Bunsen ist der Urheber der Geschichte der Stadt Rom gewesen. Die von ihm geleitete Geselligkeit schuf Arbeiter und Publicum für das Unternehmen, dessen erster Theil auch die Entwicklungsgeschichte der römischen Malerschule enthält. Raphael's und Michelangelo's Biographien mit Beschreibungen ihrer Werke werden in zuweilen trockener, aber sachgemäßer Fassung gegeben: das Bild ihrer Thätigkeit innerhalb ihres Jahrhunderts aufzustellen, war die Absicht. Bunsen selbst machte die schöne Entdeckung von der Disposition der raphaelischen Teppiche in der Sistina, die erste Aufgabe dieser Art, die man aus dem Geiste wahrer Gelehrsamkeit Raphael gegenüber gestellt und zugleich gelöst hatte[1]). Es fehlte nicht an neuem Material für Raphael. Die Forschungen Fea's z. B. in den vaticanischen Archiven hatte auf ihn bezügliche Rechnungen ans Licht gebracht. Wäre, was dieser erste Band über Raphael enthält, für sich erschienen, so würde es bekannter geworden sein. Auch die folgenden Theile enthalten viel Raphael Betreffendes, den ersten jedoch durchweht ein besonders erhebender Strom wissenschaftlicher Begeisterung.

Es galt, Rom im höchsten Sinne zu bewältigen. Ueber fast alle Materien wohl ist später maßgebender geschrieben worden, dennoch würde ich Jedem rathen, für den ersten Eintritt in Rom diesen ersten Band zu lesen.

Bunsen's Interesse an Raphael fand im Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.) den besten Berliner Vertreter. Friedrich Wilhelm III. selbst war für Raphael eingenommen. Ueber seinem Schreibtische hing eine Wiederholung der Dresdener Madonna, er betrieb die Herstellung von Copien nach Raphael's Werken, er hat die Madonna Colonna durch Bunsen für das Berliner Museum ankaufen lassen, in dem den damaligen Plänen zu Folge ein besonderer Saal Raphael allein geweiht sein sollte. Diesen Saal hat Friedrich Wilhelm IV. später dann hinter Sanssouci eingerichtet.

Es ist das Schöne geistiger, beamtenmäßigem Betriebe ferngerückter Bewegungen, daß sie Manche in ihren Strom leise einzulenken nöthigen, die sich unabhängig fühlen und bleiben wollen. Zu den dem Kreise der römischen Gelehrten in diesem Sinne verbundenen Gelehrten gehörte C. F. von Rumohr. Rumohr war eine jener universalen Naturen, die, wenn sie die nöthige Arbeitskraft besitzen und vom Glücke äußerlich begünstigt werden, das edelste Material zum Schriftsteller sind. Rumohr hat nicht allein durch den realen Inhalt seiner Bücher, sondern auch durch die Form gewirkt, in die er seine Gedanken hineingoß. Sein Stil ist sein Stil. Vorgeworfen könnte ihm nur werden, daß er zu fein geschrieben habe und daß die in breit ausgebildeten Sätzen gegebene Mischung

[1]) Zehn ausgew. Ess. 2. Aufl. S. 413.

Digitized by Google

gelehrter Untersuchung mit ästhetischen und historischen Betrachtungen über die bloße Lectüre des Buches hinaus eindringendes Studium verlange. Der dritte Theil der „Italienischen Forschungen" ist Raphael gewidmet.

Rumohr hat das Unzureichende der Arbeit Quatremère's scharf nachgewiesen, war aber nicht im Stande, ein Leben Raphael's von eindringlicherer Wirkung zu schreiben. Rumohr gab seinem Essay deshalb auch keinen Titel, der mehr verspräche als geboten wird, er setzte „Ueber Raphael und seine Zeitgenossen" darüber. Keine Biographie also, nur eine chronologisch fortlaufende Kritik der Werke, eine Rechenschaftsablage über die lebenslängliche Beschäftigung mit dem Meister, Mittheilungen eines Kenners ersten Ranges, der sich in souveränem Selbstgefühl auch über die Meinungen Anderer ausspricht. Rumohr bringt zuweilen gewagte Behauptungen, bedenkliche Schlüsse und unrichtige Daten, aber diese kleinen Auswüchse fliegen leicht vom Ganzen ab, ohne dessen Gleichgewicht zu ändern. Rumohr hat immer noch von Allen, die über Raphael geschrieben haben, am meisten aus dem vollen Besitze umfassender Kenntniß heraus und nebenbei am besten geschrieben. Er ist im weiteren Sinne als ein Schüler Goethe's anzusehen, dem er darin gleicht, daß er, wie bemerkt, nicht allein Gelehrter, sondern auch Schriftsteller war, der seinen Worten erziehende Kraft beizulegen wünscht. Es erfüllen ihn die gesammte Kunstgeschichte umfassende Gedanken, die er der Gegenwart zu Nutz darlegt. Seine Resultate sind allgemeine Notionen. Er erblickt in Raphael einen der Factoren der großen Menschheitsentwicklung, dessen fortdauernde Betheiligung an ihr er zu bestimmen trachtet. Es ergibt sich aus den drei Theilen seiner Forschungen ein Aufbau der neueren Kunstgeschichte, dessen Spitze die Feststellung des Verhältnisses bildet, in dem der lebende Künstler sich zur ganzen Summe des bis zu seinen Zeiten künstlerisch Hervorgebrachten zu verhalten habe. Dahin strebte auch Goethe: Förderung der schaffenden Künstler des neuesten Tages. Goethe und Rumohr empfanden, wie sehr den Künstlern und dem Publicum das Verhältniß zur Kunstgeschichte abgehe, und suchten auszuhelfen. Rumohr gibt sich der Ausführung dieser Aufgabe oft nur zu sehr hin. Auch darf ihm ein zu weit getriebenes Ausdeuten der Kunstwerke vorgeworfen werden. Er betrachtet sie als eine Geheimschrift, die er jedoch zu lesen wisse, und verlangt Glauben, wo ihm die Beweise nicht zur Hand sind. Er vergeistigt seinen Stoff zu sehr und wendet sich nur an Leser, die die ihm selber zu Gebote stehende Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen besitzen; ein Besitz, der thatsächlich aber, wie ihn doch die Erfahrung hätte belehren müssen, Niemanden außer ihm verliehen war. Denn Niemand war in Florenz und Umbrien zu Hause wie er.

Dies der Grund wohl, warum die Italienischen Forschungen kein Aufsehen erregten, auch keine zweite große Auflage erlebt haben. Sie sind stets nur Fachleuten bekannt gewesen, die, wie seltsame Urtheile beweisen, auch heute nur zum Theile ihrem Verständnisse gewachsen sind. Die Verhältnisse lagen so bei uns, daß nicht bloß Goethe sein Lebelang auf nur fragmentarische Kenntniß Raphael's angewiesen war. Nehmen wir Goethe's hauptsächlichsten Kunstcorrespondenten für die spätere Zeit, einen der ersten Kenner, einen Mann, der überall selbst gesehen hatte: Sulpiz Boisserée, dessen gesammter, gedruckt vorliegender Briefwechsel zudem einen feingebildeten und höchstens in persönlichen Verhältnissen ein wenig be-

Digitized by Google

fangenen Gelehrten zeigt: man fühlt heraus, wie fremd, unserem heutigen Standpunkte nach, auch seinem Auge der Entwicklungsgang Raphael's noch sein mußte, wie unsicher seine Versuche sind, manche Werke, die er hier und dort zum ersten Male sieht, aus eigenem Gefühl chronologisch zu bestimmen, wie er die Epochen Raphael's nur im Großen auseinander zu halten weiß und in welchem Grade zumal Raphael's Handzeichnungen ihm unbekannt waren. Was diese anlangt, die meist außerhalb Italiens lagen und bei denen es sich um lange und minutiöse Untersuchungen handelt, so weiß auch Rumohr mit ihnen nicht auszukommen.

Auf gewissen Arbeitsfeldern scheint man zuweilen so fest auf bestimmt gewiesenem Wege zu sein, daß ein baldiges Anlangen an einem, wenn auch im Einzelnen nur verschwommen vorschwebenden Ziele als selbstverständlich angenommen wird. Warum so viel Arbeit aufwenden, wenn nicht schließlich der Erfolg eintreten muß? fragt man. Es ist dann, als sei die Vorsehung engagirt. Aber — um ein anderes Bild zu wählen — die letzte Blüthe bleibt trotzdem aus; die so viel versprechende Knospe, deren Geheimniß erwartet wurde, erschließt sich nie, sondern war selbst nur die letzte Frucht der Entwicklung, die mit ihr dann abbricht. Rumohr schien in seinem Buche die Prolegomena zu einem Leben Raphael's geliefert zu haben, das auch aus seiner oder aus anderer Feder nun zu erwarten stand. Es war in den dreißiger Jahren (vor 50 Jahren also) Alles in Rom und Deutschland vorbereitet, um höchsten kunsthistorischen Leistungen Unterstützung und Anerkennung zu sichern. Warum hätte Dr. Gaye von Florenz aus, wo er arbeitete, das Buch nicht schreiben können? Oder Dr. Kugler, oder Dr. Waagen, die damals sich für solche Aufgaben zu rüsten schienen? Rumohr wurde durch die laue Aufnahme und unverständige Kritik seiner Leistungen deren Fortsetzung verleidet. Und nun tritt der seltsame Zufall ein, daß die weit zurückgeschlagene Secte der Nazarener den Mann stellt, der die Geschichte Raphael's zu schreiben unternimmt und dem es gelingt, zu einer Autorität zu werden, der sogar Rumohr weichen mußte: Passavant aus Frankfurt am Main, den der Anblick der Werke Raphael's im Musée Napoléon einstmals für die große Aufgabe begeistert hatte. Passavant's „Leben Raphael's von Urbino und seines Vaters Giovanni Santi" ist in drei Theilen von 1839 bis 56 herausgekommen und, nachdem es sich in Deutschland seinen Weg gebahnt, durch die 1860 erschienene französische Uebersetzung (und Umarbeitung) von Paul Lacroix zu europäischem Ansehen gelangt[1]). Passavant und Vasari sind heute schlichtweg die beiden Biographen Raphael's.

Passavant geht in der Vorrede die Arbeiten seiner Vorgänger durch. Rumohr, urtheilt er, habe den Erwartungen keineswegs entsprochen, die man auf Grund der beiden ersten Theile der „Italienischen Forschungen" habe hegen dürfen[2]). Diese Abschätzung Rumohr's hat etwas Entscheidendes für Passavant selbst. Wir

[1]) Kürzlich ist auch eine italienische Uebersetzung erschienen.

[2]) Vorw. XVII. In der französischen Uebersetzung ist dies Urtheil abgekürzt und gemildert worden, eine Behandlung, die auch Quatremère de Quincy und Andern gegenüber hier eingetreten ist.

Digitized by Google

werden sehen, wie weit er zu ihr berechtigt und auch befähigt war. Das Gute, was Passavant geliefert hat, ist sein zweiter Theil, der, zumal in der französischen Bearbeitung, die jetzt allein citirt zu werden pflegt[1]), als ein Musterwerk deutschen Fleißes dasteht. Passavant's Namen ist für die heutige Generation noch mit dem Raphael's eng verbunden, und es fällt ein Abglanz von dessen Ruhme auf seine Person.

Anders jedoch urtheilen wir über den ersten Band, der die Geschichtserzählung enthält.

Zu der Zeit, wo das Buch erschien, waren von den anfänglichen Trägern der nazarenischen Bewegung manche Leute von Bedeutung noch übrig, wenn auch nicht an ganz hervorragender Stelle sichtbar. Der Stifter allen Nazarenerthums, Overbeck, arbeitete als einsame, mehr den kirchlich ihm nahestehenden Leuten bekannte Größe im alten Sinne weiter. Ebenso Veit, Schnorr und Andere. Daß die Nazarener eine Partei waren, die einmal etwas gewollt und um die geistige Führung der deutschen Kunst gekämpft hatte, lebte nicht mehr in der öffentlichen Erinnerung. Passavant's offen heraustretendes Nazarenerthum erweckte daher weder Besorgnisse noch Widerspruch. Man hielt seinen Standpunkt meist wohl für einen persönlichen, zu dem seine Individualität ihn drängte. Eine Biographie Raphael's fehlte. Rumohr war zu hoch, Quatremère zu oberflächlich gewesen: nun kam Jemand, der das lieferte, was man brauchte. Unbesehen beinahe wurde Passavant als der genommen, der in die Geheimnisse der raphaelischen Existenz am tiefsten hineingeblickt habe. Man sah als Resultat kindlich reiner Lebensanschauung an, was doch nur die Wiederholung alter Glaubensartikel war. Raphael ist bei Passavant der übermächtige, in einem gebrechlichen Körper niedergestiegene Geist, der diesen Körper, für den er eine zu große Last bildet, endlich zerbricht. Passavant umgibt ihn in diesem Sinne mit den entsprechenden Charakteren. Giulio der Zweite wird als der „Sittenverbesserer Roms" und Leo der Zehnte in gleichem Lichte dargestellt. Wie von Räucherwerk und geweihten

[1]) Passavant wollte (allerdings unter gewissen Restrictionen wieder) die französische Uebersetzung als eine neue Auflage in französischer Sprache betrachtet wissen. Sein zweiter Theil, in den auch der dritte deutsche hineingearbeitet worden ist, hat hier eine durchgreifende, besonders auch die Numerirung der Werke betreffende Umgestaltung erfahren. Nach diesem zweiten Theile der französischen Uebersetzung pflegt heute allgemein citirt zu werden, was bei der geringen Verbreitung des Buches in Deutschland seine Uebelstände hat. Schon aus diesem Grunde wäre das Erscheinen einer deutschen Ausgabe von Rulands Katalog der Windsorsammlung, von der sogleich die Rede sein wird, höchst wünschenswerth. Noch einfacher würde sein, in Berlin eine Sammlung sämmtlicher Gemälde und Handzeichnungen Raphael's, sowie der danach angefertigten Stiche in photographischen Abbildungen anzulegen und diese als gleichsam officielle Grundlage der Raphael betreffenden Studien öffentlich auszulegen. Leider haben unsere Museen für dergleichen Aufgaben keine Mittel, da der Ankauf von mechanischen Reproduktionen, die keinen andern Zweck haben, als das Studium zu unterstützen, streng genommen nicht zu ihrem Ressort gehört. Welcher Nachtheil aus dieser Lage der Dinge erwachse, bedarf keiner Ausführung. Um den zunächst liegenden anzugeben: es ist in Berlin nicht möglich, Vorlesungen über Raphael zu halten, die allen Ansprüchen genügten, da der Kunsthistoriker von dem Verfolg mancher Untersuchungen geradezu absehen muß, für die er das Material nirgends vorfindet. Man kann es sich bis auf einen gewissen Grad aus eigenen Mitteln beschaffen, in manchen Fällen aber reichen diese nicht aus.

Digitized by Google

Kerzen weht an manchen Stellen ein bedrängender Athem aus dem Buche uns an. Die Kindheitszeiten in Urbino und Perugia sind für Passavant die liebliche reine Blüthezeit Raphael's. Der Vater Giovanni Santi steht als Künstler seiner Meinung nach so gleichberechtigt neben dem Sohne, daß die Nennung auch seines Namens auf dem Titel des Buches gerechtfertigt erscheint.

Hier nun muß allerdings in Rechnung kommen, wie sehr durch Pungileoni's Entdeckungen Raphael's Jugendzeiten erneutes Interesse gewonnen hatten. Man war nicht mehr bloß auf Vasari angewiesen, sondern konnte auf Grund frisch gefundener actenmäßiger Angaben eigene Mythen bilden. Pungileoni zuerst hat die neuen Familiengeschichten aus den Actenstücken herausconstruirt, die er auffand: die Streitigkeiten nach dem Tode des alten Giovanni, den bösen Charakter der Stiefmutter ꝛc., die Passavant aufnimmt. Passavant behauptet, Alles in den Archiven controlirt zu haben; ich bezweifle dies: er hat die von Pungileoni in verschiedenen kleinen Publicationen, die Niemand in Deutschland kannte, gedruckten Auszüge der Acten nur äußerlich zusammengezogen.

Und wenn er, wie bemerkt, in der Geschichte der bisherigen Raphaelforschung, die seine Vorrede enthält, Rumohr von oben herab behandelt, so gesteht er auch hier nicht in vollem Umfange zu, wie sehr dieser ihm vorgearbeitet hatte. Von Rumohr ist die provinziale Malerei, die dem jungen Raphael die ersten bedeutenden Eindrücke lieferte, zuerst als „umbrische Schule" erkannt worden. Rumohr hat die Eigenthümlichkeiten der Lerngenossen Raphael's im Atelier des Perugino zuerst hervorgehoben. Rumohr's Forschertriebe war es auf diesem Gebiete am wohlsten, er wußte die Arbeiten der Freunde Raphael's, die eine scheinbar gleichgeartete Gesammtheit bilden, am feinsten zu unterscheiden, und Passavant hat sicherlich bei ihm einfach gelernt. Es ist umsomehr an der Zeit, dies auszusprechen, als die Neigung, Rumohr's Verdienste zu schmälern, neuerdings hervortritt.

Passavant hat in seiner langjährigen literarischen Thätigkeit für die Kunstgeschichte soviel gethan und der zweite Theil seines Werkes ist eine so ausgezeichnete Leistung, daß von seinen Mängeln als Geschichtsschreiber offen gesprochen werden kann. Es fehlte ihm der historische Blick. Wo er über die Eigenschaften eines Gemäldes, ob es echt oder unecht sei, handelt, ist er verständlich und von Gewicht; von den Quellen der Geschichte des Cinquecento aber weiß er nichts. Er hat seine Daten hier und da zusammengesucht. Seine Auffassung Raphael's wurde ihm fertig überliefert, auch der chronikenhaft-sentimentale Ton, in dem er schreibt, war der der Nazarener. Man lese den Brief, worin Overbeck an Veit über die Aufdeckung des Grabes im Pantheon berichtet, das Raphael's letzte Reste enthält: wie über die Gebeine eines Heiligen wird geschrieben. Tieck hatte in Sternbald zuerst seine Leute so sprechen lassen.

Passavant's Buch aber, erster und zweiter Theil, wurde bei seinem Erscheinen gern und gläubig aufgenommen. Immer war es nur noch eine kleine Gemeinde, die sich in Deutschland eingehender mit Raphael befaßte. Die romantische Periode unserer geschichtlichen Empfindung war noch nicht überwunden. Der Gegensatz der Confessionen fehlte. Malerei galt als eine heilige Sache. Als Cornelius in den Loggien der Münchner Pinakothek eine Kunstgeschichte in Bildern zu malen hatte,

Digitized by Google

gab er Raphael's Entwicklung in nazarenischer Auffassung. Raphael war in erster Linie wieder der Madonnenmaler. Seine mythologischen Dinge traten zurück. Man dachte sich ihn als umgeben von heiligen Visionen. Das auf der Accademia di San Luca in Rom heute befindliche, allgemein wohl für ein Machwerk angesehene Gemälde, das den an der Staffelei sitzenden heiligen Lucas darstellt, dem die Madonna als Erscheinung ins Atelier schwebt, während Raphael im Hintergrunde, etwa als Lehrling des Evangelisten, Theilnehmer der Scene wird, drückt am besten aus, wie man sich ihn dachte. Was Irdisches aus seinem Dasein nicht fortzuschaffen war, wurde mit einem gewissen Dunste umhüllt, der es halb verschwinden, halb in veränderter Gestalt erscheinen läßt[1]). In Berlin besonders fand Passavant's Auffassung innige Anhänger. Der Ankauf des sogenannten Raphael Ancajani, eines verdorbenen Werkes, das seinen früheren Zeiten zugeschrieben wurde, war ein Ereigniß. Niemand hätte, als es in Berlin zuerst erschien, sagen dürfen, Raphael habe das Gemälde nicht hervorgebracht oder es sei überhaupt nicht viel werth. Heute weiß Niemand mehr davon.

Das Entscheidende bei Passavant's Arbeit und der sie umgebenden und von ihm abhängigen Literatur ist, daß sie noch vor den Zeiten der Photographie entstanden war, daß die Handzeichnungen Raphael's also nur in beschränktem Maße hatten zu Rathe gezogen werden können. Von Sammlung zu Sammlung reisend, hatte Passavant damals noch diese Blätter prüfen und registriren müssen. Er mag Alles gesehen haben, was er anführt: sicher sah er das Meiste nur auf kurze Zeit. Die vorhandenen Facsimiles, welche vergleichende Studien damals allein erlaubten, waren ungenau: Erinnerung mußte immer das Beste thun und Irrthümer liefen stets mit unter. Ohne die Hilfe der Handzeichnungen aber, die in vielen Fällen wichtiger als die Gemälde sind und die in allen Fällen als unentbehrlich angesehen werden, läßt sich eine sichere Deutung der Compositionen, die Geschichte ihrer Entstehung und die Chronologie der Arbeiten Raphael's heute nicht herstellen. Das Eingreifen der Photographie aber zur Herstellung des betreffenden Materials ist zuerst von den Engländern bewirkt worden.

England ist von mir erst einmal, bei Gelegenheit der Dorigny'schen Stiche nach den Cartons zu den Teppichen, erwähnt worden. Ehe wir die Rolle feststellen, die es Raphael gegenüber im vorigen Jahrhundert und in neuerer Zeit gespielt hat, sei noch einmal recapitulirt, was bis dahin von den Italienern, Franzosen und Deutschen überhaupt geleistet worden war.

Die Italiener, in ununterbrochener, stets leidenschaftlich betriebener eigener Production begriffen, mußten je nach der Laune ihres schöpferischen Triebes sich Raphael näher oder ferner fühlen, ja ihn zu Zeiten verleugnen. Die Literatur der Italiener hat kaum jemals die allgemeine Stimmung der Nation wiedergespiegelt: sie wurde in zu starkem Maße bedrückt, um als Abbild der öffentlichen Meinung je gelten zu dürfen. Eine geschichtliche Literatur wie bei den anderen Nationen

[1]) So z. B. die Gestalt der Fornarina, „des Mädchens seiner Wahl", wie Passavant sie nennt.

Digitized by Google

konnte sich deshalb nicht in Italien entwickeln und diese Unmöglichkeit galt auch für die Kunstgeschichte. In Lemonnier's florentiner Vasariausgabe hatten sich, wie dankbar eingestanden wurde, die Herausgeber einfach an Passavant gewandt. In einer Richtung dagegen war man in Italien productiv gewesen: in Abfassung von Streitschriften zu Gunsten einzelner Arbeiten, oder gegen sie, die Raphael zugeschrieben oder ihm genommen werden sollten. Unter dem Anscheine rein gelehrten Interesses waren Fragen, bei denen die Eitelkeit einzelner Sammlungsbesitzer oder auch der Stolz der Städte, meist jedoch die Absicht auf Geldgewinn das leitende Motiv war, umständlich erörtert, und weil dabei diejenigen, welche für die Raphaelicität der Werke eintraten, meist den Sieg erfochten, eine Vermehrung der Raphael zugeschriebenen Arbeiten herbeigeführt worden, deren Wiederbeseitigung heute einen guten Theil der gelehrten Arbeit in Anspruch nimmt [1]).

Die schriftstellerische Thätigkeit der Franzosen war dadurch beeinträchtigt worden, daß sie Anhängern des romantischen Katholicismus, der die kunstgeschichtliche Forschung in Frankreich überhaupt in eifrigem Betriebe hält, anheimgefallen war. Passavant's Standpunkt ließ sich dieser Auffassung anpassen und die Popularität der französischen Uebersetzung des Buches ist diesem Umstande wohl zuzuschreiben. Rio schrieb Passavant aus; Gruyer, wo er in seinen allzu umfangreichen declamatorischen Büchern auf festen Boden geräth, fußt meist auf Passavant. Clément hat einen directen Auszug Passavant's gegeben und Vitet's Phantasie sich überhaupt mehr in historischen Visionen bewegt. Aber nicht bloß die Kunsthistoriker sprachen sich in Frankreich über Kunst aus. Ingres' Lebensbeschreibung wurde schon genannt: Flandrin's, Delacroix', David d'Angers' und Anderer Meinungen kamen aus Briefen oder Erinnerungen jeder Art ans Licht und enthüllten, einen wie festen Bestandtheil des inneren Lebens Raphael für die französischen Künstler und das Publicum bildete. Dem entsprachen die fortwährend aus Rom nach Paris gelangenden Copien von Werken Raphael's, sowie die vorzüglichen Platten der französischen Kupferstecher.

Von den Deutschen war Raphael's weltgeschichtliche Stellung zuerst erkannt worden. Geleitet jedoch mehr von allgemeinen Anschauungen, als von praktisch sich bethätigender Einsicht, für die uns das erziehende Material fehlte, hatten wir Raphael mehr empfunden, als die Gründe dieses Gefühls in seinen Werken nachzuweisen vermocht. Die fachmännisch-kunsthistorische Literatur erhob sich nirgends über Passavant. Nagler's umfangreicher Artikel im Künstlerlexikon beruht z. B. auf ihm, ebenso das von Schorn in der Uebersetzung der Werke Vasari's zusammengestellte Material. Nehmen wir an, Schnaase, dem in den fünfziger und sechziger Jahren bei uns doch wohl das Meiste zugetraut wurde, sei in seiner Kunstgeschichte bis zu Raphael gelangt, so würde er in den Gesichtspunkten sich über Passavant nicht erhoben haben. Goethe's gelegentlich gethane, in Aufsätzen und Briefen zerstreute Aeußerungen bekundeten immer noch die größte Einsicht in

[1]) Die Zahl der betreffenden Schriften, oft kleinen Umfanges, ist sehr groß. Das obenerwähnte unverhältnißmäßige Anschwellen der italienischen Uebersetzung Quatremère de Quincy's von Longhena wurde der Aufnahme derartiger Literatur in Anmerkungen und Excursen verdankt.

Digitized by Google

Raphael's Entwicklung. In besonderer Art ist von Ranke Raphael construirt worden, in dem er die Gegensätze des Quattrocento und des Zeitalters der Reformation nachweist [1]). Ranke wäre im Stande gewesen, Raphael als historischen Factor innerhalb des Jahrhunderts, in dem er lebte, zu erklären, sein Aufsatz aber war ungedruckt geblieben. Die wichtigste von all diesen Publicationen würde Burckhardt's Cicerone sein, fände sich das Raphael Betreffende nicht so zerstreut in dem Buche, daß es dadurch einen bedeutenden Theil seiner Wirkung einbüßen mußte. Burckhardt schrieb zudem in einer Weise, als demonstrire er vor den Werken selbst seine Ansichten — daher auch der die Manier charakterisirende Titel: Cicerone, den er dem Buche gab — er wird immer nur denen ganz verständlich sein, die entweder mit ihm vor den Gemälden stehen oder diese genau im Gedächtnisse tragen. An Feinheit der Beobachtung aber übertraf ihn Keiner. Dabei verhehlte er in seinem Urtheile nicht, daß gerade die, die die Dinge am besten verstehen, oft am meisten sich fest auszusprechen zögern und eine gewisse Unbestimmtheit des Ausdrucks als ihr Vorrecht in Anspruch nehmen [2]). Raphael findet sich in gedruckten Briefwechseln und Biographien bedeutender Künstler, Dichter und Gelehrten oft genannt: originellen Bemerkungen aber begegnen wir seltner. Cornelius' Werke zeigten, je weiter er fortschritt, ein um so tieferes Studium Raphael's: seine Aeußerungen über ihn jedoch, mündliche wie schriftliche, hatten nichts Ueberraschendes, Eigenes. Der deutsche Kupferstich dagegen stand für diese Epoche an der Spitze der europäischen Leistungen und fuhr fort, die Bekanntschaft mit Raphael in den Familien zu verbreiten.

Sehen wir nun, wie England Raphael gegenüber sich gestellt hatte.

Die ersten Engländer von Bedeutung, die sich meiner Kenntniß nach über Raphael geäußert haben, sind die beiden Richardson, Vater und Sohn, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Italien, Frankreich und ihrem Vaterlande hochgeachtete Autoritäten [3]). Unter all den Schwierigkeiten, die damals noch der Befriedigung der Kunstliebhaberei sich entgegenstellten, gingen sie auch Raphael's Spuren nach und legten ihre Bemerkungen in einem berühmt gewordenen Buche nieder. Sie wollten nur über das sprechen, was sie selbst genau kennen gelernt hatten. Die Position, die sie den bildenden Künstlern innerhalb des Haushaltes der Nationen gaben, war eine männlichere, als ihnen in Italien und Frankreich damals zugestanden wurde, wo die Begriffe „Kunst" und „Luxus" kaum noch zu trennen waren. Die Richardsons, unabhängige, in freier Weltanschauung erzogene Männer, empfanden, daß der bildende Künstler mit dem Dichter und Historiker

[1]) Der Aufsatz, „Zur Geschichte der italienischen Kunst", von Leopold von Ranke, aus früheren Zeiten stammend, ist in „Nord und Süd" vor einigen Jahren erst (ich weiß nicht, in welchem Jahrgange der Zeitschrift) gedruckt worden.

[2]) Die neueren Ausgaben des Cicerone geben in manchen Fällen nicht mehr Burckhardt's Meinungen, sondern die Director Dr. Bode's, der das Buch neu herausgegeben hat und dem Burckhardt natürlicherweise volle Freiheit gestattete. Es hat dadurch das eigenthümlich Individuelle eingebüßt, das ihm in der ersten Auflage eigen ist, auf die ich öfter zurückkommen werde. Ich weise darauf hin, daß weder Goethe, noch Stendhal, noch Rumohr und so auch Burckhardt nicht sich die Aufgabe gestellt haben, ein „Leben Raphael's" zu schreiben.

[3]) Bacon nennt nur Dürer, Shakespeare Guilio Romano.

Digitized by Google

auf gleiche Höhe zu stellen sei. Es verstand sich von selbst, daß ihnen die Cartons zu den Teppichen als Raphael's bedeutendstes Werk erschienen. In ihrem ergreifenden Realismus waren diese Zeichnungen ihnen als Engländern am verständlichsten. So urtheilte auch Goethe später: daß, wenn man von den sistinischen Deckengemälden Raphael's komme, von Raphael's Arbeiten nur die Compositionen der Teppiche noch Stand hielten. Was die Nachahmung Michelangelo's durch Raphael anlangte — das große Streitthema, das man in kindischer Weise als Etiquettenfrage behandelte — so gaben sie die Thatsache zu, urheilten aber, daß diese Nachahmung Raphael zur Ehre gereiche.

An Richardson's Schriften hatte Sir Joshua Reynolds, der größte englische Maler des vorigen Jahrhunderts, sich begeistert. In Rom studirte er Raphael's vaticanische Fresken und copirte sie zum Theil. Von einem Landsmann erhielt er den Auftrag, die Schule von Athen in der Art zu wiederholen, daß den die Composition bildenden Gestalten die Köpfe der in Rom damals anwesenden hervorragenden Engländer verliehen würden. Als Director der Londoner Akademie kommt Reynolds in öffentlichen Ansprachen, die er zu halten hatte, stets auf Raphael zurück, für den er, noch ehe er mit so hoher Autorität Reden zu halten hatte, in Zeitungsartikeln eingetreten war, „Kennern" gegenüber, die die Teppichcartons auf Grund sogenannter akademischer Regeln meistern zu dürfen geglaubt hatten.

Zu gleicher Zeit trat Webb mit seinen berühmt gewordenen „Untersuchungen über die Schönheit" hervor, einer Reihe von Dialogen, die die gesammte Kunst, antike bis moderne, behandelnd, Raphael vorzugsweise gewidmet sind. Die Cartons zu den Teppichen zeigen auch Webb zufolge Raphael's Genie in der höchsten Potenz. Zwar muß Derjenige, dem in den Dialogen die Rolle zufällt, für Raphael einzutreten, zugeben, es hätten die Compositionen der antiken Künstler einfacher und mit geringerem Figurenaufwande die Stimmung höchster menschlicher Momente auszudrücken gewußt (wobei Webb sich ebensosehr auf die vorhandenen Denkmäler als auf die Mittheilungen der antiken Autoren beruft); Raphael dagegen wird neben den Alten doch wieder die Kraft, das charakteristische bewegende Motiv aus Gruppen von Menschen herausleuchten zu lassen, als Vorzug eingeräumt. Diese Ausführungen, in denen die Schrift am Schlusse gipfelt, sind überzeugend dargelegt und vielleicht auf Goethe nicht ohne Einfluß gewesen.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn Webb sowohl als Reynolds trotzdem Correggio in Betreff der Farbe über Raphael erheben. So hatte auch, sahen wir, Mengs geurtheilt. Correggio war den schaffenden Malern des vorigen Jahrhunderts am verständlichsten, am beneidenswerthesten. Er gab ihnen die größten Räthsel auf und entsprach in seiner Weichheit dem Geschmacke des Publicums. Raphael wurde von Webb und Reynolds in mancher Hinsicht als durch Correggio überwunden angesehen. Die damalige Zeit bewegte sich noch innerhalb der von Raphael und seinen Zeitgenossen ausgehenden Kunstübung. Kritik derselben und Rechtfertigung des eigenen Standpunktes erschien den Malern so nöthig als heute etwa den Musikern, die bei allem Studium und Verehrung der großen Meister sich zu neuer Arbeitsweise für berechtigt halten. Niemals, spricht Reynolds aus, habe Raphael die Trockenheit und Kleinlichkeit der Auffassung, die sein Erbtheil

Digitized by Google

von Perugino her gewesen sei, ganz überwunden. Wo er in Oel male, scheine seine Hand den Pinsel krampfhaft umklammert zu halten, daß Geist und Leichtigkeit dabei zu Schaden kämen. Ja, nicht einmal die correcte Form finde sich auf seinen Staffeleigemälden gewahrt, die wir auf seinen Fresken bewunderten.

Die das achtzehnte Jahrhundert in weiteren Kundgebungen ausfüllende literarische Bewegung der englischen Kunstkritik erhob sich nicht über den von den Richardsons gezogenen Gedankenkreis. Immer noch war Kunstgeschichte ein abgetrenntes Gebiet, in das diejenigen sich nicht verirrten, deren Aufgabe war, Geschichte, sagen wir, im Sinne Gibbon's, zu schreiben. Der erste englische Autor, der hier einen Schritt weiter ging, war Roscoe. Er hat in seinem Mitte der neunziger Jahre erscheinenden Leben des Lorenzo dei Medici Raphael im Zusammenhange mit den Zeitläuften besprochen. Er widmet ihm einen besonderen Excurs[1]). Wir begegnen bei Roscoe dem Verständniß der Werke, verbunden mit Kenntniß der betreffenden Literatur, aber er urtheilt mit der objectiven Kühle über diese Dinge, die dem Historiker auch den höchsten Erscheinungen gegenüber ansteht und zumal dem englischen Charakter entspricht.

Es ist bekannt, wie wenig England von der das übrige Europa umgestaltenden französischen Revolution berührt wurde. Es erfolgte keine Aenderung der ästhetischen Anschauungen. Reynolds' Autorität wirkte weiter[2]). Duppa, als er 1816 sein kümmerliches „Life of Raffaello" erscheinen ließ, ging wörtlich auf Reynolds' Urtheil zurück. Lord Byron's Briefe und Gedichte ergeben nichts[3]). Dagegen tritt uns aus Shelley's Briefen ein Urtheil entgegen, das uns in diesem, Byron an Hoheit des Urtheils übertreffenden Dichter, den ersten Engländer zeigt, der Raphael in modernem Sinne zu betrachten fähig war. „Du vergissest," schreibt er, „im Anblicke des Gemäldes, daß es ein Gemälde sei. Und doch hat Cäciliens Gestalt nichts von dem, was bei uns Realität genannt wird. Sie ist begeisterter innerer Anschauung entsprossen, demselben zur That werdenden Gefühle, dem die gemeißelten und gedichteten Gestalten der antiken Kunst entsprungen sind, die alle späteren Nachahmer in Verzweiflung setzen. Man weiß nicht, was das Geheimniß der Wirkung des Bildes sei: ich nenne es Einheit, Vollendung. Die Figur der Heiligen scheint selbst die Begeisterung zu hegen, mit der sie vor ihrer Entstehung die Seele Raphael's erfüllt hatte. Ihre tiefen, dunklen, sprechenden Blicke sind

---

[1]) Auch Tiraboschi hat in seiner Literaturgeschichte die Geschichte der bildenden Kunst im Zusammenhange mit ihr behandelt, aber die betreffenden Kapitel wirken wie eingeschobene Zuthaten.

[2]) Neue Ausgaben seiner gesammelten Schriften folgten sich. Die letzte erschien in den fünfziger Jahren.

[3]) Die einzige Notiz ausgenommen, daß ihm seiner Zeit Duppa's Buch zugegangen war. 1817 schreibt er einmal von den deutschen Künstlern, die das Haar à la Raphael trügen. (Auch Goethe spricht von den „glattgekämmten" jungen Künstlern in Rom.) Stendhal begegnete Byron 1816 in Mailand. Der Brief, in dem er darüber berichtet, enthält eine ausgezeichnete Charakteristik des Dichters, den er in die Sammlungen der Brera führte und dessen tiefes Urtheil über die verschiedenen Meister er bewunderte. Hier mußte auch von Raphael vor dessen Sposalizio die Rede gewesen sein, falls das Gemälde damals schon wieder aus Paris zurück und aufgestellt war. Eine von Byron's geringeren Dichtungen, Beppo, enthält eine Strophe, in der Raphael als unsterblich über Italien fortlebend in ziemlich allgemeinen Wendungen erwähnt wird.

Digitized by Google

emporgerichtet. Das kastanienbraune Haar ist zurückgestrichen. Sie hat eine Orgel in den Händen. Sie scheint durch die Tiefe ihrer Leidenschaft und Entzückung weniger erregt als in Ruhe versenkt zu sein und durch und durch von warmem und strahlendem Lebenslichte durchleuchtet. Sie horcht auf die himmlische Musik; sie hat, scheint es, selbst gesungen und eben aufgehört: die sie umgebenden vier Gestalten lassen es in ihrer Haltung erkennen, Johannes zumeist, der in sanfter aber leidenschaftlicher Bewegung und wie erschöpft ihr sein Antlitz zuwendet. Zu ihren Füßen liegen zerbrochene Musikinstrumente. Vom Colorit nur soviel: es geht über die Natur hinaus und es sind ihm doch alle Wahrheit und Sanftheit der Natur eigen." Das sind Sätze, die wir nachempfinden wie die in Goethe's Briefe, dem hier doch anzumerken ist, daß er dreißig Jahre früher geschrieben hatte[1]).

Es ist im vorigen und heutigen Jahrhunderte das Meiste, was von Raphael noch zu kaufen war, nach England gegangen. Am reichlichsten flossen die Handzeichnungen dahin ab. Dem englischen Charakter ist ein gewisses Wohlgefallen an ganz exacter Wiedergabe des Sichtbaren eigen, das in Herausgabe von Facsimiles dieser Blätter seinen Ausdruck fand. Graf Caylus, der in Frankreich die ersten, höchst mangelhaften Nachbildungen raphaelischer Handzeichnungen herstellen ließ, wurde von den englischen Stechern überholt. Die Kostbarkeit der Bände aber, zu denen diese Arbeiten vereinigt herauskamen, und die dem Streben nach Eleganz entspringende Unvollkommenheit, die ihnen bei noch so bewunderungswürdiger Genauigkeit der Wiedergabe anhaftete, verhinderten ihre Verbreitung und ihre Brauchbarkeit. Nun trat die Photographie ein und der Prinzgemahl von England legte mit ihrer Hilfe eine vollständige Sammlung aller künstlerischen Aeußerungen Raphael's an, keinen Strich seiner Hand ausgenommen.

Bei der ersten in den funfziger Jahren in Paris abgehaltenen internationalen Gewerbeausstellung stellte sich heraus, daß das englische Kunstgewerbe im Material das französische überbot, in der Form aber hinter ihm zurückstand. Man empfand den Mißstand, wußte aber nicht, wie er zu überwinden sei. Jetzt zeigte sich, was der rechte Mann an der rechten Stelle leistete: der Prinzgemahl glaubte, daß es möglich sein werde, das nationale Schönheitsgefühl zu erhöhen. Die Art, wie diese Aufgabe angegriffen wurde und der eintretende Erfolg sind das Wirken seiner Initiative. Auge und Hand mußten gebildet und Schulen eingerichtet werden, auf denen dies erreicht wurde. Dies ins Werk zu setzen, wäre Mancher ja wohl befähigt gewesen: das jedoch, wozu es wiederum gerade des Prinzen bedurfte, war die Erkenntniß, nur mit Vorlagen allerersten Ranges könne hier eine Wirkung erzielt werden: nur das Beste sei gut genug. Unter den getroffenen Maßregeln war eine der großartigsten die Herstellung von Photographien nach den Cartons für die Teppiche und deren Verbreitung über das Land, das sie ästhetisch befruchten sollten. Die Cartons haben ihre Aufgabe erfüllt. Waren sie früher schon in Verehrung gehalten, so gelten sie der gesammten öffentlichen Meinung heute als eines der kostbarsten natio-

[1]) In der Folge werden wir sehen, wie Andere über das Werk geurtheilt haben.

Digitized by Google

nalen Besitzthümer[1]). Für die Raphaelsammlung des Prinzen hat Karl Ruland, heute Director des Museums zu Weimar, den Katalog angefertigt, der leider jedoch nicht in den Buchhandel gegeben wurde und nur in einigen, an die größeren Institute verschenkten Exemplaren nach Deutschland gelangt ist[2]). Die darin gegebene systematische Zusammenstellung alles dessen, was Raphael gemalt und gezeichnet hat, andererseits was ihm zugeschrieben wird, ist neu und gibt einen Ueberblick über seine Thätigkeit, wie wir sie bei Passavant nicht empfangen.

Es wurde oben jener Theil der italienischen Raphael-Literatur erwähnt, deren Inhalt der Streit über Echtes und Unechtes bildet. Das in Raphael's Person liegende, zur Mythenbildung verlockende Element hatte sich auch auf die Werke übertragen. Vergessene Gemälde Raphael's zu entdecken und ihre Echtheit durchzufechten war zur Lebensaufgabe von Menschen geworden. Es gab Fanatiker hier, Leute, die Raphael so viel Arbeit nachträglich aufbürdeten, wie er Tag und Nacht weiter schaffend nicht hätte liefern können. Aus inneren Gründen wurde Diesem oder Jenem klar, nur Raphael könne dies oder jenes Werk gemalt haben, das unbedenklich nun an die Stelle, die es einzunehmen berechtigt schien, unter die übrigen eingeschoben wurde. Je mehr die Zahl dieser Einschiebsel wuchs, um so sicherer fühlte sich Jeder, der etwas dieser Art zu besitzen glaubte. Um so geneigter waren diese Besitzer zumal, Anderen durch Gewährung ihrer Anerkennung den gleichen Vorzug zu bereiten. Der Glaube an ein für echt gehaltenes Werkes ist an sich erfreulicher, als die Genugthuung, es als zweifelhaft abzulehnen oder scharf zurückzuweisen. Daher in Italien die allgemeine Bereitwilligkeit, Werke großer Meister für echt zu erklären. Pungileoni hatte mit einem gewissen geistlichen Eifer, als gelte es die legendaren Thaten eines Heiligen zu vermehren und als glaubwürdig zu bekräftigen, Raphael's Wirksamkeit zu verbreitern gesucht. Jede Nachricht über eine Raphael zuzuschreibende Arbeit war ihm erwünscht. Er würde sich selbst beraubt zu haben glauben, hätte er hier allzu kritisch vorgehen wollen. Er sowohl als Passavant waren Leute, deren kunsthistorischer Betrieb mit keinerlei öffentlicher Lebensthätigkeit zusammenhing, die auch mit Journalen nichts zu thun hatten. Bedenken Andersgläubiger machte ihnen wenig Kummer, fester Widerspruch trat ihnen kaum entgegen, und was sie acceptiren oder bestreiten wollten, war ihrem Gutdünken anheimgegeben. So kam es, daß Passavant Pungileoni's Zuwüchse zum Theil willig aufnahm und daß Rumohr sich der Lust hingab, neue Werke Raphael's aufzuspüren und als solche zu vertheidigen[3]).

---

[1]) Es ist seltsam, im Gegensatze hierzu, wie folgenlos der Erwerb der Teppiche selbst, und zwar eines Exemplars, das mit dem römischen concurriren könnte, für Deutschland geblieben ist. Sie sind in einer Weise bei uns aufgestellt, die es unmöglich macht, sie aus der richtigen Entfernung zu sehen, da man entweder zu nah oder zu fern steht, und alle Versuche, ihnen einen besseren Platz zu schaffen, sind vergeblich gewesen.

[2]) Es ist diese Zurückhaltung nicht bloß, wie S. 357 Anm. dargelegt worden ist, der Sache wegen, sondern auch deshalb zu bedauern, weil der Katalog das Andenken des Prinzen in den deutschen gelehrten Kreisen auf schöne und würdige Weise aufrecht erhalten haben würde.

[3]) „Entdeckungen" von Werken Raphael's, besonders aus seinen Anfangszeiten, gehören zu den häufigeren Vorkommnissen. Man lese nach, mit welchem Stolze Delacroix 1838 in Rouen gleich drei

Digitized by Google

Die Sammlung des Prinzgemahls von England setzte den Kunstfreund nun zum ersten Male in Stand, Raphael's gesammte Arbeit kritisch zu übersehen. Der vergleichende Blick mußte eine Reihe von Werken ohne weiteres bei Seite legen. Sodann trat hervor, daß die Raphael zuzuschreibenden Arbeiten nicht, wie von Passavant gethan war, in eine lange, unsichere, chronologische Reihe zu bringen, sondern nach den Gegenständen zu theilen seien. Hiermit ward Klarheit in die Masse gebracht. Der uns heute obliegenden Thätigkeit, immer schärfer das Zweifelhafte auszuscheiden, war damit ein fester Grund gegeben.

Ein Vortheil viel höherer Art aber erwuchs aus der nun fast vollständigen Angabe aller noch vorhandenen Skizzen und Studienblätter. Die Möglichkeit bot sich, eine Anzahl der wichtigsten Compositionen vom ersten Aufbau ab zu verfolgen und neben dem äußern Wachsthum das des geistigen Gehaltes sich entfalten zu sehen. Mit neuem Staunen blickt man in die Werkstätte des Meisters nun hinein. Die Werke erzählen ihre eigne Geschichte und Vasari's Nachrichten sind von einer neuen Seite her zu controliren. Dies ist das Ziel meiner eigenen Arbeit gewesen, die ohne Rulands Katalog und ohne die freundliche Mittheilung seiner Photographien unmöglich gewesen wäre, und deren erster Band 1872 herauskam.

Sei nun gestattet, zu berichten, wie ich meinerseits zu Raphael geführt worden bin.

Raphael ist mir zuerst in vier Madonnen entgegengetreten, die ich von Kind auf vor Augen gehabt habe. Im Zimmer meines Vaters hing Müller's Stich der Dresdner Madonna, auf die er selbst noch subscribirt hatte, bei meiner Mutter die Belle jardinière von Desnoyers, die Jungfrau im Grünen von Agricola und die Madonna della Sedia wiederum von Desnoyers. Ich sah die Bilder an wie etwas, ohne das die Welt, innerhalb des engen Horizontes, mit dem sie mich umgab, nicht zu denken sei und sie haben sich mir so tief eingeprägt, daß, wenn eines von ihnen genannt wird, mir nicht das Original, sondern der Stich zuerst vor die Seele tritt. Ich erinnere mich der Verwirrung, in die mich der erste Anblick der Madonna in Dresden setzte. Etwas mir durchaus Vertrautes trat plötzlich in ganz anderer Gestalt vor meine Blicke: ich hätte, wäre ich um ein Urtheil gefragt worden, dem Stiche den Vorzug gegeben, denn ich kannte jede Schraffirung darauf und sah die sich kreuzenden Linien als etwas an, ohne das das Werk nicht zu denken sei.

Wenn ich zusammenrechne, was außerdem in den Wohnungen unserer Freunde an Werken Raphael's in Stichen zu finden war, so kann ich sagen, daß ich im

solcher Gemälde entdeckt. Berty, Lettres de Eugène Delacroix I, 229. Oefter begegnet man in Italien Kunstfreunden, „die von einem unbekannten, aber echten Raphael wissen", jedoch ablehnen, die Stelle zu nennen, wo er sich befinde. In Rom lebt ein Geistlicher, der eine ganze Gallerie von Werken Raphael's besitzt, die er allein als solche anerkennt. Wir werden in der Folge sehen, wie um einzelne Werke geradezu Kriege geführt worden sind. So um das Abendmahl von San Onofrio in Florenz, dessen Raphaelicität in Florenz so sicher festgestellt wurde, daß es fast wie schlechter Ton war, sie doch zu bezweifeln. Heute glaubt Niemand mehr daran. Um „Apollo und Marsyas", heute endlich in Paris angekauft, ist dreißig Jahre gestritten worden. Es scheint, daß das Werk das Schicksal des vorigen haben wird.

Digitized by Google

Anblicke seiner gesammten Thätigkeit aufgewachsen sei, ohne daß mir je eingefallen wäre, die einzelnen Werke in Gedanken in historische Ordnung zu bringen oder sie als Resultat einer Lebensarbeit anzusehen. Auch hörte ich nirgends über Raphael sprechen. Das jedoch wurde mir eingepflanzt, diese sämmtlichen Darstellungen als das Vornehmste anzusehen, was die bildende Kunst hervorgebracht hatte. Die von Raphael theils herrührenden, theils ihm zugeschriebenen Gemälde des Berliner Museums erweckten meine besondere Theilnahme nicht.

Den Anstoß zu einer andern Anschauung der Dinge gab das Erscheinen von Guhl's Künstlerbriefen. Dies Buch hat in Berlin das Interesse des größeren Publicums für neuere Kunstgeschichte hervorgerufen. Persönlicher Zusammenhang der Werke und ihrer Urheber wurde sichtbar. Man las, wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie geformt hatte, wie ihre Werke sich als Producte ihrer Existenz erklären ließen. Raphael und Michelangelo wurden zu sichtbaren Persönlichkeiten. Zugleich erhellte aus Guhl, wie man es anzufangen habe, um diesen Dingen selbständig weiter nachzuforschen. Die von ihm citirten Bücher standen in der königlichen Bibliothek. Ich installirte mich im letzten obersten Winkel des großen Baues und ruhte nicht eher, als bis ich in der gesammten Literatur zu Hause war. Dazu bot das k. Kupferstichcabinet die nöthige Ergänzung. Nachdem ich alles in Berlin Erreichbare in mich aufgenommen, schrieb ich, noch ehe ich Italien gesehen, als Besprechung der Künstlerbriefe einen Aufsatz über Raphael und Michelangelo[1]). In demselben Jahre gelangte ich zum ersten Male nach Rom.

Ende Mai 1857 kam ich dort an. Ich habe Rom nie wieder so gesehen. Der Schwarm der Fremden war schon davongeflogen. Die Stadt, damals noch völlig in sich versunken unter dem päpstlichen Regimente und von keiner Eisenbahn berührt, schien, in Sonnenschein und Gedankenstille erstarrt, wie in einem unbewegten Meere vor Anker zu liegen. Man meinte, das sei ewig so gewesen und müsse ewig so dauern. Die heißen Straßen, die erst Abends sich belebten, waren verlassen, wenn ich, Morgen für Morgen, mich im schmalen Schatten der Häuser haltend zum Vatican pilgerte, wo ich die unendlichen Treppen hinaufstieg und die mir bald wohlbekannten Gänge durchwanderte, deren mauerkühle, vom leisen Dufte der im päpstlichen Garten blühenden Orangen durchhauchte Atmosphäre mich manchmal in der Erinnerung noch umgibt. An manchen Tagen begegnete ich keiner Seele auf diesem Wege durch den ganzen Palast. An der Thür, zu der ich wollte, wurde der Custode durch langsam verhallendes Geläute herbeigelockt, er ließ mich ein und ging wieder. So habe ich lange Zeitabschnitte dort und in der Farnesina, die eben so verlassen dalag, zugebracht. Hier durfte ich mich langsam an Raphael's Werke gewöhnen, um endlich zu wissen, was ich sähe. Dies Wissen erlangt man nicht so schnell. Ich schrieb Abends, wenn ich wieder in meiner Stube auf dem Capitol saß, nieder, was ich Tags über gesehen. Ich suchte aus der Erinnerung die Gemälde genau zu beschreiben, die ich mir, wie ich glaubte, in jedem Umrisse und jeder Farbennüance eingeprägt

[1]) Zehn ausgewählte Essays. 2. Aufl. S. 7 ff.

Digitized by Google

hatte, und mußte Anfangs staunen über den geringen Rest dieser Eindrücke, der mir, wenn ich schreiben wollte, geblieben war.

Ich stand diesen Eindrücken damals ganz allein gegenüber. Es fehlte mir noch jede Kenntniß der Handzeichnungen. Unsere Literatur kümmerte sich kaum um Raphael. Ich konnte mit Niemand über die Dinge reden: meine Umgebung hatte archäologische Interessen und Cornelius äußerte sich nur im Allgemeinen.

Raphael und Michelangelo erschienen mir als ein und dieselbe productive Macht, von zwei Personen repräsentirt, die wie Frühling und Sommer desselben Jahres neben einander standen. Was Rom übrigens an Gemälden beherbergte: meist Werke der Bolognesen, fiel völlig vor ihnen ab; ganz nahe dagegen standen ihnen die antiken Sculpturen, deren endlose Stücke, in gleicher Einsamkeit im Vaticane aneinander gereiht, ich zu bewältigen suchte. Hierfür hatte ich Brunn, von dem ich seit unserer damals beginnenden Freundschaft unendlich viel gelernt habe. Brunn ging aus von der Anschauung der gesammten Kunstgeschichte, noch im alten Sinne der deutsch-römischen Schule früherer Zeit. Er sah, wie sehr man die neuere Kunst vom Trecento bis Cinquecento bedürfe, um die Entwicklung der antiken zu verstehen. Während mir die Erkenntniß der Neueren ohne die der Antike ebenso unmöglich scheint.

In meinem Buche über Michelangelo wies ich Raphael soviel Raum an, als seiner Person und seinen Werken neben denen Michelangelo's zu gebühren schien. Er hatte kein volles Menschenleben gelebt, keine äußeren Schicksale gehabt wie dieser. Es sind mannigfaltige Versuche gemacht worden, das herauszubringen, was man heute speciell ein „Leben Raphael's" nennt. Ein solches Leben wird sich niemals finden. Raphael als Künstler hat etwas von einem Geiste gehabt, der über der Erde wandelnd keine irdischen Fußstapfen hinterließ. Ich habe im Leben Goethe's als einen der Unterschiede zwischen Schiller und Goethe darzulegen versucht, wie Goethe's Erlebnisse unentbehrlich seien für die Erklärung seiner Dichtungen, Schiller dagegen, so stürmisch auch sein Dasein war, als Dichter unabhängig erscheine von dem was er erlebte; wie er ganz anders vom Schicksal dahin oder dorthin habe geworfen werden können und dennoch vielleicht die gleichen Schöpfungen hervorgebracht haben würde; wie sein Geist in höheren Regionen die eigentliche Wohnung gehabt und seine Dichtung nur als in diese gehörig zu betrachten sei. Dasselbe gilt von Raphael. Ich ahnte dies Verhältniß bei der ersten näheren Bekanntschaft und es hat sich mir immer mehr als das wirkliche enthüllt. Hätten wir statt der wenigen von ihm vorhandenen Briefe umfangreiche Correspondenzen seiner Hand, so würden sie wenig verrathen. Raphael zählte zu den Naturen, deren einziges Verlangen dahin geht, sich selbst zu gehören, um das zur Erscheinung zu bringen, was ihre Phantasie erfüllt. Seine Geschichte ist in den vier Begriffen enthalten: leben, lieben, arbeiten und jung sterben. Michelangelo, gleich Goethe, faßte das Leben in seinen vielfachen Beziehungen energisch an. Er hat tiefe Spuren seines menschlichen Wirkens nach vielen Richtungen hinterlassen. Von Raphael ist nur zu sagen, daß seine Arbeiten eine in steter Entwicklung begriffene Natur erkennen lassen. Ein gewisses unpersönliches Element ist ihnen eigen, wie denen der antiken Bildhauer. Ihm hat die Vorsehung eine so hohe Stellung gegeben,

Digitized by Google

daß seine Werke in ihrer vollendeten Gestalt zu fast spontanen Erzeugnissen seiner Zeit rechnen, als seien sie ohne Urheber entstanden. Ziehen wir in Betracht, was Celio Calcagnini in dem oft citirten Briefe an Jacob Ziegler über den Charakter Raphael's bei dessen Lebzeiten noch gesagt hat. „Raphael ist sehr reich," schreibt er, „und steht beim Papste in hoher Gunst, er ist von der höchsten Herzensgüte und doch mit bewunderungswürdigen geistigen Gaben ausgestattet. Unter den Malern ist er vielleicht der erste, in Theorie und Praxis gleich ausgezeichnet. Als Architekt so unermüdlich und erfinderisch, daß ihm zu ersinnen und auszuführen gelingt, woran die größten Geister verzweifelten. Den Vitruv erklärt er nicht nur, sondern weiß ihn mit den sichersten Beweisführungen zu vertheidigen oder anzuklagen und zwar in so liebenswürdiger Weise, daß, wo er ihm entgegentritt, dies ohne alle Schärfe geschieht. Er ist der oberste Baumeister von Sanct Peter. Doch davon will ich nicht sprechen, sondern von dem bewunderungswürdigen Werke, das er jetzt in Arbeit hat, das der Nachwelt unglaublich erscheinen wird: das alte Rom in seiner alten Gestalt, seinem alten Umfange und seiner Schönheit hat er zum großen Theil wieder hergestellt, um es unseren Blicken zu zeigen. Auf den Höhen und in den tiefsten Stellen der Stadt hat er nach den alten Fundamenten gesucht, die Zeugnisse der Alten hinzugenommen und den Papst und die Römer in solches Staunen versetzt, daß alle ihn wie ein vom Himmel gesandtes göttliches Wesen ansehen, das gekommen sei, um die ewige Stadt in ihre alte Majestät zurück zu versetzen. Keine Spur von Hochmuth aber ist dadurch in ihn hineingekommen, sondern er verdoppelt nur seine entgegenkommende Freundlichkeit den Menschen gegenüber; wer ihm etwas Förderndes zu sagen hat, dem steht er gern Rede: Niemand leidet so gern, daß seine Behauptungen in Zweifel gezogen und discutirt werden, als er: sein höchster Lebensgenuß scheint zu sein, zu lehren und sich belehren zu lassen." Diese aus intimer Kenntniß geschöpfte Charakteristik ergänzt die dem Giovio zugeschriebene: Giovio gibt ein Bild Raphael's im Verkehr mit den Fürsten und Vornehmen: hier sehen wir ihn als Gelehrten mit seines Gleichen, wenn von seines Gleichen gesprochen werden darf. Aber mir scheint, als enthalte diese so ganz allgemein gehaltene Mittheilung mehr Detail schon, als wir heute gebrauchen können. Der Raphael, den wir in seinen Gemälden empfinden, gewinnt durch einseitige Beschreibungen wie diese keine größere Realität vor meinen Augen. Raphael ist für uns aus den ehemaligen wirklichen römischen Verhältnissen herausgewachsen. Was liegt uns heute am Staunen Leo des Zehnten und der Römer anno 1517, wo Calcagnini geschrieben haben mag? Aus der Stellung als Hofmaler und Hofarchitekt des Vaticans hat Raphael in vier Jahrhunderten zu einer der mächtigen Gestalten sich entwickelt, deren Lebenszeit nun nach Jahrhunderten zählt. Es wird die Menschheit vielleicht einmal auch von Goethe's und Michelangelo's Erlebnissen nichts mehr hören wollen und Jeder sich nur an ihre besten Werke halten. Solche Männer müssen früher oder später ganz im Allgemeinen construirt werden. Ich sage mir was Raphael anlangt: die Natur brauchte eine solche Erscheinung für ihre schöpferischen Zwecke. Die Natur ist weder geizig, noch verschwenderisch: sie bewirkt das Nothwendige. Für die Entwicklung des modernen Volkes sind Anschauungen, wie Raphael's Gemälde sie liefern, unentbehrlich: ein Mann, ein früh sterbender,

Digitized by Google

liebenswürdiger, wurde ausersehen, sie zu schaffen, und das Rom des beginnenden Zeitalters der Reformation ihm als Arbeitsplatz zugewiesen. Fast scheint es, als ob die Raphael vom Schicksal zugewiesene Rolle heute erst beginne. Was wollen jene Photographien heute schon besagen, die der Prinz Albert sich mühsam überall beschaffen ließ, um seine Sammlung als Unicum in Europa zusammen zu bringen? Heute kann sich Jeder an jeder Stelle der Erde eine solche Sammlung mit geringen Kosten herstellen. Jeder Student kann im Laufe eines Semesters mehr über Raphael erfahren, als vor fünfzig Jahren die vornehmsten Kenner wußten. Zu der Zeit, wo ich als Kind die sistinische Madonna in meines Vaters Stube sah, wußten vielleicht einige tausend Leute überhaupt von ihr. Lange Zeit war der Prinzgemahl der einzige dann, dem es erlaubt worden war, das Dresdener Original in einem Exemplare photographiren zu lassen. Heute ist diese einzige Madonna in nicht mehr zu zählenden Exemplaren über die ganze Erde verbreitet. Man würde staunen, wenn man die Absatzzahlen der Kunsthändler erführe. Die Kenntniß Raphael's, der Besitz seiner Werke ist zu einem Elemente geworden, auf dem die menschliche Bildung überhaupt beruht. Die Menschen greifen danach, als nach etwas, das zu ihrem Wohlsein unentbehrlich ist. —

Die Aufgabe, die ich mir bei meiner Arbeit gestellt habe, ist eine dreifache.

Ausscheidung der Arbeiten, die Raphael nicht sicher zuzuschreiben sind.

Beschreibung der Werke, mit dem Wunsche, sie auch dem, der sie nicht vor Augen hat, in der Phantasie aufzubauen.

Deutung der Werke aus dem Zusammenhange der Gedanken, aus denen heraus sie entstanden sein könnten.

Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buches erschienene umfangreiche, Raphael gewidmete literarische Arbeit im Ganzen zu besprechen, würde nicht möglich sein. Ihr Charakter ist ein wesentlich internationaler. Die einzelnen Stücke sind von mir, soweit sie zu meiner Kenntniß gelangten, natürlicher Weise berücksichtigt worden.

Digitized by Google

Erdbeben von Scio

im Jahre 1881.

Von

Otto Benndorf.

Am 3. April, Nachmittags fünf Uhr, lichtete der „Taurus“ am goldenen Horn die Anker und traf in rascher Fahrt am 4. April des Abends halb elf Uhr im Hafen von Smyrna ein, zu spät, um noch Pratica zu erlangen. Als wir am folgenden Morgen landeten, waren wir überrascht, die Stadt in großer Aufregung zu finden. Ein Elementarereigniß, von dem wir erst hier Kunde erhielten, das große Erdbeben, welches die Insel Chios am 3. April heimgesucht hatte und mit schwächeren Stößen auch in Smyrna fühlbar gewesen war, beschäftigte alle Gemüther. Die erste Nachricht war durch einen von Alexandria kommenden russischen Dampfer eingelaufen, der im Vorüberfahren Zeuge der Katastrophe gewesen war. Berichte von Flüchtlingen, die in Booten herbeigeeilt waren, hatten sie bestätigt und immer schrecklicher verdeutlicht. Wer Auskunft geben konnte, überbot sich in allarmirenden Schilderungen. Man wußte von vielen Tausend Todten in der Stadt, von ungezählten Verwundeten, denen ärztliche Hilfe mangle, von Hungersnoth in den Dörfern, von völliger Indolenz der Behörden und traurigen Verbrechen zu erzählen, und zu Allem gesellte sich die, wie der Verfolg bewies, nicht unbegründete Furcht, daß die Gefahr schwerlich schon vorüber sei. Rasch und in großem Umfange waren Vorkehrungen zum Beistande getroffen worden. Auf Betrieb des Directors der ottomanischen Bank, Herrn W. Heintze, hatte sich ein Hilfscomité gebildet, das unter seiner Leitung durch Erforschen der nächsten Bedürfnisse und schleunigen Appell auch an auswärtige Hilfe eine rührige Thätigkeit entwickelte. Im Sammeln von Spenden wetteiferten die türkischen Behörden mit den Consulaten und fremden Instituten. Der französische Stationär von Smyrna war sofort an den Schauplatz abgegangen, ein türkischer Dampfer ihm gefolgt.

Unter diesen Umständen konnten wir nicht wünschen, unsere Reise unmittelbar anzutreten. Anläßlich eines Empfanges bei dem Gouverneur Midhat Pascha, dem uns als Gerent des österreichischen Generalconsulats Herr Viceconsul

Digitized by Google

von Pietschka vorstellte, bot Commandant Fürst Wrede für erste Hilfsleistungen seine Dienste an, welche dankbar angenommen wurden. Wir eilten, unsere letzten Besorgungen abzuthun, und waren, nachdem der „Taurus" Kohlen gefaßt hatte, am 6. April Nachmittags drei Uhr zur Abfahrt bereit. Aus dem Konak und von vielen anderen Seiten waren dem Commandanten eine Menge Brote, Decken, Verbandzeug, Zelte und was der Nothstand sonst zu erfordern schien, übergeben worden, auch hatte er etwa fünfzig Personen, die sich zur Mitfahrt meldeten, an Bord genommen, darunter einen französischen Geistlichen und sieben barmherzige Schwestern aus Smyrna.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, den das Kriegsschiff bot, als wir durch klares Wetter begünstigt auf spiegelglatter Fläche in das offene Meer steuerten. Auf dem Hinterdeck, über der Cajüte des Capitäns und der Officiersmesse hatte man das eilig geladene massenhafte Gepäck in Säcken, Körben, Ballen, so gut es anging, aufgespeichert, auch eine Zeltbehausung für die Nonnen aufgeschlagen. Das Vorderdeck war durch Kohlenvorrath, der nur hier hatte untergebracht werden können, nahezu ganz eingenommen. In den übrigen Platz theilte sich stehend, sitzend, kauernd eine höchst bunte Gesellschaft, die dem Dienste beständig im Wege war. Man konnte den Tact, mit welchem die nothwendige Ordnung aufrecht erhalten wurde, und die schiffsmännische Kunst erfinderischer Raumausnutzung bewundern, fand sich aber mit jedem Blick unter dem Eindruck einer Lage, zu welcher die ungetrübte Bläue von Himmel und Meer, und der heitere Sonnenschein auf den nahen Bergen der Küste nicht stimmen wollte. Alles war in Theilnahme und Spannung aufgeregt, peinliche Mittheilungen wurden in lebhaften Gesprächen ausgetauscht; der alte Matrosenglaube, daß ein Geistlicher im Schiff Unglück bedeute, schien eine neue Bestätigung erhalten zu haben. Trotz größeren Tiefgangs ging die Fahrt überraschend schnell. Schon früh trat die breite blaue Felsenkette der Insel in Sicht, es war kurz nach Sonnenuntergang, als der „Taurus" auf der offenen Rhede von Scio anlangte und sofort umschwärmt von lärmenden Griechen sich seiner Ladung entledigte.

Der entfernt gewählte Ankerplatz gewährte einen Ueberblick über die ausgedehnte Stadt, welche um die am Meere gelegene niedere Festung nach allen Seiten die Berglehne hinan, Haus an Haus, Straße auf Straße, stufenförmig sich aufbaute. Merkwürdiger Weise ließ sich mit dem Fernglase wenig von dem erwarteten Ruin wahrnehmen. Viele Häuser mit erhaltenem Dache konnten als verschont gelten, ein schlankes Minaret und ein luftig gebauter Säulenthurm, dessen oberes Stockwerk eine große Marmorstatue trug, standen aufrecht. Aber wer noch aufs Land gegangen war und vor einbrechender Dunkelheit sich näher umgesehen hatte, kam mit anderen Eindrücken zurück, und die Hoffnung, daß man übertrieben haben möchte, war aufzugeben vor immer neuen, grauenhaft sich steigernden Einzelheiten, welche von Augenzeugen umständlich erzählt wurden. Unter Anderem berichtete ein an Bord gekommener Eleve des österreichischen Generalconsulates, Herr Cancrini, der sich an den Rettungsarbeiten bis zur Erschöpfung betheiligt hatte, daß er vor wenig Stunden erst aus den Trümmern eines Hauses eine ganze Familie herausgezogen habe, Vater und Söhne todt, grausam verstümmelt, die Mutter lebend mit der Leiche eines neugeborenen

Digitized by Google

Kindes. In der Stille der Nacht, welche herrlicher Mondschein verschönte, war vom Lande herüber das Geräusch einstürzender Mauern zu vernehmen und mehr als ein neuer Erdstoß zu verspüren, der sich der ruhigen Fluth mittheilte und das Schiff auf Augenblicke in leise Schwankung versetzte.

Es würde längerer Beobachtung bedurft haben und eine andere Darstellung erfordern, um einigermaßen die Eindrücke zu schildern, welche uns der folgende Tag brachte. Entsetzlicher noch als die Verheerung selbst wirkte die elementare Auflösung aller Lebensordnung, welche eingetreten war. Und doch war Alles, was wir sahen und sehen konnten, nur ein kleiner, zufälliger Ausschnitt des ganzen Sachverhaltes, den auch ein völlig mit allen Verhältnissen Vertrauter nicht annähernd zu schätzen im Stande gewesen wäre.

Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir ans Land. Wir kamen an dem französischen Stationär von Smyrna, der Fregatte „Boudet", Commandant Graf Montesquieu, vorüber, deren Mannschaft schon seit drei Tagen ununterbrochen am Rettungswerke war, weiterhin auch an einem türkischen Kriegsschiffe, dem einzigen bisher eingetroffenen, dessen Thätigkeit sich, wie man sagte, darauf beschränkt hatte, den Harem des Pascha aufzunehmen. Der erste Blick am Ufer, neben Schutthaufen, in die sich die Douanegebäude verwandelt hatten, fiel auf neuerrichtete Schankbuden und am Boden kauernde Griechen, welche Nargileh rauchten oder Lebensmittel zu hohen Preisen feil hielten. Auf dem großen freien Platze zwischen der Festung und der Stadt (Vunaki) lag ein mit jenem türkischen Kriegsschiff eingerücktes Bataillon Soldaten, welche eben dabei waren, ihre stattlichen Zelte aufzuschlagen und die Frühmahlzeit abzukochen. In gemessener Entfernung von ihnen, isolirt im Freien, saß auf einem Rohrstuhle der Gouverneur Sadyk Pascha, mit Tschibuk und Kaffee beschäftigt und von Zeit zu Zeit, wie es schien, Befehle ertheilend.

Von der Bevölkerung selbst war wenig zu sehen. Was sich nicht hatte flüchten können — gegen tausend Personen hatte bereits ein Lloydschiff von der Insel wegbefördert, Boote waren in Menge abgefahren — lag familienweise zusammengeballt auf demselben Platze unter mühsam aufgespannten Teppichen und Zeugfetzen. Andere Gruppen campirten auswärts in den Orangegärten der Umgebung, größere Massen sollten sich auf den griechischen Hauptfriedhof geflüchtet haben. Die Straßen der Stadt, soweit von solchen noch die Rede sein konnte, waren menschenleer. Man begegnete hin und wieder einem Fremden, den die Neugierde herumtrieb, oder einem Trupp französischer Matrosen, welche mit Tagesanbruch ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten; sonst waren nur Katzen und Hunde am Platze in den Häusern. Weder Griechen noch Türken hatten den Muth, die lebendig Begrabenen, deren Hilferufe vereinzelt noch am fünften Tage zu vernehmen waren, geschweige denn Leichen oder die zurück gelassene Habe hervorzuholen. Kaum daß Einzelne sich aufrafften, um den fremden Wohlthätern in die Unglücksstätten den Weg zu zeigen. In der Sorge für den Augenblick, in der Noth um Brot und Wasser, da die Aquäducte der Stadt verfallen, Brunnen und Cisternen eingestürzt oder unerreichbar waren, schien sich der Rest von Energie zu erschöpfen, den ihnen die Verzweiflung gelassen hatte. War dafür Genüge geschehen, so hockten sie verstört, in dumpfem Hinbrüten zu-

Digitized by Google

sammen, die Verwundeten mit bewunderungswürdiger Ruhe duldend und die Heilung ihrer Brüche von der Zeit erwartend, Frauen und Kinder zuweilen leise weinend und klagend, Alles in sanfter, träger Fassung — ein jammervolles Bild mattherzigen orientalischen Elendes.

Die Vernichtung war vollständig, wohin man sah. Von einigen tausend Häusern einer auf über sechsundzwanzig tausend Seelen geschätzten Bevölkerung war schwerlich eines mehr bewohnbar. Vielfach standen allerdings noch ihre Façaden mit dem Holzgerüste der Dächer, aber die Eindeckungen waren durchgebrochen, die Fußböden auseinandergerissen und niedergeworfen, Fenster und Thüren zersprengt, Altane und Erker zertümmert und die Grundmauern selbst oft derart verschoben, daß ihr Zusammenbruch stündlich zu erwarten war. Holzbau mit verschaltem leichten Füllwerk, wie er in Smyrna üblich ist und durch seine Elasticität den besten Schutz zu gewähren scheint, war Ausnahme. Die Mehrzahl der Gebäude bestand aus kleinen Bruchsteinen mit schlechtem Mörtel, der überdies durch die lange Regenzeit des letzten Winters gelitten haben mochte. Diese letzteren hatten namentlich in den häufigen Fällen, wo Mauern nicht in Verband lagen, die meiste Zerstörung erfahren und waren zu hohen formlosen Geröllmassen zusammengefallen, welche wie Lawinen den Weg sperrten. Solide Quaderconstructionen hatten im Ganzen weniger gelitten. Aber auch hier war bei Gebäuden von der nämlichen Bauart und Größe eine bestimmte Regel nicht zu beobachten: die verschiedene Beschaffenheit der Fundamente und ein wellenförmiger Wechsel der Stöße mochte eine durchgehende Ungleichheit der Erhaltung erklären, die wie eine Laune des Schicksals anmuthete. Tiefer in die Stadt vorzudringen, hatten wir keine Veranlassung. Wir beschränkten uns darauf, die offene Scala abzugehen, über Schuttberge hinweg, aus denen mitunter starker Verwesungsgeruch hervordrang, und durch Einbruchstellen die innere Verwüstung der Häuser zu betrachten, in der es eigenthümlich berührte, hin und wieder ein Stück besseren Hausrathes, ein gesticktes Kissen oder ein Mahagonimöbel hervorstehen zu sehen, einen Spiegel oder ein Heiligenbild noch an der Wand hängend zu finden. In der offenen Vorhalle der großen Moschee sahen wir dann gewaltige Klumpen des Aufbaues und Bekrönungstheile vom Minaret tief in den Boden herabgeschleudert und fanden den benachbarten palastartigen Konak inwendig wüst und leer wie nach einem Brande. Auch der Glockenthurm der katholischen Kirche, der am Vorabend unser Erstaunen erregt hatte, erwies sich bei schärferem Zusehen so beschädigt, das obere Stockwerk namentlich mit einer quer durchgeborstenen Säule so gefährdet, daß seine Erhaltung sich wie ein Wunder ausnahm. Am gründlichsten verheert war das Innere der Festung mit einigen Hundert kleinen Behausungen von Mohammedanern und Juden. An dieser Stelle sollte der Erdboden sich gesenkt, das Unglück die meisten Opfer gefordert haben.

Was wollte bei einer solchen Sachlage, welche zweifeln lassen konnte, ob eine Wiederherstellung denkbar sei, der schwache Einsatz rettender Hände bedeuten, den ein glücklicher Zufall bisher ermöglicht hatte? Wo war anzufangen, wo ein Ende abzusehen? Und doch war es eine Wohlthat, menschliche Theilnahme überhaupt zur Stelle und in Thätigkeit zu finden. Der einzige Ort, wo Leben

Digitized by Google

herrschte, war auf dem Platze Bunali, wo die Franzosen, unterstützt durch drei Aerzte von Smyrna mit ihrem Hilfspersonale, Ambulancen aufgeschlagen, einen Backofen gebaut und eine Niederlage von Lebensmitteln errichtet hatten. Eine Anzahl Schwerverwundeter lag dort auf dem Erdboden und empfing von den mittlerweile eingetroffenen barmherzigen Schwestern Pflege. Auf Bahren wurden neue Verwundete herbeigetragen. Hier erhielten auch wir Anweisung, wohin wir uns wenden könnten.

Eine Theilung war erwünscht und ergab sich von selbst. Während Niemann und Burger sich in der Stadt beschäftigten und der letztere die ersten Photographien aufnahm, welche sofort nach Constantinopel und Wien gesandt wurden, zogen einige Abtheilungen österreichischer Matrosen unter Führung des Commandanten in die westliche Umgegend und gruben in den Landhäusern der Vorstadt Verunglückte aus, die sie zu dem erwähnten Verbandplatz in der Nähe der Küste trugen. Dr. von Luschan brach dagegen mit dem Schiffsarzte, Herrn Dr. Swoboda, dessen beiden Krankenwärtern und mir, geführt von einem in Smyrna ansässigen Deutschungarn aus Szegedin, Herrn Schönwald, der Tags zuvor im Lande Umschau gehalten hatte, nach Daphnona, einem zwei Stunden hoch im Gebirge gelegenen Orte, auf, wo es noch an Allem fehlen sollte. Pferde waren uns versprochen worden, blieben aber aus. Erst auf der Höhe über der Stadt konnten wir einem Maulthiere, das einer griechischen Familie abgedrungen wurde, wenigstens das mitgenommene Gepäck aufladen, und machten uns bei drückender Hitze zu Fuß auf den Weg, der einer alten Wasserleitung entlang in einem nach und nach sich verengenden Thale aufwärts führte.

Unweit der Stadt begegneten wir einem kläglich jammernden Mönche, welchen Angst und Hunger heruntergetrieben hatten aus seinem Bergkloster, dem er als einzig Ueberlebender entronnen war. Eine Strecke weiter kam eine alte Griechin, den verwundeten Kopf und den gebrochenen Arm in Lumpen aufgebunden, von ihrem Sohne umschlungen, auf einem Esel hergeritten. Nachdem Dr. von Luschan sie untersucht und unter Stöhnen herabgehoben hatte, wurden die erforderlichen Operationen, da ein Obdach nicht zu erreichen und der Schatten einer in der Nähe befindlichen Mauer Vorsichtshalber zu vermeiden war, mitten im Wege mit ihr vorgenommen. Wasser stellten einige Weiber, welche abseits im Felde in einer Laubhütte hantirten, auf kategorisches Bitten gegen Entlohnung bei. Während der Operation schlich ein etwa zwölfjähriger Knabe heran, den man aus Daphnona mit Botschaft nach Scio entsendet hatte. Ich schickte ihn wieder zurück, um uns im Dorfe anzumelden, ohne zu ahnen, daß der arme Junge schwer verletzt war. Erst später stellte sich das Unglaubliche heraus, daß er eine Abschürfung der Schädeldecke erlitten und außerdem eine von Ohr zu Ohr im Zickzack verlaufende, fünfundzwanzig Centimeter lange Spaltung der Kopfhaut davon getragen hatte. Ohne einen Verband oder auch nur eine Reinigung seiner Wunden erhalten zu haben, war er am fünften Tage wunderbarer Weise doch noch so rüstig auf den Beinen, daß wir ihn trotz eines unerheblichen Vorsprunges auf dem immer steiler werdenden Wege nicht mehr einholten. Tiefer im Gebirge fanden wir die Felswand, an der sich der Fußsteig in die Höhe zog, mit frischem Steingeröll und herab-

Digitized by Google

gerissenen Felsblöcken überzogen und kamen an stinkendem Aas von einer Ziegen- und Rinderheerde vorüber, welche an dem Abhange vom Bergsturze ereilt worden war. Nach neun Uhr Vormittags erreichten wir das Plateau von Daphnona. Wir hatten auf demselben noch einen wiederholt von Gebäudetrümmern gesperrten Hohlweg zu passiren, streiften dann einen brachliegenden Rain, auf welchem mehrere Reihen frischer Gräber einen neuen Friedhof bildeten, und wurden schließlich auf einen in Terrassen ansteigenden Gartenplatz geführt, auf dem sich die Dorfbewohner zusammengeschart und niedergelassen hatten.

Daphnona war ohne Frage weit härter betroffen als Scio, wie dies bei den meisten Dörfern auf der Ost- und Südseite der Insel so der Fall gewesen sein soll, während der Norden und Westen der Insel verschont blieb. Der Hauptstoß des Erdbebens war in früher Nachmittagsstunde ohne Ankündigung erfolgt und hatte die Bewohner in ihren Wohnungen während der Siesta überrascht. Von den fünfhundert Insassen des Dorfes waren nach einer Aussage des Schullehrers, die uns der soeben gesehene Begräbnißplatz beglaubigte, mehr als ein Viertel getödtet worden. Kein Dach, keine Esse stand mehr. Zwischen den Blüthenbäumen der Gärten sah man nur Steinhaufen und Mauerstümpfe, man mußte uns den Ort zeigen, wo sich die Kirche erhoben hatte. Alle Arbeit war eingestellt, nur der Gottesdienst hatte keine Unterbrechung erfahren. Aus der Kirche hatte man ein Muttergottesbild, die ewige Lampe und einige Leuchter gerettet und auf Thürbretter gestellt, die wir auf dem Gartenplatze im Freien zu einer Art von Altar zusammengebaut fanden. Im Kreise umher auf dem Grase lagerte die Gemeinde, nach Sippen in einzelne Gruppen geschieden, zufrieden mit der Unterkunft, welche aufgespannte Bettlaken oder der karge Schatten von Oelbäumen gewährte. Rathlos irrte der Pope unter ihnen hin und her, in voller Amtstracht den Rosenkranz in der Hand, mit den Hungernden fastend, die Kranken ihrem Schicksal überlassend. Kein Klageruf war zu vernehmen, keine bittende Hand kam uns entgegen, man empfing uns gleichgültig, als ob keine Aenderung denkbar wäre.

Nachdem der Demarch sich eingefunden hatte, stellte sich durch gemeinsames Zureden und Vertheilen von Lebensmitteln einiges Vertrauen ein. Als wir von Stelle zu Stelle eine erste Umfrage hielten, wurde noch mancher Kranke verheimlicht, der erst hinterdrein sich zu einer Meldung verstand. Wir zählten Anfangs — zu einer wiederholten Zählung ist es später nicht gekommen — einige Vierzig mehr oder minder schwer Verwundete, welche ungebettet und ungepflegt am Platze lagen. Hin und wieder hatte man allerdings Kräuter aufgelegt, auch war ein Bader dagewesen, der auf Bruchgeschwülste Schröpfköpfe aufgesetzt und sich durch rasches Wiederverschwinden wohlthätig bezeigt hatte. Kinder und Greise waren am schlimmsten zugerichtet, besonders groß die Zahl von Kopfverletzungen und complicirten Fracturen. Einem zwölfjährigen Knaben waren beide Ober- und Unterschenkel zertrümmert, eine junge Frau war wahnsinnig geworden. Eine beträchtliche Zahl gab Dr. von Luschan gleich zu Anfang als hoffnungslos auf.

Um so rascher wurde dann aber für die Uebrigen gesorgt. Wir ließen Quellwasser, einige Gefäße und Schemel auftreiben und stellten aus Brettern und

Digitized by Google

Zweigen ein Dach her, unter dem ein Kranker nach dem andern zur Behandlung kam. Herr Schönwald sorgte mit einem des Italienischen kundigen Ortsangehörigen für die sprachliche Verständigung, wir anderen nahmen die leichter Verletzten in Pflege, und Dr. von Luschan, dem sein College Handreichungen leistete, führte eine in Anbetracht der Umstände überraschend große Zahl chirurgischer Operationen durch. Glücklicher Weise besaß er für die Anlage von Dauerverbänden genügendes Material, namentlich an antiseptischen Verbandstoffen, und wie wir einige Monate später erfuhren, haben sich dieselben bewährt, selbst bei der verzweifelten Kopfwunde des armen Knaben, nach dessen Ergehen ich mich mit begreiflicher Theilnahme erkundigte, und der uns als völlig geheilt bezeichnet wurde. Als die Nacht der Arbeit ein Ende machte, war Manches gethan, aber ungleich mehr noch zu erledigen, und die Verunglückten, welche man gegen Abend von den Nachbardörfern herbeigeschleppt hatte, konnten nicht einmal untersucht werden. Wir mußten zurück, da uns die Ermächtigung fehlte, über Nacht vom Schiffe auszubleiben. Während man uns anfänglich Schwierigkeiten bereitet hatte, wollte man sich jetzt auf den andern Tag nicht vertrösten lassen. Das Schweigen, mit dem man bei dem schließlichen Aufbruch uns die sonst scheuen Hände von allen Seiten entgegenstreckte, und ein Rosenstrauß, den ein Mädchen heranbrachte, als wir schon im Sattel saßen, waren ein Dank, den wir unter den Erlebnissen dieses ersten Reisetages nicht vergessen.

Die geschilderten Zustände, die sich ähnlich auch auf dem Festlande in dem von dem Erdbeben gleichfalls, wenn auch etwas schwächer betroffenen Tschesmé wiederholten, haben nicht lange mehr bestanden. Noch an demselben Tage traf ein amerikanisches und ein englisches Kriegsschiff ein, anderweitige Hilfe stand in Aussicht, und nach und nach sind alle Stationäre der europäischen Großmächte von Constantinopel, desgleichen auch einige Schiffe von Athen, zum Theil auf Wochen und Monate, zur Stelle gewesen. Spät, aber dann um so nachdrücklicher, griff ein unter dem Protectorate des Sultans und der Botschafter stehendes Hilfscomité von Constantinopel ein, mit dem das Comité von Smyrna in Verbindung getreten war. Ansehnliche Summen standen ihm zur Verfügung — bis zum 5. August waren über 55 000 türkische Pfund eingegangen —, und dem englischen Consul von Kurdistan, Major H. Trotter, der im Namen des Comités an die Spitze der Action in Scio trat und in dieser Function erst nach einigen Monaten durch den englischen Viceconsul von Aidin, Lieutenant Chermside, abgelöst wurde, wird nachgerühmt, daß er durch Umsicht und Thatkraft der schwierigen Aufgabe gewachsen war. Die verschiedenen Veranstaltungen, welche unabhängig von einander im Gange waren, erhielten durch ihn eine einheitliche Organisation, welche der Gouverneur von Scio, der das Anerbieten eines gemeinsamen Vorgehens ablehnte, wenigstens nicht durchkreuzte. An den wichtigsten Orten wurden Bureaux errichtet, Hilfskräfte dafür in Sold genommen. Scharen gemietheter Arbeiter reinigten die Straßen der Stadt, räumten die Trümmer der Häuser hinweg, begruben die Leichen. Für die Schwerverwundeten wurden Holzbaracken aufgeschlagen, welche die europäischen Spitäler von Constantinopel mit Betten ausstatteten, leichter Verwundete brachte man, um Platz zu gewinnen, in die Krankenhäuser von Smyrna. Inspectoren durchzogen das

Digitized by Google

Land, welche die Verluste feststellten und dementsprechend Nahrungsmittel, Bauholz und Bretter von Dorf zu Dorf vertheilten. Als die erste Noth behoben war, konnten selbst für den Neubau von Kirchen und Schulen Beiträge geleistet werden. Im Laufe des Sommers brachte man die Flüchtlinge zurück, und noch ehe der Winter einbrach, war der größte Theil der Restauration vollzogen. Uns ist dieser radicale Umschwung der Dinge, so groß wir uns auch die Anziehungskraft des außerordentlich fruchtbaren heimatlichen Bodens und die Erwerbsenergie der Griechen vergegenwärtigten, wie ein Wunder erschienen. Als wir im folgenden Jahre Scio wieder berührten, schien in der Stadt Alles ausgeglichen, der Verlust verschmerzt, das betriebsame Leben der Chioten, das eine Reihe der härtesten Schläge im Laufe des Jahrhunderts in seiner Eigenart nicht hatte brechen können, wieder im alten vollen Gange[1]).

---

[1]) Wir entnehmen obigen Abschnitt den uns gütigst zur Verfügung gestellten Aushängebogen des bei C. Gerold's Sohn in Wien demnächst erscheinenden, im Auftrage des österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegebenen Werkes: „Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt unter dienstlicher Förderung durch S. M. Raddampfer „Taurus", Commandant Fürst Wrede, beschrieben von Otto Benndorf und George Niemann, mit 49 Tafeln, einer Landkarte von Heinrich Kiepert und zahlreichen Illustrationen im Texte".

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

Die Stätten des Elends in London.

Von

Professor **G. M. Asher.**

Die fürchterlichen Nothzustände in vielen Gegenden Londons fesseln seit dem Herbst des jüngstvergangenen Jahres 1883 die Aufmerksamkeit Englands weit mehr als alle anderen Angelegenheiten, selbst Irland und Aegypten nicht ausgenommen. Diese plötzliche Bewegung gegen sehr alte und eingewurzelte Uebel ist hervorgerufen worden durch eine Flugschrift unter dem Titel: „Der bittere Schrei der Londoner Verstoßenen — The bitter cry of outcast London" — verfaßt im Namen und mit Hilfe von Geistlichen, die seit langen Jahren in jenen Gegenden als Missionäre thätig sind. Der wohlfeile Preis der Schrift — 1 Penny —, der vortrefflich gewählte Titel, der wahrhaft herzergreifende und im Einklang mit den religiösen Gefühlen der englischen Frauen stehende Ton verschafften dem „Bittern Schrei" eine ungeheure Verbreitung. Die Wirkung ward zudem beträchtlich gesteigert dadurch, daß dieses Pamphlet die Aufmerksamkeit auf eine andere Schrift lenkt, welche die Quelle fast all seiner Materialien ist. Unter dem Titel „How the poor live" — „Wie die Armen leben" — hat Mr. G. R. Sims, einer der populärsten und genialsten englischen Journalisten, zusammen mit dem nicht minder genialen Zeichner F. Barnard eine Reihe von Studien aus den Stätten des Elends veröffentlicht; zuerst in der Wochenschrift „The pictorial World", und dann gesammelt in einem Bande.

Die also durch den „Bittern Schrei" und Sims hervorgerufene Bewegung ist ein seltsames Gewirr, in welchem Scham, Mitleid, Opferwilligkeit, echte Fürsorge für die öffentliche Gesundheit, für die Religion und die Armen, minder echte Elemente der Partei- und Secten-Agitation, und die Sensationssucht von Langeweile geplagter Damen seltsam durcheinander gemischt sind, und die daher den Ausländer nicht ergreifen kann. Er hingegen wird aufmerksam gemacht auf eine Anzahl von Fragen, welche die Engländer, obwohl sie für deren Beantwortung viel wichtiges Material besitzen, zu stellen nicht geneigt sind. Es verhält sich damit folgendermaßen.

Analysiren wir die Schrift von Sims und den „Bittern Schrei", sowie deren Vorgänger H. Mayhew und James Greenwood und alle andern zu Gebote stehenden Materialien, vor Allem die Parlamentsberichte über die Arbeiter-

Digitized by Google

wohnungsgesetze, so finden wir, daß die Menschen in den Stätten des Elends sämmtlich folgenden zwei Kategorien angehören:

I. Parasiten. — Namentlich Verbrecher, prostituirte Dirnen, umhergehendes Lumpengesindel, Bettler, öffentliche Unterstützung genießende Leute.

II. Ehrlich ihr Brot erwerbend, aber außerhalb der regelmäßigen Bewegung des gesellschaftlichen Organismus befindlich. — Namentlich:

a) Männer: Arbeiter, die nie einen Beruf erlernt, Arbeiter, herabgesunken aus früher ausgeübtem Beruf, Straßenhändler — besonders in Gemüsen, Obst und Fischen.

b) Weiber und Kinder: Nähterinnen von Kleidungsstücken, Säcken und Matratzen, beschäftigt mit Anfertigung von Streichhölzern, beschäftigt mit Abzupfen von Pelzwerk.

Demnach sind in den Stätten des Elends nützliche gesellschaftliche Elemente beisammen mit den absolut verächtlichen, und es drängt sich somit die Frage auf, warum das der Fall: ob nicht in dem reichen Lande sich Mittel finden ließen, um solcher Vermischung und Ansteckung, sowie überhaupt einem großen Theil der Krankheitszustände vorzubeugen, und, wenn dies trotz der offenbaren Möglichkeit unterbleibt, wie sich das mit der opferwilligen Humanität der Engländer und ihrem kräftigen Sinn für Gesundheit des Gesellschaftskörpers verträgt.

I.

Zuerst wird es unsere Aufgabe sein, zu erkennen, daß wirklich der englische gesellschaftliche Organismus in ökonomischer Beziehung, die hier für uns allein in Frage kommt, gesund ist, trotz der localen Gebresten.

Von den höheren und mittleren Classen brauchen wir nicht zu reden, denn der Augenschein zeigt uns deren behagliche, in stetem erfreulichen Fortschritt befindliche Verhältnisse. Nicht ganz so einfach liegt die Sache in Betreff der regelmäßig von ihrer Arbeit lebenden niederen Classen, und unsere Aufgabe erfordert, daß wir für die Beobachtung derselben einen sehr eigenthümlichen Gesichtspunkt wählen, den durch die Wohnungen sich darbietenden.

Die meisten neuen Straßen in den Vorstädten Londons und anderer volkreicher englischer Städte bestehen aus Cottages, bewohnt von Familien, die von der Arbeit der Männer im Handwerk oder in Fabriken leben. Die Lage dieser Leute ist offenbar eine günstige. Sie verfügen nicht nur über den zum einfachen Comfort nöthigen Raum, sondern als Lebensbedürfnisse gelten ihnen auch gute Betten, polirte Möbel, Gardinen und Teppiche. Etwas Zimmerschmuck, namentlich Blumen, trifft man in den meisten solchen Wohnungen der arbeitenden Classe. Uebereinstimmend damit sind Kleidung und Nahrung. Für letztere ist charakteristisch, daß in England der Verbrauch von Zucker auf die Person — Mann, Weib und Kind — mehr als ein Zollpfund wöchentlich beträgt. Der Verbrauch von Thee, Weizen, Fleisch, Eiern, Butter, Käse, Gemüse, Obst und besonders von Bier ist gleichfalls im Ganzen so enorm, daß auf den gut situirten Arbeiter eine ansehnliche Menge kommen muß. Die Schule, in welche die Kinder solcher Familien geschickt werden, ist den besten Volksschulen anderer großer europäischer

Digitized by Google

Länder, selbst Deutschlands, ebenbürtig. Für die Fahrt in der Stadt zu seiner Arbeit hat der Mann sehr bequeme Eisenbahnwagen zu erstaunlich niederen Fahrpreisen. Ebenso liefern die Zeitungen und die sonstigen für weite Verbreitung bestimmten Publicationen eine wunderbare Menge gediegenen Materials zu sehr niederm Preis. Die Arbeit endlich, durch welche diese und viele andere Vortheile gewonnen werden, ist so mäßig, daß sie den Mann niemals überbürdet. Zehn Stunden sind an den fünf ersten Wochentagen das äußerste Maß, am Sonnabend wird weniger, am Sonntag nie gearbeitet.

Materiell noch günstiger als die Lage der in den vorstädtischen Cottages lebenden Leute der arbeitenden Classe ist diejenige der fünfzig bis sechzig Tausend, die in den Peabody-Buildings und in anderen ähnlichen Gebäuden wohnen. Diese Gebäude in denjenigen Gegenden Londons errichtet, wo man der Arbeiter am meisten bedarf, sind äußerlich den Casernen ähnlich; das Innere aber besteht aus langen Reihen kleiner Familienwohnungen, je zwei bis vier Zimmer enthaltend. Die Miethe, durchschnittlich zwei Schilling per Zimmer, ist ungefähr derjenigen in den Cottages gleich. Abgesehen von der Häßlichkeit der Gebäude, der Bevormundung der Miether und unvermeidlichen Uebeln, namentlich dem Lärm einer mächtigen Heerde von Kindern und der Ansteckung von Kinderkrankheiten ist das System vortrefflich. Der Gesundheitszustand ist so ausgezeichnet, daß trotz jener Ansteckung die Sterblichkeit nur 18 per Tausend beträgt, ein Resultat, das anderswo von wenigen der gesundesten Ortschaften erreicht wird, und mit dem verglichen die Sterblichkeit in den Stätten der Noth und des Elends wahrhaft grauenerregend ist. Die Bewohner dieser Häuser haben also bei gleicher Bequemlichkeit und gleichem Erwerb vor denjenigen der vorstädtischen Cottages mehrere wichtige Vortheile voraus. Sie ersparen die Eisenbahnfahrt, d. h. mindestens eine Stunde Zeit täglich, und für die Fahrt eine Summe, die der Hälfte der Miethe gleich oder nahe kommt; und was noch weit wichtiger ist, sie nehmen alle Mahlzeiten mit der Familie zusammen ein. Daß ihre Lage materiell besser, als diejenige der von gleichem Erwerb in den Vorstädten lebenden Familien, ist daher allgemein anerkannt; besonders aufs Ausdrücklichste von den Arbeitern selbst.

Die durch die Vorstädte und die Familienhäuser den Arbeitern gebotene Wohnungsgelegenheit ist in steter Zunahme begriffen. In den Vorstädten wachsen die neuen Straßen mit kleinen Cottages für Arbeiter in immer steigender Zahl empor. Eisenbahnen und Tramways, in die Vorstädte führend, werden immer mehr gebaut, die Wagen verbessert, Züge für Arbeiter zu niederen Preisen immer mehr eingerichtet. Auch die Familienhäuser vermehren sich von Jahr zu Jahr. Jährlich wird für mindestens 1500 Familien neue Unterkunft geschaffen.

Aber der Eifer, mit dem der Arbeiterstand sich die künstlichen Palliative der Wohnungsnoth zu Nutze macht, beweist allzu unzweifelhaft die Existenz derselben. Auch ist diese Noth leicht begreiflich. Der Handel und das Fabrikwesen, deren Mittelpunkt London ist, haben nirgend in der Welt ihres Gleichen, und diese in steter Zunahme begriffene Bewegung hat in mehr als einer Beziehung die Erzeugung und Vermehrung der Wohnungsnoth zur unausbleiblichen Folge.

Vor Allem bedeutend ist in dieser Hinsicht der Einfluß der Altstadt (City)

Digitized by Google

auf die angrenzenden Stadtviertel. Die City ist der alleinige Sitz der alles Geschäft Englands beherrschenden Geschäftszweige: Bankgeschäft, Großkaufmannsgeschäft und Engrosgeschäft, zusammen mit einem jährlichen Umsatze von mindestens 10,000 Millionen Pfund Sterling. Das Alles nimmt fortwährend an Ausdehnung zu, und die Folge ist, daß der Geschäftsverkehr immer mehr allen Raum in der City anfüllt. In vielen Straßen der City sieht man Abends nach Ende der Geschäftszeit kein einziges helles Fenster. Denn jedes Zimmer in den meist mächtigen Gebäuden ist als Geschäftslocal vermiethet. So ist durch Umwandlung der Wohnungsgegenden in Localitäten für den Geschäftsverkehr die Einwohnerschaft der City in den letzten dreißig Jahren um mehr als sechzig Procent vermindert worden. Die City zählte im Jahre 1851 mehr als 132,000, im Jahre 1881 wenig über 50,000 Seelen. Die vertriebenen 82,000 aber bestanden großentheils aus Familien, welche der Erwerb an die City oder deren Nähe band: offenbar eine überaus mächtige Ursache der Ueberfüllung und Wohnungsnoth in den noch mit Wohnhäusern besetzten Straßen der City und der ihr benachbarten Viertel.

Aber nicht nur als abstoßender, auch als anziehender Pol trägt die City dazu bei, die Wohnungsnoth zu steigern. Unter dem Einfluß ihres Verkehrs werden alle an sie grenzenden Districte zu Stätten der Industrie und des Handels. Also ziehen diese Gegenden eine dichte Einwohnerschaft zusammen, und doch wird auch hier durch das Bedürfniß des Geschäfts fort und fort, was früher Wohnungsraum war, in Localitäten für den Handelsverkehr umgewandelt und so das geschaffene Gedränge immer mehr potenzirt.

Zudem ist in der Altstadt und in den an sie grenzenden Gegenden das Zusammendrängen ein althergebrachtes Uebel. In der City gab es zur Zeit des Census des Jahres 1851 Kirchspiele mit über 300 Menschen auf den englischen Morgen (Acre), d. h. Dreiviertel so viel als der gegenwärtige Durchschnitt in den dichtest bewohnten Stadtvierteln. Selbst wohlhabende Leute begnügten sich früher mit engem Wohnungsraum. Man wußte noch nicht, wie nöthig für Gesundheit und Lebensgenuß Licht und frische Luft sind. Nicht nur waren die Zimmer niedrig und klein und die Straßen an und für sich eng, sondern man that auch bereits in lange vergangener Zeit, was noch heute in allen Städten die Regel ist, wo die Obrigkeit nicht streng für die Gesundheit der Bevölkerung sorgt. Um sich den Vortheil der Nachfrage nach Wohnungen nicht entgehen zu lassen, bebaute man allen freien Raum zwischen den Häusern. H. Mayhew vergleicht das London früherer Jahrhunderte mit einem Kaninchenbau. Zwischen wenigen großen Adern ein Labyrinth enger Gassen und Höfe, über und über angefüllt mit einer eilig sich tummelnden Menschenmenge. Auswanderung in die Vorstädte und Umbau vieler Theile der älteren Viertel schufen dann allerdings Lichtung. Aber noch immer ist das alte London viel zu eng angelegt, und hie und da sind die Gassen und Höfe so eng, wie sie in vergangenen Jahrhunderten waren. Also ist trotz der durch die Vorstädte und die kasernenartigen Gebäude geschaffenen Abhilfe noch immer der größere Theil der arbeitenden Classen Londons dicht gedrängt in engen, dumpfigen Wohnungen. Unter diesen vielen Familien gibt es nicht wenige, die in der engen überfüllten Behausung

Digitized by Google

nur deshalb bleiben, weil sie im kasernenartigen Gebäude nicht leben wollen und in der Vorstadt nicht leben können, da Eisenbahnfahrt, Zeitverlust und Trennung der Familienmitglieder in ihren Fällen unmögliche oder allzuschwere Opfer sind, die aber, von der dumpfen Wohnung abgesehen, ein ganz angenehmes Leben führen, in mancherlei Beziehungen besser als dasjenige der in den Vorstädten Lebenden. Es gibt allerdings eine ganz beträchtliche Zahl, deren Existenz auch, abgesehen von der Wohnungsnoth, zu wünschen übrig läßt. Aber im Allgemeinen steht es fest und läßt sich auf die mannigfaltigste Art beweisen, daß in England der willige Arbeiter, der — gleichviel auf welchem Gebiete — sein Fach versteht, gute Erwerbsgelegenheit findet, und daß der Freihandel, sowie die im heutigen England alle Verhältnisse beherrschende Tendenz, für die arbeitenden Classen zu sorgen, diesen die Gelegenheit bietet, viel Genuß aus den günstigen Erwerbsgelegenheiten zu ziehen.

Wie aber geschieht es, daß trotzdem so viele Tausende von Menschen im Lande grausiger Noth anheimfallen? Wir haben diese Frage schon im Princip beantwortet, indem wir hinwiesen auf den Ausdruck „Ausgestoßene", dessen sich „der bittere Schrei" bedient. Die Nothleidenden sind, wie gesagt, solche Menschen, die — jede Classe aus ihr eigenthümlichen Ursachen — sich außerhalb der mächtigen Bewegung befinden, der die Glücklichen den guten Erwerb verdanken.

Um uns das zu veranschaulichen, wollen wir nunmehr jenen Ausgestoßenen und den Wohnstätten, in die sie verbannt sind, näher zu treten suchen.

II.

Die Stätten des Elends werden bezeichnet mit den Worten „Slum" und „Rookerie". Das Wort „Slum" bedeutet nach Webster eine Hintergasse, gefüllt mit einer armen, schmutzigen, moralisch verkommenen Bevölkerung. Genau dasselbe bedeutet in dem Sinne, in dem es hier gebraucht wird, das Wort „Rookerie", dessen wörtliche Uebersetzung „Krähengenister" ist. Es sind das in der That Gruppen und Knäuel sehr enger Gassen und Höfe, deren Gebäude aufs Aeußerste verfallen und verwahrlost sind. Sie sind hie und da zerstreut in den alten Theilen der Stadt; zahlreich namentlich in den östlichen Gegenden der City und in den im Osten, Südosten und Süden daran grenzenden Stadtvierteln. Auf ihren Ursprung haben wir bereits hingewiesen. Sie sind nichts anderes, als im Verfall befindliche Ueberbleibsel Londons, wie es vor zweihundert Jahren war.

Es handelt sich also hier, was die Localitäten angeht, um verworrene Knäuel enger Gassen und Höfe mit Gebäuden, deren Verfallenheit, Schmutz und Verwahrlosung Staunen und Ekel erregt. Die Grundzüge sind überall im Großen und Ganzen die nämlichen. Durch eine enge Gasse oder durch einen dunklen Gang — nicht selten im Niveau niedriger, als die benachbarte Straße — gelangt man in einen länglichen, überaus engen und dunklen Hof, und von diesem aus wiederum durch enge Gassen und Durchgänge in andere ähnliche Höfe. Ueberall, wohin man tritt, Pfützen, Schmutz und verwesende organische Ueberreste. Die Gebäude sind sämmtlich so verfallen, daß man kaum begreift, sie bewohnt zu sehen, selbst von den jammervollen Gestalten, denen man hier begegnet. Durch die Risse und Löcher in den Wänden kann man ins Innere blicken, aber nicht

Digitized by Google

durch die Fenster, denn die meisten Scheiben fehlen und sind durch schmutziges Papier ersetzt. Mit schmutzigem Papier sind auch die Löcher in den halbzerstörten Scheiben verstopft. Alle Scheiben, auch die nicht durchlöcherten, sind geborsten und mit einer Schicht braunen Schmutzes überzogen.

Dem entspricht auch das Innere der Häuser. Das Mauerwerk ist verfallen, der Kalk an vielen Stellen fortgebröckelt, das Holzwerk halb verfault, morsch und lückenhaft. Die halbdunklen Gänge sind voll Unrath, ebenso die völlig dunkle, morsche, mangelhafte, lebensgefährliche Treppe. Die einzige Farbe überall ist — Schmutz. Er bedeckt die Wände, bemalt die Fenster, überzieht zollbick den Fußboden und rinnt in zähem Brei, zwischen den Deckbalken durchdringend, an den Wänden nieder.

Ein Zimmer im Slum ist also selbst am Tage stets dunkel. Denn von dem wenigen Licht, das in den engen Hof fällt, dringt nur der geringste Theil durch die Fenster, um dann zumeist von den düstern Wänden und der düstern Decke aufgesogen zu werden. Blickt man in diesem Dunkel um sich, so gewahrt man, daß der Raum eng und niedrig ist. In den als möblirt vermietheten Zimmern besteht das Mobiliar aus einer zerbrochenen Bettstelle, einem lahmen Stuhl und einem aus den Fugen gegangenen Tisch. Die Lagerstatt ist ein Haufen Lumpen. Viele Zimmer sind ganz ohne Möbel und Lagerstatt.

Solcher Zimmer sind in der Regel in dem engen, zweistöckigen Hause vier, jedes so voll Menschen, daß der Raum nur eben ausreicht, wenn sie sich zur Ruhe niederlegen.

So ist der Slum beschaffen, gleichviel in welchem Theile Londons, und solche Stätten des Elends trifft man sowohl in der Nachbarschaft des Parlamentshauses, fast unter den Augen der Gesetzgeber, als in der Nähe der glänzendsten Läden und aristokratischsten Plätze und Straßen; und zahlreich namentlich in der Gegend der mit unermeßlichen Reichthümern gefüllten Magazine und Speicher der Theile Londons, wo der Weltverkehr seine Niederlagen hat.

Folgen wir jetzt, um uns mit dem Jammer noch vertrauter zu machen, Mr. Sims und dem ihn begleitenden Künstler, Mr. Barnard, auf einigen ihrer Wanderungen.

III.

Durch einen schmutzigen, finstern Gang, so eng, daß ein beleibter Mann sich darin nicht umdrehen könnte, gelangen wir in einen nur um wenige Fuß breiteren Hof. Dieser ist bis unter die Fenster der niedrigen zweistöckigen Häuser mit allerlei Schutt und Unrath angefüllt. Die Gebäude sind aufs Aeußerste verfallen, die Dächer so durchlöchert, als hätten sie eine Kanonade ausgehalten. Sims und Barnard klopfen an eine Hausthür. Sofort öffnen sich in dem bisher grabesstillen Hofe alle Thüren. Ueberall Weiber und Kinder, überall an den Fenstern Köpfe mit wirrem Haar und bleiche, abgemagerte, wilde, widrig schmutzige Gesichter.

An der Thür, an die man geklopft, zeigt sich ein armes Weib. Selbst von bleicher, kranker Gesichtsfarbe trägt sie in den Armen ein verkrüppeltes, etwa neunjähriges Mädchen mit gekrümmtem Rückgrat; hinter ihr zwei oder drei andere Kinder.

Digitized by Google

Das arme Weib hat bessere Tage gesehen und schämt sich des Zimmers. Sie hat nur zwei Hände, sagt sie, und das kranke Kind, sowie die andern Kinder nehmen soviel Zeit in Anspruch. Aber hätte sie auch zehn Hände und keine Kinder zu versorgen, so könnte sie doch dem Jammer dieser Wohnung nicht abhelfen. Die Wände sind feucht und bröckeln ab, ebenso die schwarze Zimmerdecke. Der Fußboden ist verfault und an Stellen weggebrochen. Wind und Regen dringen ins Zimmer durch die überall sich öffnenden Löcher. Hier wohnen Mann, Frau und sechs Kinder, und für dieses Zimmer zahlen sie drei Schilling wöchentlich. Es ist das Aeußerste, was sie erschwingen können. Heute z. B. haben sie noch nichts gegessen. Der Mann ist aus, Arbeit suchend. Es ist kein Penny im Hause. Sie müssen, um Nahrung zu kaufen, warten, bis er Geld heim bringt; und daß er Arbeit findet, ist nichts weniger als sicher.

Warum beklagen sie sich nicht darüber, daß der Wirth das Zimmer in solch widerwärtigem, verwahrlostem Zustande läßt? Sie hüten sich wohl, es zu thun. Wenn sie gehen, ist es dem Wirth gleichgültig. Dutzende von Familien wären bereit, das Zimmer zu drei Schilling zu miethen. Das weiß er.

Aber repariren nicht einige Wirthe doch die Zimmer? Ja gewiß! So z. B. sahen unsere Führer Sims und Barnard in einem Zimmer, das zu vier Schilling die Woche vermiethet ist und dessen Zustand sich in Worten nicht wiedergeben läßt, folgende Reparatur: über ein Loch in der Wand, groß genug, daß ein Mann den Kopf hindurch stecken könnte, ist ein Stück von einem alten Kistendeckel mit einem Nagel befestigt. Außerdem hat die Frau, die das Zimmer bewohnt, ein Stück Tapete, fünf Fuß lang, erhalten, das sie selbst ankleben soll, so gut sie es versteht.

Auslage des Wirths:

5 Fuß Tapete — die Rolle zu 6 Pence	1½ Pence.
1 Brett, Stück des Deckels einer alten Kiste, die ungefähr 6 Pence kostet . .	1½ „
Summa . .	3 Pence.

Um sich für diese Auslage zu entschädigen, hat der Wirth die Miethe um drei Pence wöchentlich gesteigert. Manche Wirthe steigern die Miethe für ihr bloßes Versprechen, Reparaturen zu machen!

Jetzt eine Scene in einem anderen Slum. Wir befinden uns in einer engen und überaus schmutzigen Straße. Fast jedes Haus hier ist ein Logirhaus für arme Leute. Die Thüren in dieser Straße stehen Tag und Nacht offen, und wir werden sehen, daß die Unglücklichen, die das Quartiergeld nicht zahlen können, gratis auf der Treppe übernachten. In eine der offenen Hausthüren eingetreten, sind wir in einem halbdunklen, von schleimigem Schmutz schlüpfrigen Gang. Am Ende desselben eine Ecke, um die biegend wir in völligem Dunkel sind. Wir stoßen uns, einige Schritte weiter gehend, an den Fuß der Treppe, stolpern und zünden eins der mitgebrachten Lichter an. Was für eine Treppe! Das Geländer ist fast ganz fort und die Treppe selbst wird nicht lange mehr halten. Ein schwerer Stiefel hat bereits ein großes Loch in dieselbe getreten. Nächstens wird der ganze Bau krachend zusammenstürzen.

Begierig zu sehen, was für Menschen es möglich machen, diese Treppe zu benutzen, klimmen wir vorsichtig hinan, und wiederum stoßen wir im Dunkel

Digitized by Google

gegen etwas Hartes. Es ist eine Thür, die sich beim Anklopfen öffnet. Wir machen wieder Licht, und was wir sehen, entlockt uns einen Schrei des Entsetzens. Die an der Thür stehende Frau würde, wenn sie heraus käme und einen Fehltritt thäte, eine sich hier öffnende Seitentreppe, deren Geländer hinweggebrochen ist, hinabstürzen. Uebrigens ist das Zimmer der Frau reinlicher, als man in solchem Hause erwarten sollte. Aber die Lage der Leute ist fürchterlich. Die Familie besteht aus acht Personen. Erwerb im Ganzen: 12 Schilling; Miethe: 4½ Schilling. Bleibt für alle Bedürfnisse weniger als ein Schilling für jede Person — auf die Woche!

Von diesem obern Stockwerk führt eine steile, dunkle, in noch ärgerem Verfall als die Treppe befindliche Stiege ohne Geländer mitten hinein in die Bodenkammer; und hier erblicken wir ein Bild, das wir nicht leicht vergessen werden. Die Bodenkammer ist fast leer. Nur ein zerbrochener Stuhl lehnt gegen die von jahrelang angesammeltem Schmutz schwarze Wand. In einer Ecke auf einem Brett eine verrostete Pfanne und ein Stück verschimmelten Brotes. Das Fenster wird offen gehalten durch die Scherben eines Blumentopfes. Ein zusammengeknoteter Strick ist über das Zimmer gespannt als Bodenleine, an der einige zu Lumpen zerfetzte Kleidungsstücke hängen. An der einen Seite dieses Zimmers liegt auf dem Fußboden ein kothiger, fettiger, übelriechender Sack, dessen Inhalt Niemand errathen kann. Auf dem Sacke aber sitzt ein bleiches, zerlumptes, beschmutztes, nacktbeiniges kleines Mädchen von vier Jahren. Sie sitzt da in der eisigen Kammer aufrecht, Gesicht und Körper regungslos, hingepflanzt als Wachtposten. Sie wacht über ihr Schwesterchen, das, auf dem bloßen Fußboden, von einem zerfetzten Shawl bedeckt wird. Die Wache ist sehr nöthig. Rollte das Kind nur einige Schritte, so stürzt es die Stiege hinab in den schwarzen Abgrund unten.

Des Kindes Vater, ein Milizsoldat, ist im Dienst abwesend, und inzwischen sind die Möbel, die er hatte, von Gläubigern hinweggenommen worden. Die Mutter ist ausgegangen und wird gewiß betrunken sein, wenn sie heim kommt. Beim Fortgehen hat sie dem Kinde gesagt: „Wenn Du Dich von der Stelle rührst, schlage ich Dich todt.“ So sitzt das Kind bis zum Abenddunkel, hungrig, durstig, müde, aber dem Befehl gehorchend. „Das ist gar nichts,“ sagt die Frau, welche die Miethe einsammelt, „ich habe das Kind schon am frühen Morgen so sitzen sehen, und als ich Abends wiederkam um die Miethe, saß das Kind noch da — das ist gar nichts.“

Trauriger noch als selbst diese Noth ist, daß die Armen gezwungen sind, ihre Kinder in einer Schule des Lasters und Verbrechens aufwachsen zu lassen. Sie können in Bezug auf ihre Nachbarn nicht wählerisch sein. „Ich war,“ sagt Sims, „vor einigen Tagen in einem Zimmer dieses Viertels, das von einer Wittwe, ihren Töchtern von sechzehn und siebzehn Jahren, und ihren Söhnen von vierzehn und dreizehn, und zwei jungen Kindern bewohnt ist. Das jämmerliche Zimmer war auf demselben Niveau mit der Straße und dahinter war der Hofraum des Hauses. Auf diesem Hofraum war die Nacht vorher ein betrunkener Matrose — man begreift, auf welche Veranlassung — so furchtbar mißhandelt worden, daß man ihn todt glaubte. Ich fragte die Frau, ob sie den Lärm

Digitized by Google

nicht gehört. „Wir sind nicht taub," sagte sie, „aber es ist eine solche Bande hier im Hause! Jede Nacht ist hier eine Schlägerei. Was soll ich mich einmischen? Was geht es mich an?" Das Zimmer, in welchem diese Frau wohnt, ist so feucht, daß die Wände mit Schimmel bedeckt sind. Geht man auf und ab in dem Zimmer, so machen die Planken des Fußbodens ein plätscherndes Geräusch, wie wenn man auf den über nassen Lehm einer Ziegelei gelegten Brettern entlang geht. Für dieses Zimmer und die Erziehung, welche die Nachbarschaft den Kindern gibt, zahlt die Frau 4½ Schilling die Woche.

Noch weit grauenhafter ist die Erziehung, welche in einem der von Sims und Barnard besuchten Zimmer Mädchen von sieben und acht Jahren erhalten. Die vortrefflich sich benehmenden, sauber gekleideten Kinder sind eifrige Schülerinnen der Volksschule und namentlich in religiösen Gegenständen erfolgreich. An die Thür des Zimmers, wo sie mit ihrer Mutter wohnen, klopfen unsere Führer. Man bittet sie, ein wenig zu warten. Als die Thür sich öffnet, erheben sich die beiden Kinder höflich und bescheiden. Die Mutter, ein junges Frauenzimmer mit feinen Zügen und graziösen Bewegungen, hat eiligst Toilette gemacht. Ein langer Paletot bedeckt das Nachtkleid. Eine Kette mit Medaillon, beides von Messing, sind um den Hals gehängt. Ein Rest Schminke auf den Wangen und von Kohlenstiftzeichnung unter den Augen verrathen die Erwerbsbeschäftigung, deren stete Zeuginnen die beiden Mädchen sind.

In einem der Höfe sieht es weit besser aus als sonst im Slum. Die Häuser haben gute Thüren, die Fenster Jalousieen. Es ist elf Uhr Morgens. Aber im Hofe ist Todtenstille. Dennoch ist jedes Haus bewohnt und die Miethen werden hier regelmäßig gezahlt. Keine erdrückende Armuth, kein Hunger, keine zahlreiche, den Hausvater niederziehende Familie. Die Männer sind Diebe und Betrüger von Profession, die Frauenzimmer gehören der Classe an, aus der in allen Ländern die Genossinnen solcher Männer bestehen. Welch ein Beispiel ist das Wohlleben dieses Hofes für die benachbarten Armen!

IV.

In obigen Auszügen haben wir Sims' auf das Publicum eines wohlfeilen Journals berechnete Manier mit wenig Aenderung beibehalten. Er wählt absichtlich Extreme und malt deren Schatten so tief als möglich, was, um die Aufmerksamkeit seines Publicums zu fesseln, nöthig ist. Einen weit tieferen Eindruck aber macht die Betrachtung der endlosen, trostlosen Monotonie des in all' den Slums angesammelten Elends. Es ist zwar nichts Malerisches an solch' eintöniger Hoffnungslosigkeit, an den engen, von Unrath angefüllten Höfen, deren unsäglich verfallenen Häusern, den kleinen, niederen Zimmern, den schmutzfarbenen durchlöcherten Wänden, Fußböden, Zimmerdecken und Fenstern, den in diesen Zimmern eng zusammengedrängten, zerlumpten, halbverhungerten menschlichen Wesen mit dem Ausdruck steter Verzweiflung auf den fahlen Gesichtern. Aber wenn wir uns vergegenwärtigen, wieviel tausend Mal sich das auf ganz gleiche Weise wiederholt, ergreift uns tiefes Grauen, welches wächst, jemehr wir uns in die Lage der Unglücklichen hineindenken.

Das Zimmer, selten mehr als zwölf Fuß ins Geviert und acht Fuß hoch,

Digitized by Google

birgt eine Familie und oft außerdem noch fremde Miether. Unmöblirt ist die Miethe ungefähr 3½ Schilling wöchentlich; möblirt mit etwas Gerümpel ist sie noch beträchtlich höher; und doch sind gerade die möblirten Zimmer am gesuchtesten. Wie dem Vater jenes Kindes in der Bodenkammer, sind fast allen Einwohnern des Slum, die Möbel hatten, dieselben längst von Gläubigern, oder von Wirthen für rückständige Miethe, fortgenommen. Daß der Jammer oft durch Trunk verschuldet ist, macht ihn noch viel schwerer zu ertragen für des Trunkenbolds Weib und Kinder.

Bedenken erregen die Slums besonders als Quellen körperlicher und moralischer Krankheit. Pocken, Typhus, Scharlach haben hier ihre beständigen Brutstätten. Denn noch widerwärtiger wo möglich, als der Anblick des Slums, ist sein unbeschreiblicher Geruch; ein Gemisch der Ausdünstungen der scheußlichen Aborte und des in den Höfen angesammelten Koths und Unraths, mit den Dünsten aus den überfüllten Zimmern und den dort faulenden vegetabilischen und animalischen Ueberresten. Auch Dunst menschlicher Leichen mischt sich nicht selten dazu. Denn Leichen in den gedrängt bewohnten Zimmern der Slums sind ganz normale Erscheinungen. Wo anders soll die Leiche bis zum Begräbniß bleiben, das oft eine Woche, zuweilen noch weit länger hinausgeschoben wird? Findet dann in einem solchen Zimmer eine Leichenöffnung statt, so liest man in den Zeitungen, daß der Leichenbeschauer und seine Jury sich über die unbillige, ihnen gestellte Zumuthung beklagt haben, und denkt dann vielleicht, wieviel scandalöser es ist, daß die Angehörigen so lange mit der Leiche im engen Zimmer waren. Nachdem man dem Unwillen Luft gemacht, geräth die Sache bald in Vergessenheit; und beim nächsten Falle, den die Reporter berichten, fängt das Erstaunen von Neuem an.

Noch gefährlicher als die physische Verpestung ist die moralische. In den Slums sammelt sich Alles, was sonst überall zurückgewiesen wird. Thür an Thür mit Verbrechern von Profession und den niedrigsten, ekelhaftesten Dirnen wohnen Familien, aus Wittwen mit Kindern bestehend, die mit äußerster Anstrengung die Mittel für Miethe und für die unsäglich dürftige, nur eben vor dem Hungertode bewahrende Nahrung erarbeiten, aber den Wirthen besserer Häuser nicht die verlangte Garantie bieten können. Wird das Beispiel und die Anleitung der armen Wittwen ausreichen, um die Kinder, welche der Diebe und Dirnen wüste Verschwendung vor sich sehen, zur ehrlichen Existenz voll unendlichen Leidens anzuhalten, während doch in solcher Atmosphäre ein gesundes sittliches Gefühl sich nicht entwickeln kann? Namentlich von Scham kann kaum die Rede sein, wo so viele Erwachsene beiderlei Geschlechts im engen Zimmer schlafen. Kein Wunder also, daß im Slum die Ehe als ein bloßes Vorurtheil gilt.

Wie jammervoll aber auch die Lage der Miether und Aftermiether der Zimmer im Slum ist, so müssen wir doch, um zu der äußersten Grenze des Elends dieser Gegenden zu gelangen, noch zwei weitere Stufen hinabsteigen. Wir haben beide bereits gelegentlich berührt: die im Logirhaus Unterkommen suchenden Miether und diejenigen, die das Quartiergeld im Logirhaus nicht zahlen können und daher auf der Treppe übernachten.

Digitized by Google

Die Logirhäuser sind zum Theil, wie die oben erwähnten, innerhalb der Slums, häufiger außerhalb derselben in benachbarten Straßen. Das Quartiergeld ist verhältnißmäßig sehr hoch: für die, übrigens saubere Lagerstatt in dem Saal, der vierzig bis fünfzig Betten enthält, vier Pence jede Nacht. Diebe, Dirnen, im Lande umherziehendes, von Bettel und Betrug lebendes Lumpengesindel bilden das Gros der Logirgäste. Charakteristisch dafür ist, daß zur Zeit des Derby-Rennens in der Nähe Londons, bei dem sich mindestens 200 000 Menschen versammeln, die Logirhäuser sich fast ausleeren. Doch verirren sich hierher bisweilen auch anständige Leute, namentlich elternlose Knaben, die als Laufburschen und Zeitungsverkäufer ihr Brot erwerben.

Den Aermsten unter den Armen aber ist das Quartiergeld ebenso unerschwinglich wie die Zimmermiethe. Allnächtlich füllen sich daher die Treppen dieser und anderer offen stehender Häuser in den Slums und in deren Nähe mit gespensterhaften Gestalten, kaum in Lumpen gehüllt, bis auf die Knochen abgemagert, erdfahl, wilden scheuen Blicks; die meisten davon Frauen und Kinder. Etwas Wärme verschaffen sie sich, indem sie sich — Kinder, Weiber, Männer — fest gegen einander pressen. „Glückliche Schläfer" nennt sie der Witz der im Logirhaus heimischen Diebe, die, wenn das Geräusch auf der Treppe sie im Schlafe stört, hinausgehen und die Eindringlinge mit Fußstößen zur Ruhe verweisen.

V.

Zwei Arten von Wirthen, die der Häuser in den Slums und die der Schenken in der Nachbarschaft der Slums, bereichern sich an dem fürchterlichen Elend.

Den Eigenthümer eines der Slums haben Sims und Barnard mit Feder und Stift gezeichnet: einen wohlbeleibten Herrn, selbstzufrieden, selbstbewußt und pomphaft, im Auftreten und der Kleidung; stolzer in der That, als alle asiatischen Despoten und südamerikanischen Pflanzer, auf das von ihm beherrschte Gebiet, jene grausige Straße, wo die Thüren Tag und Nacht offen stehen.

Das Niederreißen vieler Slums in den letzten Jahren und der daraus folgende gewaltige Andrang der Elenden, die sonst nirgend Aufnahme finden, zu den übrigen Slums gibt den Wirthen derselben die Gelegenheit, die Miethen der Zimmer enorm, im Durchschnitt auf mehr als das Doppelte von dem, was sie vor fünf Jahren gewesen, zu steigern, und dabei jedem Verlangen der unglücklichen Miether barsche und verächtliche Weigerung entgegenzusetzen, dieses, schon an sich empörende Verfahren ist es noch viel mehr in den zahlreichen Fällen, wo die Macht und der Einfluß, die ein Antheil an der Kirchspielverwaltung gewährt, zu derartigen Zwecken gemißbraucht werden. Das geschieht auf mannigfache Weise. Folgender authentische Fall wird von Sims mitgetheilt:

Ein großer Complex im Verfall begriffener Gebäude war zu verkaufen. Auf Veranlassung eines zur Kirchspielverwaltung in Beziehung stehenden Mannes wurden dieselben vom Sanitäts-Inspector des Kirchspiels als für menschliche Wohnungen ungeeignet erklärt. Sobald das geschehen, erstand sofort jener Mann, in Verbindung mit einer Speculantenfirma, die Häuser für wenig mehr als den

Digitized by Google

Werth des auf Abbruch verkauften Materials. Nachdem darauf einige oberflächliche Reparaturen gemacht waren, vermiethete man sofort zu erhöhtem Preis die Zimmer, — und das Geschäft ist für die Leute in den fünf Jahren, die sie es betreiben, zu einer Goldgrube geworden. Gestört werden sie darin nicht leicht werden, denn die Sanitätsaufsicht ist ja Sache der Kirchspielverwaltung!

Die allgemein anerkannte Verrottung der Kirchspielverwaltung ist eine der Folgen der oben erörterten baulichen Verhältnisse des alten Londons. Die Kirchspielverwaltung ist auf Vertretung durch die achtbarsten Bürger berechnet. Aber da, wer irgend auf gesellschaftliche Stellung Anspruch macht, im Westen Londons oder in den Vorstädten wohnt, so ist jene Verwaltung fast überall im Innern Londons in unwürdigen Händen; eine Sache, die auf die hier von uns betrachteten Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt.

Obwohl die Höhe der Miethe und die verächtliche Behandlung der Miether überall in den Slums ziemlich dieselben sind, so ist doch die Sache nicht überall eine solche Nichtswürdigkeit wie in den Fällen, wo der Reiche mit Hilfe der Verwaltung auf die Noth der unglücklichsten aller menschlichen Geschöpfe speculirt. Unter den Wirthen und Wirthinnen der Slums gibt es eine große Anzahl armer Leute, denen zu Reparaturen die Mittel fehlen, und die, gleich vielen von vornehmer Kundschaft lebenden Läden, den Verlust an denen, die niemals zahlen, durch übertriebenen Verdienst an denen, die zahlen, zu compensiren suchen. Auch ist die Arbeit des Einforderns nicht gering. Der reiche Mann hat dafür seine Bediensteten, die ihm wenig kosten; der arme Wirth und die arme Wirthin müssen selbst die Arbeit thun und sind daher im Ganzen minder hartherzig als Jener.

Einen noch größern Theil der Schuld als selbst die Hauswirthe haben am Elende der Slums die Schnapsschenken, deren wir in der Nähe jedes Slums eine große Anzahl antreffen. In einer Gegend kommt, nach der — übrigens schwerlich zuverlässigen — Berechnung des Verfassers des „Bittern Schreis" eine Schenke auf je hundert Einwohner. Der glitzernde Zierath der Schenke, die Ströme hellen Gaslichts, und vor Allem das Noth und Sorge in wilde Lust umwandelnde Getränk selbst sind Lockungen, denen von der fast durchweg moralisch kraftlosen Einwohnerschaft des Slums kaum ein kleiner Bruchtheil widersteht. Grausig ist in dem blendend hellen Raum das wüste Gedränge der schmutzigen, zerlumpten, abgemagerten Gestalten mit den unsäglich fahlen Gesichtern und der fieberhaften Gluth in den hohlen Augen. Von den lärmenden, taumelnden Müttern haben manche ihre Säuglinge auf dem Arm und Kinder an der Hand, und von früh auf werden diese an Lärm und Gift der Schenke gewöhnt. Das hier verkaufte Getränk ist wirklich Gift. Schon an und für sich ist der ordinäre englische Branntwein voll Fusel und das ordinäre englische Bier nicht besser; und hier wird oft den Armen ein erschreckliches Gemisch von Ueberresten des Ausschankes anderer Kneipen verkauft.

VI.

Welchen Classen die Einwohner der Slums angehören, dafür haben wir mannigfache sichere und in allen Punkten übereinstimmende Zeugnisse. Wichtiger

Digitized by Google

als alle Privatarbeiten, selbst Sims und den „Bittern Schrei“ nicht ausgenommen, sind die Berichte des Unterhaus-Comité's über die Wohnungsnoth der niederen Classen. Im Jahre 1881 constituirt, beendete das Comité seine Nachforschungen erst im folgenden Jahre. Ein passenderes Comité konnte es nicht leicht geben. Zu seinen Mitgliedern gehörten die Urheber der beiden Gesetze, um deren Vervollkommnung es sich hier handelte. Der eine war zudem früher die ganze Zeit des Beaconsfield-Ministerium hindurch Minister des Innern gewesen. Ferner befanden sich in dem Comité der Präsident der Behörde für das Londoner Bauwesen und zwei Persönlichkeiten, die am Bau verbesserter Arbeiterwohnungen durch Privatleute energischen und höchst wirksamen Antheil genommen hatten. Es versteht sich also von selbst, daß das Comité alle Personen vorlud, von denen man irgend erhebliche Auskunft erwarten konnte und daß die Fragen mit vollendeter Sachkenntniß gestellt wurden. Da, wie bereits bemerkt, alle Aussagen unter sich und mit den privaten Erkundigungen und Erfahrungen in vollem Einklang stehen, so sind die Resultate, die wir nun aus diesem Material entwickeln werden, absolut zuverlässig. Wir beginnen mit einigen einleitenden Bemerkungen.

Die Bevölkerung der Slums besteht, wie gesagt, aus Ausgestoßenen, d. h. aus Menschen, die man anderswo nicht zuläßt, und die daher im Slum enorme Miethen zahlen für Räume, welche zu beziehen keinem im erlernten Beruf regelmäßig thätigen englischen Fabrikarbeiter oder Handwerker in den Sinn kommen würde. Solcher Ausgestoßener gibt es eine Anzahl Classen; und behufs der Uebersicht theilt man diese am besten in folgende vier Kategorien:

A. Gesindel.

B. Vom Gesindel zu rechtschaffenen Menschen den Uebergang bildend.

C. Rechtschaffene, aber unglückliche Leute.

D. Aus besonderen Ursachen in die Slums verbannt.

Wir wollen nun bei der Betrachtung der einzelnen Klassen, außer der soeben gemachten Eintheilung, folgende zwei Fragen im Auge behalten:

I. Warum die im Slum lebenden Classen dorthin verbannt sind?

II. Was geschehen müßte, um die durch Arbeit ihr Brod verdienenden Leute von der Gesellschaft und dem Einfluß des Gesindels zu befreien?

A. Gesindel.

Zum Gesindel zählen wir die Verbrecher von Profession, die Dirnen, die Bettler und Herumtreiber.

Für die Verbrecher von Profession ist der Slum die rechte Heimath, wo allein sie das ihrem Geschmacke entsprechende schmutzige, wilde, wüste Leben ungestört führen können; und für ihre Erwerbsthätigkeit läßt sich kein besserer Rückhalt denken, als das Labyrinth enger dunkler Höfe und Durchgänge. Selbst bei Tage ist hier der Verbrecher schwer zu fangen, und bei Nacht wagt die Polizei sich nicht gern in die Slums.

Der Verbrecher stete Genossinnen sind die Dirnen der niedrigsten Art, die auch nicht leicht in einer besseren Gegend geduldet werden würden.

Digitized by Google

Die Bettler und Herumtreiber und anderes ähnliches Gesindel findet man, wie oben gesagt, nicht in den Zimmerwohnungen der Slums, sondern in den dortigen und den benachbarten Logierhäusern. Daß dem so ist, und daß man sie anderswo nicht aufnimmt, begreift sich leicht.

B. Den Uebergang vom Gesindel zu rechtschaffenen Leuten bildend.

Zu dieser Kategorie gehören zwei Classen der Einwohner der Slums, die im Uebrigen nicht das Geringste mit einander gemein haben: die Almosenempfänger und die Straßenhändler.

Die Almosenempfänger, von denen wir hier reden, leben in den Slums der City und einiger angrenzender Districte und sind hierher durch die milden Stiftungen der City gelockt. Zu den vielen Seltsamkeiten, welche durch die Umwandlung der City aus einer mit städtischer Bevölkerung dicht angefüllten Altstadt in eine Lokalität für unermeßlichen Verkehr hervorgebracht sind, gehört auch die, daß es in der City eine Menge milder Stiftungen gibt, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiß. Dieselben waren für die Armen der hier vor Jahrhunderten ansässigen Bevölkerung bestimmt. Jetzt ist diese Bevölkerung verschwunden, die Nachkommen, soweit deren noch in London existiren, wohnen in anderen Gegenden der Stadt. So vertheilt man nun, formell im Einklang mit dem Willen der Stifter, die Almosen an die ersten besten Leute, die sich als in den betreffenden Kirchspielen ansässig melden; und dadurch ist, wie Vögel durch ausgestreute Körner, eine Masse armen Volks herbeigezogen worden, das nirgend anders als in den Slums Wohnung findet.

Was die Straßenhändler betrifft, so war diese zahlreiche und wichtige Classe noch vor wenig mehr als zwanzig Jahren vollkommen achtbar. Das bezeugt H. Mayhew, der sie damals aufs Eingehendste untersucht hat. Die traurige Veränderung ist eine Folge von mancherlei Umständen, und besonders des Fortreißens vieler kleiner alter Häuser, um theils neuen Verkehrsadern, theils jenen kasernenartigen Gebäuden für den Arbeiterstand Platz zu machen. Zu Mayhew's Zeit wohnte der Straßenhändler in einem zweistöckigen Häuschen: im Erdgeschoß die Vorräthe, der Karren und Stallung für den Esel; im oberen Stockwerk die Wohnungsräume. Die Miethe betrug etwa vier Schilling die Woche. Derartige Gelegenheit existirt jetzt nicht mehr, wenigstens nicht in den inneren Theilen der Stadt, und die Miethe solch kleiner Häuser ist jetzt dort so hoch gestiegen, daß der Straßenhändler sie unmöglich erschwingen kann.

Gegenwärtig wohnt derselbe also im Slum und trägt mächtig zu deren Verpestung bei. Das einzige Zimmer ist zugleich Wohnstätte und Waarenniederlage. Das unverkaufte Gemüse bringt er Abends heim, schüttet es auf den mit zolldicker Schmutzschicht bedeckten Fußboden und breitet es dort aus als Lagerstätte für sich und seine Familie. Morgens wird es dann wieder auf den Karren geladen, durch Begießen mit schmutzigem Wasser aufgefrischt und auf der Straße verkauft; aber im Zimmer bleiben doch Reste, die in Fäulniß übergehen.

In die Slums sind die Straßenhändler verbannt, weil man in keinem ordentlichen Hause die Verpestung durch faulendes Gemüse dulden würde. Auch braucht der Händler zur Auffrischung seiner Waare viel Wasser. Auf Qualität

Digitized by Google

desselben sieht er nicht. Aber Quantität ist absolut nöthig; und Wasser ist in London, wo die Wasserleitungsgesellschaften ein Monopol, verbunden mit Besteuerungsrecht, haben und sich ihr Capital mit mehr als fünfzig Procent verzinsen, ein kostspieliger Artikel.

Ein auf die soeben beschriebene Art betriebenes Geschäft ist selbstverständlicher Weise nicht einträglich. Der Straßenverkäufer verdient nur mit Mühe das Nothwendigste, kommt nie zu Ersparnissen und ist nicht selten in peinlicher Verlegenheit um den Einkauf seiner Waare. Durch seine oft von vor Tagesgrauen beginnende und stets bis zum späten Abend dauernde, immer an die Straße gebundene Thätigkeit ist er den Versuchungen zu Trunk und Verbrechen mehr als andere arme Menschen ausgesetzt, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß er denselben häufig unterliegt. Thatsache ist dies jedenfalls, authentisch im Parlamentsbericht bezeugt und auch durch Erkundigungen des gegenwärtigen Schreibers bestätigt. Allerdings gibt es noch eine Anzahl anständiger Straßenhändler, Leute mit etwas Capital und regelmäßiger Kundschaft aus den besseren Gesellschaftsclassen, z. B. Hotels und Speisehäuser. Die große Masse des Straßenhandels aber ist auf die ärmsten Arbeiter berechnet. Der Abend des Samstags und der Sonntag sind die wichtigsten Zeiten, und die Käufer der verpesteten Waare sicherlich ohne Ausnahme arme Leute.

Wir haben es demnach hier mit einer dreifachen Quelle der Verpestung zu thun: dem Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Diebe, Gauner und Dirnen auf die Straßenhändler selbst ausübt; der Verpestung der Zimmer im Slum durch faulendes Gemüse und der Vergiftung der armen Leute durch die an diese von den Straßenhändlern verkaufte Waare. Denn das Geschäft der Straßenhändler ist zum bei Weitem größten Theil in Eßwaaren, außer Gemüse namentlich Obst und Fischen; und mit den andern Artikeln geht der Händler ebenso um, wie mit den Gemüsen.

C. Rechtschaffene, aber unglückliche Menschen.

Die wichtigste und zahlreichste der hierher gehörigen Classen, die der Dockarbeiter, ist zwar durch die Arbeit in den Docks auf den Osten, Südosten und Süden Londons beschränkt. Hier aber sind die Slums am zahlreichsten und in den meisten dortigen Slums bilden die Dockarbeiter die Majorität der Einwohnerschaft. Für die Beschäftigung des Dockarbeiters, das Laden und Ausladen der Schiffe, bedarf es keiner speciellen Fähigkeit und Lehre, und da diese Arbeit eine gewaltige Menge Menschen erfordert, so ist sie die letzte Zuflucht derer, die sich nicht anders auf ehrliche Weise zu helfen wissen. Man vergleicht deshalb den Dockarbeiter mit einer Senkgrube, in der die Verkommenheit aus allen Ständen zusammenfließt. Wer die Unglücklichen, die früh Morgens an den Thoren der Docks auf Arbeit harren, genau kennt, der weiß, daß darunter Mitglieder großer Adelsfamilien vorkommen, Söhne von hohen Beamten, Geistlichen und von einst angesehenen Kaufleuten. Das Gros jedoch stammt aus englischen und irländischen Dörfern. Die Schwierigkeit des dortigen, durch amerikanische Concurrenz für die Pächter immer precärer werdenden Erwerbes treibt die Tagelöhner schaarenweise nach London, und hier krankt die Existenz

Digitized by Google

der übersiedelten Familie an denselben Uebeln, welche die Grundursachen der Ueberfiedelung waren.

Wäre die englische und irische Landbevölkerung fähig, von den gebotenen Gelegenheiten den möglichen Vortheil zu ziehen, so könnte an einträglicher Beschäftigung auf dem Lande kein Mangel sein. England importirt colossale Massen aller durch Land- und Gartenbau und durch Viehzucht erzeugten Producte. Auf den ersten Blick ist es also unbegreiflich, warum man nicht, statt Eier, Butter, Fleisch, Gemüse, Obst, Zucker vom Ausland zu kaufen und die englischen und irländischen Arbeiter vom Lande in die Städte zu treiben, jenen Bedarf durch sie erzeugen läßt. Noch erstaunlicher wird die Sache, wenn man weiß, daß gerade in derjenigen Gegend des Auslandes, die sich am regelmäßigsten mit der Erzeugung landwirthschaftlicher Producte für den englischen Markt beschäftigt, in der Normandie, der Pachtzins ebenso hoch ist als in England. Dennoch liegt, wenn auch nicht direct, so doch indirect die Schuld an den englischen Besitzverhältnissen. In England gibt es keine Kleinbauern in der Art der normännischen, die auf Pacht oder als Eigenthümer ein Gut von wenigen Morgen inne haben, für den Betrieb einer so kleinen Wirthschaft reichlich mit Capital versehen sind und die Arbeit entweder nur mit Hilfe ihrer Familie oder höchstens mit einem Knecht oder einer Magd verrichten. Die Seele solch einer normännischen Meierei ist die Bauersfrau; namentlich Milchwirthschaft und Hühnerzucht liegen ihr ob, nicht nur was die Erzeugung, sondern auch was den Vertrieb der Producte betrifft. Der Mann, gleichfalls unermüdlich und ein Musterbild aller Eigenschaften eines rechten Bauern, ist ebenso den Söhnen, wie die Mutter den Töchtern, Erzieher und vorleuchtendes Beispiel. So wird die öconomische Kraft der Familie aufs Höchste gesteigert, und derselbe Zins, der den englischen Pächter zu Grunde richtet, gestattet dem normännischen, auf englischem Markt mit dem Engländer siegreich zu concurriren.

Aber welcher Gegensatz zwischen der normännischen Kleinbauern- und der englischen Tagelöhnerfamilie! In letzterer ist nur der Mann der Ernährer, und selbst er ist nur das Rad einer Maschine. Zwar verrichtet er ganz gut, was ihm aufgetragen wird; aber mit nicht viel mehr Interesse und Selbständigkeit als das Pferd und der Pflug, die gleichfalls ganz vortrefflich für das, was von ihnen gefordert wird, geeignet sind. Der Mann hat keine andere Aussicht und daher kein höheres Bestreben, als, so lange er kräftig ist, das Brot von Tag zu Tag für sich und die Seinen zu erwerben, und in den alten Tagen das Arbeitshaus. Die Verbesserung seiner Lage ist eine Unmöglichkeit, wenigstens so lange er England nicht verläßt. Zum erblichen Helotenthum verurtheilt, hat er des Heloten erbliche Stumpfheit. Er ist ein Lastthier, und der Gedanke, etwas Besseres und Höheres zu werden, kann gar nicht in ihm aufkommen, da ihm dazu jede Gelegenheit fehlt. Auch seine Frau und seine Kinder sind daher im Gefühl des Helotenthums aufgewachsen. Um zu sehen, mit wie selbstverständlicher Geringschätzung die höheren Classen auf die ländliche Bevölkerung hinabblicken, braucht man nur Erzählungen religiöser Tendenz, die für den Landadel bestimmt sind, zu lesen. Der Gedanke, daß die vom Evangelium gepredigte brüderliche Gleichheit auf die englischen ländlichen Verhältnisse Anwendung finden

Digitized by Google

könne, kommt den frommen Schriftstellern und Schriftstellerinnen niemals in den Sinn. Die Pflicht, für die Classe der Feldarbeiter zu sorgen, wird den höheren Ständen zwar aufs Angelegentlichste und mit bestem Erfolge ans Herz gelegt; aber unter der stillschweigenden Voraussetzung des Grundübels ihrer Lage als eines solchen, das nun einmal nicht zu heben ist. Den Stempel desselben trägt denn auch der ländliche englische Arbeiter an der Stirn. Seine Frau ist zugleich stumpf und anspruchsvoll; und wie die Kinder des normännischen Ehepaars dem Beispiel ihrer Eltern folgen, so folgen die des englischen Tagelöhnerpaars dem Beispiel der ihrigen. Dazu kommt noch, was die nach London gehenden ländlichen Tagelöhnerfamilien betrifft, daß dies in der Regel die moralisch schwächsten sind. Die tüchtigeren behaupten sich in den heimathlichen Dörfern, und die tüchtigsten wandern nach Amerika oder Australien.

Etwas anders als mit den aus englischen Dörfern stammenden Londoner Tagelöhnern verhält es sich mit denen irländischen Ursprungs. Ihnen fehlte es in Irland nicht an Gelegenheit zu selbständiger kleiner Wirthschaft. Vielmehr sind die meisten Irländer, die als Tagelöhner nach England, Amerika und Australien auswandern, in ihrer ursprünglichen Heimath Kleinwirthe auf eigne Rechnung gewesen. Aber diese Leute sind durch Jahrhunderte langen Druck so demoralisirt, daß sie sich über die Sorge für das Nächste und absolut Nothwendige nicht aufschwingen können und zu sorgfältiger Wirthschaft unfähig sind. Die Hütten, mit denen sie sich als Wohnungen begnügen, werden von denen, die sie beschreiben, „Höhlen" (hovels) genannt, und sind in ihrer Art ebenso traurig wie die Londoner Slums. Infolge dieser, der ganzen niederen Bevölkerung Irlands gemeinsamen Verhältnisse, sind die aus Irland in die Vereinigten Staaten eingewanderten Arbeiter anerkanntermaßen, der rohste, niedrigste, öconomisch ungünstigst gestellte Theil der amerikanischen Bevölkerung, obwohl ihnen dieselben Erwerbsgelegenheiten, wie allen übrigen Einwohnern zu Gebote stehen. Namentlich sind die Irländer nicht nur aufs Aergste dem Trunk ergeben, sondern derselbe wirkt auf sie unvergleichlich viel nachtheiliger, als z. B. auf die thatsächlich noch weit mehr trinkenden Schotten und Schweden. Auch ist, wenigstens bei den in den Londoner Slums lebenden Irländern die Trunksucht ein Laster der Weiber ganz wie der Männer; und selbstverständlich sind die Erscheinungen dieses Lasters bei den Weibern der Slums, die mit wenig Ausnahmen Mütter sind, vielfach mit noch sehr jungen Kindern, ganz besonders widerwärtig.

Die durch Mangel an Arbeit aus den englischen und irländischen Dörfern nach London getriebenen Tagelöhner bilden nun das Gros der Dockarbeiter, und gemischt damit sind herabgekommene Menschen aus allen möglichen Gesellschaftsclassen, hie und da, wenn auch selten, Ausländer, unter denen besonders einige Neger auffallen. In die Slums sind all diese Menschen durch nichts weiter als durch ihre moralische Haltlosigkeit verbannt. Die Miethe in den Slums ist enorm hoch, und wenn diese Leute ordentlich wären, könnten sie für weniger Geld sehr viel besser wohnen. Aber ihr ganzes Wesen ist so wüst, daß kein anständiger Mensch sie aufnimmt.

Was die öconomischen Verhältnisse der Dockarbeiter angeht, so ist es unmöglich, aus dem vagen, größtentheils absichtlich sensationellen Gerede, das man

Digitized by Google

überall, selbst in den Aussagen vor dem Parlamentscomité antrifft, ein rechtes Bild zu gewinnen.

Fest steht, daß die Löhnung des Dockarbeiters fünf Pence[1]) die Stunde beträgt und daß die Beschäftigung unregelmäßig ist. Ist das Dock voll mit Schiffen, so ist viel Arbeit, die zuweilen um vier Uhr Morgens beginnt. Sind wenig Schiffe im Dock, so ist wenig zu thun. Mit Ausnahme der Stauer, welche die Güter im Schiffsraume packen, und deren Lohn sechs Pence die Stunde beträgt, werden alle Dockarbeiter jeden Morgen für den betreffenden Tag angenommen und erhalten, wie gesagt, fünf Pence die Stunde. Doch gibt es unter den so angeworbenen Leuten zwei Classen, ständige und gelegentliche. Die ständigen sind dem die Annahme besorgenden Beamten bekannt, er hat — und benutzt des Morgens beim Aufruf der Arbeiter — eine Namenliste derselben. Wenn diese erschöpft ist, kommen die gelegentlichen an die Reihe. Nach einer Abschätzung von Sims beträgt die Zahl der am Morgen vor dem Thor eines der größeren Docks wartenden Arbeiter ungefähr 2500, davon etwas mehr als die Hälfte regelmäßige. Doch ist auf solche Abschätzung kein Verlaß und es wäre wohl der Mühe werth, genauere Ziffern aufzustellen, was für eine mit etwas System im öffentlichen Auftrag vorgehende Untersuchung ein Leichtes sein dürfte.

Jedenfalls steht es fest, und ist nach dem oben Gesagten leicht begreiflich, daß die große Masse der Dockarbeiter ein jämmerliches Leben führt. Fünf Pence die Stunde ist nur die Hälfte dessen, was in London die Arbeit des einigermaßen kräftigen Handwerksgehilfen gilt, und dieser hat seine stete Beschäftigung, während diejenige des Dockarbeiters, sowohl was Arbeitsgelegenheit überhaupt, als was die Dauer der Arbeit an dem betreffenden Tage betrifft, unsicher und fluctuirend ist. Hier wäre also, um die Noth abzuwenden, große moralische Festigkeit nöthig. Man müßte sich viel versagen, um für die Zeit der Arbeitslosigkeit einen Sparpfennig zu haben. Aber der Dockarbeiter ist ja gerade deswegen zu seiner niederen Beschäftigung herabgesunken, weil es ihm an moralischer Kraft für Besseres fehlt; und moralisch haltlos ist nicht nur er, sondern auch seine Familie. Ist der Erwerb gut, so geht Alles auf; mangelt der Erwerb, so ist grauenhafte Noth jedweder Art der Unglücklichen unvermeidliches Los.

Dasselbe, wie von den Dockarbeitern, gilt von der ganzen Classe, von der sie die zahlreichste Kategorie bilden, den sämmtlichen Tagelöhnern, die zu keiner Berufsbeschäftigung in Beziehung stehen, sondern auf unregelmäßige, sporadische Gelegenheiten angewiesen sind. „He is out to look for a job — Er ist aus, um Arbeit zu suchen", sagt die Frau, die mit ihren Kindern hungernd und frierend auf die Rückkunft des Mannes harrt. Das Geschäft dieser Tagelöhner ist, aufs Gerathewohl hinausgehen auf die Straße und nach einer Arbeit suchen, die nichts weiter erfordert als Kraft und guten Willen, und die, weil sie nichts weiter erfordert, nur einen niederen Lohn bedingt.

Man begreift, welche Rolle in einer solchen Existenz die Wohnungsmiethe spielt. Keine Arbeit, keine Ersparnisse, und hohe Miethe zahlen! So hat denn

[1]) Ungefähr 42½ Pfennige Reichsmünze.

Digitized by Google

die auf Forträumung der Slums, als Brutstätten der ansteckenden Krankheiten, gerichtete Bewegung die Lage dieser Unglücklichen, sowie die der Straßenverkäufer furchtbar erschwert. Das bezeugen in energischen Worten Mr. Sims und der angesehene, mit den Verhältnissen der armen Irländer aufs Genaueste vertraute katholische Geistliche, Canon Gilbert.

Mr. Sims sagt: „Als Beispiel der groben Vernachlässigung der Interessen der Armen durch den Staat braucht man nur auf die Arbeiter-Wohnungs-Gesetze hinzuweisen. Durch Hinwegräumung der Slums, in denen die Aermsten wohnten, sind tausende von Familien heimathlos geworden; und in vielen Fällen ist die Verbesserung nur bis zum Niederreißen der alten Häuser, nicht bis zum Aufbau neuer gediehen. Viele durch Niederreißen von Slums entstandene Bauplätze sind heut noch ohne Gebäude. — letzte Ruhestätten todter Katzen, ausgedienter Stiefel und Kessel. Die Folge ist die hundertfache Vermehrung der Noth in den Slums. So beschränkt ist jetzt die Wohnungsgelegenheit für diejenigen, deren Erwerbsfähigkeit die geringste ist, daß in den ihnen noch zugänglichen Häusern die Miethe sich seit fünf Jahren mehr als verdoppelt hat. Was noch schlimmer ist, die Miether sind der Wirthe hilflose Opfer! Die Miether können keine Reparatur erlangen, keinen genügenden Wasservorrath, nicht die allergeringste Verbesserung; müssen zufrieden sein mit Schmutz, Koth und Fäulniß, tropfenden Wänden, zerbrochenen Fenstern und mit all den Greueln einer Fieberhöhle. Falls sie sich beklagen, heißt der Wirth sie gehen. Leicht findet er Dutzende weniger anspruchsvoller Miether."

Der Ankauf der niederzureißenden Slums durch die Londoner Bauverwaltung kostet große Summen, und das Gesetz will, es sollen an Stelle der zerstörten Wohnungen neue, bessere, für mindestens ebenso viele Menschen, als vertrieben sind, errichtet werden. Das geschieht denn auch bis zu einem gewissen Grade. Es wachsen kasernenartige Gebäude empor und die armen Vertriebenen werden aufgefordert, dort Wohnungen zu miethen. Aber ihnen klingt das wie ein Hohn. Für solches Lumpengesindel sind die stattlichen neuen Wohnungen nicht berechnet. Enges Zusammenpferchen ist hier nicht gestattet, und dieselben Menschen, die im Slum sich mit einem Zimmer begnügten, müssen hier mindestens drei Zimmer nehmen. So ist also die Einwohnerschaft dieser Gebäude, die an der Stelle der Slums erbaut sind, völlig von derjenigen verschieden, die man aus den Slums vertrieben hat. Auf Kosten der Aermsten unter den Armen ist die ohnehin bereits günstige Lage der Handwerker-Classe noch verbessert worden. „Die Armen fühlen" — sagt Canon Gilbert — „daß man sich um sie nicht kümmert und daß sie mit Füßen getreten werden."

Nicht wenige Weiber in den Slums — namentlich Wittwen — arbeiten für den Broterwerb; theils allein, theils mit Hilfe von Knaben oder Männern, die zu kräftiger Arbeit untauglich sind, Greisen, Krüppeln und dergleichen. An Arbeit fehlt es nicht. Aber der Lohn beträgt, für das Frauenzimmer selbst, weniger als einen Penny die Stunde, für den Knaben nur den Bruchtheil eines Penny. Die Arbeit der Frau, welcher keine Kinder helfen, ist Näh-Arbeit. Es werden an fabrikmäßig gefertigten Kleidungsstücken wohlfeilster Art Knöpfe und Unterfutter angenäht, es werden Kinderkleider, Schürzen, sowie auch Säcke zu

Digitized by Google

Strohmatratzen gemacht. Um mehr als einen Shilling (= 1 Mark) den Tag zu verdienen, ist mehr als vierzehnstündige Arbeit nöthig. Dazu kommt noch, daß mit Abholen der Arbeit vom Arbeitgeber und mit Ablieferung an denselben viel Zeit verloren geht; daß die Ausgänge der unglücklichen, in der zerlumpten Kleidung frierenden Geschöpfe sie veranlassen, die Schenke zu besuchen, und daß während der Mutter Abwesenheit die Kinder ohne Fürsorge und Aufsicht bleiben.

Mit ihren Kindern, zuweilen auch mit einem alten oder gelähmten Manne zusammen arbeitet die Frau im Slum an Streichholzbüchsen. Für das Gros Büchsen beträgt der Lohn 2¼ Pence (26 Pfennig Reichsmünze). Selbst das ist nicht reiner Verdienst. Davon geht ab, was der Kleister kostet, und für das Trocknen der Büchsen muß das Zimmer geheizt werden.

D. Aus besonderen Gründen in die Slums verbannt.

Die zwei zu dieser Kategorie gehörigen Classen der Slumbewohner, die Pelzzupferinnen und die armen Juden, haben mit einander nichts weiter gemein, als daß sie vollkommen achtbar und, obgleich arm, nicht nothleidend, und daß sie aus ganz eigenthümlichen Ursachen in die Slums verbannt sind.

Das Abzupfen der Flaumhaare von Kaninchenfellen hat den Zweck, dieselben für die Rauchwaarenfabrik soweit fertig zu machen, daß man sie durch allerlei Färbung in Nachahmungen von Pelzwerk umwandeln könne. Diese Nachahmungen täuschen keinen Menschen, der von Pelzwerk die geringste Ahnung hat. Aber sie sind hübsch, befriedigen ein Bedürfniß, und haben daher bedeutenden Absatz. Aus allen anständigen Häusern wird die Abzupfarbeit deshalb verbannt, weil der feine Flaum in die Zimmer des Hauses fliegt — die Arbeiterinnen selbst sehen aus, als seien sie über und über mit Zucker oder Mehl bepudert — und weil es unvermeidlich ist, daß Reste von Kaninchenfellen und Kaninchenhaaren im Zimmer zurückbleiben und dort in Fäulniß übergehen.

Die armen Juden in den Slums gehören einer Classe an, von der selbst die eigenen Stammgenossen in Deutschland mit nicht viel Liebe zu reden pflegen: Kleiderhändler, Hausirer, Trödler — mit einem Worte Schacherjuden und Bettler. Von den Engländern unterscheiden sie sich scharf, nicht nur durch jüdischen Gesichtstypus und jüdische Manier, sondern auch, und namentlich dadurch, daß sie das Englische mit einer Art jüdisch-deutschen Accents sprechen. Denn sie stammen fast sämmtlich aus Gegenden, wo die niedere Classe der Juden die Landessprache durch jüdisch-deutschen Jargon entstellt, aus Westrußland, Polen, Ungarn, Deutschland und Holland. Viele sind selbst dort geboren, die anderen sind Nachkommen von dorther eingewanderten Voreltern. Unter diesen Umständen ist es doppelt bemerkenswerth, welche Sympathie und Achtung die armen Juden den beiden Engländern einflößen, die sich über sie vor dem Parlamentscomité ausgelassen haben, dem Sanitätsinspector Dr. Liddle und dem mit der obersten Entscheidung über die Expropriations-Entschädigungen beauftragten Parlamentsmitglied und Kronadvokaten (Queen's counsel) Mr. Rodwell.

Dr. Liddle sagt: „Die Juden sind sicher nicht der ungesundeste Theil der Bevölkerung dieses Stadtviertels. Der Inspector Mr. Dyte bemerkt, daß die

Digitized by Google

Juden in der Regel langlebig sind, und daß ihre religiösen Sanitätsvorschriften sie befähigen, lange gegen ungünstige hygienische Verhältnisse anzukämpfen, eine Behauptung, deren Bestätigung ich selbst zur Cholerazeit gesehen habe. Auch der Juden Nüchternheit trägt zu dem guten Gesundheitszustand bei. Ferner lebt, soweit sie es irgend kann, jede jüdische Familie in einem Hause für sich; nicht wie arme Engländer und Irländer mit anderen Leuten zusammen. Gewiß die Juden sind sehr vortreffliche Bürger" [1]).

Mr. Rodwell sagt: „Von allen intelligenten Menschen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin, sind die Juden die vordersten und am reinlichsten in ihren Bräuchen."

Es handelt sich hier, wir wiederholen es, um die ärmsten Juden: Kleiderhändler, Trödler, Hausirer, Schnorrer. Daß diese im Slum wohnen, hat folgenden Grund: dem armen Juden ist es sowohl Gemüthsbedürfniß als Geschäftserforderniß, in der Stadtgegend zu leben, die von jeher die Londoner Heimath der armen Juden gewesen, in der Lage dem Berliner Spandauerstraßen-Viertel ähnlich. Diese Gegend aber — diesseit und jenseit der östlichen Grenze der City gelegen — ist eine von denen, die am stärksten vom andringenden Geschäftsleben der City überfluthet worden ist. Nach der Aussage eines Sachverständigen ist hier der Quadratfuß ein Pfd. Sterling, d. h. die Quadratruthe über 3000 Mark werth. Also findet hier der arme Mann nur im Slum, d. h. in den mit halbverfallenen Häusern besetzten engen Gassen, die bisher von der überfluthenden, aus der City strömenden Bewegung unberührt gelassen worden sind, ein seinen Mitteln zugängliches Unterkommen.

---

[1]) The Jews are very excellent citicens certainly.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Wilhelm von Humboldt.

Von

K. Bruchmann.

In der Vorstellung der nicht gerade zahlreichen Menschen, welche vom Dasein und der Persönlichkeit Wilhelm von Humboldt's etwas wissen, lebt er unter dem Bilde eines älteren Mannes, dessen Züge angestrengte geistige Arbeit bekunden. In sich gesammelte Ruhe eines völlig abgeklärten und durch die Wechselfälle des Lebens nur schwer zu erschütternden Gemüthes scheint aus diesen Augen zu blicken, und der lange, patriarchalische Rock, in welchen die leicht gebückte Gestalt eingehüllt ist, vollendet den Eindruck, daß diese Persönlichkeit eine moderne Einsiedler-Persönlichkeit ist, durch ihre Neigung vom Treiben der Welt entfernt, abgeneigt ihrem Lärm, nur äußerlich ihr angehörend, innerlich verweilend im ernsten stillen Geisterreich, wo nach den Worten seines Lieblingsdichters des Jubels nichtiges Getöse verhallt ist.

Und diese Anschauung ist wohl begründet; diesem Bilde wurde Humboldt immer ähnlicher seit er 1820 aus dem Staatsdienste geschieden war, um nur noch von 1830 an einige geschäftliche Functionen zu übernehmen, namentlich aber seit dem 26. März 1829, wo ihm seine geliebte Gattin Caroline von Dacheröden entrissen wurde, mit der er seit 1791 verheirathet gewesen war.

Dieser Humboldt bestätigt die öfter gemachte Erfahrung, daß man sich Menschen von Bedeutung, noch dazu solche, welche im Ganzen ein sehr erfolgreiches und glückliches Leben geführt haben, nur schwer in einem andern Rahmen vorstellen kann, als in dem, welcher sie wirklich einst umgeben hat. Auch er gehört zu diesen mannigfach bevorzugten Naturen, welche gerade den Wirkungskreis gefunden haben, der am meisten geeignet war, alles das zur Entwicklung zu bringen, wozu in ihnen die Keime gegeben waren.

Die am 28. Mai 1883 erfolgte Enthüllung seines Denkmals vor der Berliner Universität, und, was mehr sagen will, seine Persönlichkeit selbst fordern dazu auf, uns sein Bild mit ein paar Strichen wieder zu vergegenwärtigen. Steht er doch uns in Berlin gewissermaßen näher, da wir den Zauber kennen, welcher die Stätte umgibt, wo er fünfzehn Jahre hindurch mindestens die Sommer-

Digitized by Google

monate verbrachte und nach seinem am 8. April 1835 erfolgten Tode bestattet wurde.

Gerade diese Persönlichkeit paßt zu diesem Wohnsitz, welcher von poetischem Glanz umflossen ist. Die Räume des Tegeler Schlößchens, welches Wilhelm im Jahre 1824 umgebaut und erweitert hat, sind mit Kunstwerken geschmückt, die er meist selbst gesammelt hatte, denn er wollte gern unter lauter schönen Gestalten umherwandeln. Hier genoß er nach langdauernder, oft anstrengender und unerquicklicher politischer Thätigkeit die völlig sorgenfreie, gedankenschaffende Ruhe des Weisen, stets geneigt, poetisch wie er war, alle Reize der Natur zu empfinden, welche die wechselnde Jahreszeit mit sich brachte. Duft und Schatten gaben ihm die hohen Linden und Akazien, und seine Phantasie wurde belebt durch einen Blick auf den von Schwänen durchzogenen Wasserspiegel, wenn er, der unermüdliche Arbeiter, sich einmal von seinen Büchern erhob. Hier, wo er so gern geweilt hatte, fand auch sein Leib an fichtenumrauschter Stätte den Ruheplatz. Hier hatte er am friedvollen Abend seines Lebens mit der Gattin, von der ihn seine politische Thätigkeit doch mitunter auf längere Zeit getrennt, ganz abgeschlossen und zusammengehörig gelebt. Als sie todt war, lebte er geistig mit ihr fort. Täglich besuchte er ihr Grab, an dem sich die von einer „Spes" gekrönte Säule erhebt; seinen Briefwechsel mit ihr suchte er täglich in den Morgenstunden hervor, um in der Erinnerung die schönen Zeiten der Jugend und Liebe noch einmal zu genießen: denn alles Schöne liegt in der Vergangenheit.

I.

Dieser Einsiedler, der innerlich mit dem größesten Kreise, äußerlich mit dem kleinsten aufhörte, hatte ein mannigfach bewegtes Leben geführt. Sein auf Staatskosten errichtetes Denkmal beweist, daß er dem Staate gedient und sich dabei gewisse Verdienste erworben haben muß. Die Stelle des Denkmals erinnert uns daran, daß er in jenen traurigen Zeiten von Preußens Niederlage und Ohnmacht im Jahre 1809 trotz des dürftigen Bestandes der Finanzen die Gründung der Universität bewirkt hat, für deren Entwicklung er noch Jahre lang sorgte.

Dies war jedoch nicht die Gelegenheit, welche seine ganze Hingebung in schwierigen und verantwortungsvollen Geschäften erforderte.

Wilhelm wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren. Sein Vater war der Major und Kammerherr Alexander Georg v. Humboldt, seine Mutter eine geborene v. Colomb, die aus ihrer ersten Ehe mit dem Baron v. Holwede einen Knaben mitgebracht hatte. Diese beiden Knaben, sowie den 1769 geborenen Alexander unterrichtete bis in die Mitte der siebziger Jahre der berühmte Joachim Campe. Der Unterricht, welcher auf die Universität vorbereiten sollte, wurde privatim genossen. Großen Einfluß auf Wilhelm hatte die Unterweisung des Philosophen Engel. Im Herbst 1787 ging Wilhelm auf die Universität nach Frankfurt a. O. ab; Ostern 1788 siedelte er nach Göttingen über. Hauptsächlich auf das Studium der Rechte vorbereitet, erweiterte er hier den Kreis seines Wissens und Interesses bedeutend. Er wurde mit dem berühmten Philologen Heyne bekannt, fand Zutritt in seinem Hause und war mit freundschaftlicher

Digitized by Google

Begeisterung der Tochter jenes Gelehrten, Therese, zugethan, die damals bereits mit Georg Forster verheirathet war.

Begabt zum Glücklich-, und geboren zum Tugendhaftsein (wie sein Biograph Haym[1]) sich ausdrückt), konnte er allen Regungen aufs Freieste nachgeben, von einem ängstlichen Brotstudium war nicht die Rede. Hier interessirte ihn schon „alles Menschliche", nicht am wenigsten Geschichte und Politik. Seine Reiselust, welche ihn sogar in den spätesten Jahren noch einmal nach London führte (1828), trieb ihn in Gesellschaft Campe's im Juli 1789 nach Paris, wo er am 3. August ankam.

Nach Deutschland zurückgekehrt mußte er, da seine Studienzeit beendet war, daran denken, die juristische Praxis kennen zu lernen. Nach Ableistung seines Probejahres erhielt er den Titel Legationsrath und kehrte nun sogleich dem Staatsdienst den Rücken, um ein „ideales" Leben zu führen, nach seinem Sinne. Er war, wie Steinthal sich ausdrückt, ganz dazu angelegt zu genießen, im höchsten Sinne dieses Wortes. Er konnte also auch arbeiten, schaffen, insofern ihm dies Genuß war. Im Jahre 1791 verheirathete er sich mit Caroline v. Dacheröden, mit der Schiller's Frau innig befreundet war. Das junge Paar lebte zunächst auf dem Gute Burgörner, in der Nähe von Mansfeld.

Alles Tiefste, was liebende Empfindung, alles Höchste, was Begeisterung von dem geliebten und verehrten Gegenstand aussagen kann, finden wir in Wilhelm's Aeußerungen über seine Gattin, die gute Li. Sein Zeugniß wird aber auch von den Zeitgenossen, welche so glücklich waren, diese seltene Frau kennen zu lernen, durchaus bestätigt. Sie war nicht nur schön und liebenswürdig, sondern auch kenntnißreich bis zu dem Grade, daß sie mit gelehrtem Verständniß den Arbeiten ihres Gatten auf die verschiedensten Gebiete hin folgen konnte. Ob auf dem vertrauten Boden der Heimath oder in der Fremde, in Rom, überall verstand sie es, ihre Häuslichkeit zum Sammelpunkt einer geistig erlesenen Gesellschaft zu machen. Leitstern seines Lebens und Wirkens wird sie genannt. „Ich weiß," schreibt er, „wie viel ich ihr in den verhängnißvollen Jahren 1813—19 in Ansichten, Richtungen, Bestrebungen verdankte. Ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen leiten, stärken, befestigen, ermuntern im Ganzen; man sieht das Ziel, wohin man gelangen soll, reiner und klarer, und läßt sich durch Schwierigkeiten und Zufälligkeiten der Ausführung weniger auf Abwege bringen. Auch berechnet ein Mann für sich allein weniger die echte Reinheit der Mittel, ohne die das wahrhaft Gute niemals gedeihen kann." Sie allein sei das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen. Als sie todt war, mußte er seine Empfindung in den Worten aussprechen: „aller Friede, jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kömmt mir noch immer von ihr und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen."

Mit vierundzwanzig Jahren schrieb er seine Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.

In der vollkommenen Muße, die ihm vergönnt war, verfolgte er eifrig alle

[1]) Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin 1856.

Digitized by Google

Anregungen, die ihm sein bisheriges Studium gegeben hatte; soll man sie schematisch bezeichnen, so trieb er Philologie und Philosophie. Hier waren ihm die Griechen am theuersten und er vertiefte sich namentlich in Pindar und Aeschylus mit der Gründlichkeit des Fachmannes. Diese Studien brachten es mit sich, daß er mit Fr. Aug. Wolf in regsten Verkehr trat. Seine philosophischen Studien knüpften naturgemäß an Den an, der in jener Zeit die deutschen Geister aufs Tiefste ergriffen hatte, an Kant; 1793 besuchte er Schiller in Jena. Dieser war seit 1790 in reger philosophischer Thätigkeit. 1791 hatte er die kurz zuvor erschienene „Kritik der Urtheilskraft" gelesen; sie hauptsächlich hatte ihn hingerissen und durch ihren neuen, lichtvollen geistreichen Inhalt ihm das größte Verlangen beigebracht, sich nach und nach ganz in Kant's Philosophie hineinzuarbeiten. Die engste Verbindung brachte das Jahr 1794, welches Humboldt mit seiner Familie in Jena verlebte. Hier verkehrte er auch mit Joh. Gottl. Fichte und Goethe.

In dieser Epoche äußerte Humboldt die Ansicht, daß das Alterthum und vorzüglich das griechische seine ausschließende Beschäftigung werden sollte. Um so verlockender mochte ihm dies erscheinen, als Li mit ihm arbeitete, den Herodot las und sich gründlich in den Homer vertiefte. Jena verließ er 1795. In diesem Jahre erschienen Wolf's „Prolegomena ad Homerum", ein Buch, das Humboldt von Neuem an griechische Studien fesselte. Nachdem er 1796 auf sechs Monate nach Jena zurückgekehrt war, ging er 1797 nach Berlin.

Durch den Tod seiner Mutter noch unabhängiger geworden, unternahm er eine Reise nach Paris, wo 1798 auch sein Bruder sich aufhielt. Von dort 1799 nach Spanien: so lebhaft war seine Begierde, die Menschen kennen zu lernen. Unterdessen hatte er die altfranzösische und einen Theil der spanischen Literatur durchforscht, und so entwickelte sich bei ihm der Gedanke, die Theorie der Aesthetik an praktischen Beispielen durchzugehen. Er fühlt, daß er sich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der seine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können. „Im Grunde," meint er, „ist Alles, was ich treibe, Sprachstudium; ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr in diese Ansicht." In Spanien hatte er das Baskische studirt. Sein lange gehegter Wunsch, nach Italien zu gehen, ließ sich gerade jetzt (1800 war er nach Berlin zurückgekehrt) aufs Beste erfüllen. Auch wollte er einmal nicht bloß für sich allein leben.

Er ging als Vertreter Preußens mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Resident nach Rom 1802. Auch hier begünstigte ihn wieder insofern das Glück, als er mit Pius VII. zu verhandeln hatte, einem Papste, den Ranke (Histor.-biogr. Stud. 8) überaus hochstellt. Trotz des herrlichen Aufenthalts verließ ihn auch hier, wie einst in Frankreich, nicht das Gefühl seiner „Deutschheit". „Wie oft," schreibt er, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen

Digitized by Google

so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

In Rom hatte er seinen einzigen großen Schmerz: sein ältester Knabe starb dort. Nach einigen Jahren auch noch ein jüngerer.

Hier in Rom vollendete er, wie er selbst bezeugt, seine Bildung. „Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr; und was gibt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart zu genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres."

Hier wurde er mit den amerikanischen Sprachen durch Vermittelung seines Bruders bekannt.

Im Jahre 1809 erhielt er in Erfurt am 6. Januar die Aufforderung des Königs, die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen. Im April traf er in Königsberg ein. Aber schon 1810 trat er aus dem Ministerium aus, um Diplomat zu werden. Am 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien ernannt. Hier war er, da es zunächst nicht viel zu thun gab, wieder ganz in Sprachstudien vertieft. „Meine ganze innere Neigung," bekannte er, „geht eigentlich viel mehr auf ruhige und betrachtende Existenz; allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetriebe hineingeworfen, und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch mitten darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird."

Von 1812 an begann nämlich sein Aufenthalt aufregend und anstrengend zu werden. Und jetzt lag es weder in den Verhältnissen, noch in seiner Neigung, seine diplomatische Thätigkeit aufzugeben. Durch die politischen Ereignisse wurde er auf verschiedenen Schauplätzen festgehalten bis über den Wiener Congreß hinaus. Erst 1817 konnte er Frankfurt a. M. verlassen, um nach Berlin zurückzukehren. Er war Gegner der heiligen Alliance und fast in allen Fragen einig mit Stein, seitdem Stein in den Staatsdienst getreten war und ihn nothgedrungen wieder verlassen hatte.

In Berlin wurde er Mitglied des „Staatsrathes". Sein Verhältniß zu Hardenberg war jedoch wenig erfreulich, so daß er nach London ging. Auch hier war seines Bleibens nicht lange; 1819 sollte er wieder ins Ministerium eintreten. Am 31. December dieses Jahres erhielt er, von einer Coterie gestürzt, seinen Abschied.

Dies sein Lebensgang. Jetzt hatte er, nachdem auf zehn Jahre der Muße zehn Jahre der Arbeit gefolgt waren, noch fünfzehn Jahre zu leben übrig. Zu lernen brauchte er nicht mehr viel für seine wissenschaftlichen Pläne, da er seit 1814 sich gründlich mit Sanskrit vertraut gemacht hatte.

Digitized by Google

II.

Daß Wilhelm von Humboldt mit Schiller und Goethe eng befreundet war und mit den besten Geistern des Weimarer Kreises, daß er mit Wolf verbunden war, der Umstand, daß er gerade in jener Zeit mit jenen Männern lebte, welche am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts ein goldnes Zeitalter der Poesie, Philosophie und Philologie für uns geschaffen haben, dies Alles macht seine Person gewiß anziehend. Daß er in schwierigen, entscheidungsvollen Zeiten alle Kräfte seines der Politik abholden Geistes dem Wohle des Vaterlandes widmete, gereicht ihm gewiß zum Ruhme und verdient unsern Dank. Allein subjectiv werthvoll und anziehend wird er erst dadurch, daß man aus seinem geistigen Leben Genaueres erfährt; classisch für uns wird seine Persönlichkeit erst dann, wenn wir im Stande sind, mit ihm zu empfinden. Wenn seine Bestrebungen und Gedanken in uns widerklingen, wenn wir uns zu dem Bekenntniß gedrungen fühlen, daß er, Schiller's, Goethe's und Kant's nicht unwerth, Gedanken gedacht hat, welche heute noch zur Substanz unseres Geistes gehören, ist er classisch für uns, wobei die Eigenart und Totalität seiner Persönlichkeit uns mit ästhetischem Wohlgefallen oder ethischer Bewunderung erfüllen kann.

Daß seine Lebensschicksale besondere Theilnahme der letztern Art erwecken könnten, läßt sich kaum behaupten. Denn er war in den glücklichsten Verhältnissen geboren, kannte nie in seinem Leben irgend einen Mangel, hatte keinerlei ernsthafte Kämpfe zu bestehen, welche das Gleichgewicht seines Gemüths dauernd oder heftig in Schwanken brachten. Keine Nöthigung zum Brotstudium, kein Wettrennen um ein Amt, kein peinlicher Zwang, mit seinen Arbeiten zu einer bestimmten Zeit fertig zu sein, ja nicht einmal die Nöthigung des Arbeitens selbst war ihm auferlegt. Nicht in dem Sinne, daß er hätte lernen, nicht in dem, daß er hätte produciren müssen. Der einzige große Schmerz war in Italien der Verlust seines ältesten Knaben: darum war er auch zuerst ganz fassungslos.

Er war so sehr eine kritische, d. h. lernende und receptive Natur, daß er unter dem Drang solcher Verhältnisse, wie sie den meisten Menschen beschieden sind, wahrscheinlich weniger producirt hätte und insofern können wir uns freuen, daß er fast immer völlige Freiheit genoß. Er war sich über die Schwerflüssigkeit seiner Gedanken klar, so daß er gelegentlich gestand: „Wieder habe ich aber gesehen bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat. . . . Habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht." Wäre Schiller nicht an sich unsagbar anziehend gewesen, so hätte die Form seines Gesprächs allein Humboldt instinctiv fesseln müssen, weil Schiller's rastlose productive Natur zur Production und zu bestimmter Formulirung der Gedanken nöthigte. Als Schriftsteller wirkt darum Humboldt meist mehr stimmend als bildend, wie sein Erklärer und Fortsetzer Steinthal es gelegentlich ausdrückt.

Digitized by Google

Und dieser Gelehrte war ein Diplomat? Dieser Diplomat auch ein Gelehrter? Ja, seine diplomatischen Fähigkeiten waren sogar hochgeschätzt und darum auf der andern Seite gehaßt und gefürchtet. Nicht bloß wegen des beißenden Sarkasmus, über welchen er, wie sein Bruder Alexander, verfügte, wegen seiner Begabung, z. B. den Wiener Congreß zu einer Fundgrube der Heiterkeit zu machen. Seine Zähigkeit, die Lauterkeit seines Wesens und die sich nie verleugnende Dialektik seiner Rede machten ihn seinen Gegnern unbequem. Von seinem Könige dagegen wurde er mit dem Eisernen Kreuz und dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet.

Wenn er nun ein Gelehrter war, was hat er denn gelehrt? Zu welcher Facultät ist er zu rechnen? Ist er Sprachforscher oder Philosoph, und welches sind die unverlierbaren Ergebnisse seines Forschens? Hierauf läßt sich antworten, er war Sprachforscher; aber ein philosophischer, oder, wie er sich ausdrückte, ein empirisch-philosophischer. Er ist der Begründer der philosophischen Sprachwissenschaft. Werthvoller aber als solche schematische Bezeichnung mag sein Anspruch darauf sein, daß er überhaupt ein philosophischer Kopf war im Sinne Schiller's. „Wenn ich zu irgend etwas," äußerte er selbst, „mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, ein Zusammennehmen mehrerer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen."

Dies in der That zeichnet ihn als Gelehrten so sehr aus, wie es jeden andern Gelehrten jedes beliebigen Gebietes auszeichnet, daß er ein philosophischer Kopf war. Die Verdienste, welche sich Männer um die Geisteswissenschaft erworben haben, lassen sich selten kurz und nie so genau formuliren, wie die glänzenden Entdeckungen der Naturwissenschaft, wie die Kopernikanische Lehre. Zumal was Philosophen eigentlich Neues und Wichtiges gedacht haben, läßt sich, so oft auch Dieser und Jener als Begründer einer neuen Epoche wortreich gepriesen wird, sehr schwer angeben. Und trotz alles Scharfsinns, welcher an philosophischen Schriftstellern oft imponiren mag, geräth der schüchterne Jünger in Bedrängniß, wenn er ihre neuen epochemachenden Lehren empfinden und angeben soll. Gerade die Gedanken, durch welche Philosophen menschlich werthvoll werden — und darauf kommt es doch an — zeigen sich, ihrer mehr oder weniger scholastischen Hüllen entledigt, als schöne, aber bekannte Ideen, welche unsere Persönlichkeit desto wirksamer ergreifen, je mehr sie Blut von unserm Blut sind und die guten Traditionen einer edlen Vergangenheit in uns wieder erwecken.

Ob Zeit und Raum nur Formen der Anschauung oder objective Potenzen sind, ist gewiß nicht gleichgültig; noch viel weniger, ob es einen logisch stringenten Beweis gibt für das Dasein Gottes und die Freiheit des menschlichen Willens: die Antwort jedoch, welche der Philosoph ertheilt, indem er von Neuem das Soll und Haben der Menschheit durchmustert, ist hauptsächlich wirksam für andere Geister durch die Form, durch seine wissenschaftliche Methode. Sein Denken und Empfinden nöthigt uns, ein Gleiches zu thun. Er setzt die Kräfte des Gemüths in Bewegung. Und wo hätte es je bei wichtigen Dingen an dem heilsamen Für und Wider eines erregten Austausches der Meinungen gefehlt? Theils

Digitized by Google

die richtige Darstellung der Wirklichkeit, verbunden mit dem Reiz logischer Strenge, theils die Tiefe des Gefühls oder die Hoheit der Gesinnung bringen in Jenen, welche beides zu genießen befähigt sind, eine lustvolle Stimmung hervor. Die Erregung der Gemüther ist die Hauptsache, kaum je ein einzelnes Ergebniß der Forschung.

In den historischen Wissenschaften liegt die Sache schon etwas anders; da kommt es auf Wieder-Erkennen an, auf Erklärung von Thatsachen, auf Ordnung einer oft wirren Ueberlieferung.

Auf allen Gebieten des Wissens aber wird gerade der philosophische Kopf sowohl am besten erkennen, als auch am tiefsten wirken.

Und wodurch unterscheidet er sich denn vom Empiriker, oder wie man sonst den Gegensatz formuliren will? Er will sein Wissen in Verbindung setzen mit allen andern Gebieten des Wissens. Denn die Einheit alles Wissens, das große, nie erreichte und vollendete System alles Wissens ist die Weltweisheit, die Philosophie. Alles historische Wissen ist nur lebendig, wenn es mit allem andern Wissen in Verbindung gebracht wird. Wie alle Lebensäußerungen eines Volkes, analog denen des Individuums, ursächlich untereinander verknüpft sind, so ist alles Wissen zusammengehörig zur Universalerkenntniß der physischen und moralischen Welt. So wenig dieses Ideal erreichbar ist, so sehr muß es die Richtung des Gelehrten bestimmen. Da wissenschaftliches Studium doch sicherlich unter die „Handlungen" gehört, so gilt hier das Distichon:

Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Das eben war Humboldt's Meinung, der sich auch hier ganz von Schiller's Geist erfüllt sah. So gelehrt er auch war: all' sein Lernen galt im Grunde der Erkenntniß des Menschen. Seine geistigen Triebfedern, die Art wie er je gedacht und mit Hilfe der Sprache sich ein Weltbild geschaffen hat, in welchen Regungen sein Gefühl den Anreizen der äußern Welt antwortete, wie der Duft der Schönheit, der Glanz der Liebe und die gebieterische Mahnung des Sollens in seinem Geiste Bestand gewann, wie Völker einen Nationalcharakter gewinnen und sich dadurch unterscheiden: das war Gegenstand seiner Lernbegier. Um dieses tief menschliche Interesse zu empfinden, mußte er selbst mit ausgebreiteter und reizbarer Receptivität ausgestattet sein.

Will man also nicht eine historische Aufzählung der von ihm bearbeiteten Gebiete und eine Schilderung seines weitverzweigten Gedankenganges unternehmen, so muß dies Eine wiederholt werden, daß er Denken, Gefühl, Sprache und Kunst der Menschen studirte. Um diesem Ziele nahe zu kommen, bildete er seine eigne Persönlichkeit und suchte die Fähigkeit zu steigern, alle Regungen der menschlichen Natur nachzuempfinden.

Die Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens ist eine Aufgabe, für deren Lösung der ganze Inbegriff unsrer Kenntnisse von der menschlichen Natur aller Zeiten, von ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften zu Hilfe genommen werden muß. Zu den dunklen Stellen, welche hier von Speculation und Erfahrung noch unaufgehellt sind, gehört der Geschlechtsunterschied, ein Verhältniß, welches Kant jederzeit erstaunlich und wie ein Ab-

Digitized by Google

grund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen war. Zwei Aufsätze Humboldt's gehören hierher: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" (Schiller's Horen 1795, Stück 2, S. 99—132. Werke IV. 270—301) und „Ueber die männliche und weibliche Form" (Horen 1795. 3, 80—103 und 4, 14—40. Werke I. 215—261). Sprache und Inhalt bekundet „den feinsten Duft der Erfahrungen", ohne die er doch sein Thema nicht hätte behandeln können.

Was reizte also sein Nachdenken und worauf kam es ihm an? Auf Wechselwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Dies ist die allgemeine Formel, unter welche alle einzelnen Verrichtungen der Natur fallen, sofern sie analog sind dem Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts. Er versucht also dieses Verhältniß zu begreifen als eine logische Voraussetzung der Wirkungen, welche auf den verschiedenen Gebieten seiner Herrschaft erzielt werden. Es ist dies, logisch gesprochen, jene siegreiche Dialektik der Natur, welche schlagender als je ein Philosoph beweist, daß alles Werden unter die Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis fällt. Irgend etwas begreifen, heißt seine Nothwendigkeit begreifen. So sehr wir uns allenthalben darum bemühen, so weit sind wir im Grunde immer noch davon entfernt. Darum werden Analogien zur Erklärung herbeigezogen, um das Befremdliche eines Vorgangs durch die Aehnlichkeit eines andern zu mildern. So auch Humboldt. Alle Arten der Production, welche mit der natürlichen in Vergleich gestellt werden können, zieht er herbei, so namentlich die geistige. Eine Schilderung der Vorgänge und Stimmungen, der Verschiedenheit der dabei betheiligten Factoren war unerläßlich, obgleich der Gegenstand „nicht zu viel Deutlichkeit verträgt".

Jene Verschiedenheit organisirter Wesen hat natürlich für ihn nicht lediglich den Sinn einer praktischen Maßregel zur Erhaltung der Gattung, sondern ästhetischen Werth, d. h. also, in der Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts, den des vollendeten Kunstwerks. Der Begriff der Menschlichkeit, meint Humboldt, wird weder durch die männliche, noch durch die weibliche Form rein erfüllt. Der Geschlechtscharakter ist als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen: so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Humboldt erklärt, daß die weibliche Bildung (Gestalt), gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt erscheint. Um so auffälliger ist es, daß alle weiblichen Thiere weniger schön sind, als die männlichen ihrer Gattung.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor. „Ein Individuum einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel

Digitized by Google

geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt."

Man möchte hier, abgesehen von der Einwirkung Schiller's, etwas Platonisches in Humboldt's Philosophiren wieder erkennen. Denn bekannt genug ist ja jener platonische Mythus, den Aristophanes in Platon's Symposion erzählt. Da gab's einstmals eine Art von Menschen, von denen jetzt nur noch der Name übrig ist, die Androgyne: zwei Gestalten, mit dem Rücken in eins verwachsen. Ihre körperliche und geistige Kraft war aber so groß, daß sie den Göttern gefährlich wurde und Zeus den Entschluß faßte, sie in zwei Theile zu zerschneiden. Die Operation — im Falle ihrer Nutzlosigkeit sollte eine abermalige Theilung erfolgen und die Menschen einfüßig werden — wird mit Hilfe Apoll's vollzogen. Aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit war so stark in den jetzt Getrennten, daß jeder Theil seine Hälfte aufsuchte, sie mit den Armen umschlang und begehrte, wieder zusammen zu wachsen. Da sie nichts ohne einander thun wollten, starben sie vor Hunger und Unthätigkeit. Zeus, mitleidig erregt, ersann nun ein anderes Mittel, welches von Erfolg begleitet war. (Plat. Sympos. cap. 14 u. 15.)

Dies ist die poetische Einkleidung eines Problems; Humboldt versuchte sich mit einer philosophischen und Darwin berührt es naturwissenschaftlich. Betrachtungen der Art sind für die Sprachwissenschaft zwar keineswegs unfruchtbar, denn sie weiß vom grammatischen Geschlecht und einer feinen Unterscheidung der Dinge nach dieser Kategorie zu berichten; aber Humboldt's Erkenntniß suchte größere Gebiete, tiefere Fragen auf: sowohl die Frage vom Ursprung der Sprache, als die Verschiedenheit des Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Hierzu bedurfte es zunächst historischer Kenntnisse. Es gibt so viele Sprachen auf der Erde, nicht alle sind gleich. Er versuchte Ursprung und Verschiedenheit der Sprachen philosophisch zu begreifen. Wie die Beantwortung dieser Frage, die ja auch noch zu den ungelösten gehört, ausfallen mag, könnte zunächst nicht von Belang erscheinen. Aber im System unseres Wissens bleibt schließlich nichts ohne Bedeutung und man kann leicht sehen, daß auch diese Frage unsere Weltanschauung beeinflußt, unser Handeln bestimmen und die Stimmung unseres Gemüths, je nachdem die Antwort ausfällt, verwandeln kann.

Die Sprache gehört, wie W. Wundt es nennt, unter die Ausdrucks-Bewegungen. Tönende Bewegungen dieser Art sind freilich auch im Thierreich öfter vertreten. Aber sie unterscheiden sich so ungeheuer, durch eine so unüberschreitbare Kluft von den menschlichen, daß weder bis jetzt eine Vermittlung gelungen, noch zu hoffen ist. Jene Bewegungen sind also zwar nicht artbildend, d. h. Mensch und Thier unterscheiden sich nicht dadurch der Art nach, daß ein Theil jenes Vermögen besitzt, der andere nicht; aber wer nach Einheit der Anschauung aller lebendigen Wesen ringt (mag er sich Darwinist nennen oder nicht), wird von den Annäherungen betroffen, welche auch hier das Thierreich an die Menschen gerückt hat. Wer sich nun auf den alten metaphysischen Satz beruft: „natura non facit saltum", wird, bei dem Bekenntniß von der Unmöglichkeit des Beweises, den theoretischen Glauben festhalten, daß am Ende doch noch jene

Digitized by Google

Vermittlung gelingen wird. Und davon ist die ganze Weltanschauung, zum Theil die Ethik, für Manche sogar die religiöse Ueberzeugung abhängig.

Folgen wir jedoch Humboldt jetzt zu der in seiner Art unternommenen vergleichenden Anthropologie: denn das ist sein ganzes Sprachstudium. Am deutlichsten ist dies ausgesprochen in der Einleitung zum Kawi-Werk, der großen Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Jeder, der mindestens zwei Sprachen kennt, hat oft empfunden, daß sich aus einer in die andere selten ganz treffend, niemals aber alles aus jeder übersetzen läßt. Abgesehen vom Klang der Laute, der doch auch, namentlich in dichterischen Erzeugnissen, sein Recht und seine Wirkung hat, zeigt sich besonders in den Worten und Gedanken eine unverkennbare Verschiedenheit der Nationen, welche zum Ausdruck eines tieferen Gefühls dienen. Homer läßt sich nicht unverkümmert ins Deutsche übersetzen, Schiller und Goethe nicht ins Griechische u. s. w. Der lexikalische Bestand der Sprachen und die grammatischen Mittel zum Ausdruck des Gedankens sind verschieden, oft höchst ungleich.

Drei Fragen mußte Humboldt beantworten: wo zeigt sich diese Verschiedenheit, warum zeigt sie sich, welche Folgen hat sie für das geistige Leben?

Daß auch diese Betrachtungen keine leere Gelehrsamkeit sind, liegt auf der Hand. Die Verschiedenheit der Sprachen ist thatsächlich. Muß man nun annehmen, daß alle Sprachen dennoch von einer einzigen als ableitbar gedacht werden können? Daß die unsägliche Verschiedenheit ihres Klanges und ihres grammatischen Baues nur ein historisches Ergebniß ist, nicht eine Folge ursprünglicher Verschiedenheit? Kann es eine paradiesische Zeit der Sprachen- und Menschenheinheit auf der Erde gegeben haben, oder nöthigen uns unsere historischen Kenntnisse und logischen Voraussetzungen zur Annahme verschiedener Schöpfungs-Centren?

Ja, wenn nun die Einheit behauptet wird, wie ist es möglich, daß eine so große Verschiedenheit entstand? Warum bleiben jetzt lebende, niedriger organisirte Sprachen auf ihrer Stufe stehen? Wenn der Australneger eine im Vergleich zu unserer Sprache mangelhafte hat, kann er unsere Gedanken nachdenken? Ist er durch den unerforschlichen Gang des Weltlaufs verurtheilt, mit seiner elenden leiblichen Existenz auch hoffnungslos seinen dürftigen Gedanken-Vorrath zu bewahren? Hat ihn die Natur mit gleicher Liebe ausgestattet wie uns? Humboldt wußte, daß der Mensch nie zu denken ist ohne eine greifbare Metaphysik und unbewußte Logik. Dies war es, was ihm am Wissenswürdigsten erschien. Seine Betrachtungen sind ein theoretischer Hintergrund für die plastischen Erscheinungen der Weltliteratur. Die ihm eigene Neigung, in die Tiefe zu gehen, konnte sich nicht begnügen mit dem historischen Nachweis und der Beschreibung jener großen Verschiedenheiten, er suchte auch den Grund zu erkennen.

Der wahre Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit ist die geistige Kraft der Nationen. Und woher diese? Aus der unergründlichen Tiefe ihrer Individualität. „Wie mächtig," sagt er, „Natur und Geschichte auf die Nationen einwirken, ist es doch immer jene inwohnende Kraft, welche die Wirkung aufnimmt und bestimmt, und nur dieselben Menschen, nicht Menschen überhaupt,

Digitized by Google

würden unter denselben Umständen zu demjenigen geworden sein, was wir jetzt an diesem oder jenem Volksstamm erblicken. Ohne die reelle Kraft, die bestimmende Individualität an die Spitze der Erklärung aller menschlichen Zustände zu setzen, verliert man sich in hohle und leere Ideen. Die Redeform ist dem Menschen ein Zwang seiner intellectuellen Natur."

Auch wir sind nicht im Stande, die Verschiedenheit des menschlichen Geistes und seiner Sprache zu erklären: das sind Fernsichten. Einstweilen hat die Wissenschaft noch genug damit zu thun, die bekannten Sprachen genauer zu durchforschen und richtigere Anschauungen über ihre Entwicklung zu gewinnen. Humboldt machte sich verdient durch den Hinweis auf die innere, geistige Seite der Sprache und somit um die Vergeistigung der Sprachwissenschaft, deren letztes Ziel ja doch nach aller Mühsal der Lautforschung nur die Erkenntniß des Geistes sein kann. Er warf, wenn schon begreiflich sei, daß der erregte Mensch in Laute ausbricht, die Frage auf, wie deren Verständniß möglich gewesen sei, da doch nicht jede Aeußerung eines Individuums an sich auf Verständniß rechnen kann. Er betrachtet die Sprachen als einen Theil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oeconomie der intellectuellen Natur, um das Menschengeschlecht seiner Bestimmung zuzuführen.

Wie sehr ihm alles nahe ging, was aus der Tiefe des menschlichen Gemüths entspringt und so gelegentlich auch wieder in die Tiefe dringt, zeigt seine zeitweilige Verliebtheit in einige Sprüche der indischen Philosophie. So weit er sie kannte, war sie ihm anziehend durch die Vereinigung von zwei Gedanken: daß der Geist, als einfach und unvergänglich, von dem zusammengesetzten und vergänglichen Körper geschieden ist, und daß von dem nach Vollendung Strebenden jede Handlung ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen und mit völligem Gleichmuth über dieselben vorgenommen werden muß.

Für die Stimmung seiner späteren Jahre paßten vortrefflich ein paar Sprüche, die er selbst übersetzt hatte.

Wie Lampe, frei von Windwehen, nicht sich reget: des Gleichniß ist
Der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich.
. . . Der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet, sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar.
. . . Den Vertieften, Stillsinnigen der Wonnen höchste dann besucht,
Dem Irdischheit die Ruh nicht stört, dem reinen, gottgewordenen.

Auf Wortstellung und Eleganz des Ausdrucks war er nicht aus; ihm lag an möglichster Treue. Auch die Wortstellung seiner Sonette hat noch jüngst einem Aesthetiker Seufzer entlockt.

Wie die indischen Sprüche der Weisheit vielfach ästhetischen Reiz haben und darum Humboldt bis zur Ueberschätzung fortreißen konnten, so ist im Ganzen seine Persönlichkeit höchst anziehend wegen ihrer Reichhaltigkeit und Harmonie, moralisch durchaus achtungswerth, er, als lebendes Individuum, ein Kunstwerk. Jedoch keins mit dem tragischen Hauch von Schiller's und Lessing's Größe, und darum wirkt er auch, was ja kein Mangel ist, nicht so ergreifend wie jene. Fast das einzige Martyrium, was man an ihm mitfühlen kann, ist das Ringen des Gedankens. Daher gewährt die Vertiefung in seine Leistungen, so schwierig

Digitized by Google

sie mitunter ist, überall einen edlen und harmonischen Genuß; da er selbst es liebte, die Dinge unermüdlich hin und her zu wenden im Denken, so kann gerade der, der sich an seiner Dialektik erfreut, bei ihm genießen. Das innerliche Wesen charakterisirt ihn eigentlich. Unausgesetzt lernt er, immer von einer andern Seite sucht er seinem Stoff beizukommen; alle Thatsachen der Erfahrung versucht er anzuknüpfen an den philosophischen Kern seines Denkens, an die Idee.

Dabei ist er aufs innigste vertraut mit der Poesie Goethe's und Schiller's und mit den Literaturen der Welt; so sehr zu ästhetischer Stimmung geneigt, daß er selbst zur poetischen Form greift, um sich zu befreien und daß er gerade in den letzten Jahren seines Lebens in der eigenthümlichen Form des Sonetts einige hundert Gedichte zu Stande bringt.

Ein Beweis für sein innerliches ästhetisirtes Genußleben ist auch der bekannte „Briefwechsel mit einer Freundin" (Charlotte Diede), in deren Ergießungen er, bei seinem Interesse für alles Menschliche, mit Behagen schwelgen konnte. Bezeichnend ist, daß er diese Correspondenz nicht nur mit großer Genauigkeit je nach dem Wechsel seines Aufenthalts regelte, sondern auch, daß er sie mit dem sorgsamsten Geheimniß umgab [1]).

Die Gedanken, die uns in seinen Sonetten begegnen, sind immer anziehend; es ist eine maßvolle Lebensphilosophie, eine gefühlvolle Versenkung in die Vergangenheit und ein beruhigter Ausblick in die Zukunft. Seine religiöse Empfindung läßt sich wohl am Besten mit J. St. Mill's Worten andeuten: „er cultivirte mehr und mehr eine Art deutscher Religion, eine Religion der Poesie und des Gefühls mit wenig, wenn überhaupt Etwas, von positivem Dogma."

Dieser deutschen Empfindung glauben wir auch zu begegnen in seinem Sonett an einen Baum, worin vielleicht, ihm unbewußt, die alte germanische Vorliebe für den Baum als Ort der letzten Ruhe zu Tage tritt. Es lautet (Werke IV. 369):

Ein alter Freund.

Der Baum, kein andrer, soll mein Grab beschatten;
Mein Lebenslos steht mit ihm im Vereine,
Oft vor der Sonne frühem Morgenscheine
Schon seine Zweige mir gelispelt hatten.

Die Wesen der Natur bedeutsam gatten
Sich mit des Menschen Schicksal. Bäume, Steine
Es stumm bewahren, wie im heil'gen Schreine,
Wie goldgegrabne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen.
Wie Schatten hinter seinem Körper schreitet
Hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle sehnsuchtsvollem Brennen
Ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke sahen,
Doch seines Rauschens mir geweihtes Nahen.

[1]) Man vergl. „Charlotte Diede. Mit und nach ungedruckten Briefen." Von Otto Hartwig, im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" (1884), S. 63 ff., bes. S. 103 und 104.

Digitized by Google

Humboldt's Schriften sind oft schwer verständlich. Er bedurfte eines Erklärers und Fortsetzers und war so glücklich einen zu finden. Kein anderer hat sich so eingehend und erfolgreich seit beinahe vierzig Jahren dieser Aufgabe gewidmet als Steinthal. Sein Studium dieses Lieblings-Schriftstellers hat nie geruht und stets war er bemüht, alles aus Humboldt aufzusaugen, was irgend für die Sprachwissenschaft und Philosophie zu verwerthen schien.

Steinthal's Ausgabe der „sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt" mit Erklärungen ist seit Ende vergangenen Jahres vollständig erschienen[1]); und es tritt nun die Gliederung von Humboldt's Schriften sowie der Fortschritt des Gedankens darin deutlicher hervor; gleichfalls wird jetzt seine Stellung in der Geschichte der Philosophie und besonders der Aesthetik besser erkannt werden als bisher. Zu diesem Unternehmen war natürlich ein allgemein literarisches Studium erforderlich, welches die Gesammtheit von Humboldt's Schriften sowie sein Verhältniß zu Schiller, Kant, Herder u. s. w. umfaßte; dazu kommt aber, was höchst wichtig ist, nicht nur eine neue Vergleichung der Handschriften (soweit sie noch vorhanden), sondern es haben sich Handschriften gefunden, welche entweder noch gar nicht abgedruckt oder noch keineswegs hinlänglich für die große Abhandlung „über die Verschiedenheit" ausgenutzt sind. Dieser höchst günstige Umstand, die Verwerthung noch unbenutzter Handschriften, ein theilweiser Abdruck derselben und die gewissenhafteste philologische Strenge geben dieser Ausgabe einen unvergleichlichen Vorzug, der noch erhöht wird durch die besondere Zuthat des Herausgebers. Wir werden nicht nur durch eine allgemeine Einleitung in Humboldt's sprachphilosophische Arbeiten eingeführt und namentlich über seinen Stil unterrichtet, sondern jedesmal durch besondere Einleitungen mit der Architektonik des folgenden Abschnitts vertraut gemacht. Endlich wird der Text fortlaufend von einem theils grammatischen, theils sachlichen Commentar begleitet.

Da hier weder der Verfasser noch der Leser mit Lobeserhebungen belästigt werden soll, so ist es schwer ein Urtheil auszusprechen. Doch möge man der lebhaften Empfindung des Dankes für eine solche Gabe des hochverdienten Gelehrten den Ausdruck gestatten, daß sein Werk Humboldt's würdig sei.

---

[1]) Das ganze Werk enthält: 1) Ueber das vergleichende Sprachstudium. 2) Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung. 3) Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. 4) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Digitized by Google

Damals und Jetzt.

Von

F. Max Müller[1]).

Es gibt Augenblicke, in denen das Leben uns plötzlich ganz wunderbar erscheint. Man möchte stillstehn, um seine Gedanken zu sammeln, und während man rückwärts auf die Vergangenheit, und vorwärts auf die Zukunft blickt, fragt man sich in stillem Staunen, was denn die wunderbare Gegenwart zu bedeuten habe.

Solche Augenblicke nennt man wohl Epochen, und das griechische Wort Epoché bedeutet ja ursprünglich ein Anhalten, ein Stillstehen, auch ein Nachdenken und Zweifeln, und dann erst einen Zeitabschnitt in der Bewegung der Gestirne, im Leben der Einzelnen, und schließlich in der Geschichte der Menschheit.

Dieses stille Staunen, ich muß gestehen, erfüllt mich heute, wo ich mich plötzlich hier in meiner alten Vaterstadt und in der Mitte so zahlreicher und ruhmreicher Vertreter der deutschen Wissenschaft befinde. Die Erinnerung mit ihren schwankenden Gestalten strömt so gewaltsam heran, daß es schwer ist, sie nicht walten zu lassen. Alles scheint fremd, und doch Alles so heimisch, und ich frage mich selbst, ob denn der alte Mann, der heute vor Ihnen steht, derselbe ist, der hier vor sechzig Jahren geboren, der hier die ersten Menschen kennen und lieben lernte, und den hier noch jetzt, so oft er seine todten oder seine lebenden Freunde besucht, ein heimliches Gefühl überschleicht, was er sonst nirgends empfindet.

Doch hier ist nicht der Ort noch die Zeit, von mir selbst zu sprechen und von dem, was in mir vorgeht, wenn ich das Jetzt mit dem Damals vergleiche.

Da ich aber versprochen habe, einige Worte über die von mir geleitete Ausgabe von Uebersetzungen der heiligen Bücher des Orients zu sagen, von denen ich heute die erste aus 24 Bänden bestehende Abtheilung der hiesigen herzoglichen

---

[1]) Obiger Vortrag war für die Philologen-Versammlung in Dessau, 1.—4. October 1884, bestimmt. Der Verfasser wurde durch Unwohlsein verhindert, am Congreß Theil zu nehmen, und veröffentlicht seine Arbeit nun an dieser Stelle.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

Bibliothek überreicht habe, so dürfte es vielleicht am Ort und an der Zeit sein, in aller Kürze das Jetzt unserer Wissenschaft mit dem Damals zu vergleichen, als ich mich hier, und dann in Leipzig und Berlin, und schließlich in Paris und London zu dem Werke vorbereitete, dessen Resultate Sie heute in einer Reihe von Bänden vor sich stehen sehen.

Meine Herren! Wir sind hier versammelt als Philologen, und der Zweck aller Philologie, der classischen wie der orientalischen, der alten wie der modernen, ist ein und derselbe, — nämlich die Erkenntniß der Entwicklung des menschlichen Geistes.

Nun gibt es aber zwei Wege, welche zu dieser Erkenntniß führen, oder zu führen versprechen. Der eine Weg ist a priori, psychologisch, metaphysisch; der andere ist a posteriori, historisch, kritisch.

Die Philologie kennt nur den zweiten dieser Wege, um zu einer wahren Kenntniß der Entwicklung des menschlichen Geistes zu gelangen, und ihre Hauptquellen sind natürlich die Werke des menschlichen Geistes selbst, wie sie uns in Sprache, Mythologie, Religion, Kunst und Wissenschaft aufbewahrt sind.

Dies Alles klingt jetzt so selbstverständlich, daß es kaum erwähnt und betont zu werden verdient. Wenn Jemand jetzt über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, der Mythologie und der Religion schreiben wollte, ohne vorher so tief in den Schacht der Vergangenheit hinabgestiegen zu sein als die geschichtlichen Quellen uns erlauben, der würde ganz vereinzelt dastehen, wie ein Nachzügler, der seinen Weg und alle Fühlung mit dem rüstig vorwärts schreitenden Heere der Wissenschaft verloren hat.

Dies war aber ganz anders vor fünfzig Jahren. Damals herrschte die Hegel'sche Philosophie auf allen Universitäten und Schulen. Die Geschichte des Geistes, wie der Natur, wurde nach logischen Gesetzen construirt, und wenn das geschichtlich Wirkliche nicht mit dem logisch Nothwendigen übereinstimmte, so zuckte man höchstens die Schultern und meinte, tant pis pour les faits. Die Schelling'sche Philosophie rühmte sich einer höhern Achtung vor historischen Thatsachen; aber die Thatsachen sollten doch höchstens als Bestätigung dienen, und nur wenn sie das thaten, waren sie willkommen.

Ich war einer von Denen, die von dem poetischen Zauber der Schelling'schen Philosophie angezogen im Jahre 1845 nach Berlin wanderten, um dort die neue Lehre zu hören. Ich hatte das Glück, Schelling persönlich kennen zu lernen, und verdanke dem alten Manne viele Anregung zu meinen späteren Arbeiten. Obgleich ich damals noch sehr jung war, so wagte ich doch schon, dem großen Propheten und Poeten zuweilen zu widersprechen und ihm Thatsachen entgegen zu stellen, die mit seinen Ideen nicht ganz vereinbar schienen. Ich hatte damals classische Philologie unter Hermann und Haupt, Philosophie unter Drobisch, Weiße und Lotze, Sanskrit unter Brockhaus, Sprachwissenschaft unter Bopp studirt, und, jung, wie ich war, war mir doch das Eine ganz klar geworden, nämlich, daß von einer Philosophie der Sprache, der Mythologie und der Religion keine Rede sein könne, ehe nicht alle Thatsachen, die noch erreichbar waren und die namentlich die orientalische Philologie in reichster Fülle zu bringen versprach, sorgsam erforscht und kritisch sicher gestellt worden seien.

Digitized by Google

Ich gehöre nicht zu Denen, die alles aprioristische Denken, oder alle constructive Philosophie der Geschichte verachten. Die wirkliche Geschichte führt uns nicht weit, und wo sie uns verläßt, zeigt sie uns unendliche Fernen, die dem Historiker stets unerreichbar bleiben werden. Hier wird der Philosoph stets frei schalten und walten dürfen. Was wir aber als Philologen und Geschichtsforscher erwarten können, ist, daß, wo Thatsachen existiren, sie ihr Vorrecht vor aller Theorie behaupten. Die Theorie, die von der einen Seite des Sanct Gotthard im Dunkeln ihren Tunnel gräbt, muß wissen, nach welcher Richtung sie zu graben hat, denn sie hat falsch gegraben, wenn sie nicht schließlich da mündet, wo ihr das helle Tageslicht aus dem Tunnel der Geschichte entgegen leuchtet.

Schelling war ein großer Verehrer der alten indischen Literatur, und er war namentlich von den Upanischaden, den ältesten philosophischen Abhandlungen, die noch zum Veda gehören, ganz entzückt. Dieses Entzücken theilte er mit seinem Antipoden, Schopenhauer, und wenn zwei so entgegengesetzte Geister so unerwartet übereinstimmen, so muß wohl etwas Wahres dahinter sein.

Ich übersetzte damals in Berlin für Schelling mehrere Upanischaden. Das Manuscript meiner Uebersetzung habe ich nie wieder erhalten können, aber ich besitze noch die Abschriften der Sanskrit-Texte und Commentare, die ich in Berlin im Jahre 1845 zu diesem Zwecke gemacht. Schelling, wie Schopenhauer, hielten die Upanischaden für die Urweisheit der Indier und der Menschheit. Ich wußte damals schon, daß die Geistesschicht dieser Upanischaden auf einer Reihe von älteren Schichten ruhte, und daß die tiefste Schicht, die uns in Indien erreichbar ist, in den Hymnen des Rigveda zu suchen sei. Die Upanischaden galten mir als etwas Secundäres und in gewissem Sinne Modernes, und ich bedauerte fast die Zeit, die ich ihrem Studium gewidmet hatte.

In dieser Stimmung traf ich in Frankfurt mit Schopenhauer zusammen, und es thut mir noch jetzt leid, daß ich damals durch meine einseitige Richtung die Gelegenheit verlor, diesem merkwürdigen und, ich muß gestehen, mir damals noch unverständlichen Manne näher zu treten. Es war dies nicht ganz meine eigene Schuld. Es herrschte damals auf deutschen Universitäten eine Sitte, oder vielmehr eine Unsitte, von der man jetzt kaum noch eine Ahnung hat, daß nämlich Professoren, die entweder durch wissenschaftliche Controversen oder durch persönliche Rivalität mit andren Gelehrten in Conflikt gerathen waren, ihre Stellung auf dem Katheder dazu benutzten, um ihre Gegner und Rivalen, oft Männer, die ihnen an Charakter und Gelehrsamkeit ebenbürtig, ja weit überlegen waren, in den Augen ihrer jungen Zuhörer zu verdächtigen oder herabzuwürdigen. Den Namen Schopenhauer's hatte ich in Vorlesungen nie anders als mit Verachtung oder Mitleid nennen hören, und da ich dies, wie vieles Andere, auf Treu und Glauben hinnahm, so fühlte ich damals gar kein großes Verlangen diesem Manne näher zu treten. Es dauerte lange, ehe ich durch eigene Lektüre die großen wie die kleinen Eigenschaften dieses geistigen Riesen kennen und würdigen lernte. Auch hierin steht es jetzt besser als damals; denn jetzt würde ein solches Verfahren auf deutschen Universitäten für feig gelten und auch den größten Gelehrten in den Augen der akademischen Jugend herabsetzen und entehren.

Digitized by Google

Doch traten auch andere Gründe hinzu, welche eine geistige Annäherung verhinderten. Schopenhauer wollte von den Upaniſchaden wiſſen, ich wollte von ihnen nichts wiſſen: ich ſchwärmte für die alten Hymnen, er hielt ſie für pures Prieſtermachwerk. So ſchieden wir, ohne uns gegenſeitig zu verſtehen. Ich muß jetzt bekennen, daß, hätte Schopenhauer nichts gethan, als aus der fürchterlichen Ueberſetzung von Anquetil Duperron den Sinn der Upaniſchaden zu entziffern, dies allein hinreichen würde, um ihm, ſelbſt unter den Philologen, eine ehrenvolle Stelle als Hermeneutiker zu ſichern.

Als ich nach Paris kam, und Hegel, Schelling und Schopenhauer hinter mir lagen, wurde meine Anſicht, daß für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes nichts nothwendiger ſei als ein philologiſches Studium der Quellen, mehr und mehr beſtärkt, namentlich durch mein Zuſammentreffen und Zuſammenarbeiten mit Eugène Burnouf. Burnouf war eine durch und durch hiſtoriſche Natur und in ſcharfem Gegenſatz gegen die damals in Deutſchland noch herrſchende Richtung, betonte er ſehr energiſch die Nothwendigkeit des Quellenſtudiums. Er war ſelbſt durch die gute alte Schule der claſſiſchen Philologie gegangen, und nichts war ihm mehr zuwider, als die Idee, daß man in orientaliſcher Philologie weniger kritiſch zu Werke gehen dürfe, als im Griechiſchen und Lateiniſchen. Er intereſſirte ſich eifrig für Religionswiſſenſchaft; aber anſtatt mit Hegel Möglichkeit für Wirklichkeit zu nehmen, oder mit Schelling dunkle Weisheit im fernen Alterthum zu ſuchen, wiederholte er ſtets: „Nur Geduld! erſt die Steine herbeiſchaffen, erſt ſie behauen und glätten; ſpäter kommt Zeit, um die alten Tempel neu zu conſtruiren."

Sie wiſſen, was Burnouf für die Erforſchung der älteſten erreichbaren Geſchichte des menſchlichen Geiſtes geleiſtet hat. Er war der Erſte, der dem Studium des Zend eine wiſſenſchaftliche Grundlage gab. Er war der Erſte, der in ſeinen Vorleſungen am Collège de France uns in das wahre Studium des Veda einführte. Er war der Erſte, der das Pâli gründlich ſtudirte, als Schlüſſel zur Geſchichte des ſüdlichen Buddhismus. Er war der Erſte, der ſich mühſam und allein einen Eingang in die maſſenhafte Literatur des nördlichen Buddhismus verſchaffte.

Als ich auf Burnouf's Rath den Entſchluß faßte, die Herausgabe des Rigveda und ſeines ehrwürdigen Commentars von Sâyana zu meiner Lebensaufgabe zu machen, wußten nur Wenige, was der Veda ſei. Bunſen erzählte mir oft, daß, als er im Jahre 1815 den Entſchluß faßte, mit dem jungen Aſtor nach Indien zu reiſen, es ſein Hauptzweck geweſen, herauszufinden, ob es denn überhaupt einen Veda gäbe, und was der Veda ſei. Allerdings hatte Colebrooke bereits zehn Jahre früher der Welt verkündigt, was im Veda zu finden war; aber ſeit Colebrooke war auch kein weiterer Fortſchritt in der Erforſchung der Vediſchen Literatur geſchehen.

Im Jahre 1845, als ich meine Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rigveda begann, war Burnouf der Einzige, der die große, zum Veda gehörige Literatur überſah, der Handſchriften geſammelt, und ſich mit der eigenthümlichen Sprache dieſes Literaturkreiſes vertraut gemacht hatte. Sonſt gab es nichts als Roſen's Specimen, 1830; den erſten Band ſeines nach ſeinem Tode herausgegebenen

Digitized by Google

Textes des Rigveda, 1838, und die seltene Ausgabe von 39 Hymnen mit Sâyana's Commentar, von Stevenson in Bombay besorgt, vom Jahre 1833.

Jetzt sehen Sie hier in sechs Bänden die Editio Princeps des Rigveda, mit Sâyana's Commentar. Es war ein Stück harter Arbeit. Um sie auszuführen, mußte ich meinen Aufenthalt in England nehmen, und das war auch zuweilen hart. Um sie durchzuführen, mußte ich die besten Jahre meines Lebens diesem einen Werke widmen, und auch das war zuweilen hart. Aber hätte ich meinen Lebensberuf zum zweiten Male zu planen, ich glaube, ich würde mir dieselbe harte Arbeit zum zweiten Male wählen. Das Eigene ist, daß man im Leben oft Dank empfängt, wo man ihn am wenigsten verdient. Die Herausgabe des Textes des Rigveda war ein Kinderspiel, und doch hat man mir diese Arbeit so hoch angerechnet. Die Herausgabe des Commentars von Sâyana war kein Kinderspiel, aber wie Wenige kennen den wahren Werth von Sâyana, oder haben eine Idee von der Mühe, die es vor vierzig Jahren kostete, einen solchen Commentar kritisch herauszugeben. Jeder Zoll festen Landes mußte erst erobert werden. Sâyana war das angewandte Exempel auf Pâṇini; um aber den Weg durch das Labyrinth seiner grammatischen Regeln zu finden, hatten wir damals nichts als Colebrooke's Grammatik und Boehtlingk's bahnbrechende Ausgabe der Sûtras von Pâṇini. Um die Citate aus Yâska's Nirukta zu verificiren, mußte man sich zuerst einen Text dieses schwierigen vedischen Scholastikers herstellen. Jetzt hat man Roth's Textausgabe, und Text und Commentar von Satyavrata Sâmâsrami. Dasselbe galt von den Brâhmana's und Âranyaka's, von den Prâtiśâkhya's und den Kalpa-Sûtras. So oft diese alten Werke über das Opfer-Ritual citirt wurden, hatte man mit Hilfe von sorgsam angefertigten Indices die Stelle zu finden, die Sâyana anzog. Oft citirte Sâyana frei oder nachlässig, und nur indem man alle Stellen seines Commentars vergleichen konnte, in denen dieselben Ceremonien berührt werden, war es möglich, einen hinlänglich correcten und verständlichen Text seines Commentars herzustellen. Ein Index Verborum zum Rigveda, in welchem jedes Wort, jede Form, jede Präposition und Conjunktion eingetragen war, so oft sie vorkam, oft hundert, oft tausend Mal war eine absolute Nothwendigkeit, um die abweichenden oder übereinstimmenden Erklärungen des Commentars zu controlliren. Zu allen diesen Vorarbeiten gehörte wenigstens Geduld, und es wäre eine reine Zeitverschwendung gewesen, wäre Vorarbeit und Arbeit an der Ausgabe des alten vedischen Commentars nicht so durchgeführt worden, daß sie als ein für alle Mal gemacht betrachtet werden kann.

Wir wissen jetzt, was in Sâyana's Commentar zu finden ist, und, was noch wichtiger ist, wir wissen nun auch, was in demselben nicht zu finden ist. Die wenigen noch lebenden Sanskritisten, die, wie ich, ziemlich vierzig Jahre zurückdenken können, wissen, daß es damals keinen stimmfähigen Gelehrten gab, der nicht aus- und eindrücklich die Herausgabe des Sâyana als das Sine qua non der Wissenschaft erklärt hatte. Jetzt sind wir weit über Sâyana hinaus; ob wir aber ohne Sâyana je so weit über Sâyana hinaus gekommen wären, das möchte ich bezweifeln. Vergessen wir nie, daß ziemlich drei Viertel des Rigveda durch die einheimische Tradition richtig erklärt ist, während das letzte

Digitized by Google

Viertel uns selbst noch immer fast ebenso viel Schwierigkeit macht, als es den indischen Gelehrten gemacht zu haben scheint.

Dazu kommt, daß die Ausgabe des Textes des Rigveda und seines einheimischen Commentars von Sâyana, ihre Wirkung nicht nur in Europa, sondern in Indien gehabt hat. Es klingt fast unglaublich, aber es ist Thatsache, daß das indische Volk, welches seit etwa viertausend Jahren den Rigveda als sein heiligstes Buch, als die höchste Autorität in allen Glaubensfragen anerkannte, im Anfange dieses Jahrhunderts nur wenige vollständige und zuverlässige Handschriften, und keine gedruckte Ausgabe dieses Werkes besaß. Die in Oxford gedruckte und von England nach Indien geschickte Ausgabe ihrer Bibel hat zuerst die indischen Theologen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Sie konnten nun nicht mehr an den Veda appelliren, wie man, nach der Ausdrucksweise der Indischen Casuisten, einen Schädel als Zeugen anruft. Der Veda stand wieder vor ihnen da, nicht nur greifbar und lebendig, sondern zum ersten Male Allen zugänglich, die wissen wollten, was er enthielt. Die Reformatoren der indischen Religion, Männer wie Râjah Rammohun Roy, Debendranâth Tagore und ihre Schüler, hatten bis 1845 am Veda als ihrer göttlichen Offenbarung festgehalten. In diesem Jahre traf ich in Paris mit Dvârkânâth Tagore, dem Vater von Debendranâth Tagore zusammen. Ich zeigte ihm, was der Veda wirklich war; wie wenig er enthielt, was nicht ein kindlich Gemüth sehen, fühlen und aussprechen konnte, und wie wenig namentlich die Hymnen enthielten, was Anspruch auf göttliche Offenbarung zu machen, oder was als Grundlage für eine reformirte Religion in neuerem Sinne des Wortes zu dienen vermöge. Angeregt, wie ich glaube, durch seinen Vater, schickte sein Sohn, Debendranâth Tagore, in demselben Jahre auf eigene Kosten mehrere Gelehrte nach Benares, um den Veda zu studiren und auf Grund ihrer Berichte, und auch vielleicht auf Grund der wissenschaftlichen Arbeiten über den Veda, deren Ruf langsam von Europa nach Indien drang, erklärte die Neue Kirche, die Brâhma Samâg, welche Râmmohun Roy gestiftet hatte, den Veda seiner Ansprüche auf einen göttlichen Ursprung für verlustig. Eine solche Revolution ist ohne Beispiel in der Geschichte, und wenn wir an die Millionen denken, welche an den Veda glaubten und noch glauben, wenn wir an den Einfluß denken, den Indien direct oder indirect über einen großen Theil Asiens ausgeübt und noch ausübt, so hat diese Entthronung des ältesten Heiligen Buches der Menschheit in der großen Weltgeschichte eine Bedeutung, wie sie nur die deutsche Reformation im 16. Jahrhundert oder die französische Revolution im 18. Jahrhundert beanspruchen kann[1].

So groß ist der Aufschwung vedischer Studien in Indien, so groß namentlich das Interesse an Sâyana's Commentar, daß die ersten drei Bände nicht mehr zu haben sind, und der erste Band, der bekanntlich der bedeutendste und schwierigste ist, jetzt wieder neu gedruckt werden muß.

Das wahre Harte und Drückende bei einer so voluminösen Arbeit, wie es die Herausgabe dieses Commentars war, besteht darin, daß, nachdem man selbst

[1] Siehe hierüber meine „Biographical Essays", Longmans, 1884; namentlich die Lebensbeschreibungen von Râmmohun Roy, Keshub Chander Sen und Dayânanda Sarasvati.

Digitized by Google

Alles, was man wünscht, gelernt hat, die kritische Herstellung und der Druck so viele Zeit und Mühe in Anspruch nehmen. Die uneigennützige Unterstützung, die ich beim Druck vom Rigveda und von Sâyana's Commentar von Gelehrten wie Wilson, Trithen, Goldstücker, Rieu, Kielhorn und namentlich von Aufrecht und Eggeling erhalten, kann ich nie dankbar genug anerkennen.

In diesen langen Jahren hatte ich denn auch zu lernen, was wir Alle lernen müssen, daß das Leben viel zu kurz ist, um die Pläne, von denen wir in der Jugend geträumt, wirklich auszuführen. Als ich im Jahre 1845 bei Schelling hörte, war mein Lebensplan eine Herausgabe aller, oder wenigstens aller damals noch unbekannten, heiligen Bücher der Menschheit. Als ich aber mit dem Rigveda fertig war, war die Sonne meines Lebens bereits im Sinken. Was war zu thun? In derselben Zeit, die ich zur Herausgabe des Rigveda gebraucht, hatten andere Orientalisten massenhaftes Material zum Studium der übrigen alten Religionen zusammengebracht; wieder andere hatten höchst werthvolle Vorarbeiten zum Verständniß dieser heiligen Bücher geliefert. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich wandte mich an meine Freunde und Studiengenossen, um im Verein mit den Besten meiner Zeit das auszuführen, was kein Einzelner für sich allein ausführen konnte, nämlich eine Uebersetzung der heiligen Bücher des Orients. So viel Selbstverleugnung auch zur Herstellung solcher Uebersetzung nothwendig ist, so erhielt ich doch die freundlichsten Zusagen von allen Seiten. Nicht nur Engländer, sondern deutsche, französische, dänische, amerikanische und indische Gelehrte betheiligten sich bereitwillig bei dem Unternehmen, und mit der liberalen Unterstützung der indischen Regierung und der Universität von Oxford, ist es mir möglich geworden, Ihnen heute die erste Serie dieser Uebersetzungen in 24 Bänden vorzulegen.

Was hätte Schelling, was hätte Schopenhauer, was hätten Männer wie Humboldt und Bunsen für eine solche Sammlung gegeben!

Nichts zeigt uns so deutlich die Riesenschritte der orientalischen Philologie während der letzten fünfzig Jahre, als daß eine Uebersetzung der heiligen Bücher des Orients überhaupt möglich ist. Vor fünfzig Jahren hatte man wohl Uebersetzungen des Koran und einige Bücher des Confucius; doch wenn man die Uebersetzung des Koran, wie sie Professor Palmer für meine Sammlung geliefert — (kurz vor seinem Märtyrertode in Aegypten) mit den früheren vergleicht, oder, nachdem man die alten lateinischen Uebersetzungen der Bücher des Confucius studirt hat, an die Lecture der Uebersetzungen geht, wie sie Professor Legge für mein Unternehmen bearbeitet hat, so sieht man, daß auch hier die Wissenschaft nicht still gestanden. Was sodann den Veda, das Avesta, die Pehlevi-Schriften, den buddhistischen Canon in Pâli und Sanskrit, sowie die Gaina-Literatur betrifft, so hatte man von diesen allen vor einem halben Jahrhundert kaum mehr als einige Fragmente.

Von dem Wenigen, was wir damals vom Veda besessen, habe ich schon gesprochen.

Während jetzt in den meisten Universitäten die heutigen Schriften Zoroaster's interpretirt werden, während man bereits die Feinheiten der altbaktrischen Metrik studirt und Conjecturen wagt, die denen von Bentley und Hermann die Spitze

Digitized by Google

bieten, hatten wir damals nur einen lithographirten Text des Vendidâd Sâdé, den Burnouf von 1829—1843 besorgte. Eine grundlegende Erklärung des ersten Capitels des Yasna, wie sie Burnouf im Jahre 1833 in seinem „Commentaire sur le Yasna“ lieferte, füllte einen sehr starken Quartanten.

Vom Pehlevi wußte man damals kaum, ob es eine semitische oder arische Sprache sei, und Joseph Müller's Aufsätze im „Journal Asiatique“ nebst Spiegel's bahnbrechenden Arbeiten bildeten das ganze wissenschaftliche Material, was wir besaßen. Jetzt übersetzen Gelehrte wie West die Pehlevischriften mit größerer Sicherheit als die Zendschriften der Zoroastrischen Religion.

Vom Pâli gab es damals nur das Wenige, was Burnouf und Lassen mühsam erforscht hatten, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Anstrengung Burnouf in seinen Vorlesungen Stellen aus dem Tipitaka interpretirte, als ob es Inschriften wären. Jetzt lesen Gelehrte wie Fausböll, Rhys, Davids und Oldenburg das Pâli mit derselben Leichtigkeit, mit der classische Gelehrte das mittelalterliche Latein lesen.

Von der Literatur der Gaina hatte uns Stevenson im Jahre 1848 die erste Probe gegeben; jetzt übersetzt Jacobi die canonischen Sûtras, ich will nicht sagen mit völliger Sicherheit, aber doch mit philologischer Akribie.

Ueber den Werth der Uebersetzungen, welche meine Freunde und Collegen für die von mir geleitete Sammlung geliefert haben, kommt es mir am wenigsten zu, ein Urtheil zu fällen. Wir sind uns alle bewußt, daß unsere Uebersetzungen nicht vollkommen sind und nicht vollkommen sein können. Wir haben glücklicher Weise nicht nur lobende, sondern auch tadelnde Beurtheilungen erhalten, und die letzteren, wenn sie ehrlich waren, sind uns lieber und nützlicher gewesen als die ersteren. Man hat uns natürlich gesagt, daß unser ganzes Unternehmen verfrüht sei und daß man erst im nächsten Jahrhundert einmal an eine Uebersetzung der heiligen Bücher der Menschheit denken dürfe. Daß etwas Wahres darin liege, fühlt wohl Niemand mehr als die, welche mit mir diese schwierige und undankbare Arbeit übernommen haben, und ganz besonders in Bezug auf den Veda und das Avesta.

Die Erklärung dieser beiden Werke passirt eben jetzt durch einen sehr lebendigen Gährungsproceß und die Ansichten der traditionellen und kritischen Schule stehen sich schroff gegenüber. Mir hat es immer geschienen, daß beide Schulen ihre Berechtigung haben, und M. Darmesteter hat durch seine Uebersetzung des Avesta gezeigt, wie es möglich ist, mit historischem Tact die rechte Mitte zwischen den extremen Ansichten von Geldner und Harlez zu halten. Dasselbe gilt auch vom Rigveda. Ob wir einen Hymnus frei und natürlich, oder nach den Eigenthümlichkeiten des vedischen Rituals zu erklären haben, ist eine Frage, zu deren Entscheidung vor allen Dingen Erfahrung und Tact gehören.

Daß gewisse Hymnen von M. Bergaigne richtiger erklärt werden als von den Anhängern der sogenannten naturalistischen Schule, gebe ich sehr gern zu. Daß aber alle Hymnen dem Opfer ihre Entstehung verdanken, daß von freier naturwüchsiger Poesie im Veda nichts zu finden sei, das kann kein Kenner des Veda behaupten, selbst nicht M. Bergaigne. So sehr die Ansichten hier auseinandergehen und aneinanderprallen, wenn die Ritter in blankem Harnisch zum

Digitized by Google

Turnier reiten, so leicht verständigt man sich, wenn man im stillen Studirzimmer selbst mit einem Gegner an die Interpretation eines einzelnen Hymnus geht[1]). Wenn man, wie es jetzt der Fall ist, fast in jeder sprachwissenschaftlichen Zeitschrift etwas Neues über die Interpretation gewisser Worte, Verse oder Hymnen des Rigveda findet, wenn namentlich eine Anzahl junger, fleißiger und genialer Sanskritisten mit jedem Jahre neue Feinheiten entdecken, von denen man früher keine Ahnung hatte, so ist es wohl natürlich, daß gerade die älteren Vedisten von einer Uebersetzung des ganzen Rigveda zurückschrecken. Ich gestehe offen, daß, obgleich ich meine einmal angefangene Uebersetzung gern fortsetzen werde, ich diese Arbeit gern jüngern Kräften anvertraut sähe. Was ich für die allein richtige Methode halte, um zu einer zuverlässigen Uebersetzung des Rigveda zu gelangen, das habe ich vor 15 Jahren im ersten Bande meiner Uebersetzung der Hymnen an die Maruts oder die Sturmgottheiten zu zeigen versucht. An den damals befolgten Grundsätzen halte ich, trotz Allem, was seitdem geschrieben, unerschütterlich fest. Man wird natürlich von jeder künftigen Uebersetzung dasselbe sagen können, was man von den Uebersetzungen von Langlois, Wilson, Graßmann, Kaegi, Bhandarkar, ja selbst von der besten aller derartigen Uebersetzungen, der von Ludwig, gesagt hat, — nämlich daß sie verfrüht sei. Aber ich glaube, ja ich hoffe, daß man auch in hundert Jahren den kühneren Gelehrten denselben Vorwurf machen wird. Die Wissenschaft schreitet so mächtig vorwärts, daß die ältere Generation der jüngern kaum noch folgen kann. Dies liegt in der menschlichen Natur, und jede Generation muß sich trösten mit dem Spruch, daß wer den Besten seiner Zeit genug gethan, genug gethan für alle Zeiten. So wie es jetzt ist, so wird es auch in Zukunft sein. Die Arbeiten der Alten gelten den Jüngern als ein überwundener Standpunkt. Die Leistungen der Jüngern gelten den Alten als verfrüht. Was wäre aber wohl aus der Welt geworden ohne überwundene Standpunkte? In Berlin gilt Bopp als ein überwundener Standpunkt. In Paris gilt Burnouf als ein überwundener Standpunkt. In Oxford gilt Wilson als ein überwundener Standpunkt. Werden wohl die Nachfolger dieser Heroen auch einmal die Ehre gewinnen, zu den überwundenen Standpunkten gerechnet zu werden? So gilt denn auch unter den jüngern Sanskritisten, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, Sâyana's Commentar zum Rigveda als ein überwundener Standpunkt. Ja, noch schlimmer geht es meinen Collegen, und ich las vor Kurzem im jährlichen Bericht der „Société Asiatique",

---

[1]) Selbst Sâyana, der vielgeschmähte Sâyana, kommt dabei zuweilen wieder zu Ehren. So wurde z. B. seine Erklärung von arámati in RV. II. 38, 4, nämlich „nie rastend", zuerst von Roth im Wörterbuch bei Seite geschoben. Später gestand Roth selbst, daß Sâyana an dieser Stelle wohl Recht haben könne, und übersetzte aramati durch „er rastet nie". Ich selbst jedoch wich wieder von Sâyana und Roth ab, indem ich arámati nicht in a-ramati, „nicht weilend", sondern in arâ-mati theilte, was mir, wie arâ-manas, frohgemuth, bereitwillig, zu bedeuten scheint. M. Bergaigne (Journal Asiatique, 1884, p. 550—551) meint zwar, daß alle diese Erklärungen bei Seite geschoben werden müßten, „à supprimer", aber in dieser diktatorischen Kritik geht er viel zu weit, und oft nicht tief genug.

Digitized by Google

daß Böhtlingk und Roth's Sanskrit-Wörterbuch, nach meiner Ansicht ein κτῆμα ες ἀεί, das größte Hinderniß der Vedischen Studien geworden sei[1]).

Meine Herren, es ist so leicht, auch das Beste schlecht zu machen, aber es ist nicht so leicht, es besser zu machen. Ich glaube, die Uebersetzungen der heiligen Bücher, wie sie in dieser Sammlung vorliegen, sind so gut, wie sie eben jetzt von den besten Orientalisten gemacht werden können. Der große Neid der kleinen Seelen berührt uns nicht.

Oder darf ich vielleicht an dieser Stelle und in Mitten dieser Versammlung, die in diesen Tagen einen so ehrenvollen Antheil an der Grundsteinlegung eines Denkmals für meinen Vater genommen hat, die Zeilen wiederholen, die er vor vielen Jahren den kleinen Seelen gewidmet hat:

„Mag er vor der Pforte toben
Draußen, der gemeine Chor:
Ueber seinen Staub erhoben
Trägt ein Gott uns leicht empor."

Was der alten Generation der Orientalisten, zu denen ich selbst gehöre, stets bleiben wird, ist, daß sie mit einer gewissen Selbstverleugnung das Material zusammengebracht haben, worauf künftige Generationen weiter fortbauen können. Sie haben den Grundstein gelegt, auf dem sich mit der Zeit die Pfeiler und Bogen erheben werden, welche die geistige Brücke tragen, die von der Gegenwart in die fernste Vergangenheit führt. Man wird dann die mächtigen Pfeiler, die kühnen Bogen, den weitgespannten Brückengang bewundern, und die Grundsteine unten auf dem Boden werden vergraben und vergessen sein. Fügen wir uns in das allgemeine menschliche Geschick. Der Buddhist fand Trost und Stärke in seinem Glauben an das Karman. Lernen wir von ihm die Freude an der That. Die That lebt ewig fort, auch wenn sie längst vergessen, und weder Neid noch Unverstand raubt uns die Freude an dem, was wir geschaffen und geschafft.

Wenn ich, wie ich in diesen Worten versucht habe, auf das Damals der orientalischen Studien zurückblicke, dessen ich mich, als ich noch ein junger Dessauer war, erinnern kann, so darf ich getrost sagen, das Jetzt ist besser als das Damals. Hoffen wir, im Vertrauen auf die jungen Kräfte, die uns jetzt schon oft überflügeln, daß das Dereinst noch besser sein werde als das Jetzt.

---

[1]) Il sera difficile à un esprit non prévenu de ne pas accepter la conclusion de M. Bergaigne, à savoir que dans le déchiffrement des Védas, l'école du bon sens a été souvent en révolte contre la langue, et que le Dictionnaire védique de M. Roth, après avoir été le principal instrument des études védiques, est devenu à présent le plus grand obstacle à leur progrès.

Digitized by Google

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland[1]).

VI.

Einige Tage darauf besuchte der Pastor Kruse, der getroffenen Abrede gemäß, den Professor in dessen Privatcomptoir. Der Pastor war etwas aufgeregt und unruhig, und wischte sich unablässig mit dem Schnupftuch, das er fest zusammengeballt in der Hand trug, den Schweiß von der Stirn.

Der Professor war ruhig und freundlich, aber doch etwas neugierig. Er dachte sich, daß es sich um die Sammlung zu einem wohlthätigen Zweck, um einen Verein oder etwas Aehnliches handle, und um dem verlegenen jungen Manne zu Hilfe zu kommen, begann er einige allgemeine Redensarten von den vielen Pflichten und Beschwerden, die der gewissenhafte Seelsorger übernehmen müsse. Aber er erkannte bald, daß er auf falscher Fährte sei, und er war schon im Begriff, geradezu den Pastor zu fragen, was er auf dem Herzen habe, als dieser endlich sehr ungeschickt mit der Frage herauskam, ob der Professor sich in seiner Thätigkeit als administrirender Director befriedigt fühlte?

„Ach ja, ganz wohl," erwiderte der Professor, „wenn es auch mit einer großen Verantwortung verbunden ist, eine Art Vorsehung im Kleinen für so viele Menschen zu sein. Indessen suchen wir nach besten Kräften die Lage der Arbeiter zu verbessern."

Auch damit traf der Professor nicht das Rechte; von den Arbeitern sollte nicht die Rede sein. Der Pastor hustete und versetzte darauf mit unsicherer Stimme: „Die Actien sind wohl auf viele Hände vertheilt?"

„Die Actien! — wie beliebt? — nun ja! — Sie fragen nach den Actien — nun, die sind auf viele Hände vertheilt — das heißt, es sind doch nicht so gar viele. Der Betrag einer Actie ist bedeutend — 2000 Kronen — und wir haben uns nicht darauf eingelassen, sie getheilt auszustellen."

Der Professor erhielt seine Fassung, die er fast verloren hatte, wieder, da es ihm klar ward, daß es sich um Geschäfte handle. Dennoch fühlte er sich

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

Digitized by Google

noch immer etwas unsicher. Wenn der Professor mit Leuten seines ursprünglichen Standes sprach, war er immer der wissenschaftlich gebildete Mann — stets bereit zu überlegenem Spott über die Krämer. Deshalb kam es ihm Anfangs etwas ungewohnt und sonderbar vor, daß zwei studirte Männer hier von Actien und Dividenden sprächen.

Als Morten Kruse aber erst zur Sprache gekommen war, benahm er sich äußerst vernünftig und er sprach sich über Geschäfte mit einer Sachkenntniß aus, die den Professor in Erstaunen setzte.

„Wie stehen die Actien der „Fortuna" gegenwärtig?" fragte der Pastor, nachdem sie eine Weile mit einander geredet hatten.

„Aufrichtig gestanden, weiß ich es nicht; als ich das letzte Mal kaufte —"

„Sie kaufen also Actien?"

„Das eigentlich nicht," erwiderte der Professor; „ich habe schon genug davon. Es ist aber einige Male vorgekommen, daß einzelne Actionäre sich auf der Generalversammlung ungeberdig stellten, und da habe ich es denn, um Weiterungen zu vermeiden, vorgezogen, die Actien der Mißvergnügten anzukaufen."

„Und Sie bezahlten —?"

„So weit ich mich erinnere, übernahm ich die Actien zum eingezahlten Betrage."

„Man kann also noch Actien al pari kaufen?" fragte der Pastor eifrig.

„Sie wünschen Actien?" entgegnete der Professor.

„Ich erlaube mir zu bemerken," sagte Morten, indem er es versuchte, einige Salbung in den Ton zu legen, „daß meine Gattin nicht ganz entblößt ist von dem, was man irdisches Gut nennt."

„Ich habe gehört, Ihre Frau Gemahlin habe Vermögen —"

„Nein, Vermögen kann man es nicht nennen; eine bescheidene Summe zur Unterstützung in Krankheitsfällen und anderen Heimsuchungen — das ist Alles. Aber wie unbedeutend es auch ist, so wollte ich es doch hier in der Stadt und am liebsten so wenig auffallend wie möglich angebracht haben."

„Versteht sich —" warf der Professor ein.

„Es ist in keiner Hinsicht dienlich, daß die Gemeinde ihren Prediger für einen vermögenden Mann hält," fügte der Pastor ernst hinzu.

Der Professor begriff jetzt endlich, worauf der Pastor Kruse hinaus wollte, und sagte freundlich: „Wenn Sie Werthpapiere zu kaufen oder überhaupt durch mich ihr Geld anzubringen wünschen —"

„Eben das wünschte ich," versetzte Morten eifrig. „Ein Mann in meiner Stellung kann derartige Angelegenheiten doch nicht gut selbst ordnen; auf der anderen Seite aber ist es auch nicht recht, ganz das Zeitliche zu verabsäumen."

„Gewiß nicht — ich verstehe sehr gut; und es wird mir zum Vergnügen gereichen, wenn ich —"

„Besten Dank," rief der Pastor, der jetzt seine Haltung wieder gewonnen hatte; „wenn ich also mit Gottes Hilfe etwas Geld übrig behalte, so darf ich hoffen, es bei Ihnen anbringen zu können?"

„Ich werde Ihnen nach besten Kräften beistehen, Ihr Geld auf die vortheilhafteste Weise anzulegen."

Digitized by Google

„Am Vortheilhaftesten würde es wohl sein, das Geld in Ihrem eigenen Geschäfte zu lassen, Herr Professor," sagte Morten prüfend und beobachtete den Anderen.

„In meinem Geschäft? —" wiederholte der Professor langsam.

„Das überlasse ich Ihnen ganz," sagte Morten rasch, indem er sich erhob, um fortzugehen; „Sie wissen selber, Herr Professor, je kleiner das Capital ist, desto mehr muß man aus demselben herauszubringen suchen."

Als er fortgegangen war, dachte der Professor Lövdahl lange über diesen sonderbaren Besuch nach. Es verhielt sich wohl so, daß einzelne kleine Leute ihr Erspartes ihm übergeben hatten, und daß er aus Gutmüthigkeit ihnen einen kleinen Antheil in irgend einem guten Geschäfte eingeräumt hatte, so daß ihr Geld dadurch höhere Zinsen abwarf, als bei einer Bank. Es war ihm aber nie eingefallen, dies in größerem Umfange zu thun. Er hatte kein Geld nöthig — am allerwenigsten Geld gegen hohe Zinsen. Wenn Pastor Kruse also in der Hoffnung eines größeren Gewinnes sein Geld bei ihm anbringen wollte, so hatte er sich einer Täuschung hingegeben; wenn er aber Actien in der „Fortuna" kaufen wollte, so war er dem Professor willkommen; es war immerhin eine Stütze für die Fabrik, daß Käufer vorhanden waren. Morten aber quälte sich mit dem Gedanken, ob es doch nicht besser gewesen wäre, gerade heraus zu fragen, auf wie hohe Zinsen er rechnen dürfe? —

Es war nicht so leicht zu entscheiden, von wem die Idee zu dem großen Arbeiterfest auf der Fabrik eigentlich ausgegangen sei. Der Verwalter Marcussen hatte einmal beim Consul With ein Wort darüber fallen lassen, daß die Fabrik zum Herbst zehn Jahre bestanden habe; dann war es dem Consul in den Sinn gekommen, daß dies zarte Jubiläum etwas dadurch gekräftigt werden könnte, wenn man es auf den Geburtstag des Professors Lövdahl verlegte; und auf diese Weise hatte die Sache nach und nach an Umfang zugenommen, so daß man zuletzt zum Silberzeug und zu großartigen Vorbereitungen gekommen war.

Die Frau Bankdirector Christensen weinte darüber — jeden Tag vergoß sie einige Thränen über dieses Silberzeug. Theetopf, Zuckerschale und Rahmkanne — all' das hätte eigentlich ihr zukommen müssen. Allerdings hatte sie schon ein silbernes Theeservice; aber das war durchaus kein Grund, weshalb sie das andere nicht auch hätte haben sollen — was auch ihr Mann sagen mochte — die Sache war darum nicht minder ärgerlich. Bisweilen, wenn sie lange an das Silberzeug gedacht hatte, kam es ihr vor, daß Professor Lövdahl es aus ihrem eigenen Schrank gestohlen habe — ja, es war sogar ein Platz im Schrank da, wo es hätte stehen sollen; und niemals sah Frau Christensen in ihren Schrank ohne zu seufzen: „hier stände es!"

„Du bist ein Einfaltspinsel, Christensen!" wiederholte sie schluchzend immer häufiger, je näher das Fest kam; „Du bist Director aller möglichen Unterstützungsvereine und Krankenkassen, aber den einzigen Posten, bei dem etwas Silberzeug abfallen kann — das war doch im Voraus zu wissen! — den gibst Du auf; du gütiger Himmel, den gibt der Mann auf, und nun soll unser — ja ich sage gerade mit Willen unser — Silberzeug an diesen" — sie konnte

Digitized by Google

nicht das Wort finden, das schrecklich genug gewesen wäre, um den Professor zu bezeichnen, und sie weinte nun so heftig, daß sie zitterte.

Die Ehe des Bankdirectors Christensen war, wie die Ehen in der Regel sind; er hatte nicht dieselbe Ueberlegenheit in der Wohnstube wie im Comptoir. Seiner Frau gegenüber zog er stets den Kürzeren, und dann ward er böse und sie ward böse, und dann zankten sie sich und waren auf einander erzürnt. Da sie aber einmal zusammen wohnten, konnte das nicht lange dauern, und deshalb vertrugen sie sich, bis sie sich wieder entzweiten.

Christensen mußte diesmal wohl oder übel den Zorn seiner Gattin über sich ergehen lassen und gleichzeitig sich auf die Rede, die er im Namen der Arbeiter halten sollte, vorbereiten. Und während er am Arbeitstisch saß und mit großen Worten und wohlklingenden Wendungen beschäftigt war, rieb er seine weiche Nase und schnob etwas, gleichsam als rieche ihm seine eigene Lobrede ein wenig verdächtig. —

Alles fügte sich glücklich zu diesem Feste. Es kam eine Bande deutscher Musikanten zur Stadt, und am Festtage selbst war ein Wetter, wie es nicht schöner hätte sein können. Die Luft ganz still — frisch, aber nicht kalt; die Sonne schien röthlich und lau in dem leichten Herbstnebel, der in die Höhe stieg und verschwand; und die glattgespülten Vorsprünge und Landspitzen mit den violetten Haidekrautstreifen in den Klippenspalten züngelten hinaus in das blaue, sanftgekräuselte Meer. —

Die Gebäude der Fabrik waren so häßlich und verräuchert, daß sie jeder Ausschmückung Trotz boten. Der Verwalter Marcussen gab es denn auch bald auf und brachte Alles, was er an Kränzen und Flaggen hatte zusammeln können, um eine Bühne an, die er in aller Eile auf einem höher gelegenen Punkt aufgeschlagen hatte. Von dort konnte der Redende die Fabrik übersehen und seine Stimme weithin über die Menge am Abhange des Hügels schallen.

Auch im Hause des Professors Lövdahl wurden große Vorbereitungen getroffen, es sollte dort aus Anlaß des Geburtstages ein Festmahl stattfinden und im Saal standen schon die Tische gedeckt.

Der Wagen war vorgefahren und der Kutscher saß im Galaanzug auf dem Bock und hielt die blanken Pferde; der Professor ging auf und ab — wie dies seine Gewohnheit war, wenn er sich anzog — und übte sich in seiner Dankrede. Da kam das Mädchen der jungen Leute oben im Hause zu ihm herunter mit der Bitte von der gnädigen Frau, ob der Professor nicht die Güte haben wolle, einen Augenblick heraufzukommen — wo möglich sofort. Der Professor eilte hinauf mit dem weißen Halstuch in der Hand; er glaubte, seine Schwiegertochter sei unwohl geworden. Clara aber lief ihm bis ins erste Zimmer, erhitzt und roth im Gesicht und mit halb zugehaktem Kleide entgegen. „Denk' Dir — Vater! Er will nicht mit! Abraham will nicht mit zum Fest gehen — sagt er."

„Nun — nun! — Ist es weiter nichts, mein liebes Kind, Du hattest mich schon ganz besorgt gemacht! Was gibt es denn, Abraham, weshalb willst Du nicht mit dabei sein?" fragte der Professor freundlich seinen Sohn, der nun aus seinem Zimmer kam.

Digitized by Google

„Ach, ich habe keine Luft, zu diesem Fest zu gehen, und wie ich Clara dies sage, fährt sie auf und —"

„Zu dem Geburtstagsfest Deines Vaters?" unterbrach ihn der Professor lächelnd.

„Nein, Vater, das ist es nicht, das wollen wir hier zu Hause feiern; das Fest auf der Fabrik ist ein hohles Machwerk, eine Spiegelfechterei — rein heraus gesagt."

Der Professor gab Clara ein beruhigendes Zeichen und sagte: „Ich habe weder Zeit noch will ich mir meine Feststimmung dadurch verderben, daß ich mit Dir darüber hin und her streite. Du hast vielleicht nicht so ganz Unrecht in dem, was Du sagst, oder vielmehr was Du meinst; aber Du hast, wie unsere Jugend überhaupt, die unselige Leidenschaft, mit einem großen ethischen Maßstab zur Unzeit und in Fällen herbeizukommen, wo er durchaus nicht angebracht ist."

„Wenn aber meine Ueberzeugung —"

„Wenn Deine Ueberzeugung Dir nicht erlaubt, Zeuge der Ehrenbezeigungen zu sein, die Deinem Vater gebracht werden, so mußt Du natürlich zu Hause bleiben; ich hoffe aber, daß Deine Ueberzeugung Dir erlaubt, heute bei mir um vier Uhr zu Mittag zu speisen."

„Es ist nicht recht von Dir, Vater, die Sache auf die Art zu nehmen; Du weißt sehr wohl —"

„O gewiß weiß ich es; Du meinst es gut auf Deine Weise, und daß Du danach Deine Wahl triffst, darauf mußte ich vorbereitet sein; das liegt Dir nun einmal im Blut. Ich habe mehrere Male, wie Du Dich vielleicht erinnern kannst, Dich, als Du noch ein Knabe warst, davor gewarnt, dem Mißvergnügen, welches nicht leiden kann, daß sich irgend etwas über das allgemeine Niveau erhebt, Raum zu geben — nein — nein! unterbrich mich nicht; wir wollen uns hier nicht streiten, aber darin hat doch Alles seinen Grund. Bitte, liebe Clara, willst Du mir nicht das Halstuch umbinden?"

Abraham mußte an sich halten, um nicht eine heftige Antwort zu geben; er drehte sich um und ging in sein Zimmer. Seine Gattin schritt dicht an ihm vorbei, als sie ins Ankleidezimmer zurückkehrte, um ihre Toilette zu vollenden, und als sie, um zu ihrem Schwiegervater hinunterzukommen, wieder an ihm vorbeieilte, berührte sie ihn fast mit dem Kleide und der Duft ihres Parfüms drang zu ihm hin; aber sie sagten Beide kein Wort.

Er blieb sitzen und starrte vor sich hin, bis er den Wagen fortrollen hörte. Da saßen sie neben einander — seine hübsche Gattin, zierlich und munter, und der Vater im vollen Ordensschmuck, mit dem Stock zwischen den Knieen, die Hände über dem Griff von Elfenbein gefaltet. Sie paßten recht zu einander. Abraham konnte sich nicht erinnern, daß sein Vater und seine Gattin jemals über irgend etwas uneinig gewesen waren. Fast instinctmäßig begegneten sie sich immer in derselben Meinung, und diese war immer das genaue Gegentheil der Meinung Abraham's.

Wie er so am Fenster da stand, kam es ihm vor, als sei eine tiefe Kluft zwischen seiner und seines Vaters Lebensanschauung — ein größerer Abstand zwischen Jung und Alt, als es je einen auf der Welt gegeben hatte. Wenn er

Digitized by Google

der Sache auf den Grund ging, so gab es nichts, wo ihre Anschauungen sich begegnet hätten; es gab keinen Gedanken, der sich nicht sofort in zwei spaltete und sie in Uneinigkeit und Mißstimmung weit auseinander riß. Legte er jetzt Alles, was in Andeutungen, Gesprächen und heißen Erörterungen vorgekommen war, zusammen, so war es ihm unverständlich, wie es zugehen konnte, daß dieser große und hochbewunderte Vater, dessen Kopf so klar, dessen Denkart doch eigentlich so edel war, fremd, ja fast feindlich all' dem gegenüber stand, was Abraham bewunderte und wofür er zu kämpfen bereit war. Und Clara! Wohl war sie in den alten abgeschmackten Zopfideen aufgewachsen; aber er hatte doch mit ihr viel über die neuen Gedanken gesprochen und sie hatte Manches davon mit großem Eifer ergriffen. Jetzt freilich leugnete sie, daß sie jemals seinen tollen und gottlosen Paradoxen ihren Beifall gegeben. Nun wohl! — um so kräftiger mußte er selbst dastehen. Die strengen Forderungen, welche die Moral der neuen Zeit an die persönliche Wahrheit und Verantwortung stellt, wollte er zu erfüllen wissen; in diesem Augenblicke dachte er an seine Mutter: gerade so hätte sie ihn gewünscht! Wenn er ein solches Arbeiterfest für ein Trugwerk ansah, so war es seine Pflicht, dagegen aufzutreten und sich nicht aus Rücksicht gegen seinen Vater zum Mitschuldigen zu machen.

Abraham blieb lange am Eckfenster stehen und sah über die Straße hin. Sie war fast menschenleer, denn die halbe Stadt war draußen beim Feste; und während er die letzten Nachzügler betrachtete, die hinauseilten, kam ihm der Gedanke, wie schön doch das Wetter und welch' Vergnügen es für Jung und Alt sei, einen kleinen Spaziergang draußen vor der Stadt zu machen und frische Luft zu schöpfen. Die Leute, die sich draußen auf dem Festplatz drängten, mochten wohl nicht viel von den Reden verstehen und nur wenig über die tiefere Bedeutung des Festes nachdenken; es war für sie wie ein Sonntag mitten in der Woche, ein halber Feiertag, der ihnen wohl zu gönnen war. Und er blieb zu Hause in seiner hübschen Wohnung, um zu protestiren — war das doch eigentlich nicht äußerst lächerlich?

Plötzlich ward es ihm sonnenklar, daß er, um diesem Protest die rechte Wirkung zu geben, sich dem Vater ernstlich hätte widersetzen, oder — noch besser — mitten im Feste hätte auftreten und laut sagen müssen, daß eine solche Veranstaltung, durch welche das Capital die Arbeiter indirect zu einer herabwürdigenden Verehrung zwang, nichts als Blendwerk oder noch Schlimmeres sei. Hatte er keins von Beiden gewagt, so konnte er ebenso gut zum Feste gehen, wie die harmlosen Bürgersleute; nichts war doch jämmerlicher als dieser Protest in der Stube. Und eine Stimmung regte sich in ihm, die ihn schon früher zu Zeiten überfallen hatte, in der ihn das Leben verdroß und inhaltslos und er sich selber mißrathen und verschlendert vorkam — ein erbärmlicher Wicht, der es niemals weiter bringen würde, als zu kleinen lächerlichen Anläufen und großen schmählichen Niederlagen.

Mißmuthig und gleichgültig nahm er seinen Hut und schlenderte hinaus, um Trost bei Grethe zu suchen, fand aber das Haus verschlossen. Vermuthlich hatte Steffensen sie zum Fest mitgenommen; sie mochte gern unter Leuten sein,

Digitized by Google

von Allen war sie gekannt und Jeder hatte ein freundliches Wort für sie, und dann war auch Musik da.

Abraham ging weiter auf die Fabrik zu; die Musikbande spielte „die Wacht am Rhein" während einer Pause zwischen den Reden. Als er den Hügel erreicht hatte, blieb er unwillkürlich stehen vor dem seltsamen Anblick, der sich ihm darbot. Hier, wo er jeden Tag verkehrte, kannte er doch jeden Fleck um die Fabrik herum; aber heute war es ihm, als ob das Alles von Fremden eingenommen und er ganz überflüssig sei. Die große Tribüne oben auf dem Hügel war mit geputzten Damen dicht besetzt; es blitzte in den Champagnergläsern und Diener liefen geschäftig hin und her. Die Flaggen hingen, ohne sich zu rühren, in reichen Falten über das letzte Grün aus den Gärten, über gelbgefärbte Blätter und rothe Beeren herab. Zu beiden Seiten standen die neugierigen Zuschauer aus der Stadt; aber weiter hinunter am Abhange hatten sich die Arbeiter der „Fortuna" um einen langen Tisch gesammelt, wo sie mit Bier und Cigarren bewirthet wurden. Ihre Frauen und Töchter standen still und ernst in Gruppen daneben.

Abraham fühlte sich nicht dazu aufgelegt, seiner Frau und den Anderen zu begegnen; er machte einen Umweg zwischen den Fabrikgebäuden hindurch, kam so von hinten her zu den Arbeitern und mischte sich in ihre Schar.

Der Bankdirector hatte über die Bedeutung des Tages mit dem doppelten Feste gesprochen und der Professor hatte geantwortet; eine Deputation hatte das Silberzeug überreicht und Lövdahl dann zum Dank ein Hoch auf die Arbeiter ausgebracht; dies geschah gerade in dem Augenblick, als Abraham herankam, und das Fest näherte sich also seinem Ende. Erhitzt von dem in der Sonne getrunkenen Bier und von den Hochrufen standen die Arbeiter vergnügt umher mit ihren kurzen Pfeifen oder mit der tief in den Mund gesteckten Cigarre — für sie ein seltener Genuß — und machten einen Qualm, wie aus kleinen Schornsteinen. Sie zeigten sich ehrerbietig und freundlich gegen Abraham, und seine Ankunft bei ihnen ward gleich so aufgefaßt, daß der junge Director nicht beim Champagner unter den feinen Leuten sein wolle, sondern sich nicht für zu gut halte, ein Glas Bier mit den Arbeitern zu trinken.

Ohne sich viel um den Eindruck, den er machte, zu kümmern, suchte Abraham nach Grethe und fand sie im Kreise der Frauen. Sie ward nicht im Geringsten verwirrt, aber erröthete tief vor Freude, als sie seine Stimme hörte. Die Frauen und Mädchen zogen sich etwas von den Beiden zurück, blieben aber in einem Haufen vor ihnen stehen, so daß sie von der Tribüne aus nicht zu sehen waren. Es war unter ihnen Niemand, der an etwas Uebles gedacht hätte — nicht als ob sie von dem jungen Lövdahl eine bessere Meinung gehabt, als von den feinen Stadtleuten im Allgemeinen — Grethe Steffensen aber war blind und nicht wie andere Mädchen; das Unglück beschützte sie sowohl vor Gefahr wie vor Mißgunst, so daß sie eigentlich thun konnte, was sie wollte.

„Ist Dein Vater nicht hier, Grethe?"

„Ja, er war eben hier; siehst Du ihn nicht?"

„Nein — aber vielleicht ist er unter dem Schwarm, der sich dort um die Rednerbühne drängt."

Digitized by Google

„Ja, dort wird er wohl sein," meinte Grethe mit verschmitztem Lächeln.

Abraham stutzte, ihr Mienenspiel war zu deutlich, und er rief: „Was meinst Du? — was hat Dein Vater vor?"

„Der Vater will eine Rede halten," flüsterte Grethe triumphirend.

„Ums Himmels willen! — das darf er nicht," rief Abraham unwillkürlich, er dachte daran, wie schwierig es so schon für Steffensen sei, sich in seiner Stellung zu behaupten; hielt er jetzt eine anzügliche Rede — und das war zu erwarten — so war es um ihn geschehen.

Steffensen war aber schon auf der Bühne; mit dem Hute in der Hand und mit emporgezogenen Schultern machte er eine Reihe ehrerbietiger Verbeugungen vor dem feinen Publikum, während die Jugend aus der Stadt zu lachen anfing und durch witzige Bemerkungen ihn zu ermuntern bemüht war. Abraham gewahrte, daß sein Vater dem Bankdirector etwas zuflüsterte; und die ganze umher versammelte Gesellschaft zog sich halb aus nothgedrungener Höflichkeit, halb aus Furcht vor der wohlbekannten boshaften Persönlichkeit so weit wie möglich von der Rednerbühne zurück. Aber Steffensen ließ ihnen nicht viel Zeit; er begann sofort: „Meine Damen und Herren! — ich bin Einer von den übelgesinnten Arbeitern, wie man sagt, Einer von den Schlimmsten, wie Einige behaupten. Seien Sie aber nur unbekümmert, meine hochgeehrten Herrschaften, ich will Ihnen nur hier danken, Ihnen innig und mit tiefem Gefühl, wie ein gerührter Arbeiter von Ihrer „Fortuna", danken."

Indessen schien die hochgeehrte Gesellschaft es auf einmal sehr eilig mit Händedrücken und Abschiednehmen zu haben.

„Ich wollte Ihnen danken," rief Steffensen laut; „Ihnen danken, weil Sie, meine Damen und Herren, die Sonne so hübsch gratis auf all' uns kleinen Leute scheinen lassen, weil Sie nicht mehr als unsere Sparpfennige zu Silberzeug verlangen — ja, einem Jeden von Ihnen will ich danken, weil Sie's uns so hübsch gönnen, unser Leben in gesegneter Arbeit für Sie zu leben."

Aber von den Hochgeehrten war Keiner mehr da; der geräumige Platz war leer; nur einige verdutzte Diener standen noch am Champagnertisch. Steffensen machte noch ein tiefes Compliment der Gesellschaft nach, die sich immer weiter entfernte und auf den Weg, wo die Wagen auf einer flachen Stelle hielten, zuschritt; dann wandte er sich laut lachend an die Arbeiter: „Da ging die ganze Bescherung! — wie sagen Sie? Nun muß ich wohl meine Rede an Euch halten —"

„Steffensen kann den Mund halten," rief eine grobe Stimme aus dem Arbeiterhaufen.

„Nein, nein! laßt Steffensen reden," hieß es von anderen Seiten; aber es erhob sich ein leichtes Murmeln, das immer zunahm, bis ein ernster ruhiger Mann sagte: „Steffensen soll nicht reden."

Es war dies einer der ältesten Aufseher an der Fabrik, und jetzt riefen Mehrere: „Steffensen soll nicht reden," während die besten Arbeiter sich um Abraham sammelten.

Steffensen erbleichte, faßte sich aber bald und rief: „Wenn Ihr vor dem da — dem jungen Lövdahl — bange seid, so könnt Ihr Euch die Mühe sparen, denn er ist mit uns — ist einer der Unseren — nicht wahr, Herr Director?"

Digitized by Google

Abraham fühlte, wie Aller Augen auf ihn gerichtet waren; aber er wußte nicht, was er sagen sollte. „Warum antwortest Du nicht?“ fragte Grethe verwundert, „bist Du denn nicht mit uns?“

Steffensen ergriff die Gelegenheit, um mit einigem Anstand von der Rednerbühne herunterzukommen, und es entstand eine erwartungsvolle Pause im Kreise, der nun dichtgedrängt um Abraham stand. Und es schoß plötzlich ein lange überwachsener Keim in ihm auf, ein jugendlich begeisterter Beschluß; er fühlte Kraft und schwellenden Muth in sich, wie Einer, der auf einmal sich seines Vermögens, selber zu handeln, mit sicherer Hand ins Leben einzugreifen und mit anzupacken, bewußt wird.

„Ja wohl, bin ich Einer der Eurigen,“ rief er laut; „deshalb halte ich mich hier unten zu den Arbeitern — nicht dort oben zu den feinen Leuten. Wir — wir Arbeiter — wir wollen zusammenhalten — hier ist meine Hand!“

Und diese Hand ward von Hunderten ergriffen, gedrückt, gepreßt — Keiner hatte den jungen Director früher so gesehen — hoch und strahlend, wie er sich langsam einen Weg durch die dichte Schar bahnte.

Steffensen wollte wieder den Augenblick erfassen und machte laut den Vorschlag, es solle sofort ein Verein mit einem Vorstand und dergleichen gebildet werden. Sobald aber Steffensen sprach, legte sich die begeisterte Stimmung bei den Meisten; denn Alle wußten, daß er gezeichnet und seine Tage bei der Fabrik gezählt seien und daß er leicht Andere mit sich reißen könne. Der Vorschlag ward überhört und ging völlig unter in einem donnernden Hoch auf den jungen Director; man wollte seine Gesundheit trinken, aber es war nichts mehr da, die Diener hatten die Tische abgeräumt, das Fest war zu Ende und das Volk hatte sich zerstreut.

Die Arbeiter zogen nun auch in kleinen Haufen nach Hause, nachdem sie erst noch Abraham die Hand nachdrücklich geschüttelt hatten.

Auf dem Heimwege ging Abraham in wunderbar gehobener, kampfbereiter Stimmung. Unbestimmte Bilder von Erinnerungen aus Büchern, die er in der Jugend gelesen, traten ihm vor die Seele und gestalteten sich zu einem Traum von der Zukunft, in dem er sich an der Spitze der Arbeiterbewegung sah; es wuchsen die Dimensionen: er brach alle Brücken ab und räumte auf mit all' der faustdicken Ungerechtigkeit der bürgerlichen Gesellschaft; und als er die Stadt erreichte, war er gerade so weit gekommen, daß Clara und der Vater sich vor ihm beugten und sagten: „Du hast Recht.“ —

Steffensen aber ging mürrisch und verdrossen nach Hause und Grethe war auch nicht froh; sie ärgerte sich um ihres Vaters willen und war auch nicht ganz mit Abraham zufrieden.

„Es gibt, meiner Treu, auf der ganzen Welt keine so feigen Arbeiter, wie Ihr es seid,“ sagte Steffensen zu einem alten Zimmermann, der Mitglied der Arbeiterdeputation gewesen war.

„Wir sind nun einmal so schwach,“ erwiderte dieser.

„Ach was, wenn wir nur zusammenhielten!“

„Einige von uns halten zusammen — mit der Direction,“ versetzte der Zimmermann.

Digitized by Google

„Und welchen Dank habt Ihr denn von all' der elenden Kriecherei?"

„Das wird die Zeit lehren."

„Kann sein," brummte Steffensen erboßt; er verstand die Andeutung. —

Der Geburtstag des Professors war immer ein Fest für Herren gewesen, und namentlich nach dem Tode seiner Gattin hatte das große Gastmahl, das an dem Tage abgehalten wurde, allmälig einen eigenthümlichen Charakter mit traditionellen Reden und merkwürdigen Ceremonien angenommen.

Abraham war noch immer in seiner Kampfstimmung; es kam aber kein Anlaß zum Ausbruch derselben. Clara war milde und liebenswürdig und fromm wie ein Lamm. Sie hatte nämlich mit ihrem Schwiegervater eine Unterredung gehabt, in der sie sich darüber einigten, daß Abraham zur Zeit sich in aufgeregter Stimmung befinde und man ihm nach dem Munde reden müsse, um es nicht noch ärger zu machen. Auch bei Tische fiel nichts vor, was ihn hätte veranlassen können, kriegerisch aufzutreten; alle Welt war die Sanftmuth selber, zwinkerte mit den Augen und war herzensfroh. Und wie er nun die Wirkung des Weines bei den Andern steigen sah und sich selbst auch nicht zurückhielt, verwischten sich die strengen Bilder des socialen Kampfes, und das Vorrücken der Arbeitercolonne ward von dem munteren Klirren der Gläser und Gabeln übertäubt. Er erhob sich und ging ans Ende des Tisches, um mit seinem Vater ein specielles Glas zu trinken, wie er es an diesem Tage zu thun pflegte. Der Professor verließ sofort seinen Platz und zog seinen Sohn mit sich in die Fenstervertiefung, wo sie vom Lärm des Tisches nicht gestört waren. „Ich wußte wohl, Du würdest kommen, mein lieber, lieber Abraham," sagte der Professor herzlich und legte den linken Arm auf seine Schulter.

Abraham ward gerührt und stammelte etwas; aber der Vater fuhr fort: „Sicherlich gibt es viel Hohles hier auf der Welt, allein die Bedeutung eines guten und freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitsherrn darfst Du nicht unterschätzen; je enger sie verbunden werden —"

„Man verbindet sich nicht eng mit den Arbeitern durch Champagner und Silberzeug," antwortete Abraham dreist; diesmal war es ihm Ernst, er hatte eine Idee, die er vertreten wollte.

„Wie meinst Du das?" fragte der Vater und nahm seinen Arm zurück.

„Ich war heute unten bei den Arbeitern, Vater!"

„Ich sah es wohl."

„Und ich schloß mich ihnen ganz und gar an, und sie sammelten sich Alle um mich!"

„Stifteteſt Du einen Verein?" fragte der Vater kalt.

„Nein — keinen Verein — keinen ausdrücklichen Verein; aber wir schlossen uns zusammen — verstehst Du — so ein recht herzliches Zusammenschließen — so — treuherzig — siehst Du —" Abraham kam ins Stottern und das Blut stieg ihm zu Kopf; es kam ihm in den Sinn, er könne sich doch wohl lächerlich gemacht haben. Das Antlitz des Professors aber klärte sich auf und er rief strahlend: „Das war recht, das war ganz ausgezeichnet von Dir — Abraham! Gerade so muß es sein; kein thörichter Verein, der den Einzelnen bindet —"

„So meinte ich es auch," fiel Abraham ein, der seinen Muth zurückkehren fühlte.

Digitized by Google

„— und nur dazu dient, kleine ehrgeizige Persönlichkeiten zu erheben, wie zum Beispiel —" Der Professor legte seinen Arm wieder auf Abraham's Schulter und flüsterte ihm vertraulich ins Ohr: „wie zum Beispiel unseren würdigen Freund dort — den Bankdirector Christensen."

Abraham lachte, er fühlte sich geschmeichelt, daß sich der Vater mit ihm zusammen über den mächtigsten Mann der Stadt, der noch dazu in all' seiner Größe nur zehn Schritt von ihnen saß, lustig machte.

„Weißt Du, wie er von hier aussieht, Vater, wie ein Elephant, nicht wahr?"

„Ja, ganz recht," lachte der Professor, „aber es geht wahrhaftig nicht an, daß wir hier stehen und über unsere werthen Gäste lachen. Du sollst Dank haben, Abraham, Du hättest mir keine willkommenere Gabe heute bringen können; gerade in dieser zwanglosen Vertraulichkeit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sehe ich einen herrlichen Widerschein der guten alten Zeit und eine Hoffnung für die Zukunft. Grüß' Deine Leute von mir."

Sie trennten sich mit einem Handschlag und gingen auf ihre Plätze am Tisch, wo die allgemeine Fröhlichkeit sie bald wieder mit sich fortriß.

Abraham war den ganzen Abend wie außer sich vor Freude und voller Hoffnung für die Zukunft und er ging in seiner Lustigkeit so weit, daß er, als sie aufbrachen, seine Frau die Treppe hinauf zu ihrer Wohnung trug. — Er hatte ins Leben eingegriffen, sich in den Kampf der Zeit geworfen; aber er hielt schon den Sieg halb in der Hand — der Vater war mit ihm — sein großer bewunderter Vater!

VII.

Der Professor Lövdahl saß in seinem Privatcomptoir. Die drei hohen Fenster gingen auf den Garten des Hauses, einen alterthümlichen stillen Stadtgarten mit dichten Lindenbäumen, welche die umliegenden Häuser verdeckten. Im Sommer fiel ein grüner kühler Schimmer in den großen Raum, und im Winter leuchtete der Schnee hell von den knorrigen Stämmen und dem unbetretenen Rasenplatz, auf dem nur die Katzen der Nachbarschaft vorsichtig in die alten Spuren stiegen und die Pfoten abschüttelten.

Der massive Schreibtisch aus dunklem alten Eichenholz ohne Verzierungen stand mitten im Zimmer; Briefe und Papiere bedeckten in wohlgeordneten Haufen beide Flügel, und auf dem grünen Tuch, dem Sitz des Professors gegenüber, stand ein prachtvolles Schreibzeug aus Bronze — die Glücksgöttin auf einer Kugel mit einem Eichenkranz in der Hand: ein Geschenk seiner Collegen bei der „Fortuna"; daneben lag eine weiße Schwanenfeder mit einem Blumenstück von Clara's eigener Hand. Rund umher standen schwere ernste Stühle in Reihen, dann kamen ein Schrank, ein Sopha und wiederum Stühle; an den Wänden hingen Schiffsmodelle und Karten, Seestücke, sowie Zeichnungen und Photographien von der „Fortuna". Der dicke dunkelgrüne Teppich, der Winter und Sommer im Zimmer lag, dämpfte die Schritte und erhöhte die Feierlichkeit des großen Raumes. Schwere Thürvorhänge trennten das Comptoir des Directors von den äußeren Comptoirs, wo Makler und Agenten verkehrten; der hochbetraute Marcussen war der Einzige, der unbekümmert bei dem Professor aus- und

Digitized by Google

einging. Nirgends war eine Spur von dem Arzt oder Forscher übrig geblieben; Lövdahl hatte ganz und gar mit der Vergangenheit gebrochen: er war Kaufmann mit Leib und Seele geworden. Seine Speculationsgeschäfte interessirten und fesselten ihn, während es sein Stolz war, an der Spitze des größten Umsatzes der Stadt zu stehen.

Es hatte sich so gefügt, daß er in allen Dingen fast immer der Erste war. Als Augenarzt hatte er schnell den ersten Namen sich erworben und er war zurückgetreten, ehe noch sein Ruf zu bleichen beginnen konnte. Seitdem hatte er sich mit seinen literarischen und wissenschaftlichen Interessen unter lauter Geldmenschen etwas einsam gefühlt, und namentlich in der gesellschaftlichen Leere nach dem Tode seiner Gattin ward er mit immer größerem Drang erfüllt, seinem Leben in irgend einer Weise mehr Inhalt zu geben. So hatte er Geschmack am Geldleben bekommen und sich vollständig davon hinreißen lassen. Mit dem Eifer eines Jünglings stellte Lövdahl sich an die Spitze einer Menge von neuen Unternehmungen, die gleichsam in seinen Fußtapfen, unter seinen Händen aufwuchsen, Platz und Arbeit für Groß und Klein gaben und Verdienst und Wohlstand über weite Kreise schufen. Das Vermögen seiner Frau, das meistens in ausländischen Staats- und Werthpapieren bestand, deponirte er zum Theil in den städtischen und auswärtigen Banken, so daß er bequem Wechsel ziehen konnte, ohne vieler Indossements zu bedürfen. Als erster Director der Fabrik stellte er alle Papiere, die den Betrieb angingen, aus und diese Fortunawechsel — wie man sie im Comptoir nannte — gingen durch seine Verbindungen zusammen mit seinen eigenen, so daß Abraham schon bei seinem Eintritt ins Geschäft aus dem Wechselbuche einen großen Eindruck von der Thätigkeit des Hauses erhielt. Die Wechsel strömten aber nicht bloß durch Lövdahl's Comptoir reichlich, es war auch sonst in der Stadt leicht Geld zu bekommen, ohne daß man eigentlich sah, woher es kam. Das, was von Hand zu Hand ging, war auch nicht Gold, sondern eine Masse schnellläufiger Papiere, die wie ein Fluß sich stets selber vermehrten und auf ihren schmalen dreimonatlichen Streifen die Hoffnung aller Leute einer Einlösung entgegentrugen, die freilich immer nur eine Erneuerung wurde.

Alles gedieh in der Stadt; Alle wollten mit; und für alle Pläne fand sich ein Ausweg. Wollte Jemand bei Spitzbergen auf den Robbenfang, oder Kupfergruben hinten weit im Dovrefjeld betreiben, Dampfschiffe oder Bethäuser bauen, oder Wasser auspumpen oder einen Circus einrichten — so ging er in Lövdahl's Comptoir, setzte seinen Plan auseinander, nannte ein paar Namen, und damit war die Actiengesellschaft gebildet, der Credit eröffnet und es entsprang ein neuer kleiner Wechselstrom, der von dannen schäumte, sich mit dem großen vereinigte und in der bewegten Masse verschwand.

Frau Bankdirector Christensen hatte manche schwere Stunde; mit ihrem Manne ging es rückwärts, das war nicht zu leugnen. Lövdahl hier, Lövdahl dort, und dann kam erst Christensen hinterher — er, der früher der Erste gewesen. Der Bankdirector schien sich dabei beruhigt zu haben, der Zweite im Kreise zu sein; er bildete keine Opposition. Und in der schönsten Eintracht machte der Kreis alle großen und kleinen Angelegenheiten ab, leitete alle Actien-

Digitized by Google

unternehmungen und Interessengemeinschaften, besetzte alle Posten, verwaltete die Banken, half sich selber und seinen Nächsten und hielt diejenigen draußen, die man nicht mit haben wollte; dann brachte man bei festlichen Gelegenheiten gegenseitig Toaste auf einander aus und ließ für sich selber Hurrah rufen. In diesem Kreise waren die Beamten — hochgeehrt und geschmeichelt — mit einbefaßt; sie standen aber auch dem Capital auf mancherlei Weise im Leben und Tode bei — sowohl der Zöllner wie der Richter und Verwaltungsbeamte bis herab zum Prediger, der die Leichenrede halten sollte. Uebrigens drehte das ganze Leben sich nur um Geld und wieder Geld; danach rangirten sich Alle freiwillig, und die Berechtigung, den Mund aufzuthun und eine selbständige Meinung auszusprechen, beruhte einzig und allein darauf. —

Lövdahl lehnte sich in den breiten Lehnstuhl zurück und sah sich mit Wohlbehagen im Comptoir um. Er gedachte jetzt mit einem Lächeln der Zeiten, wo er in seinem wissenschaftlichen Stolz den Handelsstand verachtet hatte. Nun hatte er den Reiz gekostet, Macht über viele Menschen zu besitzen. Die Anbetung im Staube, die man ihm um seines Geldes und seines Einflusses willen darbrachte, befriedigte seine Eitelkeit ganz anders als die kalte wissenschaftliche Anerkennung, die früher sein Lohn war. Und dann genoß er auch eine ganz andere Freiheit als früher, er brauchte nicht vorsichtig zu sein oder auf sich Acht zu geben; er konnte keinen Fehltritt begehen, nirgends lag eine strenge Kritik auf der Lauer; Alles was er that, war sehr gut und vermehrte die Anbetung. Er hatte schnell gelernt, daß er sich Alles und Jedes erlauben könne, — ja, daß eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen geringere Collegen eins der Privilegien des Kreises sei. Er ging daher auch bald verschwenderisch mit Versprechungen um und war dabei merkwürdig vergeßlich; herablassend und hilfreich gegen die Kriecher, zeigte er sich fremd und überlegen denen gegenüber, welche durch eigene Kraft empor wollten. —

So saß er an einem Vormittage gegen Ende des Winters in seinem Zimmer; ein Frühjahrssturm aus Südwest mit Sturzregen sauste durch die Stadt und fiel hin und wieder mit fürchterlicher Kraft in die Lindenbäume des Gartens, wo die Erde jetzt schwarz und feucht von geschmolzenem Schnee dalag und die Katzen in langen Sprüngen mit aufgerichtetem Schwanz über den Rasenplatz setzten und am Bretterzaun hinaufkletterten, um unter Dach zu kommen. Der Professor war in aufgeregter, fast feierlicher Stimmung; sein Sohn hatte so eben gemeldet, daß oben im Hause ein lange erwartetes Ereigniß nahe bevorstehe. Er arbeitete zerstreut, bald sah er nach der Uhr über dem großen Spiegel, bald richtete er sich etwas auf im Stuhl und sah in den Spiegel; er saß gern so, daß er sich selber sehen konnte.

Da meldete Marcussen den Bankdirector Christensen. Der Professor ward unangenehm überrascht. Was konnte der Bankdirector wollen? Sie waren erst vor Kurzem — vorgestern — in einer Sitzung zusammen gewesen; es ging da draußen nicht so gut, wie man hätte erwarten können. Die Stimmung war etwas gedrückt gewesen. Und nun kam Christensen schon heute wieder, in diesem Wetter und mitten in der Spannung, in der sich der Professor befand.

„Guten Morgen, Herr Bankdirector; gehn Sie aus bei dem Sturm?“

Digitized by Google

„Ich gehe immer mit dem Wind auf dem Rücken, wie der selige Randulf zu sagen pflegte.“

Der Bankdirector nahm einen Stuhl und setzte sich ganz nahe ans Pult, er schien lange bleiben zu wollen und machte Scherze, was dem Professor auch nicht gefiel.

„Ich komme, um mit Ihnen über einige die Fabrik betreffende Dinge zu reden, die ich, wenigstens vorläufig, nicht in einer Sitzung berühren wollte.“

„Ich dachte mir's beinahe, Herr Bankdirector; Sie werden leicht ängstlich.“

„Sehr wahr, nur allzu leicht,“ erwiderte Christensen gutmüthig; „aber ich bin so zu sagen in Wechseln und Papieren aufgewachsen, und auf diesem Wege wird man nicht das, was Sie wohl einen muthigen Mann nennen würden.“

„Meiner Meinung nach kann man nicht ohne Weiteres seine Erfahrungen von einem Bankinstitute auf ein productives Geschäft, wie eine Fabrik es ist, übertragen.“

„Sehr wahr, Herr Professor, das kann man auch nicht,“ erwiderte Christensen anerkennend; er legte sich in seinen Lehnstuhl zurück und strich sich über das Gesicht, ernst und würdevoll, mit all' der Sicherheit, die er besaß, wenn er sich als Herrn der Situation fühlte.

Der Professor bemerkte es und hielt sich eben so steif und imponirend in seinem breiten Lehnstuhl. Eine augenblickliche Pause füllte der Sturm aus, indem er sich in rasendem Wirbel von den Dächern herabstürzte und die nackten Lindenzweige durchpeitschte, so daß altes Laub, Wasser und Sand gegen die Fensterscheiben rasselten.

„Es ist kein einladendes Reisewetter,“ seufzte der Bankdirector.

„Sie wollen reisen?“

„Nach Karlsbad, wie gewöhnlich.“

„Bis dahin haben Sie aber noch viel Zeit.“

„Nicht gar so viel; in diesem Jahr will ich die erste Saison durchmachen, die nicht so kostspielig ist; und ich denke, daß die Meisten unter uns, sowohl Große wie Kleine, in Zukunft genöthigt sein werden, sich einzuschränken.“

„Der Meinung bin ich durchaus nicht,“ rief der Professor eifrig; „Du lieber Himmel, welche Entbehrungen sollen die Menschen in diesem feuchten, abgelegenen Winkel sich denn noch auferlegen? Es gibt hier keine anderen Vergnügungen, als im Wirthshause zu sitzen — keine Musik, kein Theater, keine öffentlichen Lustbarkeiten. Nein, nein, wir wollen nicht daran denken, daß das Leben hier grauer und trauriger werden könnte, als es schon ist; eher will ich doch hoffen, daß das Aufblühen der Stadt, das Sie doch nicht in Abrede stellen werden, zu einem leichteren und helleren Leben für Groß und Klein führen möge.“

„Ja, Herr Professor, das wollen wir hoffen; es thut wohl, Sie so vertrauensvoll sprechen zu hören. Gebe der Himmel, daß Sie Recht bekommen.“

„Aber sehen Sie sich doch um, Herr Bankdirector; sehen Sie doch, wie das eine Unternehmen nach dem anderen ins Leben tritt —“

„Die sind aber alle nicht gleich gut im Gange.“

„Meinen Sie das?“

Digitized by Google

„Ich meine zum Beispiel, daß es unserer Fabrik im laufenden Jahre an Betriebscapital fehlen wird."

„Es ist kein Grund zu Befürchtungen da; wir haben sehr große Bestände, deren Veräußerung —"

— „deren Veräußerung nur mit Verlust geschehen kann," unterbrach der Bankdirector den Professor ruhig. „Sie haben überdies der Fabrik bedeutende Vorschüsse gemacht, und wenn Sie auch ein langmüthiger Gläubiger sind, muß das Geld Ihnen doch einmal, früher oder später, zurückgezahlt werden."

„Mein Vertrauen zur „Fortuna" ist unbegrenzt," erwiderte der Professor mit einer Handbewegung.

„Sehr wohl, aber wenn die Schuld der Fabrik an Sie abgetragen worden wäre, so würde die Ausbeute im vorigen Jahre kaum sehr groß gewesen sein."

Der Professor machte eine ungeduldige Bewegung. Es hatte ihn große Mühe gekostet, mit Hilfe Marcussen's eine vortheilhafte Jahresabrechnung für die Fabrik zu Stande zu bringen; aber er wollte eher sein eignes Geld aufs Spiel setzen, als einräumen, daß es unter seiner Leitung schlecht mit der „Fortuna" ginge.

„Ich fürchte, daß wir bei der nächsten Generalversammlung gezwungen sein werden, eine größere Einzahlung auf die Actien zu verlangen und das wird ohne Zweifel Vielen sehr beschwerlich fallen. Ich für meinen Theil habe nicht weniger als fünfzehn Actien," seufzte der Bankdirector.

„Da muß ich doch wirklich lachen; meinen Sie, daß Sie zuviel Fortunaactien haben?"

„Wollen Sie vielleicht fünf davon kaufen?"

„Kaufen? Nun ja, meinetwegen, ich kaufe fünf Actien."

„Was wollen Sie geben?"

„Ich will sie zum eingezahlten Betrage al pari übernehmen."

„Gut," sagte der Bankdirector, „1000 Kronen für die Actie; wollen Sie noch mehr Actien haben?"

„Sie haben sicher schlecht geschlafen, lieber Christensen," sagte der Professor mit gezwungenem Lachen.

„Ich schlafe niemals gut im Frühjahr," antwortete der Andere trocken und stand auf; er schien den Zweck seines Besuchs erreicht zu haben.

An der Thüre sagte der Professor noch einmal scherzend: „Sie sollen Ihre Actien für denselben Preis wieder bekommen, wenn wir nächstes Jahr einen Gewinn von zehn Procent ausbezahlen."

„Sehr verbunden," antwortete der Bankdirector lächelnd und ging durch die äußeren Comptoirs hinaus; hinter seiner Hand schielte er auf alle Pulte und Tische hinüber und schnob ein wenig, gleichsam als prüfe er mit der Nase, ob die Luft noch den echten, unverfälschten Goldgeruch habe. Der Professor Lövdahl aber saß wieder in seinem Lehnstuhl und sah im Comptoir umher, als ob etwas darin verändert wäre. Alles stand auf seinem Platz; der Zeiger der Uhr war eine Viertelstunde vorgerückt, das war Alles; und dennoch schien es ihm, als ob etwas hinzugekommen, was vorher nicht dagewesen, oder auch etwas weggenommen sei. Dies war der erste Schatten, der über sein neues Leben hinglitt; bisher war

Digitized by Google

Alles gut gegangen, Alle hatten ihn vertrauensvoll bewundert; und niemals hatte er es sich selbst anders gedacht, als daß er, wenn er, Carsten Lövdahl, sich erst herablassen wollte, Kaufmann zu sein, selbstverständlich in jeder Beziehung diese halbgebildeten Großhändler, unter denen er lebte, übertreffen würde. In diesem Augenblick aber flogen seine Gedanken unwillkürlich, und ohne daß er sie aufhalten konnte, in die wildesten Möglichkeiten von Verlust, Ruin und Bankerott hinein. Ihm fielen auf einmal große Häuser ein, die plötzlich zusammengestürzt, Vermögen, die eingeschmolzen, reiche Leute, die arme Schlucker geworden waren — ein Schwarm von Unglücksfällen, Erniedrigungen und Demüthigungen brach aus seinem Gedächtniß hervor, stellte sich vor ihn hin und wies gleichsam prophezeiend in die Ferne.

Er riß sich gewaltsam aus diesen Gedanken heraus, trocknete sich die Stirn, trat ans mittlere Fenster und starrte in den öden abgeschlossenen Garten, wo der Sturm sein Spiel trieb, hinunter. Er hörte nicht, daß an die kleine Thür im Paneel, die auf den Corridor führte, geklopft wurde; von da konnte man auf einer Wendeltreppe in den oberen Stock, so wie auch durch einen Ausgang in den Hof gelangen; auf diesem Wege kamen nur schüchterne Bittsteller und die intimsten Freunde des Hauses. Als der Professor endlich darauf aufmerksam wurde, daß die Thür knarrte, indem sie vorsichtig geöffnet ward, drehte er sich rasch um und erinnerte sich der Dinge oben im Hause. Es war aber keine Botschaft von dort, sondern es kam Morten Kruse's feiste Gestalt — würdevoll, aber etwas genirt — in der niedrigen Thür zum Vorschein.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich mache mir meine Ortskenntniß aus den Knabenjahren zu Nutze, ich wollte ungern durch die Comptoirs gehen. Der Doctor Bentzen erzählte mir, was hier bevorstehe und so dachte ich mir, daß ein Besuch des Predigers der Familie zu einiger Ermunterung dienen könne; es ist ja ein Augenblick — eine Begebenheit, so erfreulich in ihrem Ausgange, das wollen wir wenigstens hoffen und erbitten —."

„Besten Dank, Herr Pastor, das war sehr freundlich von Ihnen."

„Wie geht es denn?"

„Es scheint, daß Alles regelmäßig und glücklich verlaufen wird; aber es ist doch immer —"

„Ja wohl; es ist recht ein Augenblick für Gebet und Anrufung."

Der Pastor setzte sich in den Stuhl, von dem der Professor aufgestanden war und holte tief Athem, der Gang gegen den Sturm hatte ihn äußerst angestrengt. Der Professor legte sein Antlitz in die rechten Falten für ein religiöses Gespräch. Dieser Pastor war ihm eigentlich zuwider, er hatte etwas Doppeltes oder etwas Halbes an sich, und der Professor wußte nie, wie er sich ihm gegenüber benehmen sollte. Und der Pastor seinerseits schien ebenso unschlüssig zu sein. Es ging ihm gerade so, wie das letzte Mal, als er hier war, um wegen der Actien zu sprechen. Heute war es freilich eine andere Sache; aber es entstand doch eine lange Pause, denn der Professor wollte am liebsten einer halbreligiösen Unterhaltung mit dem jungen Theologen überhoben sein. Er legte das eine Bein über das andere, sah von der Glücksgöttin zum Pastor und sagte hingeworfen: „Interessiren Sie sich noch für unsere Fabrik, Herr Kruse?"

Digitized by Google

„Ja wohl, Herr Professor, ich interessire mich lebhaft für die „Fortuna“.“

„Sie ist ein Segen für viele kleine Leute in der Stadt.“

„Ja — wahrlich ein Segen —“

„Und die Actionäre können sich wahrhaftig auch nicht beklagen.“

„Das höre ich, man hatte im vorigen Jahre einen hübschen Gewinn.“

„Er wird in diesem Jahre nicht kleiner werden.“

Es war auf einmal ein wahrer Krämergeist in den Professor gefahren; er sprach so viel von den Angelegenheiten der Fabrik, die er ins günstigste Licht zu stellen suchte, daß der Pastor immer eifriger ward und sich in den großen Zahlen förmlich berauschte.

Schließlich sagte der Pastor, indem er eine Bewegung gegen seine Brusttasche machte: „Sie versprachen mir neulich, mir bei der Anbringung meines Geldes behilflich zu sein, wenn ich etwas übrig behielte —“

Da trat Marcussen ein. Die beiden Herren am Schreibtisch glaubten gleich, daß es eine Botschaft von oben sei und veränderten ihren Ausdruck; es war aber nur ein Paquet vom Bankdirector Christensen.

Der Professor öffnete dasselbe: es waren die fünf Actien, mit der vorschriftsmäßigen Uebertragung versehen.

„Er hat Eile,“ murmelte der Professor ärgerlich.

„Der Bote wartet,“ sagte Marcussen.

„Worauf wartet er?“

Marcussen flüsterte: „Ich glaube, er sprach von Bezahlung.“

Der Professor fuhr zurück: „Jetzt gleich, und noch dazu nach Schluß der Bankzeit? — Ein solcher Unsinn! — Doch halt, Marcussen; bitten Sie den Boten eine Viertelstunde zu warten.“

Marcussen entfernte sich und der Professor warf die Papiere nachlässig vor sich hin; dann lehnte er sich in den Stuhl zurück, um das Gespräch fortzusetzen.

Die Augen des Pastors wichen nicht von dem hübsch ausgestatteten Papier, auf welchem eine Glücksgöttin mit einem Kranz — ähnlich der Fortuna auf dem Schreibzeuge — lithographirt war.

Der Professor ließ ihm Zeit; endlich sagte der Andere: „Sind das die Antheilscheine der Fabrik?“

„Ja, es sind einige Actien, die mein Freund Christensen mir überlassen hat.“

„Verkauft er?“ fragte Kruse vorsichtig.

„Bewahre! Wir standen mit einander in Rechnung und das ist die Liquidirung — eigentlich eine Gefälligkeit, gewissermaßen.“

„Zu welchem Preise haben Sie die Actien übernommen?“

„Dessen erinnere ich mich wahrhaftig im Augenblick nicht; wir können Marcussen fragen.“

Der Pastor aber hielt des Professors Hand, die den Drücker zur Klingel berühren wollte, zurück und sagte: „Ach, lassen Sie, es kommt nicht darauf an, sie stehen wohl bedeutend über pari?“

„Ja, natürlich,“ sagte der Professor und beugte sich am Schreibtisch nieder, als wenn er etwas vom Boden aufheben wollte, er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg: zum ersten Male gab er sich mit einem solchen Geschäft ab.

Digitized by Google

Der Pastor hatte die Scheine aus einander gefaltet und strich sie glatt mit seiner feisten Hand. „Feine Papiere," sagte er lächelnd; „gaben sie nicht sieben Procent voriges Jahr?"

„Ja, so viel ich mich entsinne; doch da fällt mir etwas ein, Herr Pastor!" rief der Professor aufgeräumt; „nehmen Sie die Papiere, das ist etwas für Sie; haben Sie Lust, so greifen Sie zu — fünf Stück."

„Wollen Sie sie verkaufen, Herr Professor?"

„Ich will mein Versprechen halten, Ihnen behilflich zu sein —"

„Vielen, vielen Dank, wenn sie nicht zu theuer sind."

„Ach, darüber werden wir uns schon einigen," meinte der Professor, während er in die Schublade, die er halb ausgezogen hatte, niedersah und that, als ob er nach etwas suche; denn er fühlte seine Pulse schlagen — er zögerte, schwankte; zum ersten Male sollte er ein Kaufmann im Kleinen sein; er fühlte, wie sich die Grenzen zwischen Recht und Unrecht, zwischen dem voll Reellen und dem etwas Schoflen verwirrten. Wie kurz aber auch der Anfall von Schreck und bösen Ahnungen, den er nach Christensen's Besuch gehabt, nur gewesen war, hatte er doch ein Merkmal hinterlassen, eine Richtung, der seine Gedanken bisher nicht gefolgt waren. War er einmal Kaufmann, so mußte er es auch ganz sein; es ging nicht an, den feinfühligen Gelehrten zu spielen, wenn man es mit den Christensens aufnehmen wollte. In einer solchen Vermischung lag eben die Gefahr; davor mußte er sich vor allen Dingen hüten. Und überdies ließ sich gegen das Geschäft selber nichts einwenden. Er seinestheils zweifelte nicht an der „Fortuna", und wenn er in dem einen Augenblick eine Waare kaufte und sie im nächsten etwas theurer verkaufte, so war das ja gerade das Princip des Handels selbst — dagegen ließ sich nichts einwenden. Er sagte deshalb zuletzt in ruhigem, wohlwollendem Tone: „Ich will Ihnen diese fünf Actien zu 1050 Kronen das Stück überlassen; das sind fünf Procent über die eingezahlte Summe."

„Stehen sie nicht höher?"

Der Professor hatte in dem Augenblick das Gefühl, daß er sich dumm benommen habe, er hätte viel mehr verlangen können; er antwortete aber: „Ich glaube wohl, daß, wenn man die Actien der „Fortuna" auf den Markt brächte, es sich dann zeigen würde, daß sie höher stünden; allein —"

„Vielen Dank! — ich verstehe; es ist sehr freundlich von Ihnen." Auf Morten Kruse's Gesicht zeigte sich ein schwaches Lächeln, als er in die Brusttasche griff und sein Notizbuch hervorzog.

„Also gleich abgemacht?" rief der Professor; „nun das ist schön!"

Und während er nun mit geschäftsmäßiger Langsamkeit jeden Antheilschein mit seiner Uebertragung versah, zählte Morten die 5000 Kronen ebenso langsam in großen, und dann das Aufgeld in kleinen Scheinen ab, zusammen machte das 5250 Kronen. Der Professor gewahrte, daß noch mehr Scheine im Notizbuch seien, und als er das Geld unter einen Briefbeschwerer gelegt und dem Pastor die Antheilscheine übergeben hatte, sagte er: „Sie haben wohl einen Theil des Vermögens Ihrer Gattin in dem Geschäft Ihres Vaters angebracht?"

„Nein — mein Vater sagt, es passe nicht in sein Geschäft."

Digitized by Google

„Das kann ich mir wohl denken," lachte der Professor; „Jörgen Kruse hat sicher Geld genug."

„Glauben Sie?"

„Ihr Vater ist ohne Zweifel sehr reich; er müßte aber das Doppelte besitzen."

„Wie das?"

„Nun ja, er könnte sich leicht eine doppelt so große jährliche Einnahme verschaffen, wenn er zusammen mit umsichtigen Männern sein Geld in neuen Unternehmungen anlegte."

„Glauben Sie das wirklich, Herr Professor?"

Morten grübelte noch darüber nach, während er seinen Rock zuknöpfte und Abschied nahm. Als er aber die kleine Thür zum Corridor öffnete, fuhr ein durchdringender Schrei durch das Haus.

Beide Herren stutzten und betrachteten verwirrt einander, indem sie voll Verlegenheit an das Gespräch dachten, das so fromm begonnen hatte und mit Geld und Procenten endete — namentlich der Pastor hatte ganz die Fassung verloren; er räusperte sich und stammelte, ohne etwas herausbringen zu können.

Der Professor aber gewann, als der Aeltere, zuerst seine feierliche Stimme wieder und sagte: „Da keine Botschaft von oben herunterkommt, müssen wir hoffen, daß Alles gut geht; wir müssen uns gedulden und hoffen —"

„Genau, wie ich dachte; man muß hoffen — hoffen und beten," sagte der Pastor und streckte die Hand aus; und es gewährte ihnen beiden, indem sie sich in die Augen sahen, eine Befriedigung, zu sehen, daß sie einander gegenseitig jene kleine menschliche Schwäche verziehen. Sobald er fort war, legte der Professor die 5000 Kronen in ein großes Couvert, versiegelte es mit seinem Privatsiegel und klingelte. „Marcussen, geben Sie Christensen's Boten diesen Brief."

Darauf nahm er die 250 Kronen, zählte sie und legte sie sorgfältig in sein eigenes Portemonnaie. Er lächelte, ja er lachte beim Gedanken an den vorsichtigen Christensen, welcher die Actien al pari verkaufte; jetzt hatte er in einer halben Stunde 250 Kronen an denselben Papieren verdient. Ach ja — Carsten Lövdahl konnte es schon mit ihnen Allen aufnehmen, wenn er nur wollte!

Ruhig und zufrieden ließ er seine Augen rings durch das Zimmer gleiten, von den Fenstern, gegen welche der Regen vom zerzausten Garten her schlug, bis zur Göttin des Glücks, die ihm zulächelte und halb schwebend den Kranz reichte.

In diesem Augenblick hörte er rasche Tritte die Wendeltreppe herabstürzen; er erhob sich voll Angst und Spannung; Abraham kam hereingefahren, das bleiche Antlitz von Gemüthsbewegung verstört, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter, ohne daß er es merkte; er warf sich seinem Vater in die Arme: „Ein Sohn, Vater! — Alles glücklich und wohl überstanden! — ein großer prächtiger Junge!"

„Gratulire — mein Sohn — gratulire von Herzen — Gott sei gelobt!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Karl Hillebrand.

(Geb. zu Gießen am 17. September 1829, gest. zu Florenz am 18. October 1884.)

Nur von dem Menschen zu sprechen, von dem, was er war, was er vermochte und was er vollbracht hat, wie er den Freunden vor Augen stand, wie er dem aufmerksamen und verstehenden Leser nahe trat, ist mein Vorsatz. Eingehend seine Schriften zu würdigen, wäre eine Aufgabe, der ich, wenn überhaupt, am wenigsten in diesem Moment mich gewachsen fühlen könnte, wo das Bedürfniß nach besänftigenden Worten des Abschieds kaum Zeit genug zu einem raschen Ueberblick gewährt. Besser Berufene werden sich der lohnenden Arbeit unterziehen, das Andenken des in seiner Art einzigen Mannes zu ehren und die wißbegierige Welt über die Schätze zu belehren, die er ihr hinterlassen hat. Sie wird nicht leicht sein, diese Aufgabe. Denn wer sie lösen will, wird an Vielseitigkeit in Studium und Leben an ihn herantragen müssen, an ihn, der grade darin von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen worden ist. Wird schon selten genug die Gelehrsamkeit eines Einzigen die ältere, neue und neueste Literatur der vier großen Kulturnationen Europa's beherrschen, so dürfte sich kaum ein Zweiter finden, der so wie er neben der Arbeit der Studirstube, die er mit ganzer Seele betrieb, sich zugleich im fließenden Leben aller vier Nationen persönlich mitbewegt, dasselbe in seinen Tiefen ergründet hat. Diese doppelte Universalität ist das Charakteristische an Hillebrand. Und während Eines am Andern, Wissen und Leben, sich fortwährend ergänzt und durchdringt, steigt aus den gesammelten Thatsachen, vom philosophischen Geist, durch den sie hindurchgehen, geläutert und beleuchtet, eine endlos perlende Fülle fein und farbenreicher glänzender Urtheile empor — über alles Menschliche, vom Kleinsten bis zum Größten.

Leider kann ich nicht aus eigner Beobachtung schildern, wie von Anbeginn dies erstaunliche Resultat sich aus dem Zusammentreffen persönlicher Anlagen und Schicksale herausgebildet hat. Als ich ihn vor nunmehr achtzehn Jahren kennen lernte, war er schon ein fertiger Mann, über die Hälfte der Dreißiger hinaus, sicheren Schrittes die Bahn einherschreitend.

Streift man auch nur obenhin die Gebiete, die sein Geist in zwanzig Jahren (von 1860 bis 1881, dem Ausbruch der Krankheit) durchwandelt und durchforscht hat, so steht man geblendet vor dieser Mannigfaltigkeit des Erlernten, Erlebten und Verarbeiteten. Welch' eine Reihe, von jener ersten lateinisch geschriebenen Pariser Doctorthese, einer Parallele zwischen Dante, Milton und Klopstock (1860), bis zu dem letzten Beitrag in der „Rundschau" vom März 1884: „Vom alten und neuen Roman", in welchem die zitternde Hand noch so viele neue Gedanken in die Welt hinaus sandte, als der Tod schon die feine ausstreckte, ihr die nimmer rastende Feder zu entwinden! Man darf wohl, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten: nur bei einem Deutschen war solche Universalität möglich, zu

Digitized by Google

welcher neben dem Talent der Vielsprachigkeit, das ja z. B. auch die Slawen besitzen, die specifische Fähigkeit des speculativen Denkens und des Einlebens in fremde Nationalitäten gehört.

Hillebrand verweilte in Gesprächen selten bei seiner eignen Vergangenheit. Er war beständig zu sehr von dem neu sich Bietenden und allgemein Interessanten erfaßt, um sich an Persönlichem überhaupt, und gar an dem, was Persönliches hinter ihm lag, aufzuhalten. Es kam noch etwas hinzu, seine Mittheilsamkeit über die Jugendjahre zu dämpfen. Der reife Mann erinnerte sich ungern an die „Jugendeselei" seiner revolutionären Anfänge; er wich jeder Versuchung aus, zu erzählen, wie er als neunzehnjähriger Student von Gießen aus mit den Freischaaren nach Baden gelaufen, und auf welche abenteuerliche Weise er aus den Kasematten der Festung Rastadt entkommen war. Aber da es mir doch geglückt ist, von dieser, um seiner und der Mithandelnden willen interessanten, Episode einige Kenntniß zu erlangen, so wird es, denke ich, seinen Schatten nicht erzürnen, wenn ich sie nach meinen sicheren Angaben erzähle. Er war bei der Capitulation von Rastadt mit Corvin's Truppen gefangen worden. Als die Nachricht nach Gießen kam, beschloß seine ältere Schwester Marie, die ihn überlebt und die unter den insgesammt begabten Geschwistern am nächsten an ihn heranreicht, ihn zu retten. Sie machte sich mit Briefen ihres Vaters auf nach Darmstadt, wo der Märzminister Jaup sie mit Empfehlungen an seine Karlsruher Collegen versah. Zwar ward sie gut aufgenommen, aber Trost fand sie nicht. Der Bruder sei unrettbar dem Kriegsgericht verfallen. Sie ließ sich nicht abschrecken, wanderte, auf sich allein gestellt, nach Rastadt; dort wußte sie es fertig zu bringen, daß sie mit einem Trupp Soldaten in das Innere des Kasemattenraumes gelangte, in dessen Hof der Bruder mit anderen Gefangenen gerade sich ergehen durfte. Erkennungs- und Umarmungsscene. Der wachhabende Officier fährt sie barsch an, sie stellt sich geistesverwirrt; er erkennt alsbald, daß ein Wesen von ungewöhnlicher Art vor ihm stehe, behandelt sie gut; doch läßt auch er keine Hoffnung, daß der Bruder dem Erschossenwerden entgehen könne. Nun weiß sie es anzufangen, als Gehilfin bei der Verwalterin des Gefängnisses anzukommen, und in dieser Stellung schafft sie Mittel und Wege zur Flucht. Zunächst gelang es, ihn als krank ins Spital zu bringen, von wo aus das Entrinnen leichter zu bewerkstelligen war. Hillebrand, ein ausgezeichneter Turner, sollte mit einigen Mitgefangenen den Ausweg durch die Kloaken nehmen. Aber unterwegs packt ihn die Sticklust, er wird ohnmächtig, und, damit an der Romantik nichts fehle, trägt ihn einer der Gefährten, ein französischer Freischärler, dem er selbst in einem Gefecht das Leben gerettet, auf seinen Schultern hinaus ins Freie. Sie kommen an den Rhein, badische Dragoner setzen ihnen nach, die Kugeln pfeifen ihnen um die Ohren. Da erbarmt sich eine gute Seele drüben am französischen Ufer; ein Kahn kommt herbei, und sie sind gerettet! Die Schwester folgte nach Straßburg, brachte ihn nach Paris, wo sie früher schon gewesen. Auf Hilfe von Hause konnte er für seinen Lebensunterhalt nicht rechnen, und so bewarb er sich um den Dienst eines Secretärs bei Heine. Auch über diesen Abschnitt seines Lebens sprach er weder oft, noch gerne. Demüthigte ihn die Erinnerung an die revolutionäre Schwärmerei, so nicht minder die an die „Dummheit", daß er aus seinem Verkehr mit Heine nicht mehr beobachtet und aufgezeichnet habe. Selbst als ich ihn mit Madame Jaubert, der Freundin der letzten Jahre Heine's, zusammenbrachte, wollte er nicht aufthauen. Denke man nicht, falscher Stolz habe hier zu Grunde gelegen; er war durch und durch bescheiden. Wie manchmal sagte er im ernsten Zwiegespräch: zu den Gelehrten rechne er sich nicht, ihm fehle die systematische Schulung. Das Wenige, was er aus jener Zeit — im Ganzen neun Monate — in die Oeffentlichkeit bringen wollte, hat er in dem kurzen Brief an Prof. Hüffer in Bonn, der dessen interessanter Schrift über den Dichter einverleibt ist, erzählt. Ich darf hier darauf verweisen. Die mütterliche Schwester befürchtete von dem Pariser Aufenthalt allerhand Schädliches für den damals heißblütigen Bruder und bestimmte ihn, nach Bordeaux zu gehen. In dieser Stadt der legitimistischen Gesinnung und des Seeverkehrs mit England legte der Jüng-

Digitized by Google

...rmen des Seins und Denkens, in welche der Mann
... und lernend bereitete er sich hier auf den künftigen
...Familien gut aufgenommen, u. A. auch im Hause einer
...die durch Verwandtschaft mit Gießen zusammenhing. Die
...Jahren die hingebende und ebenbürtige Gattin werden, die

...r und vortrefflicher Mann, wandte zuerst als hoher Beamter
...r des Unterrichts dem jungen Deutschen sein Wohlwollen zu.
...Militärschule von St. Cyr gewährte ihm Gelegenheit, seine
Erne... ...vollenden und die vorschriftsmäßigen Prüfungen bis zum Docteur
ès lettres ...n.

Seine erste große Arbeit erschien im Jahre 1862. Sie sollte für ihn selbst wie für die historische und linguistische Kritik eine tief eingreifende Bedeutung erlangen. Viel Verdruß und viel Mühe ist ihm daraus erwachsen, aber ohne mir nur entfernt ein sachliches Urtheil über die Materie selbst zuzutrauen, darf ich auf Grund der auch dem Laien erkennbaren Thatsachen getrost behaupten, daß er mit seinem ersten Griff in dieses Gebiet so schwieriger Probleme ein tiefes Verständniß bewährt und schließlich aus allen Anfechtungen mit Ruhm hervorgegangen ist. Es handelt sich um die Chronik des Dino Compagni, eines Zeitgenossen Dante's, welche zum ersten Male im Jahre 1726 von Muratori gedruckt worden und seitdem zu hohem Ansehen gelangt war. In seinem Buch „Dino Compagni. Etude historique et littéraire sur l'époque du Dante (Paris, Durand 1862)", wollte Hillebrand nicht sowohl diesen Chronisten allein als die ganze für die Entwicklung der italienischen Sprache so entscheidende Epoche behandeln. Das Werk umfaßt über 400 Seiten in eng gedrucktem Großoctav. An der Echtheit der Chronik war mit einer einzigen Ausnahme nie ein Zweifel geäußert worden. Im Jahre 1858 hatte nämlich Pietro Fanfani solche Bedenken in einer Zeitschrift aufgeworfen, und sie wären, wie Dr. Otto Hartwig in Halle (Revue historique, tome XVII) sagt, unbemerkt vorübergegangen, wenn nicht Hillebrand selbst in einem Anhang seines Buches sie hervorgehoben und widerlegt hätte. Seitdem und gerade dadurch ist der Streit über die Frage, ob nicht die Chronik jenes Consuls der Seidenzunft von Florenz (1280—1320) das Werk eines Fälschers sei, nicht mehr zur Ruhe gekommen. Abhandlungen ohne Zahl und viele dicke Bände sind in diesen zwanzig Jahren darüber geschrieben worden. Unsere gelehrten Landsleute, deren Fleiß und Scharfsinn so viel Reiz darin findet zu „retten", was für schlecht oder falsch und zu vernichten, was für gut oder echt gilt, haben selbstverständlich keinen geringen Antheil an diesem Streit genommen. Ein ausgezeichneter deutscher Forscher, Professor Scheffer-Boichorst, hatte den Reigen der Angreifer eröffnet (Historische Zeitschrift, XXIV); der Vertheidigung kam zuletzt mit gewaltiger Macht ein bändereiches Werk des Professors Del Lungo in Florenz zu Hilfe, welcher eine neue Ausgabe der Chronik mit einer ungeheuren Ansammlung gelehrten Materials über die Frage herausgab. Del Lungo stellt sich, wie die Akademie der Crusca, ganz entschieden auf die Seite Hillebrand's. Dieser selbst war, als die ersten Anfechtungen auftauchten, wie natürlich, von seinen Neidern als das Opfer einer oberflächlichen Täuschung verspottet worden. Die „Entremangerie professorale", ein Wort, das schon etliche hundert Jahre alt ist, verräth, daß die Gewohnheit nicht ausschließlich den Deutschen zukommt. Hillebrand ließ sich nie irre machen und hat auch auf den Rest von Zweifeln, die Del Lungo fest hielt, noch eine treffende Antwort gegeben. Auf jeden Fall steht thatsächlich fest, daß im Laufe der Zeit die Mehrheit der gelehrten Kritiker in der Hauptsache die Echtheit der Chronik wieder anerkannt hat, und daß der Streit sicherlich nicht zu Hillebrand's Nachtheil ausgegangen ist. Das sagt, denke ich, genug für die Erstlingsarbeit des damals kaum über die Dreißig zählenden Gelehrten.

Im Jahre darauf hatte die Academie von Bordeaux eine Preisfrage ausgeschrieben: „Quels étaient l'état des mœurs et la disposition des esprits aux époques, où brilla la bonne comédie? — Des éléments analogues existent-ils aujourd'hui en

Digitized by Google

France?" Erst zwei Monate vor dem anberaumten Bewerbungstermine — so berichtet Hillebrand in seiner Vorrede — bekam er Kunde von dieser Ausschreibung, als er gerade im Begriff war nach Deutschland zu reisen. Dennoch gewann er den Preis. Die Schrift ist 1863 bei Durand in Paris erschienen.

Kannte ich Hillebrand in dieser ersten Periode nicht, so hatte mich der Zufall mit dem Hause, in dem er aufgewachsen war, in Berührung gebracht. Der Vater war mir an der Gießener Universität ein lieber und verehrter Lehrer gewesen. Seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur, von welcher der Sohn Mitte der siebziger Jahre eine dritte Ausgabe besorgte, ist noch heute ein weit bekanntes und hochgeschätztes Werk.

Papa Hillebrand, aus dem Hildesheimschen stammend, ursprünglich zum katholischen Theologen bestimmt und nach Empfang der ersten Weihe zum Protestantismus übergetreten, war ein deutscher Professor von der besten Art, ganz in seinem Beruf aufgehend und des Lehramts wie eines frommen Priesterthums waltend, ohne zu ahnen, wie wenig der Troß der akademischen Jugend, welche die „Zwangscollegien" Logik und Psychologie zu hören kam, sich für das interessirte, was er in heiligem Ernst, aber allerdings auch im echten Kauderwelsch der damals blühenden Schelling-Hegelschen Terminologie ihr vortrug. Seine „schlechthinige An- und Fürsichlichkeit" ist kein Geschöpf der mythenbildenden Schülertradition, sondern leibhaftig in unsere Hefte übergegangen. Daß er eigentlich ein Eklektiker war, kam denen, die seine Belehrung ernst nahmen, zu Statten. Seine breitere Wirkung lag auf dem literarischen Gebiet, in dem er — und das wollte nicht wenig heißen — selbst den Gießener Bruder Studio zur Andacht brachte. Er war Goetheverehrer und — die Wahrheit zu sagen — Schillerverächter. Das ist besonders bemerkenswerth für die Geistesverwandtschaft zwischen Vater und Sohn, die auch im Grundzug der Liebenswürdigkeit einander vollkommen ähnlich waren. Die gesammte Familienatmosphäre war von echter Humanität und natürlicher Vornehmheit durchweht. Auch die anderen Geschwister beiderlei Geschlechts erhoben sich alle über das Maß der Gewöhnlichkeit und der Vater hat sich in der Reactionszeit der fünfziger Jahre eine politisch würdevolle Stellung in dem Dalwigkschen Hessen-Darmstadt zu bewahren gewußt. Das Alles stand noch in lebhafter Erinnerung mir vor der Seele, als ich im Jahre 1866 den Namen Karl Hillebrand im Journal des Débats wiederfand. Es gab damals nächst der Revue des deux mondes keinen höheren publicistisch-literarischen Adelsbrief und keine gewissere Notorietät als die Mitarbeit auf der dritten Seite der Débats. Was mich besonders zu meinem Landsmann hinzog war der Drang, in dem wir uns begegneten: den Franzosen eine vernünftige Auffassung von der großen Wendung der Dinge in Deutschland beizubringen. Aus der Reihe von Artikeln, welche Hillebrand für das Journal verfaßte, ist das im Jahre 1867 bei Germer Bailliere erschienene Buch La Prusse contemporaine hervorgegangen. Man konnte damals noch, trotz der Verstimmung, welche Sadowa zurückgelassen hatte, für Preußens Beruf und für die Herstellung des deutschen Einheitsstaates Propaganda machen, ohne in der Gesellschaft minder gut aufgenommen zu werden, die bis zu dem für ihr Ueberlegenheitsgefühl so verhängnißvoll gewordenen Krieg jedem Fremden nicht bloß liebenswürdig, sondern auf allen Wegen fördernd entgegenkam. Insbesondere bei der jüngeren linguistischen und historischen Schule, die sich von deutscher Wissenschaft genährt hatte, fand der Deutsche warme Aufnahme. Seit 1863 war Hillebrand Professor der romanischen Literatur an der Fakultät von Douai. In eben jenem Jahre 1866, welches uns ins Ausland verschlagenen Deutschen die Erfüllung vieler lang gehegten Wünsche versprach und uns zur Mitarbeit an der Neugestaltung der heimischen Dinge anspornte, hatte der Professor der alten Literatur die Geduld verloren, in der Provinzialstadt Douai zu sitzen. Während er der Form nach da wohnhaft blieb, siedelte er in Wirklichkeit nach Paris über und fuhr ein oder zwei Mal die Woche hinüber, seinen Studenten die Vorlesung zu halten.

Digitized by Google

Als ich ihn zum ersten Male in seinem Hôtel garni der rue des Saints-Pères aufsuchte, fand ich einen in seinem ganzen äußeren Wesen mit behaglicher und natürlicher Weltmannseleganz auftretenden jungen Mann. Nicht die leiseste Spur mehr von der Herkunft aus dem — zu meiner Zeit wenigstens — unsäglich armseligen Universitätsstädtlein. Nur Eines war geblieben, der, allerdings etwas gemilderte, Dialect der heimathlichen Gefilde, welcher, wie ich an mir selbst gewahr werde, dem in fremdes Sprachgebiet gerathenen Deutschen besonders zähe anhaftet.

Bekanntlich ist ein literarischer Name seit länger als hundert Jahren in Paris der beste Paß in die gute Gesellschaft, und wenn auch, wie in allen socialen Aeußerlichkeiten, die Eitelkeit der Hausherren dabei mitspielt, so bleibt immer für den Geist der Menschen bezeichnend, auf was ihre Eitelkeit sich richtet. Bei uns haben es die hervorragenden Musiker in der Gunst der Gesellschaft viel weiter gebracht als die Schriftsteller, und letzteren zum wenigsten sind noch immer die Excellenzen über, so viele es deren auch gibt.

Hillebrand war mit allen Mitteln ausgerüstet, um von seinem Vorrecht ausgibigen Gebrauch zu machen. Seine äußere Erscheinung war hübsch und einnehmend im besten Sinn des Wortes; dazu ein sanftes wohlthuendes Organ, anmuthige Bewegungen, sichere Formen; dennoch durchaus nichts vom schönen oder eleganten Mann von Profession; nur der Gelehrte vom besten Tone. Die Welt der politischen und literarischen Intelligenz versammelte sich damals besonders in dem Salon der Me. de Peyronnet, einer geborenen Engländerin, Schwiegertochter des letzten Ministers Karl's X., und selbst ausgezeichneten politischen Schriftstellerin, die unter dem Namen Horace de la Gardie Satiren gegen das kaiserliche Regiment schrieb. In diesem Salon traf Hillebrand mit einem anderen hochbegabten, gleichfalls in die französische Literatur hineingewachsenen und seitdem Deutschland wiedergewonnenen Landsmann, mit Rudolf Lindau, zusammen. Beide waren hier Stammgäste. Damals hauptsächlich legte er den Grund zu seiner unendlich ausgebreiteten Bekanntschaft mit hervorragenden Männern und Frauen Europa's, die ihn in den Stand setzte, jene vergleichende Wissenschaft von den socialen Verhältnissen der großen Culturvölker zu schaffen, welche vielleicht den hervorstechendsten Bestandtheil seiner Werke ausmacht. Es war ganz natürlich, daß sein äußeres Auftreten die glücklichste Verschmelzung der Studirstube mit dem Salon versinnlichte, denn eine geradezu unglaubliche Leichtigkeit des Aufnehmens und Producirens machte es ihm möglich, neben einer bewegten und stets gut aufgelegten Theilnahme an der Geselligkeit ungemessenes Material für seine schriftstellerische Arbeit zusammenzutragen und zu verwerthen. Wie er selbst bekennt, hatte er sich bis zum Ausbruch des österreichisch-preußischen Kriegs von der Politik fern gehalten. Erst dieses große Ereigniß entzündete in ihm, dem in Frankreich Einheimischen — er war naturalisirt — das heiße Begehren, durch Aufklärung über Preußen und Deutschland den so tief beklagenswerthen Bruch zwischen den beiden Nationen verhüten zu helfen. Aber es sind höchstens die kleinen Fehler, denen durch Belehrung vorgebeugt werden kann. Die großen liegen so tief in der Natur der Menschen, daß sie gemacht *werden müssen*, und es ist schon ein seltenes Glück, wenn sie hinterher die Erkenntniß zurücklassen, daß sie Fehler waren.

Die „Prusse contemporaine" gibt auf etwa 300 eng gedruckten Seiten eine Schilderung der Ereignisse, welcher ein kurzes Staatshandbuch über Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege, Finanz-, Kirchen- und Heerwesen, landwirthschaftliche, commerzielle und gewerbliche Zustände der preußischen Monarchie angehängt ist. Sie fand soviel Aufmerksamkeit wie in Frankreich etwas fremde Zustände Behandelndes finden kann.

War die Schrift des Jahres 1867 der Belehrung Frankreichs über Deutschland zu Gunsten der Deutschen bestimmt, so gehörte die des folgenden Jahres der Reihe jener Werke an, welche bis auf den heutigen Tag — siehe Père Didon — sich zur Aufgabe setzen, das französische Unterrichtswesen mit dem Hinweis auf die Organisation der deutschen Universitäten zu reformiren. Die Abhandlung „De la Reforme de l'Enseignement supérieur" (1868 Germer Baillère) war das Ergebniß einer Reise, die

Digitized by Google

Hillebrand im Auftrage Duruy's unternommen hatte. Sie gibt in ihrem ersten Theil eine Schilderung der deutschen akademischen Einrichtungen, um in ihrem zweiten Vorschläge zur Verbesserung der französischen darauf zu begründen. Das Jahr 1868 kehrt zu den Arbeiten zurück, in welchen der Dino Compagni wurzelt und welchen ein mehrmals wiederholter Aufenthalt in Florenz gewidmet war. Daraus ging ein neuer Band „Études Italiennes“ (von 400 Seiten bei Franck 1868) hervor. Er umfaßte Studien über die ältere epische Poesie Italiens, die göttliche Komödie, die Mysterien, das Zeitalter Lorenzo's von Medici, Savonarola, Arioſt und Macchiavell. Das folgende Jahr gehörte wieder deutschen Studien an, aber nicht politischer Art. In der Revue des deux mondes sollte eine Reihe von Aufsätzen die Berliner Gesellschaft zu Rahel's Zeiten schildern. Nach seiner Art hatte Hillebrand die Fäden weit ausgesponnen und sinnreich ineinander gewebt. Da wir gerade in jenem Jahre viel zusammen verkehrten und die im Gange befindliche Arbeit natürlich den Stoff des Gesprächs lieferte, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie außerordentlich tief und breit die Fundamente angelegt waren, auf welchen hernach das so schlank und durchsichtig emporsteigende Gebäude errichtet werden sollte. Daher kommt es, daß seine Schriften im eminentesten Sinn anregend wirken, nicht bloß nämlich kraft der von überall her andringenden Gedankenvorstöße, sondern noch mehr kraft des fortwährenden einschießenden geschichtlichen und literarischen Materials. Wer nach Analogien zu Hillebrand's Vielseitigkeit und Denkselbständigkeit — ich sage hier noch nicht Neigung zum Paradoxen — sucht, wird nicht umhin können, auch auf Carlyle zu gerathen. Aber neben manchem Zutreffenden, wie viel Verschiedenes! Das mürrische Staccato der Carlyle'schen Ausbrüche, welche ihre Anspielungen auf zahllose Thatsachen wie Steingerölle herunterschleudern, setzt Alles als bekannt voraus und läßt nicht zu Athem kommen. Die Facetten der Hillebrand'schen Darstellung setzen immer und immer wieder neue Figuren ins Licht, erwecken nicht bloß die Lust, sondern zeigen auch den Weg, die Belehrung zu vervollständigen.

Der Gesammttitel dieser Publicationen lautet: De la société de Berlin de 1789 à 1815, d'après des correspondances et des mémoires du temps publiés de 1859 à 1869. Das erste Capitel (in der Revue vom 15. März 1870) trägt die Ueberschrift: Le monde israélite et les idées nouvelles; es ist der eingehenden Schilderung jener Gesellschaftskreise gewidmet, in welchen damals die neue Generation der Philosophen und der künftigen Romantiker sich um Henriette Herz versammelte, vorau Schleiermacher und die Schlegel. Das zweite Capitel, mit der Ueberschrift: Les Originaux — mit Rahel als Mittelpunkt — erschien Ende April. In die Fortsetzung schlug der Krieg hinein. Trotz und während desselben erschien das dritte Capitel im Novemberheft. Es nannte sich: Le reveil d'une nation. An diesen Stoff knüpft eine Note der Redaction in bezeichnender Weise an. Ohne Zweifel um sich zu entschuldigen, daß sie wage, die Arbeit eines Deutschen über Preußen zu bringen, will die Redaction an dieser Schilderung des Befreiungskriegs die Franzosen belehren, wie sie sich jetzt gegen die deutsche Invasion zur Wehre zu setzen haben. Eine weitere Fortsetzung erschien nicht. Bulog unterdrückte etwa dreiviertheil des Manuscripts. Hillebrand hat nachträglich das Material zu einem Buch von etwa 200 Seiten verarbeitet, welches englisch erscheinen sollte. Seine Krankheit verhinderte auch diese Ausführung. Er war der Ansicht, für Deutschland liege hier zu viel Bekanntes vor. Ich theile dieselbe nicht und möchte befürworten, daß uns das Buch nicht vorenthalten werde. — Vorübergehend sei noch bemerkt, daß im Jahr 1869 die Revue von ihm bereits eine Besprechung von Bergenroth's bekannter Arbeit über das Archiv von Simancas und dessen Aufschlüsse über das Schicksal der Mutter Karl's V. gebracht hatte, einer Arbeit, die seitdem ähnlichen Zweifeln begegnet ist wie Hillebrand's Dino Compagni, ob mit mehr Recht, vermag ich nicht zu sagen.

Bei Ausbruch des Krieges legte Hillebrand sein Amt nieder und schickte sich an, den französischen Boden zu verlassen. Eben nach dem Eintreffen der ersten Kunde von den Niederlagen der französischen Armee hatte er den Eisenbahnwagen in Lille be-

Digitized by Google

stiegen und war im Begriff, über Calais nach England zu reisen, als ihm im letzten Augenblick einfiel, daß er vergessen hatte, einen nach Darmstadt adressirten Brief in den Postkasten zu werfen. Arglos reichte er denselben einem Beamten des Bahnhofes zur Beförderung aus dem Wagen. Aber schon nach wenigen Minuten kam ein Trupp Menschen von Polizisten begleitet heran und verlangte stürmisch nach dem „Spion", der so eben einen verrätherischen Brief an die Preußen abzusenden versucht habe. Vergeblich berief sich der von dem benachbarten Douai her auch in Lille Bekannte auf die höchsten Beamten des Ortes; der immer mehr anwachsende rasende Haufe bestand darauf, daß man ihn dingfest mache. Man zwang ihn auszusteigen, und er sollte in Haft gebracht werden. Aber das war das Wenigste. Die Aufgabe war, unter dem Schutz der Polizei den Weg nach der Präfectur zurückzulegen, ohne vom Haufen in Stücke zerrissen zu werden. Der Wagen, in den man ihn setzte, ward auf dem ganzen Weg umringt und bedroht, und die Wachhabenden, die zu seiner eigenen Sicherheit miteingestiegen waren, wußten nicht Rath, wie sie ihn lebendig zwischen dem Wagenschlag und der Hausthüre durchbringen sollten. Ein kühner Sprung allein konnte ihn retten; nur mit knapper Noth gelang er, nachdem in dem secundenlangen Kampf um die freie Bahn ihm die Kleider vom Leibe gerissen worden waren. Der Präfect benahm sich wacker, hielt vom Fenster herab eine fulminante Ansprache an die Menge, und ließ, nachdem er sie beruhigt, ihn am Abend auf sicheren Wegen an sein Ziel bringen.

Als er mir beim ersten Wiedersehen im Sommer 1871 das schauerliche Erlebniß ausführlich erzählte, ließ er kaum ein Wort der Entrüstung einfließen. Er sah auf die häßliche Episode wie auf ein Elementarereigniß herab. Und er hatte wohl Recht. Je länger und unbefangener man die Collectivwesen beobachtet, desto vorsichtiger wird man in der Vertheilung zwischen Licht und Schatten nach verschiedenen Seiten, und man hütet sich von der einen Menge zu sagen, daß sie des Bösen oder auch des Guten unfähig sei, welches die Umstände — denn diese sind es — der anderen entlockt haben. Die schöne, beneidenswerthe Unbefangenheit, welche Hillebrand in seinen vertraulichen Gesprächen über die ihm zugestoßenen Unbilden bewährt hatte, sollte er demnächst in einer bedeutsamen Weise vor aller Welt an den Tag legen.

Bald nach dem Krieg (1872) hielt er mit seinem Buch „Frankreich und die Franzosen" seinen Einzug in die deutsche Literatur, um sich in raschem Lauf eine wohlverdiente hohe Stellung zu erobern. Die sechs Bände „Zeiten, Völker und Menschen", welche in dem Jahrzehnt von 1872—1882 (Berlin, Robert Oppenheim) zum Theil aus einzeln veröffentlichten Abhandlungen gesammelt, zum Theil ganz Neues bringend erschienen, haben ihrem Verfasser den Dank von tausend und abertausend seiner wißbegierigen Landsleute eingetragen und ihm einen dauernden Platz in ihrem Andenken gesichert. Wie viel Belehrung und Anregung, wie viel genußreiche Stunden sind aus diesem ewig quellenden Born geschöpft worden! Hier liegen Schätze des Wissens und Denkens angehäuft, an welchen noch ein Menschenalter sich ergötzen und bereichern kann; und, wenn schon der Lebende sich Aufmerksamkeit und Zutrauen in reichem Maße zu erwerben gewußt hat: der Tod, der große Meister, welcher zwischen Vergänglichem und Dauerndem die Wage hält, das Eine der Vergessenheit überliefert, das Andere erst recht zu neuem Leben erweckt, wird gerechter Weise hier seines Amtes walten. „Die Zeiten, Völker und Menschen" Karl Hillebrand's werden ein Bestandtheil und eine Zierde wohlangelegter Hausbibliotheken werden. Freilich hätten viele Hausväter erst aus diesem Schatzkästlein unter anderem auch zu lernen, wie sehr der deutsche — Edelmann und Bürger — in der Pflege solchen Bücherbesitzthums hinter seinen Nachbarn im Westen zurückgeblieben ist.

„Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts", welches den ersten der sechs Bände ausmacht, ist ohne Zweifel das bei Weitem am meisten gelesene von Hillebrand's in deutscher Sprache verfaßten Büchern. In diesen unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren mußte ein solches Buch doppelt willkommen sein. Wenn irgend eine, so war diese Feder berufen, über das Wie und

Digitized by Google

Warum der erlebten Wunder letzte Aufschlüsse zu geben, wenn es nicht an sich eine Illusion wäre, ein letztes Wort über irgend etwas und gar über Wunderthaten zu erwarten. Bedurfte es doch kaum eines so außerordentlichen Anlasses, um deutsche Leser für Belehrung über französische Zustände empfänglich zu machen. Sie sind es von jeher gewesen, und sind es noch heute trotz Allem, trotzdem sie so viel Wichtigeres bei sich selbst zu beobachten hätten, trotzdem die Physiognomie der französischen Politik, Literatur und Gesellschaft seit dem Krieg an sich weniger anziehend geworden ist. Neues aus Frankreich hat noch immer für sie etwas von jenem Reiz, den es einst auf unsere großen Herren ausübte, als sie sich ihre Privatzeitungsschreiber in Paris hielten, damit ihnen kein galantes Abenteuer, kein Bonmot und kein Quatrain entgehen könne.

Auch die anderen Nationen entziehen sich diesem Reiz nicht, und das Phänomen erklärt sich vielleicht zum Theil dadurch, daß ein Volk, welches in allen Lebenslagen, glücklichen wie unglücklichen — man erlaube den trivialen aber allein zutreffenden Ausdruck — sich amüsirt, auch für die Anderen amüsant bleibt. Für die Deutschen hatte das Buch noch den besonderen Reiz, daß es von selbst sich zu einer Parallele zwischen dem Charakter, den Institutionen, Sitten und Gebräuchen der beiden Völker gestaltete. Hillebrand gibt seinen Urtheilen ein so scharfes Gepräge, daß sich schwerlich ein mit den von ihm behandelten Materien vertrauter Leser finden möchte, der ihm in Allem und Jedem zustimmte; aber kein Unbefangener wird ihm bestreiten, daß es ihm mit der Objectivität höchster Ernst ist. Wenn etwas ihn kennzeichnet, so ist es das tief innerliche Bestreben, alle Bande vorgefaßter Meinung zu zerreißen. Aber es ist so schwer, dieses Bestreben mit dem nach abschließenden Resultaten zu vereinigen, daß man auch ihm schwerlich die Palme des Siegers wird überreichen können. Nur Eines möchte ich hinzusetzen: er hat sich gerade in dieser Arbeit am meisten angelegen sein lassen, das Gute auf beiden Seiten hervorzuheben. Natürlich hat das nicht gehindert, daß ihm von beiden Seiten auch das Gegentheil zur Last gelegt worden ist. In seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe wendet er sich gegen diejenigen Deutschen, die ihn, ganz gewiß ohne Grund, angeklagt haben, seinen Landsleuten nicht gerecht geworden zu sein. Von den Franzosen sagt er, daß sie bezeichnender Weise das Buch nirgends besprochen hätten. Ich glaube, das wäre kein schlechtes Zeichen gewesen. Denn hätten sie ihm Einseitigkeit vorwerfen können, so würden sie, wie seit dem Kriege üblich, sich gewiß mit Anklagen der Undankbarkeit gütlich gethan haben.

Was mir von mündlichen Auslassungen über dieses Buch mittelbar zukam, zeugte nicht eben von Wohlwollen, hatte aber schon deshalb keine Bedeutung, weil es gar nicht auf Kenntniß der Schrift selbst beruhte und lediglich dem Bedürfniß entsprang, alles Deutsche zu verurtheilen. Man meinte, es passe sich für den ehemaligen Professor an einer französischen Fakultät überhaupt nicht, ein auch selbst unparteiisches Buch über den Conflict der beiden Nationen zu schreiben. Uebrigens muß ich der Wahrheit zur Steuer hinzufügen, daß die „Revue critique“ vom 10. October 1874 eine sehr eingehende und ganz wohlwollende Besprechung aus der Feder Gabriel Monod's, des vortrefflichen Gelehrten und angesehenen Herausgebers der „Revue historique“ brachte, welcher selbst nach dem Kriege eine sehr interessante und rein menschlicher Erwägung gewidmete Schrift: „Français et allemands pendant la guerre“ veröffentlicht hat. Auch sind diejenigen Franzosen, die sich gleich ihm ein freies Urtheil bewahrt haben, unter den Höchstgebildeten nach meiner Erfahrung durchaus nicht so selten, wie man aus gewissen an die Oeffentlichkeit tretenden Demonstrationen einiger Gelehrten schließen könnte.

Das Buch über Frankreich ist sowohl ins Französische, von Minoret, als ins Englische von Roscoe, letzteres sehr gut (ohne Namensnennung), übersetzt worden.

Seit den bösen Tagen von Lille hat Hillebrand den Boden von Paris nur ein- oder zweimal flüchtig auf der Durchreise berührt. In den Jahren seiner letzten Krankheit suchte er Linderung in dem geschützten Meerbusen von Arcachon nahe bei Bordeaux. Hier machte sein für solche Eindrücke sehr empfängliches Gemüth die wohl-

Digitized by Google

thuende Erfahrung, daß er von etlichen alten Freunden mit der ganzen Wärme und Dienstfertigkeit, welche zu den schönsten Eigenschaften der Nation gehören, aufgenommen ward. Seine Häuslichkeit verlegte er Anfangs der siebenziger Jahre nach Florenz. Wohl hätte es gelingen können, ihn bald nach dem Kriege für Deutschland zu gewinnen. Als man später ihm mehrfach Professuren anbot, war die Thatsache seiner Ansiedelung in Florenz schon vollzogen. Er hing von lange her durch viele Fasern seines Lebens und Strebens mit der wundersamen Stadt zusammen und hat den Entschluß auch nie bereut. In die Schablone irgend einer amtlichen Stellung wäre seine über alles Zünftige weit hinaus gewachsene Existenz- und Empfindungsweise nicht mehr hineinzubringen gewesen, und für die Freibeweglichkeit seiner Stndien am lebendigen Leib der Völker war es ein Glück, daß er sich in keine Pflicht, und wäre sie auch eine leichte und ehrenvolle gewesen, spannen ließ. Der Sommer gehörte den Reisen nach England und Deutschland oder in abgelegene Gebirgsasyle der Schweiz, deren Name behufs Vertheidigung der ungestörten Arbeitsmuße nur den Wenigsten anvertraut ward. So entstanden in diesen Jahren neben zahllosen einzelnen Abhandlungen die folgenden fünf Bände des genannten Sammelwerks.

Der zweite Band trägt den allgemeinen Titel: „Wälsches und Deutsches". Von italienischen Stoffen sind darin behandelt: Petrarca — Lorenzo di Medici — die Borgia — Manzoni — Guerazzi — Tommaseo — Carducci; von französischen hauptsächlich Michelet und Merimée; die deutschen Aufsätze beschäftigen sich vornehmlich mit dem Gegensatz zwischen zünftigem und unzünftigem Wissen und Schaffen. Hier findet sich z. B. der ursprünglich in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte Aufsatz über Gervinus, der zum Besten gehört, was aus Hillebraud's Feder hervorgegangen ist. Hier begegnen wir auch dem ersten Aufsatz über Schopenhauer, zu welchem Hillebraud nicht im Verhältniß eines Adepten, aber eines freien und warmen Verehrers staud. Den Denker und den Stilisten setzte er über Alles, mit dem Gegner der Gelehrtenzunft sympathisirte er lebhaft.

Der dritte Band „Aus und über England" enthält in seinem ersten Theil Briefe, die im Jahre 1873 verfaßt sind; in seinem zweiten eine Reihe von Aufsätzen (im Jahre 1874 verfaßt), die sich mit englischen Arbeiten über französische Zustände beschäftigen, und insbesondere mit den interessanten Schriften Morley's, damals Herausgebers der Fortnightly Review, über Voltaire, über Rousseau und über Diderot. Den Schluß bilden zwei Aufsätze älteren Datums über den Tom Jones und über Lawrence Sterne. Der erstere war schon 1865 in den Débats erschienen.

Der vierte Band nennt sich „Profile". Die einzelnen Abhandlungen, literargeschichtliche Biographien enthaltend, waren nach einander im Laufe des Jahres 1875 erschienen und sind hier in einem Bande vereinigt. Eine Vorrede „über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung" ist der Legitimirung solcher Zusammenstellung gewidmet, eine Mühe, welcher sich der Verfasser wohl hätte entschlagen dürfen. Gerade bei unserer Zersplitterung, welche Keinem eine Stelle bietet, von der aus er darauf rechnen kann, zu der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten zu sprechen, ist es ein wahres Bedürfniß, das Gute aus solchen Zeitschriften vor dem allzuraschen Untergang zu retten. In diesem Band sind u. A. Doudan, Daniel Stern, Thiers, Renan, Taine, Gino Capponi, Macchiavell, Rabelais, Tasso und Milton behandelt.

Der fünfte Band bezeichnet den Uebergang aus den siebenziger Jahren in die achtziger. Er führt den Titel: „Aus dem Jahrhundert der Revolution", mit Montesquieu beginnend und mit Metternich schließend. Die Schilderung Montesquieu's ist neben der später in seine Geschichtswerke hineingearbeiteten Schilderung von Thiers nach meiner Ansicht das Vollendetste, was Hillebrand als Porträtmaler geleistet hat. Hier sind mit künstlerischer Intuition und mit Meisterhand lebensvolle Bilder geschaffen, welche die bekannte Wirkung auf den Beschauenden hervorbringen, daß er sich sagt: Das muß ähnlich sein. Viele dieser wie der im sechsten Band enthaltenen Aufsätze waren vorher in der „Deutschen Rundschau" erschienen, unter anderen die

Digitized by Google

heute wieder so zeitgemäß gewordenen über „das belgische Experiment". Auch der über Settembrini's Denkwürdigkeiten ist eine Perle.

Was wäre Alles zu sagen über den Reichthum an Stoff und Kritik, die in diesen sechs Bänden aufgestapelt sind! Aber wer gönnt mir die Zeit, mich aufzuhalten? Muß ich doch erst wieder zurückgreifen in die Reihe der siebziger Jahre, um nur ganz flüchtig anzudeuten, was Alles, kaum darf ich sagen nebenher, geschafft und geschaffen wurde.

Im Jahre 1874 gründete Hillebrand die „Italia", ein Jahrbuch zur Verbindung der Geister zwischen Italien und Deutschland. Vier Bände sind davon bis 1877 erschienen (Leipzig, H. Hartung). Die einzelnen Beiträge sind theils von Deutschen deutsch geschrieben, theils aus dem italienischen Manuscript der Mitarbeiter übersetzt; daneben italienische metrische Uebertragungen deutscher Dichter, zum Schluß jedes Bandes eine umfassende Ueberschau der italienischen Politik aus der Feder des Herausgebers. Die werthvolle Publication, in welcher viele erste Namen beider Länder figurirten, mußte leider, aus leicht zu errathenden Gründen, nach dem vierten Band abbrechen. Im selben Jahr wie der erste Band „Italia" ist endlich auch ein anonym erschienener Band „Briefe eines ästhetischen Ketzers" zu verzeichnen (Berlin, R. Oppenheim). Ein Capitel über die „Museomanie", welches darin enthalten ist, sollte immer von Neuem gelesen werden.

Wie viele hätten sich mit solcher Arbeit und Leistung begnügen dürfen. Ihm aber erschien es, als ob er die Aufgabe seines Lebens erst jetzt in Angriff zu nehmen hätte. Die „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Ludwig Philipp's bis zum Falle Napoleon's III." sollte recht eigentlich das Werk seiner gereiften Kraft werden. Sie war auf fünf Bände berechnet; zwei davon sind erschienen. Sie gehören der Sammlung von Ukert und Heeren, jetzt Giesebrecht, an. Der zweite Band schließt mit der Februarrevolution. Zu dem Schmerzlichsten, was ihm die dreijährige Krankheit bereitete, gehörte die Unterbrechung dieser Arbeit und die Ahnung, daß er sie unvollendet hinterlassen werde. Den dritten Band hat er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte während der Krankheit der Vorbereitung und Ordnung des Stoffs nach vollendet; er sollte bis Ende 1852 reichen. Unter den Fachleuten, mit denen sich der Verfasser öfter schlecht vertragen hat, ist dieser rein historischen Arbeit nicht ungetheilte Anerkennung geworden; mir will scheinen, daß zwei Elemente ihr besonderen Werth verleihen: das Verständniß des Landes auf Grund so durchdringender Kenntniß und die fleißige, scharfsinnige Ausnützung einzelner Archive. Aber vielleicht haben die von diesen zwei Elementen durchsetzten Bestandtheile so viel Licht aufgesogen, daß Anderes dafür mehr im Schatten geblieben ist. Seinen berechtigten Platz in unserer Geschichtschreibung wird dem inhaltreichen Werke Niemand streitig machen.

Ich habe bis jetzt vornehmlich der französisch und deutsch geschriebenen Werke gedacht. Daneben gingen bekanntlich englische und italienische her. Die letzteren fallen der Zahl und Bedeutung nach am wenigsten ins Gewicht, bestehen aus Beiträgen in der seitdem eingegangenen Wochenschrift „Rassegna settimenale" und in der „Nuova Antologia". Eine gelehrte Gesellschaft, als Mittelpunkt für die florentinische Welt der Intelligenz, der circolo filologico, ist hauptsächlich Hillebrand's Werk.

Hat er viel mehr über Italien als in dessen Sprache geschrieben, so nimmt seine englische Schriftstellerei in dem letzten Jahrzehnt einen großen Platz unter seinen Leistungen ein. Man weiß, daß gerade seit einem Decennium die halbmonatlichen „Reviews" recht eigentlich das Geistesleben Englands beherrschen und selbst den Einfluß der größten Blätter, die „Times" nicht ausgenommen, zurückgedrängt haben, fürwahr kein schlechtes Symptom für das öffentliche Leben dieses ernsten, männlichen Volkes. Die drei Reviews, von welchen aus heutzutage die treibenden Ideen sich Bahn brechen, sind: Contemporary, Nineteenth Century und Fortnightly, und in allen diesen war Hillebrand ein gern gesehener Gast. Einen besonderen Band bilden seine „German thougts" (London, Longmann), in welchen ein Cyclus von sechs Vorlesungen, die er 1879 in der „Royal society" hielt, gesammelt ist. Auch amerikanischen Revüen war er ein

Digitized by Google

sehr beliebter Mitarbeiter, insbesondere der North American. Sie brachte u. A. eine Arbeit über Herder. Für Frankreich ist noch seiner Mitarbeiterschaft an der Revue critique zu gedenken.

Und da rede ich nicht von seinen ständischen literarisch-politischen Correspondenzen für die angesehensten Wochen- und Tagesblätter Deutschlands und Englands: Augsburger Allgemeine, Nationalzeitung, Neue freie Presse, Gegenwart, Times und Pall Mall. Die Times hatte ihm 1870 nach seiner Ankunft aus Frankreich ihre Correspondenz aus Italien übertragen. Endlich die Vorträge, die er, wie in England, auch hie und da in Deutschland, u. A. in Bremen, gehalten hat.

Am meisten an dieser riesenhaften und vielgestaltigen Productivität springt dem — wenn ich so sagen darf — weltlichen Beschauer die Merkwürdigkeit in die Augen, daß sie sich über die vier großen Sprachgebiete erstreckt, in der That ein Phänomen, für das ich selbst unter Deutschen kein zweites Beispiel anzuführen wüßte. Die Fähigkeit, vier und sogar mehr Sprachen in der Conversation und in Briefen zu handhaben, ist allerdings nicht gleich selten, namentlich beim weiblichen Geschlecht. Ich könnte ohne Besinnen an den fünf Fingern Belege dazu aus meiner eigenen Erfahrung beibringen und brauchte ein Beispiel nicht weiter zu suchen, als in Hillebrand's nächster Nähe. Aber die literarische Darstellung macht ganz andere Anforderungen, und namentlich wenn sie sich nicht, wie bei Fachwissenschaften, auf dem Gebiet der Thatsachen bewegt, sondern, wie hier der Fall ist, in den Regionen der feinsten Gedankengewebe. Natürlich drängt sich die Frage auf: zu welchem Grad der Vollkommenheit war er in dieser Kunst gelangt? Aber ich verzichte auf die Beantwortung, einfach aus dem Grunde, weil ich mir über die Qualität des Stils in einer andern als meiner eigenen Sprache kein endgültiges Urtheil zutraue. Ist es schon schwer genug, unfehlbar über die Correctheit zu urtheilen, so spielt der unreflectirte Tastsinn des Ohrs, welcher mit der Muttermilch eingesogen wird, die ausschlaggebende Rolle. Am weitesten hatte es Hillebrand ohne Zweifel in dem zuerst erlernten Französischen gebracht. Da selbst ein Franzose vom andern nur sehr selten zugibt, daß er die Sprache tadellos handhabe, so beweisen mir etliche Vorbehalte, welche ich gelegentlich über Hillebrand's Schreibart äußern hörte, nicht viel. Auch ohne zur absoluten Gewißheit über den Grad der erlangten Vollkommenheit vorzudringen, bleibt die Thatsache der vierfachen Leistungsfähigkeit staunenswerth genug. Im Deutschen will mir sein Stil reich und wirkungsvoll erscheinen, wozu seine Gedanken, von Natur scharf ausgeprägt und lebhaft, von selbst trieben. Sein Periodenbau ist knapp, wofür ihn der Gebrauch der romanischen Sprachen vorbereitet hatte. Gewisse Ungleichheiten je nach der Zeit, die er sich gönnen durfte, hie und da eine — wenig störende — Wendung aus fremdem Idiom herübergenommen, sind zu bemerken, ohne daß sie zu charakteristischen Fehlern werden.

Ueber den Geist und Charakter seiner Muse wäre sehr viel zu sagen. Um ihm gerecht zu werden, müßte man das unermeßliche Feld dieser zwanzigjährigen Production gemessenen Schritts durchwandern. Nur Eines muß ich hervorheben, was jedem seiner Leser einen starken Eindruck hinterlassen haben wird. Er fordert zum Widerspruch heraus. Zwar gibt es zweierlei Arten von Lesern, solche, die vor Allem wissen wollen, was ihr Autor will, und es zunächst ruhig an sich vorübergleiten lassen, und wiederum solche, die während des Aufnehmens mit dem Autor in Discussion treten. An der letztern Sorte hatte unser Freund schwierige Kunden; wenn ich fremde Exemplare seiner Werke in die Hand bekomme, sind sie häufig mit Ausrufungs-, Fragezeichen und Bemerkungen am Rande versehen. Da alles Denken Generalisiren ist, so geräth ein so acuter Denker, wie er war, nothwendig oft in rasches und übergreifendes Generalisiren. Merkwürdiger Weise ist er darin genau das Widerstück zu dem von ihm — mit Recht — so hochverehrten Ste. Beuve, dem Meister der ruhigen, unpersönlichen Auffassung. Hillebrand ist, so sehr er sich der Unbefangenheit befleißigt, durch und durch subjectiv. Das hängt mit einer Besonderheit zusammen, die ihm am öftesten zugeschrieben wird, nämlich dem Aristokratischen seines Wesens. Gewiß im Großen und Ganzen eine zutreffende Bezeichnung, aber nicht eine

Digitized by Google

erschöpfende. Seine Aristokratie wurzelte in dem Grundzug seines Schaffensdrangs, dem Bedürfniß, vor Allem sein Urtheil aus sich selbst zu schöpfen. Das Odi profanum vulgus, welches ihn in den Gewohnheiten des Lebens wie in seiner Geistesarbeit kennzeichnet, ist kein Vornehmthun, sondern ein Selbständigkeitsgefühl. Er haßte vor Allem den vulgus der profanen Gedanken. Daher allerdings einige Neigung zur Paradoxe nicht zu leugnen ist. Aber wie rüttelt und schüttelt ein solches Stück den Denklustigen auf. Man lese nur einmal den kleinen Aufsatz „Nach einer Lectüre" im fünften Bande der „Zeiten, Völker und Menschen". Wie viele neue Ideen flattern da auf jeden Schlag aus dem Neste! Seine Behauptungen wirken hie und da schmerzhaft wie eine Knetkur, aber sie setzen alle Fasern des Geistes in Bewegung. Und dabei bringt die Masse der thatsächlichen Belehrung soviel Abwechslung und Beruhigung, daß die Leiden reichlich ausgeglichen werden. Unaufhörlich fließt es aus dem unerschöpflichen Quell seines stets im Wachsen begriffenen Wissens von vergangenen und gegenwärtigen, menschlichen und literarischen Dingen. Er spricht nie um zu zeigen, was er weiß; nur eine Andeutung der verborgenen Schätze drängt sich auf Weg und Steg an die Oberfläche.

Dieser Trieb nach Selbstherrschaft machte ihn auch zum eingefleischten Gegner der demokratischen Politik der Neuzeit, als welche der stereotypen Stichworte nicht entbehren kann und der gleichmachenden Mittelmäßigkeit zustrebt.

Da er nicht in seiner Heimath lebte, so hat er sich nie gestattet, unmittelbar auf die praktische Politik seiner oder einer dritten Nation einzuwirken. Er führte jeder die andren vor und suchte sie dadurch in ihren eigenen Angelegenheiten zu fördern. Für alle war er ein scharfer Kritiker, eben weil er überall das ihm fatale Element der Massenherrschaft im Wachsen sah. Deutschland fand in ihm noch bei weitem den günstigsten Dolmetscher, weil sich hier seine Anhänglichkeit und seine Verehrung für geniale Persönlichkeit begegneten. So schrieb er namentlich außer der Prusse contemporaine, drei Aufsätze für Italien in der Nuova Antologia (1868) unter dem Titel Storia dell' Unità alemanna, und für England The Prospects of Liberalism in Germany in der Fortnightly Review (1871). Bei aller Verehrung für Genialität war er von unserer neuen inneren Politik nichts weniger als erbaut. Das Preußen, über dessen Tendenzen er Franzosen, Engländern und Italienern so viel Gutes zu sagen wußte, war das Preußen der von Wissenschaft und Geistesschwung erfüllten Staatsmänner des ersten Dritttheils des Jahrhunderts, nicht das heutige Ideal der Zunftmeister und der socialistischen Staatskünstler. Was ihm zur Beherrschung der lebendigen Politik vielleicht fehlte, war die Erfahrung aus praktischer Mitarbeit. Er kannte ja Staatsmänner und hohe Beamte genug. Aber man muß sie an der Arbeit gesehen haben, um ein erschöpfendes Urtheil über das Regieren zu haben. So hatte sein Abscheu vor den Schwächen der Massen nicht das richtige Gegengewicht, und er wurde mehr der Fehler gewahr, die sich auf der breiten Basis zeigen, als derjenigen, die in den Spitzen versteckt wirken. Wie schwer es ist, sich aus der Ferne vom Zusammenhang der Thatsachen, auch der einfachsten, Rechenschaft zu geben, ersah ich oft aus unserem Briefwechsel, der sich großen Theils mit heimischen Angelegenheiten beschäftigte. Es ist ein eigenartiges — vielleicht nicht unbeneidenswerthes — Los, als Patriot im Auslande zu leben. Man sieht die Gebrechen der fremden Nation in unmittelbarer Nähe, aber ohne den intensiven Schmerz der vollen Betheiligung, und freut sich des Guten, das aus der Ferne sich in großen Umrissen abhebt. Deutsche Untugenden störten ihn nur in den Nebendingen der Lebensformen, wenn sie an ihn herantraten. Seine Unduldsamkeit gegen gewisse Zudringlichkeiten sind nicht auf Rechnung eines Bedürfnisses nach Absonderung, sondern seines guten Geschmacks zu schreiben. Er war stets so erfüllt von Interesse an den großen Evolutionen der Welt, daß ihm zur Unterhaltung über das Persönliche wenig Raum blieb. Selbst in der Zeit seines schweren Leidens sprach er verhältnißmäßig wenig über sich, niemals mit störenden Klagen. Noch am letzten Tage, da ich an seinem Bette saß, wenige Wochen vor seinem, von ihm wohl vorgefühlten, Ende, hatte das Gespräch über Litera-

Digitized by Google

tur und Politik den Hauptantheil. Er hatte in den drei Jahren seines Siechthums zwar noch manches gearbeitet, aber besonders unglaublich viel Lesestoff aus alter und neuer Zeit in sich aufgenommen. „Ich habe so viel und über so vieles gedacht, in all der Zeit," sagte er mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, „und möchte mich so gerne noch darüber aussprechen." Seine Conversation war vortrefflich, immer reich genährt und fließend, dabei für die Gegenrede dankbar und empfänglich im höchsten Grade. Sie war mehr gedanken- als geistreich; er hatte viel Sinn für Humor, ohne dessen viel zu produciren. Das ironische über den Dingen Schweben war sein Streben, aber Sarkasmus blieb ihm fern. Er gehörte zu den Menschen, von denen die Robinsonade des reifen Lebens sich träumend ausmalt, wie schön es wäre, sie einem Convict auserlesener Freunde einzuverleiben, mit denen man ein beschauliches Dasein führen könnte. Denn er hatte auch die Eigenschaften des Herzens und die Liebenswürdigkeit des Umgangs, welche dazu gehören. Allem Pathetischen widerstrebend, hatte er einen wahrhaft zärtlichen Sinn, und die Freundlichkeit der romanischen Verkehrsformen gab diesem Sinn die zugleich wohl bemessene und doch warme Ausdrucksweise. Er genoß viel Freundschaft und pflegte sie, gehörte zu denen, welche leicht ganz lieben oder ganz verwerfen. Der, dem er wohl wollte, mußte auf der Hut sein, sich nicht für all das zu halten, was sein enthusiastisches Auge an ihm gewahrte. Am schönsten war es, wenn er einem guten Kameraden die Honneurs des historischen und artistischen Florenz machen konnte. Hier kannte er die Geschichte jedes Gemäuers, und unter seinem Commentare fingen die Steine an zu leben und zu reden. Auch hatte er die für warmherzige Menschen charakteristische Liebhaberei, Die, welche er gern hatte, unter einander bekannt machen zu wollen. So war es ihm einst, wofür ich ihm stets dankbar bleiben werde, ein wahres Fest, mich in Florenz zum alten Heyse und zum ehrwürdigen Gino Capponi zu bringen, die ihm seitdem in die Ewigkeit vorangegangen sind. Neben aller literarischen Arbeit unterhielt er eine starke Correspondenz, und seine Briefe sind so inhaltreich wie seine besten Schriften. In Deutschland, England, Italien trauern viele der Auserlesensten um ihn; in Frankreich haben einige hervorragende Gelehrte, mit denen er früher eng verbunden war, und denen er nach wie vor gerecht blieb, ihre Beziehungen der gewollten Vornrtheit des nationalen Rachegefühls zum Opfer gebracht, so u. A. Taine, mit dessen Geistesrichtung die seine verwandt war. Hillebrand besaß die Kunst, mit den Großen der Erde auf gutem Fuße zu stehen, ihnen dauernde Anhänglichkeit einzuflößen; gerade die Höchsten unter seinen Verehrern bewiesen ihm seit Jahren und bis in seine letzten Lebenstage echt menschliche Freundschaft. Er war frei von aller socialen Eitelkeit, auch von der Eitelkeit der galanten Abenteuer, zu welchen die Versuchung dem schönen, liebenswürdigen und berühmten Manne nicht fehlen konnte. Die Ehe mit der im wahren Sinne des Wortes bedeutenden Frau, welche ihm die letzten Lebensjahre verschönte und in der That, Dank ihrer aufopferungsvollen Sorgfalt, verlängerte, war die erst spät ermöglichte Besiegelung eines in früher Lebenszeit geschlossenen, treu bewahrten Herzensbundes.

Im Anfang des Jahres 1881 wurde der bis dahin in der Fülle der Kraft prangende, noch jugendlich aussehende Mann plötzlich krank und kam nicht wieder zur Ruhe. Daß sein Leiden nur der angestrengten rastlosen Arbeit der letzten zehn Jahre zuzuschreiben sei, möchte ich schon darum bezweifeln, weil sämmtliche vier Brüder in der Blüthe der Jahre dahin gerafft wurden. Aber der Keim, der in ihm schlummerte, ist ohne Zweifel durch die gehäuften Anstrengungen gezeitigt worden. Er trug sein Leiden heiter und philosophisch, murrte nur gegen die Abhaltung von der Arbeit, die er aber nicht völlig aufgab, bis ihn im letzten Sommer die letzten Kräfte verließen. August und September brachte er noch in Schlangenbad und Baden-Baden zu. Als es zu Ende ging, ergriff ihn die Sehnsucht nach seiner Häuslichkeit am Arno. „Dort wird's mir besser werden," sagte er zu mir, „wenn ich nicht unterwegs sterbe." Es sollte beinahe wahr werden. Ein Erdrutsch auf der Gotthardbahn zwang die Reisenden zum Aussteigen, und der Todtkranke mußte um Sechs in der Frühe eine Strecke Wegs

Digitized by Google

über Schutt und Felsgeröll klettern. In Florenz angekommen, schien er einen Moment sich besser zu befinden. Es war das letzte Aufleuchten der schwachen Lebensflamme, die dann sanft erlosch. Die Italiener in ihrer guten Art erwiesen ihm, wie während seines Lebens viel Schönes und Liebes, so nach dem Tode viel Ehrenvolles. Deutschland kennt ihn noch nicht genug. Seine Werke verdienen einen hervorragenden Platz in dem literarischen Besitzstand des überlebenden Geschlechts. Man darf ihn, von seinen andern Leistungen absehend, getrost den ersten der deutschen Essayisten nennen. Die schon von der Krankheit beschatteten Züge des edlen Antlitzes, in welchen der Adel seines ganzen Wesens sich spiegelte, hat die Meisterhand Adolf Hildebrand's in Florenz, der ihm durch enge Freundschaft verbunden war, in einer trefflich gelungenen Büste verewigt.

Mainz, 6. November 1884. L. Bamberger.

Friedrich Kapp.

Es werden in diesen Tagen dreizehn Jahre, daß ich Friedrich Kapp zum ersten Male sah, am 10. November 1871, bei einem Festmahle in Arnim's Saal, welches zur Enthüllungsfeier unseres Schillerdenkmals veranstaltet worden war. Ich erinnere mich noch sehr genau dieser Begegnung, als der große, schöne Mann mit dem sympathischen Gesicht und den hellen, blauen Augen vor mir stand, der Typus eines Germanen, und wie noch ein schwacher Accent verrieth, eines Westfalen. Kapp war damals im 48. Jahre seines Lebens; aber er machte den Eindruck fast eines Jünglings. Dies war es, was an ihm mich zuerst überraschte; so lange schon, wiewohl er in Amerika lebte, hatte sein Name auch bei uns einen guten Klang, daß ich ihn mir nicht anders vorstellen konnte, als unter dem Bilde eines ehrwürdigen, im Kampfe ergrauten Mannes. Als ich ihm dies gesagt, erwiderte er mit jenem herzgewinnenden Lächeln, welches seine Freunde niemals vergessen werden: „nun, ganz so jung bin ich doch nicht mehr!" Und doch war er es, nicht nur in seiner äußeren Haltung und Erscheinung, sondern ebenso sehr und noch mehr in der Lebendigkeit seines Inneren, der Wärme seiner Empfindung, der Elasticität und Frische seines ganzen Wesens. Und jung, wie ich ihn das erste Mal gesehen, trotzdem sein Jünglingsgesicht inzwischen von den Spuren einer unheilbaren Krankheit gekennzeichnet worden und sein Haar wirklich ergraut war, sah ich ihn, zum letzten Mal, etwa vierzehn Tage vor seinem Tode, früh an einem frischen Octobermorgen, auf der Spreeseite des Thiergartens, nicht weit von den Zelten. Manchmal waren wir uns auf solchen Spaziergängen, die er in Gesellschaft eines seiner amerikanischen Freunde zu machen pflegte, begegnet; ich ahnte nicht, daß dieses sein letztes, fröhliches „Guten Morgen" sein sollte, als er mir in dem bläulichen Herbstduft und unter den langsam herabfallenden gelben Blättern entschwand.

In den dreizehn Jahren, welche zwischen jenem festlichen Abend und diesem Abschiedsgruß auf Nimmerwiedersehen liegen, bin ich in ununterbrochen freundlichen Beziehungen zu Kapp geblieben, welche namentlich seit Begründung der „Rundschau" sich in häufigen Besprechungen und einem lebhaften Briefwechsel befestigten. Seine Persönlichkeit hatte etwas ungemein Anziehendes. Er besaß jenen offenen und weiten Blick, der sich nur im Auslande erwirbt, wo man Gelegenheit gehabt hat, zu vergleichen; jenen großen Zug, der, wenn er zu der wohlfundirten, soliden deutschen Bildung hinzukommt, ihr etwas Urbanes verleiht, was, wie es scheint, in der Be-

Digitized by Google

fangenheit und den Gegensätzen der heimischen Verhältnisse nur schwer und unvollständig gewonnen werden kann. Mit einem Reste westfälischer Derbheit hatte seine Natur sich ihre ganze Ursprünglichkeit bewahrt: seine Biederkeit und Herzlichkeit hatten in der Fremde nicht gelitten, sein Freimuth sich nicht verringert. Aber sein Urtheil, weil er einen größeren Horizont beherrschte, war richtiger und seine Schätzung der Dinge gerechter geworden. Diese Gerechtigkeit gegen die Meinungen und die Leistungen der Anderen ist eigentlich die Essenz dessen, was wir Höflichkeit nennen — nicht des Zerrbildes der Höflichkeit, welche in Schmeichelei und Falschheit ausartet, sondern jener, welche, wo sie zu tadeln findet, nicht schimpft, und wo Lobenswerthes vorliegt, das Herz hat, freudig anzuerkennen. Ich fürchte mich eben so wenig, hier auszusprechen, als ich glaube, daß mir widersprochen werde, wenn ich behaupte, daß diese Art der Höflichkeit nirgends in höherer Vollendung erscheint, als bei denjenigen unserer ausgezeichneten Landsleute, welche jung zu fremden Nationen gekommen sind und lange unter ihnen gelebt haben. Zwei solche Männer, Karl Hillebrand und Friedrich Kapp, sind uns innerhalb eines Zeitraums von zehn Tagen entrissen worden. Beide zusammen repräsentirten die Summe des modernen Culturlebens, indem die Entwicklung des Einen vorwiegend unter den Einflüssen der romanischen und anglo-normannischen Welt sich vollzogen hatte, die des Anderen unter den eigenthümlich gemischten Einwirkungen des Amerikanerthums. Es wäre schön und lehrreich gewesen, wenn die Meisterhand, die uns an eben dieser Stelle das Bild Hillebrand's gezeichnet hat, es zu einem Doppelbilde Hillebrand's und Kapp's hätte erweitern wollen: wir hätten dann die beiden Seiten der Entfaltung deutschen Wesens im Ausland einander ergänzen sehen. Etwas Aehnliches ist übrigens, noch bei Lebzeiten Beider, in diesen Blättern von Einem versucht worden, der nun auch schon lange nicht mehr ist: und zwar von Friedrich Kreyssig, im Juni 1876. Doch ging die Darstellung von literarischen Prämissen aus und beschränkte sich darauf. Beiden gemeinsam war der in harten Prüfungen erstarkte Patriotismus; beide verschlug das Scheitern der nationalen Bewegung des Jahres 1848 in die Fremde, und beide gab das glorreiche Jahr 1870 ihrem Volke zurück: Friedrich Kapp als unsren Mitbürger, Karl Hillebrand wenigstens als unsren Schriftsteller.

Friedrich Kapp kam unmittelbar vor Ausbruch des Krieges aus Amerika wieder, wo er sich in einundzwanzigjähriger harter, aber erfolgreicher Arbeit als Advocat in Newyork (seit 1863 als Compagnon des rühmlichst bekannten Karl Göpp) eine glänzende sociale Position, einen großen politischen Einfluß und die materielle Unabhängigkeit erworben hatte. Ein alsbald nach seinem Tode vom Central-Comité des deutschen Vereins vom Rothen Kreuz ihm gewidmeter Nachruf spricht in den Ausdrücken höchster Anerkennung und Dankbarkeit von den Verdiensten Friedrich Kapp's um diese Sache der Humanität und Vaterlandsliebe. Wir erinnern uns jener ungemein reichen Geldbeiträge, welche während des Krieges von den Deutschen Amerika's zu uns herüberkamen; aber erst aus diesem Nachruf erfahren wir, daß Kapp es gewesen, der durch seine Beziehungen zu den Deutsch-Amerikanern die ungeheueren Mittel in Bewegung gesetzt und flüssig gemacht hatte. Kapp selber hat einmal — jedoch ohne seiner eigenen Thätigkeit dabei zu erwähnen — in unserer Zeitschrift (October 1880) über diese „deutsch-amerikanischen Wechselbeziehungen" gesprochen. „In einem sehr kritischen Momente des Krieges," so erzählt er (S. 122), — „es war während der Operationen um Orleans — hatte sich der genannte Ausschuß mit einem neuen dringenden Aufruf an seine wohlhabenden Mitbürger gewandt; allein die Beiträge gingen eine Zeitlang nur spärlich ein. Ein sehr reicher und fürstlicher Grundherr in Schlesien entschuldigte sich wie zum Hohne mit einer Beisteuer von ganzen 100 Thalern. Die Versammlung nahm die diesfallsigen Mittheilungen des Präsidenten stumm und niedergeschlagen entgegen. Da fragte dieser den deutsch-amerikanischen Vertreter nach neuen, hoffentlich besseren Nachrichten. Der letztere hatte denselben Morgen die ersten Briefe von dem günstigen Erfolge des von den deutschen Newyorker Frauen veranstalteten Bazars erhalten und fing an darüber zu berichten, als ihn der Präsident

Digitized by Google

mit den Worten unterbrach: „Und der Betrag?“ „Vorläufig 94,000 Thaler!“ lautete die stolze Antwort“ .... Und der sie gegeben, war Friedrich Kapp, in welchem sich mit dem reinsten Patriotismus ein starker Unabhängigkeitssinn und ein democratischer Zug der edelsten Art verband. — Ebenso eifrig und mit nicht geringeren Resultaten war er für die schönen Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger thätig — er, der das Meer und den Schiffsverkehr kannte, und für Alles, was sich darauf bezog, an erster Stelle zu sprechen berufen war. Kapp war der Vorsitzende des Berliner Bezirksvereins, der, als er vor acht Jahren dessen Präsidium übernahm, 52 Mitglieder zählte. Wer Berlin kennt, der weiß, wie grade hier, bei aller sonstigen Mildherzigkeit der Bewohner, für Unternehmungen nicht specifisch localer Natur der Boden ungünstig ist, wie sie nur mit den äußersten persönlichen Anstrengungen durchgesetzt werden können. Nun, bei Kapp's Tode zählte der Verein 1843 Mitglieder; und ihm selber war es noch beschieden, in dem letzten Jahresberichte (1883/4) zu sagen: „Der Bezirksverein Berlin nimmt jetzt unter den Bezirksvereinen des Deutschen Reichs endlich die der Reichshauptstadt gebührende Stellung ein; die Zahl seiner ordentlichen Mitglieder in Berlin ist absolut die höchste unter allen deutschen Städten.“

Als Schriftsteller bewegte sich Kapp vornehmlich auf dem Gebiete, welches er, wie kein andres, als sein eigenes betrachten durfte. Allen Phasen der politischen Beziehungen und Wechselwirkungen von Deutschland und Amerika, von den Anfängen an, hat er gründliche Studien und fesselnde Darstellungen gewidmet. Sein letzter Beitrag in dieser Zeitschrift (Januar, 1884) erzählte die Schicksale der „deutschen Pilgerväter“, jener dreizehn Crefelder Familien, welche vor zweihundert Jahren als die ersten deutschen Auswanderer ihren Fuß auf die amerikanische Küste setzten; und seine letzte Publication war der als Jubiläumsschrift von ihm herausgegebene und eingeleitete Bericht des Führers jenes Häufleins, Franz Daniel Pastorius' „Beschreibung von Pennsylvanien“. Dieser Neudruck trägt die Widmung: „Den deutschen Brüdern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Pfand unzerreißbaren inneren Zusammenhanges mit dem Mutterlande Deutschland.“ Diese Worte, die letzten, soviel ich weiß, welche Kapp hat drucken lassen, enthalten gleichsam, zusammengedrängt, den leitenden Gedanken aller andren seiner Schriften, die sich auf Amerika beziehen und dort, sowohl in den Originalen als in englischen Uebersetzungen, eines hohen Ansehens genießen. Er behandelte das Leben der deutschen Generale F. W. von Steuben (1858) und Johann von Kalb (1862), welche in amerikanischen Diensten für die Sache der Unabhängigkeit tapfer ihr Leben einsetzten. Er schrieb eine „Geschichte der Sclaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika“ (1861), eine „Geschichte der Deutschen im Staate New-York“ (1867, dritte vermehrte Auflage 1869, New-York, E. Steiger); endlich, schon in Deutschland: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika“ (1871). Dasjenige Werk, durch welches er bei uns in den weitesten Kreisen bekannt geworden, ist „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika“ (in zweiter Auflage 1874). Eine Sammlung von kleineren Aufsätzen, Vorträgen, Tagebuchblättern und Reiseskizzen, „Thatsachen und Erlebnisse“ gibt sein 1871 erschienenes „Aus und über Amerika“ und auch sein letztes größeres Buch: „Justus Erich Bollmann“ (1880) gehört noch indirect diesem Ideenkreis an; denn Bollmann war es, der, wenn auch vergeblich, den kühnen Versuch machte, Lafayette, den „Helden beider Welten“, aus der Gefangenschaft von Olmütz zu befreien.

Erst in den letzten Jahren wandte sich Kapp einem neuen, großen Unternehmen zu, der Geschichte des deutschen Buchhandels, für welche er bereits die umfassendsten Studien und Collectaneen in den Bibliotheken und Archiven gemacht hatte. Ein ansehnliches Material wird sich in seinem Nachlasse finden; wie denn auch einige Aufsätze, die als Vorarbeiten gelten können, in der „Rundschau“ erschienen sind (z. B. „Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert“, October 1879, und „Friedrich Arnold Brockhaus“, October und November 1881). Die Mehrzahl seiner

Digitized by Google

Beiträge in unserer Zeitschrift jedoch behandeln Actualitäten des öffentlichen Lebens in Amerika, welchem er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit folgte; in dieser Beziehung, wie persönlich in so mancher andren, wird sein Verlust ein unersetzlicher für uns sein. Denn aufrecht und grade, wie er war, und klar, wie er dachte, schrieb er; ohne Floskeln, ohne Uebertreibungen, ohne falsches Pathos — ein matter-of-fact-Mann auch als Schriftsteller. Ein Feind und Hasser jeglichen Humbugs wies er die — absichtlichen oder unabsichtlichen — Falsificationen Derjenigen zurück, die zur größeren Ehre des deutschen Namens, alles Bedeutende, was sich irgend in der Welt zuträgt, als deutschen Ursprungs reclamiren. Wie manchen oberflächlichen Reisenden, der über Amerika geschrieben, hat er in diesen Blättern beim rechten Namen genannt — wie manchem ungründlichen Historiker eine Lection ertheilt, — demjenigen unter Andren, der die erstaunliche Entdeckung gemacht, daß sogar die amerikanische Unabhängigkeitserklärung auf eine „rein deutsche That" zurückzuführen sei! (Januar, 1876. Band VI. S. 48.) Nein — ein guter Deutscher war Friedrich Kapp; aber ein Chauvinist war er nicht. Denn auch der Chauvinismus gehört zu den Dingen, deren man sich, wie die Erfahrung lehrt, im Ausland und unter fremden Völkern leichter entäußert, als bei uns.

Einer der liebenswürdigsten, heitersten und jovialsten Gesellschafter war Kapp; ein Mann unvergleichlich bei Festen und unerschöpflich in Geschichten und Anecdoten und anregendem Gespräch im kleinen Kreise. Wie gut erinnere ich mich noch des letzten bescheidenen, aber höchst gemüthlichen und amüsanten Mittagsessens bei Lasker, welches besonders Kapp durch köstliche Erzählungen aus seinem Wanderleben in Texas und Florida würzte. Dies war kurz bevor Lasker nach Amerika reiste. Kaum ein Jahr später hielt Kapp in der Berliner Synagoge, hoch über dem von Blumen und Palmen und Lichtern umgebenen Sarge, dem als ein Todter aus der neuen Welt heimgekehrten Freunde die Trauerrede — und heut ist es Friedrich Kapp selber, dem wir das letzte Fahrwohl nachrufen . . . .

Im politischen Leben gehörte Kapp zuerst der national-liberalen Partei, dann der Secession und der deutsch-freisinnigen Vereinigung an. Sein Reichstagsmandat erlosch mit seinem Leben, am Tage vor den Wahlen; er hatte, wohl im Gefühle seiner Krankheit abgelehnt, sich um ein neues Mandat zu bewerben. Obwohl als Politiker ebenso fest, überzeugungstreu und schneidig, wie in jeder andern Hinsicht, tritt doch bei der Betrachtung Kapp's der Parteimann zurück; er hatte das seltene Glück, von Freunden und Gegnern gleich geschätzt zu werden, und wenn auf Einen, so paßt auf ihn dieses schöne Wort Benjamin Franklin's, mit welchem er selbst einst seine Einleitung zu dessen Selbstbiographie schloß: „Wenn Du das Wohlergehen Deines Volkes befördern und es glücklicher verlassen kannst, als Du es gefunden hast, so wird, welche auch Deine politischen Ansichten sein mögen, Dein Andenken stets gesegnet sein!"

Berlin, am 1. November 1884. J. R.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Für die aus einer gewissen zeitlichen Entfernung angestellte retrospective Betrachtung sind die wirthschaftlichen Erlebnisse vergangener Epochen gewöhnlich noch merkwürdiger, als die rein politischen. Ob es dem Herbst des Jahres 1884 gleich an Ereignissen nicht gefehlt hat, die für die deutsche und die europäische Länder- und Völkerentwicklung von bleibender Bedeutung sein werden, so läßt sich voraussagen, daß gewisse ihm angehörige wirthschaftliche Thatsachen künftigen Forschern für die bemerkenswerthesten Erscheinungen unserer Tage gelten werden. Daß die durch den Tod Herzog Wilhelm's von Braunschweig aufgethane Frage nach der Zukunft dieses Herzogthums aus andern Gesichtspunkten, wie denjenigen des deutschen Reichsinteresses nicht beantwortet werden kann, und daß die sog. Rechtsverwahrungen des unfähigsten und kurzsichtigsten aller Prätendenten an der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen völlig spurlos vorübergegangen sind, das wird die nächste Generation einfach für selbstverständlich halten; von dem an und für sich höchst bemerkenswerthen Ausfalle der diesmaligen Reichstagswahlen und von der Niederlage der verbündeten Parteien des Fortschritts und der Secession wird beim Abschluß des eben beginnenden Trienniums nur noch in dem kleineren Kreise Derjenigen die Rede sein, die gewohnt sind, die Dinge in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu betrachten. Ja selbst die Thatsache einer auf Grund französisch-deutschen Einverständnisses nach Berlin einberufenen westafrikanischen Conferenz wird die in coloniale Interessen eingelebten Deutschen des zwanzigsten Jahrzehnts minder überraschend anmuthen, als uns, die wir Zeugen der Verwandlung des geographischen Begriffs „Deutschland" in ein Weltreich gewesen sind. An der Bedeutsamkeit der wirthschaftlichen Umwälzungen, welche dem letzten Viertheil des 19. Jahrhunderts die Signatur aufprägen, wird dagegen keine Zukunft etwas zu ändern vermögen. Was es mit der Entfesselung der amerikanischen und indischen Concurrenz auf dem Getreidemarkte auf sich hat, haben wir seinem vollen Umfange nach erst in diesem Jahre erfahren, wo die Gunst des Ernteergebnisses die Verlegenheiten der Landwirthschaft in Deutschland, Frankreich, Rußland u. s. w. nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegentheil erhöht und das „Agrarierthum" zu einer internationalen Partei gemacht hat. Auf den Ausfall der deutschen Reichstagswahlen ist die Frage des Zollschutzes der deutschen Getreide-Production von einem nirgend direct eingestandenen, aber fast allenthalben deutlich empfundenen Einfluß gewesen, — in Frankreich sehen wir die Parteien der Rechten und der Linken einander an protectionistischem Eifer überbieten und in Rußland bricht sich die Meinung Bahn, daß für die Unverkäuflichkeit der überschüssigen Getreidemassen durch möglichste Ausschließung der Industrie des Auslandes Revanche genommen werden müsse. Und nicht das allein! So vollständig wird mit den Jahrzehnte lang herrschend gewesenen ökonomischen Theorien an den Stätten des Ursprungs derselben gebrochen, daß man in der größten Stadt des Fest-

Digitized by Google

landes die von der Niedrigkeit der Getreidepreise unberührt gebliebene Höhe des Pariser Brotpreises der freien Concurrenz auf die Rechnung schreibt[1]), und daß die populären Parteien des Pariser Gemeinderaths nur noch darüber streiten, ob die in dem Gesetze vom 21. Juni 1791 vorgesehene obrigkeitliche Brottaxe wieder eingeführt, oder ob zur Eröffnung von Municipalbäckereien die Zuflucht genommen werden solle. Nicht aus Scheu vor der Sache selbst, sondern aus Besorgniß vor den Consequenzen, welche die Socialdemokratie aus derselben zu ziehen Miene macht, hat man sich zur Ausführung der erst erwähnten Maßregel bisher nicht entschließen können. Einen ferneren erschwerenden Umstand hatte dabei noch die Erwägung gebildet, daß es für die Regierung eine Verlegenheit bedeuten würde, mit der einen Hand die Pariser Brotpreise vermittelst der Taxe herabzudrücken, und mit der andern behufs Erhöhung des Getreidepreises neue Zollschranken aufzurichten. Die Rolle einer Schiedsrichterin in dem Streite der divergirenden Interessen vollständig abzulehnen, ist die Regierung der Ferry und Waldeck-Rousseau aber nicht mehr in der Lage, nachdem der Ministerpräsident Ferry der landwirthschaftlichen Production in aller Form einen „mäßigen" Schutz zugesagt hat, und nachdem die Anträge der südfranzösischen Seiden-Industriellen auf Abänderung der Garnzölle zum Gegenstande eines erbitterten Kampfes der verschiedenen Interessengruppen geworden sind.

Was es mit der Arbeitsstockung in Lyon und den benachbarten, für die Lyoner Industrie arbeitenden Departements eigentlich auf sich hat, ist seinem vollen Umfange nach erst durch die große am 30. October zu Grenoble abgehaltene Versammlung der Seidenfabrikanten des Departement de l'Isère klargestellt worden. Danach handelt es sich nicht um die Prosperität einer einzelnen Stadt, sondern um die gewerbliche Zukunft einer halben Million über eine ausgedehnte Landschaft verstreuter Menschen, die großen Theils zugleich Industrie- und Feldarbeiter sind und deren Thätigkeit bisher eine Production im Werthe von 400 Millionen und Umsätze im Betrage einer Milliarde jährlich repräsentirte. Das Lyoner Seidenwebergeschäft umfaßt 125,000 Webstühle, von denen 25,000 in der Stadt selbst, 100,000 in den Dörfern und Meilern der benachbarten Provinzen aufgestellt sind, an jedem Webstuhle aber sind mindestens zwei Arbeiter (der Tisseur und der Préparateur) beschäftigt; Handweberei und Hausindustrie bildeten bisher den herrschenden Typus und entsprachen dem Bedürfniß, so lange dieses sich in den altgewohnten Bahnen bewegte und so lange die schweren, künstlerisch ausgeführten reinen Seidenstoffe den Markt beherrschten. Seit es mit dieser Herrschaft vorüber ist, befinden Lyon und Umgebung sich im Rückgange. Um die Mitte des vorigen Jahrzehntes wandte die Nachfrage sich den wohlfeilen Halbseidenstoffen mit baumwollenem Einschlag zu, welche dem modernen Bedürfniß nach beständigem Wechsel in Kleidung und Hausrath vollständiger entsprechen, als die alten, auf Dauer berechneten Fabrikate. Vergebens ließen sich die großen südfranzösischen Häuser möglichst raschen Uebergang von der Hand- zur Maschinenweberei angelegen sein. Da die zum „Einschlag" erforderlichen Baumwollgarne aus dem Elsaß und aus England bezogen werden mußten und mit hohen Zöllen belegt waren, gelang es den Halbseidenerzeugnissen der Schweiz und des westlichen Deutschlands Lyon im Preise zu unterbieten, in der Qualität zu übertreffen und binnen einer verhältnißmäßig

[1]) Bis zur Freigebung des Bäckergewerbes in Frankreich (1863) hatte es in Paris etwa 800 zumeist im großen Stil arbeitende Bäcker gegeben, die mit Hilfe von Groß-Einkäufen und bedeutenden Umsätzen verhältnißmäßig wohlfeil produciren konnten. Die während der letzten zwanzig Jahre eingerichteten zahlreichen kleinen Bäckereien, welche dieser Vortheile entbehrten, mußten höhere Preise machen, die alsbald von den größeren Bäckern angenommen und festgehalten wurden. Als einziges sicheres Mittel zur Minderung der Pariser Brotpreise wird die Beseitigung von etwa tausend kleineren Bäckereien, d. h. die Einschränkung der freien Concurrenz empfohlen. (Vgl. den „Temps" der beiden ersten Novemberwochen.) — Gegenwärtig werden in der französischen Hauptstadt 1743 Bäcker gezählt.

Digitized by Google

kurzen Zeit die wichtigsten Märkte der neuen und der alten Welt (einschließlich derjenigen Frankreichs) zu erobern. Krefeld ist zum zweiten Lyon geworden[1]) und entwickelt eine Thätigkeit, die nach Meinung der französischen Sachverständigen jede Lyoneser Concurrenz mindestens so lange unmöglich macht, als mit ungleichen Waffen gekämpft, d. h. so lange in Frankreich von den Baumwollgarnen Englands ein Zoll erhoben wird, der für die feineren Sorten die deutschen Sätze bis zum sechsfachen übertrifft. Der Werth der für die südfranzösische Seidenindustrie erforderlichen Baumwollgarne beträgt nach einer in Grenoble aufgemachten Berechnung etwa 32 Millionen Francs im Jahre; an diesen participirt die einheimische Fabrikation mit dem vierten Theile, während der Rest zu annähernd gleichen Theilen aus dem Elsaß und aus England eingeführt werden muß. Da die elsässischen Garne zollfrei, die englischen zu verhältnißmäßig niedrigen Sätzen nach Krefeld gelangen, hat man in Frankreich bereits vor Jahresfrist darauf Bedacht nehmen müssen, der Lyoneser Industrie zu helfen. Es ist das dadurch geschehen, daß man den feineren Garnsorten gegen den Nachweis ihrer Verwebung in zur Ausfuhr bestimmte melirte Stoffe „zeitweise" die freie Einfuhr gestattete. Nach Meinung der betheiligten Kreise genügt das indessen nicht mehr. Die gröberen Sorten sollen ebenso unentbehrlich sein, wie die feineren und die Dinge außerdem so liegen, daß Lyon den einheimischen, französischen Markt Krefeld gegenüber nur behaupten kann, wenn es auch für die diesen bestimmten Gewebe unverzollte Baumwollgarne zu Hilfe nehmen kann. — Davon aber wollen die nordfranzösischen Baumwollspinner aus guten Gründen nichts hören. Dieselben wissen einmal, daß sie im Falle weitergehender Zugeständnisse der Zollverwaltung an die Seidenindustrie den gesammten südfranzösischen Absatz einbüßen würden und sie wissen weiter, daß die Seidenweber nicht die einzigen Industriellen des Landes sind, welche wohlfeiler Garne bedürfen, und daß z. B. die Tüll- und Spitzenfabrikanten nicht zögern würden, alsbald auf den Grundsatz zu provociren, nach welchem dem Einen billig ist, was dem Andern Recht gewesen.

Das entscheidende Wort wird in dieser schwierigen, für die Departements des Südostens und des Nordens hochwichtigen Angelegenheit aber voraussichtlich nicht von den Betheiligten, sondern von der Zollverwaltung gesprochen werden, deren Casse die Folgen des von der Lyoneser Industrie geforderten Verzichts auf die Erträge aus den Garnzöllen zu tragen haben würden. Opfer dieser Art auf sich zu nehmen, ist die französische Staatscasse nie weniger in der Lage gewesen, als eben jetzt, wo die finanzielle Bedrängniß des Landes, das seiner Zeit die Fünfmilliarden-Contribution ohne Schwierigkeit aufbringen konnte, nur das Spiegelbild eines von Jahr zu Jahr bedrohlicher werdenden wirthschaftlichen Rückgangs bildet. Die darüber vorliegenden amtlichen Ziffern schließen alle Zweifel an dem Vorhandensein einer Krisis aus, die den Charakter eines chronischen Siechthums angenommen hat. Vom 1. Januar bis zum 1. October des laufenden Jahres ist der Werth der Einfuhr nach Frankreich um 152 Millionen, der Werth der Ausfuhr um 151 Millionen zurückgegangen; den Hauptantheil an diesem Verluste hat die Industrie zu tragen gehabt, deren ausländischer Absatz (einschließlich desjenigen von Artikeln des sog. Industriebedürfnisses) während der neun ersten Monate des Jahres 1884 einen Werth von 1672 Millionen, d. h. von 121 Millionen weniger als während der entsprechenden Periode des Vorjahres repräsentirte. Von 1876 bis 1881 hatte der Durchschnittswerth der vom 1. Januar bis 1. October aus Frankreich ausgeführten Güter 2886 Millionen, dieses Mal nur 2343 Millionen, also eine halbe Milliarde weniger betragen. Das erklärt vollauf, warum in allen größeren Städten des Lands über Arbeitsmangel, schlechte Zeiten und ungenügende Einnahmen geklagt wird. Von dem Maße, in welchem Paris an diesen Verlusten betheiligt gewesen ist, gewinnt man eine Vor-

[1]) Der Werth der französischen Seidenausfuhr betrug im Jahre 1873 477 Millionen, im J. 1883 nur noch 245 Millionen.

Digitized by Google

stellung, wenn man erfährt, daß der Octroi dieser Stadt während der letzten zehn Monate gegen die entsprechende Periode des Vorjahres um etwa $3^1/_2$ Millionen zurückgeblieben ist. Das hatte geschehen können, obgleich Paris bis zum Anfang dieses Monats von der Cholera, der furchtbaren Verscheucherin des Fremdenzuflusses, verschont worden war! Jetzt wo die gefürchtete Seuche ihren Einzug in die Seine-Hauptstadt auch amtlich angetreten hat, wird der Natur der Sache nach ein noch sehr viel empfindlicherer Rückgang der städtischen Einnahmen Platz greifen. Und nicht dieser allein. Nach einem neulich veröffentlichten Berichte des Ministeriums der Verkehrsanstalten und öffentlichen Arbeiten, haben die acht Hauptlinien des französischen Eisenbahnnetzes während des dritten Jahresquartals 20, sage zwanzig Millionen weniger eingenommen, als während der entsprechenden Periode des Vorjahres, — ein Ausfall, der ausschließlich aus den durch die südfranzösische Cholera-Epidemie verursachten Verkehrsstockungen erklärt wird. —

Für das ohnehin an Arbeitslosigkeit leidende Paris eröffnen sich danach ebenso traurige Perspectiven, wie für die Staatscasse, die sich auf noch erheblichere Rückgänge als die bisher erlittenen gefaßt machen muß. Abnahme der Zollgefälle, Verminderung der Eisenbahneinnahmen, Stockung des Fremdenverkehrs und des Bedarfs an Erzeugnissen der Luxusindustrie sind unvermeidlich, wenn die Cholera auch, wie es glücklicherweise den Anschein hat, bereits wieder im Erlöschen sein sollte. Denn die schlimmsten Wirkungen übt bekanntlich die Cholera f u r c h t; was es mit dieser auf sich hat, haben noch neuerdings die Berichte des Maires von Lyon über den Einfluß der in dieser Stadt und ihrer Nachbarschaft aufgetauchten Besorgnisse auf den Gang des dortigen Geschäftes gelehrt.

In einem Lande, das gewohnt ist, seine Regierung für Alles, was geschieht und nicht geschieht, verantwortlich zu machen, hat jede Landescalamität ihre politische Seite. Das Geschick des Ministeriums Ferry hatte freilich schon früher eine Wendung nach der ungünstigen Seite erfahren. Seit vier Wochen steht Frankreich unter dem Eindruck, daß seine ostasiatische Politik in eine Sackgasse gerathen ist, und daß S i e g e von der Art der auf Formosa und am Rothen Flusse erfochtenen zu einem Ausgang aus derselben nicht zu führen vermögen. Für die Höhe bis zu welcher die Verlegenheiten der Pariser Regierung angewachsen sind, gewährt die Dankbarkeit, mit welcher die Gerüchte von englischen Mediationsvorschlägen aufgenommen worden sind, einen sicheren Maßstab: noch vor sechs Wochen hätte man sich die Dienste, deren unverbürgte Kunde heute bereitwillig acceptirt worden, einfach verbeten. Nachdem die Pariser mit dem Gedanken Frieden geschlossen haben, in Sachen Afrika's mit dem Sieger von 1870 Hand in Hand zu gehen, darf man sich freilich nicht wundern, wenn sie sich China gegenüber die Vermittlung der Macht gefallen lassen wollen, die den „Frevel" begangen hatte, auf den einstigen Schauplätzen Napoleonischer Siege leichtere und immerhin aussichtsvollere Erfolge zu erringen. Nach Lord Granville's jüngsten Auseinandersetzungen ist auf eine erfolgreiche englische Vermittlung freilich nicht zu rechnen: da man sich aber gegen diese erst gesträubt, wird man sich — allem Anschein nach — jede andere gefallen lassen, mag sie aus Washington oder gar aus Berlin kommen. Die Zeiten, in denen man rücksichtslos eigne Wege gehen konnte, sind eben vorüber, man ist verständig genug, aus der Noth eine Tugend zu machen und a l l e zum Ziele führenden Mittel gelten zu lassen. Dieses Ziel ist die Wiedergewinnung der Möglichkeit, die Kräfte des Landes wieder ausschließlich in den Dienst wirthschaftlicher und finanzieller Aufgaben zu ziehen und auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zur Ruhe zu kommen. So lange das nicht geschehen, kann von finanzieller und wirthschaftlicher Gesundung ebenso wenig die Rede sein, wie von der Gewinnung fester Grundlagen für die republikanische Staatsform. Der Trost, daß die Nachbarländer gleichfalls nicht zur Ruhe kommen können, daß Mr. Gladstone's Regierung nicht von dem Vertrauen der Landsleute des Premiers, sondern von der Unfähigkeit seiner Gegner lebt — daß Spanien immer wieder von Verschwörungs-Gerüchten geängstigt wird, und daß das belgische Staatsschiff seit länger als einem Vierteljahr zwischen der radicalen

Digitized by Google

Scylla und der ultramontanen Charybdis hin- und hergeworfen wird, ohne sichern Cours gewinnen zu können, — dieser Trost ist doch nur halber Trost, wenn man das Beispiel eines Nachbarn vor Augen hat, dessen glänzende Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik von langsam aber stetig gemachten Fortschritten der inneren Entwicklung begleitet werden.

Von der jüngsten Phase dieser Entwicklung, dem Siege, welchen der deutsche Reichskanzler bei Gelegenheit der Wahlen über die Parteien der liberalen Opposition erfochten hat, ist man im Auslande nicht in demselben Maße überrascht worden, wie bei uns daheim. Der außerhalb der deutschen Kämpfe und Parteiungen stehende Beobachter findet es begreiflich, daß eine Regierung, die die Wähler auf eine ganze Reihe frisch erfochtener Erfolge verweisen, die Thatsachen reden lassen, und sich außerdem auf ein europäisches Vertrauensvotum berufen konnte, die Mehrheit der Nation auf ihrer Seite haben mußte. — Nie ist eine Opposition unter ungünstigeren Umständen in den Wahlkampf gezogen, als die „deutsch-freisinnige“ Partei, deren Politik bereits während der vorigen Reichstagssession eine außerordentlich undankbare gewesen war. In keiner der entscheidenden Fragen hatte die Partei vom 6. März dieses Jahres die populäre Meinung auf ihrer Seite, und gerade da, wo sie die größten Anstrengungen aufwendete, war sie der Mehrheit der Nation am wenigsten verständlich gewesen.

In dem Wahlergebnisse vom 28. October liegt daher keine Ueberraschung, sondern nur ein Beweis mehr dafür vor, daß sich während der letzten Jahre in den politischen Anschauungen der gesammten civilisirten Welt ein ungeheurer Umschwung vollzogen hat. Deutschland hat seit dem Jahre 1866 rascher gelebt, als irgend ein anderes europäisches Land, — die Zersetzung der alten Parteien ist darum bei uns früher zu Tage getreten und weiter vorgeschritten, als in den Nachbarländern. Anzeichen derselben Wandlung lassen sich fast allenthalben wahrnehmen: in Frankreich wie in England, in der slawischen wie in der nordamerikanischen Welt. Daß die Zeit der alten rein politischen Parteien im Niedergange begriffen ist, lehrt die wahrhaft unvergleichliche Lahmheit der englischen Reformbill-Bewegung ebenso deutlich, wie die vollendete Gleichgültigkeit, mit welcher das französische Volk den Verhandlungen über die sog. Senatsreform zusieht; Reden von der Art derjenigen, welche der Senator Scherer neulich über die letzten Consequenzen des allgemeinen Stimmrechts und über die Leerheit der Lehre vom Volkswillen gehalten hat, wären noch vor wenigen Jahren im republikanischen Frankreich unmöglich gewesen. Ebenso gehört der in diesen letzten Tagen aus Amerika gemeldete Wahlsieg des demokratischen Candidaten Cleveland in das Capitel von der Ueberlebtheit der alten Parteigegensätze. Von langer Hand vorbereitet und durch die Mißwirthschaft der Sieger von 1865 vollauf verschuldet, ist der von den Demokraten gewonnene Erfolg doch nur durch die Spaltung und innere Auflösung der großen republikanischen Partei möglich geworden, deren bessere Elemente lieber abdanken, als für das in ihrem Namen betriebene System der Ausbeutung verantwortlich bleiben wollten. Maßgebend ist dabei nicht sowohl die moralische als die social-politische Rücksicht, die Einsicht in die Unmöglichkeit dauernder Auslieferung des Landes an ein Paar Großunternehmer, gewesen. Zunächst wird die Absicht, das Beamtenwesen zu bessern und die Verwaltung von dem Druck übermächtiger socialer und finanzieller Einflüsse frei zu machen, wohl nur ein frommer Wunsch bleiben und für eine Weile dem Heißhunger der seit 1860 von den Staatskrippen abgesperrt gewesenen Partei freier Spielraum gegönnt werden müssen. Dabei wird es indessen sein Bewenden nicht behalten können, wenn die demokratische Partei länger als bis zum 4. März 1889 am Ruder bleiben will. Die Mißwirthschaft des letzten Jahrzehnts hat das Verlangen nach einer von der Aristokratie der Ring- und Eisenbahn-Könige unabhängigen, auf sich selbst ruhender Staatsgewalt über die weitesten Kreise des Landes gebreitet. So vollständig sind die Zeiten vorüber, in denen das Angebot an Arbeitskräften ein beschränktes, die Masse des verfügbaren Grund und Bodens eine anscheinend unerschöpfliche, der Lebenszuschnitt von Arbeitgebern und Ar-

Digitized by Google

beitern ein wesentlich gleichartiger war, daß Amerika denselben socialen Schwierigkeiten gegenübersteht, die sich in der alten Welt geltend gemacht haben und daß die Masse der Besitzlosen die Intervention der Regierung in dem Klassenkampf an die Spitze aller ihrer Forderungen gesetzt hat. Unterstützung dieser Masse wird die demokratische Partei aber nur so lange zu erwarten haben, als sie die Hoffnung auf eine Reform des Beamtenthums im Sinne größerer Unabhängigkeit desselben von den socialen Großmächten offen zu halten vermag. Mr. Cleveland und dessen Anhänger werden nur die Wahl zwischen einer über ihre nächsten Absichten hinausgehenden Reform-Politik oder demselben Loose, nur in größerem Stile, haben, welchem die republikanische Partei verfallen ist.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Scherer's Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Nach so viel handwerksmäßigen, eilfertig zusammengeschriebenen und aus zweiter Quelle abgeschöpften Literaturgeschichten haben wir Deutschen nun endlich wieder eine Darstellung unserer literarischen Entwicklung erhalten, welche auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht, durchweg auf eigener genauer Kenntniß der Dinge beruht und zu den gelehrten Vorzügen hervorragende schriftstellerische hinzubringt. Die Wilderbücher der König und Consorten sind für den urtheilenden Leser entwerthet, seitdem Scherer auf dem Plane erschienen ist.

Schon auf dem Titelblatt kann man lesen, daß der Verfasser dieses Buches es als „Professor der Literaturgeschichte" geschrieben hat, und die Besonderheit des Werkes bestimmt sich von hier aus. Ein gelehrter Fachmann spricht, kein Parteimann. Weder politische noch sociale Tendenzen wünscht er zu vertheidigen; er ist der Geschichtsschreiber der deutschen Literatur und sieht seine Aufgabe nur in dem einen: durch historisch-ästhetische Betrachtung zum Genusse poetischer Schöpfungen hinzuführen. Wenn Julian Schmidt oder Georg Brandes, jeder nach seiner Art, eine unmittelbare Wirkung, über die rein literarische hinaus, auf ihre Leser anstreben, so zielt Scherer auf solche Wirkung nur mittelbar ab; und er bekennt sich einzig zu der Parteilichkeit, welche dem Literarhistoriker die natürliche ist: die Blüthe unserer Dichtung betrachtet er mit Enthusiasmus, ihren Verfall mit Trauer. Daß Poesie eine heilige Angelegenheit der deutschen Nation allezeit bleiben muß, ist seine Grundanschauung; und sofern er Ueberzeugungen mit seiner Darstellung wecken will, lehrt er am eindringlichsten diese: daß das Heil deutscher Cultur nur dort zu finden ist, wo unsere Classiker es zu finden glaubten.

Die großen Vorzüge des Buches, die Fülle seiner Gelehrsamkeit, seine einheitliche Gliederung im Aufbau, die starke und fruchtbare Betonung des ästhetischen Momentes — sie alle beruhen auf diesem principiellen Standpunkt des Verfassers; und auch, wo sein an Anregungen so reiches Werk eine Grenze findet, ist es wiederum sein Standpunkt, der sie bestimmt hat. Dasjenige, was man das Moderne nennt, steht für den gelehrten Literarhistoriker in zweiter Linie; und wenn Gervinus einst seine Darstellung der deutschen Dichtungsgeschichte mit Goethe's Tode abschloß, weil er eine Periode der politischen, nicht der poetischen Thätigkeit für seine Zeitgenossen herbei wünschte, so thut Scherer, wenn auch aus andern Gründen, das Nämliche: Alles, was nach 1832 kommt, ist für ihn Epigonenthum; und daß wir Heutigen zu neuen Zielen

Digitized by Google

hinstreben mögen, daß wir auf eigenen Wegen suchen müssen, die mit denen der Classiker nicht unbedingt zusammenfallen, liegt außerhalb seiner Betrachtungskreise. Ganz unbefangen spricht er darum aus, daß er nur durch die Charakteristik des Faust einen „würdigen Schluß gewann, den er durch einen Blick auf die letzten fünfzig Jahre unserer Literatur, der sich wie ein zerstreuter und zerstreuender Anhang ausgenommen haben würde, nicht verderben wollte." Und er liebt es weder, wo er von Problemen handelt, wie z. B. die in „Wilhelm Meisters Wanderjahren", welche auch die gegenwärtige Dichtung noch beschäftigen, uns einen Durchblick auf das Streben der Modernen zu gönnen, noch ist er bereit, der neueren Kritik, etwa Schiller gegenüber, Concessionen zu machen: er bleibt der Historiker, der jeden zuerst aus seiner Zeit heraus begreifen und an seinen eigenen Theorien messen will; was er für uns ist, wie sein Wollen zu den Bestrebungen dieser Tage stimmt, kann die Auffassung des Literarhistorikers nicht beeinflussen.

Auch wir, wenn wir so die Grenzen des Scherer'schen Buches bezeichnen, wollen mehr begreifen und den Verfasser von seinem eigenen Standpunkt aus beurtheilen, als diesen Standpunkt selbst kritisiren. Er ist subjectiv verständlich und natürlich, und — dies vor Allem — fruchtbar für Jeden. Gerade weil Scherer den Blick so fest und so ausschließlich auf die Vergangenheit der deutschen Literatur gerichtet hält, dringt er bis an das Herz der Dinge vor; durch keine Voreingenommenheit, durch keine bloß theoretischen Lieblingsanschauungen wird er von der unmittelbaren Erkenntniß des Thatsächlichen abgelenkt. An jedem Punkte fußt er mit unbegrenzter Sicherheit auf der eindringendsten Kenntniß des Materials, breit und fest hat er das empirische Fundament seines Werkes gelegt; aber auch an jedem Punkte wird der reiche Stoff lebendig und flüssig gemacht, nirgends breiten todtes Wissen, Nomenclaturen und leere Inhaltsangaben sich aus, in freier künstlerischer Darstellung zieht die Geschichte der nationalen Literatur an uns vorüber.

In drei große Perioden sieht Scherer die deutsche Literatur sich gliedern, in drei Perioden, deren jede zu einem Höhepunkte hinführt und deren jede von der andern um etwa sechs Jahrhunderte absteht. Gegen 600 nach Christi Geburt — die Zahl ist nur ganz ungefähr zu nehmen — setzt er die erste Blüthezeit; das germanische Nationalepos, in Erinnerung an die Völkerwanderung, entsteht, die mächtigen Gestalten Siegfrieds und Kriemhildens, Dietrichs von Bern und der Gudrun erfahren ihre erste Ausprägung. Sechshundert Jahre später, um 1200, werden jene halbvergessenen Stoffe wieder lebendig, erst jetzt werden „Nibelungen" und „Gudrun" in der uns bekannten Form aufgezeichnet; gleichzeitig aber stehen Lyriker und Epiker vom ersten Range auf, die Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide; und der Minnegesang erlebt seine Blüthezeit. Und abermals sechshundert Jahre später, um 1800, haben wir die dritte Blüthezeit: Goethe und Schiller sind auf der Höhe ihrer Wirksamkeit, und die alten Heldenlieder, wiederum vergessen und versunken, treten noch einmal mit starker Siegeskraft in das Bewußtsein der Deutschen. Zwischen diesen Höhepunkten aber bestehen mannigfach Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen, welche Scherer herauszuheben nicht ermüdet; und durch die ganze Darstellung hin zieht er damit ein festes Band, nach der Methode der historischen Analogie: wir empfinden, daß die Entwicklung der deutschen Literatur ein organisches Ganze ist, wenn wir auf Blüthe und Niedergang, Emporsteigen und Herabsinken, Wellenberg und Wellenthal in regelmäßiger Wiederkehr treffen; wenn wir an jedem Höhepunkt die Idee der Humanität und den Frauendienst herrschen sehen, im Niedergange Roheit der Form und männische Derbheit.

Wenn Scherer so in zugleich kühner und besonnener Construction den engen Zusammenhang und die einheitliche Entwicklung der deutschen Literaturgeschichte seinen Lesern einprägt, so wird über dieser Betonung des regelmäßig Ganzen doch die freie Darstellung schöner Individualitäten nicht geschädigt. Im Gegentheil, gerade in der durchgeführten, sich gern zum Essay erweiternden Charakteristik der Großen unserer Poesie gibt Scherer oft sein schriftstellerisch Bestes; für Wolfram und Walther, für

Digitized by Google

Lessing, Goethe, Schiller, Kleist findet er das entscheidende, die Individualitäten deckende Wort, und, ohne den Rahmen seiner Betrachtung zu sprengen, weiß er durch Reichthum des ästhetisch-technischen Details in jedem Augenblick zu fesseln. Was Scherer in aller Poesie am meisten bewundert, äußere und innere Bewegung, Handlung, Vorwärtsstreben, das zeichnet auch diese Charakteristiken aus; in ihren energischen Zügen spiegelt sich die eigenthümliche Raschheit und Entschiedenheit seines Wesens ab, so gut wie in jenen Sätzen, kurz wie Peitschenknall, in denen er seine Leser gradwegs zum Ziele führt.

Scherer hat sein Buch ursprünglich in Lieferungen erscheinen lassen, deren erste im Frühjahr 1880, deren letzte im Herbst 1883 herauskam. Wer genauer zusieht, kann ganz wohl unterscheiden, daß der Ton des Werkes in dieser langen und schweren Arbeitszeit sich gewandelt hat: im Anfang geht es gemächlicher vorwärts, es erfolgen Ausblicke und Reflexionen, das Ich des Erzählers macht sich geltend und selbst ein lyrisches „Ach" darf sich einmal hervorwagen; später wird die Technik objectiver, Alles ist stramm und straff angezogen. Hierin einen Ausgleich zu suchen und auch andere stilistische Unebenheiten, die bei einem ersten Wurf natürlich sind, fortzuschaffen, wird dem Verfasser bei weiteren Auflagen leicht gelingen; sein Werk wird dann noch entscheidender in seiner ganzen Bedeutung hervortreten: als die beste Darstellung deutscher Literaturgeschichte auf lange hinaus.

Neuere musikalische Literatur.

Aus dem Opernleben der Gegenwart. Neue Kritiken und Studien von E. Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1883.

Das vorliegende Werk bildet den dritten Theil von Hanslick's Buche „Die moderne Oper". Der ausgezeichnete Kunstästhetiker bespricht darin zunächst zwölf neue Opern, die in den Jahren 1880 bis 1883 in Wien zur Aufführung gelangt sind. Daran schließen sich Berichte über ältere Opern, die theils in neuem Gewande (Mozart-Cyclus), theils in neuer Bearbeitung (Tannhäuser, Lohengrin 2c.) vorgeführt wurden. Es folgen „Porträt-Skizzen" von Roger, Duprez, Faure, Boieldieu, Offenbach, sowie von der Nilsson, der Dustmann und der Freundin Lenau's: Caroline Ungher. Der letzte Abschnitt: „Richard Wagner" enthält „Bayreuther Briefe über Parsifal", Betrachtungen über den „Wagner-Cultus", über die „Wagner-Biographien" und andere Wagneriana. — Wir müssen uns mit dieser kurzen Andeutung des Inhalts begnügen, können aber hinzufügen, daß das Buch dieselben Vorzüge aufweist, die den beiden früheren Bänden einen so ansehnlichen Leserkreis gewonnen haben: es ist mit feinem Geist geschrieben und bietet in anziehendster Form des Unterhaltenden und Belehrenden genug. Das meiste Interesse nimmt das Capitel „Richard Wagner" in Anspruch, worin der Verfasser sich wiederum als einen ebenso einsichtsvollen als freimüthigen Kritiker zeigt. Sein Standpunkt ist bekannt. Er übt eben auch Wagner gegenüber Kritik und tadelt, was er nach gewissenhafter Prüfung als „irrig, unschön oder schädlich" erkannt zu haben glaubt (S. 376). Deshalb haben ihn die Wagner-Enthusiasten zu den Gegnern Wagner's gezählt. Allein „Gegner im Sinne einer absolut feindseligen Einseitigkeit hatte Wagner eigentlich gar nicht; kein Musiker ist uns noch begegnet, so unfähig oder so leidenschaftlich, die glänzende Begabung und erstaunliche Kunst Wagner's zu verkennen, seinen enormen Einfluß zu unterschätzen, sich dem Großen und Genialen seiner Werke selbst bei eingestandener Antipathie zu verschließen" (S. 354). „Das wissen wir sehr gut, daß Wagner der größte lebende Operncomponist ist und in Deutschland der einzige, von dem in historischem Sinne ernsthaft die Rede sein kann. Er ist der einzige deutsche Componist seit Weber und Meyerbeer, den man aus der Geschichte der dramatischen Musik nicht hinwegdenken kann. Selbst Mendelssohn und Schumann, von den Neueren nicht zu reden, können

Digitized by Google

wir uns wegdenken, ohne daß in der Geschichte der Oper eine Lücke entstünde" (S. 329). Dagegen bekämpft Hanslick mit scharfen Waffen jene „widerwärtige Vergötterung, die mit Wagner getrieben und von ihm patronisirt wird"[1], jene Heißsporne, die nicht dulden wollen, daß man „an Wagner, dem Menschen, dem Componisten, dem Dichter, dem Philosophen, irgend eine Schwäche findet" (S. 377), die ihrem Herrn und Meister zwar „die stärksten Fäuste zuführten, ihm aber die vornehmsten Köpfe entfremdeten" (S. 376). Den übereifrigen Propagandisten, die Wagner's nationale Bedeutung noch über seine künstlerische erheben, erwidert Hanslick, daß er den deutschen Charakter von Wagner's Kunst jederzeit erkannt und geehrt habe; er empfinde es aber als eine Beleidigung der deutschen Nation, „wenn man ihr unausgesetzt zurufe, sie besitze eine nationale Kunst und ein patriotisches Bewußtsein erst durch Richard Wagner, und habe überhaupt alles Große und Werthvolle in ihrer gesammten Cultur eigentlich Richard Wagner zu verdanken" (S. 360). Wie Hanslick ohne Scheu eingesteht, daß er „die früheren Opern Wagner's nur theilweise liebe und die Nibelungen-Trilogie gar nicht" (S. 4), so hat auch der Parsifal in seinen einzelnen Theilen „abwechselnd günstig und ungünstig, bald stark und erhebend, bald gleichgiltig und niederdrückend" auf ihn eingewirkt (S. 312). Sein Gesammturtheil faßt Hanslick in einem „Epilog" zusammen. „Wenn von irgend einem Componisten der Ausspruch gilt, daß erst die Nachwelt ihn richtig beurtheilen wird, so gilt er von Richard Wagner. Nicht als ob er, wie Mozart und Beethoven, zu wenig, sondern weil er zu viel gefeiert worden bei Lebzeiten" (S. 378). „Eine spätere, nicht allzu ferne Zeit wird das Ungesunde, Raffinirte und Verderbliche seiner Poesie und Musik klar erkennen" (S. 379).

Neuere Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Erster Band: Schubert. Mendelssohn. Schumann. Zweiter Band: Chopin. Weber. Rossini. Auber. Meyerbeer. Zweite umgearbeitete und erheblich vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Unsere classischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Erster Band: Bach. Händel. Gluck. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Die erstgenannte Schrift Gumprecht's behauptet einen ehrenvollen Platz in der Musik-Literatur. Die zweite Auflage derselben wird voraussichtlich die Gunst der musikliebenden Lesewelt in noch höherem Maße gewinnen, da der Verfasser seine inzwischen gesammelten Erfahrungen, seine gereiftere künstlerische Erkenntniß für sein Buch nutzbar gemacht und überdies den in jedem Sinne erweiterten Aufsätzen noch zwei neue Charakterbilder — von Schumann und Chopin — angereiht hat. Der geistvolle Musikreferent der „Nationalzeitung" hat seine biographischen Schriften für die Musikfreunde ernsterer Richtung bestimmt; er bietet ihnen aber keine „graue Weisheit" — kritisch-exegetische Untersuchungen — sondern lebhaft fesselnde Schilderungen von dem Leben und Wirken unserer neueren Componisten. Der warme Ton, von dem des Verfassers Arbeiten überhaupt getragen sind, berührt auch hier den Leser äußerst wohlthuend; daneben steht ihm aber auch eine Darstellungskunst zu Gebote, die für einen gedankenreichen Inhalt stets die anmuthigste Form, die edelste Ausdrucksweise findet. —

Die zweite Schrift ist eingeleitet durch eine Abhandlung: „Warum treiben wir Musik?" in welcher der Verfasser sein ästhetisches Glaubensbekenntniß darlegt. Wie der Prediger von einer Bibelstelle ausgeht, so stellt Gumprecht an die Spitze seiner Betrachtungen über das Wesen der Tonkunst drei kostbare Aussprüche des Aristoteles. Der ungemein schön geschriebene Aufsatz gewährt auch dem Musiker von Fach eine anregende und belehrende Lectüre, für seine biographischen Schilderungen hat der Verfasser die besten Quellen verwerthet. Da die Musterschriften von Jahn, Chrysander,

[1] Geschrieben 1882, also noch zu Wagner's Lebzeiten.

Digitized by Google

Spitta, Thayer u. s. w. „alles Andere eher darbieten, als mühelosen Genuß", wie er sagt, so wünschte er „die darin aufgehäuften Schätze in handliche Münze umzusetzen". Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß nur ein durchgebildeter Musiker im Stande ist, z. B. Spitta's Bach-Biographie ganz zu verstehen und zu würdigen; — sollte das Bestreben, die Resultate solcher gelehrten Forschungen in gutem Sinne zu populärisiren, nicht zu billigen sein, wenn es von so geschickter Hand, wie die des Verfassers, unternommen wird? — Ein in Aussicht gestellter zweiter Band wird die Lebens- und Charakterbilder Haydn's, Mozart's und Beethoven's enthalten. Die beiden Werke sollen ein zusammenhängendes Ganze bilden und „in biographischem Rahmen die allgemeinsten Grundzüge der musikgeschichtlichen Entwicklung vom Beginn der classischen Periode bis auf die jüngste Gegenwart zur Anschauung bringen."

Aus der Tonwelt. Essays von Louis Ehlert. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, B. Behr (E. Bock). 1884.

Wie man das Vermächtniß eines theuren Abgeschiedenen entgegennimmt, schmerzlich bewegt von dem Gedanken, daß die warme Freundeshand, die es geschrieben, auf immer erkaltet ist: so haben wir diese letzte Gabe Ehlert's zur Hand genommen. Mit herzlichem Antheil und immer steigendem Genuß haben wir uns in die Lectüre dieser nachgelassenen Arbeiten des verewigten Künstlers vertieft und sind sicher, daß es nur eines Hinweises auf das Buch bedarf, um die Aufmerksamkeit der Kunstwelt darauf zu lenken.

Ehlert war, im besten Sinne des Wortes, ein geistvoller Schriftsteller, der mit umfassender musikalischer Bildung poetischen Sinn und ein ungewöhnliches Talent für Charakteristik verband. Seine Schriften haben alle ein gewisses vornehmes Gepräge und wenden sich immer nur an die Feingebildeten unter den Musikfreunden. Sie gehen von den höchsten Gesichtspunkten der Kunst aus, die dem gewöhnlichen Dilettantismus immer ein Räthsel bleiben werden, und enthalten einen Gedankenreichthum, der dem oberflächlichen Leser unbequem ist. Bloße Kopfarbeit aber ist es keineswegs, was der Verfasser gibt. Er ist von Begeisterung für seinen Stoff durchdrungen und weiß den Empfänglichen auch zur Begeisterung zu entzünden. Seine Sprache ist edel, schwungvoll, mit einer Fülle dichterischer Bilder und Wendungen durchwoben. Gegen Ehlert's erste Veröffentlichung, die „Briefe über Musik" (1859) ist in den „Essays" ein außerordentlicher Fortschritt bemerkbar. Nicht allein tritt in ihnen die innere Reife, das geklärte Urtheil des Verfassers überall zu Tage; auch der Ausdruck ist sachgemäßer, eindringlicher, einfacher geworden, und nur eine Stelle wüßten wir zu bezeichnen (im Aufsatz über Brahms), an der die Metaphern uns allzusehr gehäuft erscheinen.

Der vorliegende zweite Band der Essays ist eingeleitet durch einen kurzen, mit A. B. unterzeichneten Lebensabriß Ehlert's; ihm folgt der Nachruf, den der Herausgeber der „Rundschau" seinem Freunde und Mitarbeiter an dieser Stelle widmete. Wir erfahren aus ersterem, daß Ehlert eine Ueberarbeitung und Herausgabe der Abhandlungen beabsichtigt hatte, aber durch seinen unerwarteten Tod an der Ausführung dieses Planes gehindert wurde. Hoffentlich wird eine zweite Auflage uns mit einem mehr ausgeführten Lebensbilde erfreuen, zu welchem seine verstreuten Briefe voraussichtlich interessanten Stoff liefern müßten. Ref. hatte einmal Gelegenheit, Briefe Ehlert's an Adolf Jensen zu lesen, in denen von den ersten Lieder- und Clavierheften die Rede ist, die sein ehemaliger Schüler veröffentlicht und ihm zugesandt hatte. Was Ehlert's Kritiken so viele Freunde gewonnen hat, das zeigen auch diese Briefe: Unparteilichkeit und rücksichtslose Wahrheitsliebe, die selbst dem Freunde nicht verschweigt, was an seinen Leistungen als verfehlt erscheint.

Dieselbe feste männliche Gesinnung, dasselbe rücksichtslose Aussprechen der Ueberzeugung zeichnet Ehlert's Buch durchweg aus. Man kann ein vollständiges Bild von der Persönlichkeit des Verfassers gewinnen, wenn man nur den Aufsatz: „Musik und Geselligkeit" liest. Neue Leser, d. h. solche, die mit dieser Sammlung zuerst die Be-

Digitized by Google

kanntschaft Ehlert's machen, thun am besten, mit ihm zu beginnen; sie werden darin nicht allein den kenntnißreichen Musiker, den literarisch und philosophisch gebildeten Schriftsteller schätzen lernen, sondern gleichermaßen den Verfasser auch liebgewinnen mit seinem innigen, etwas schwärmerischen, aber doch nicht weichlichen Gemüth und seinem lauteren Idealismus.

Der erste Aufsatz des Buches: „Auf den Weg" leitete M. Goldstein's „Musikwelt" ein. Diese 1880 gegründete Wochenschrift, die schon nach anderthalbjährigem Bestehen mit dem Tode des Redacteurs wieder einging, unterschied sich vortheilhaft von der Mehrzahl ihrer Mitschwestern, weil sie kein Verlegerblatt war und nicht von Klatsch lebte. Zu letzterem zählte Ehlert insbesondere: „Berichte aus kleinen Städten, die keine Culturstätten sind, aus See- und Soolbädern; Prüfungen von Kleinkinderbewahranstalten, die sich Musikschulen nennen; Reklamen für werdende und alternde Sänger, Virtuosen und Componisten, die ohne Aufsehen in das zweite oder dritte Hundert ihrer Werke treten; schlechte Witze von guten Männern" u. dgl. mehr. Sehr wahr ist, was Ehlert hier über Kritik sagt:

„Die Kritik kann zwiefach verfahren, zersetzend und schöpferisch; sie kann mit dem Messer oder der Säure, sie kann mit der Phantasie arbeiten. Man sollte meinen, nichts wäre selbstverständlicher, als daß ein Werk der Phantasie nur vor den Richterstuhl der Phantasie gehörte. Nur der Künstler kann die Kunst beurtheilen; wer keinen Thon zwischen seinen Fingern geknetet, weiß nicht, was ein Bildhauer ist. — Es sei fern von mir, zu behaupten, daß wir in unserer Kunst nicht Männer genug hätten, welche Fachkenntniß mit schriftstellerischer Fähigkeit vereinigten, aber sie sind zerstreut durch die weite Welt, sie haben keine rechte Börse, wo sie zusammentreffen und den Cours bestimmen können. Jeder geht seinen eigenen Weg, die besten halten sich von aller literarischer Thätigkeit fern; der Rest hockt in den Ecken und bildet Cliquen. Clique ist von jeher der Tod aller lauteren Kunstbestrebungen, aller wahren und echten Kritik gewesen. Sie usurpirt die Meinung des Einzelnen, führt zu einem falschen Maurerthum und schafft Götzen, anstatt Götter. — Unsere Zeit ist lorbeerkrank, Ruhm und wieder Ruhm, Aufsehen oder Ansehen will jeder erregen und erwerben, gleichviel mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen. Ist es möglich, unter solchen Verhältnissen noch ehrliche und sachgemäße Kritik zu üben? Gibt es noch jenen stillen Trutz der Wahrheit, der mehr werth ist, als der barocke Muth der Mensur?"

Ehlert's Buch bringt ferner einen Aufsatz „Ueber Vielschreiberei", sodann Besprechungen von Spitta's „Bach", Thayer's „Beethoven", Hensel's „Familie Mendelssohn", Liszt's „Ges. Schriften" und L. Ramann's „Liszt-Biographie". Es sind aber nicht trockene Recensionen, sondern höchst anregende Studien voll tiefer und geistvoller Bemerkungen. Von Wagneriana erhalten wir: eine Beleuchtung der Goering'schen Schrift: „Der Messias von Bayreuth", einen Bericht über „Parsifal" und einen Nachruf an Wagner. Ehlert nahm in dem Streit der Anhänger und Gegner Wagner's eine Mittelstellung ein und hielt sich von aller Leidenschaftlichkeit frei. Es stand ihm als Gewißheit fest, daß weder die blinden Bewunderer des Bayreuther Meisters, noch jene Recht behalten würden, welche in ihm nur den revolutionären Umbildner und den Zerstörer ihrer Jugendideale sehen. Mit einer Charakteristik von Brahms ist die Reihe der Essays abgeschlossen. —

Wir scheiden von Ehlert's Buche mit dem Wunsche, daß es sich nach allen Seiten hin verbreiten möge; es ist ganz darnach angethan, zu einer Läuterung und Klärung der zum Theil in bedenkliche Verwirrung gerathenen ästhetischen Begriffe beizutragen.

F. Gustav Jansen.

Digitized by Google

Weihnachtliche Rundschau.

Ein Illustrationswerk im großen Stil ist in der „Deutschen Verlagsanstalt“ (Stuttgart und Leipzig) erschienen: **Gestalten aus den Romanen** von Georg Ebers, nach Gemälden von Alma Tadema, Beer, Gentz, H. Kaulbach, F. Keller u. s. w. In photographischen Reproductionen. Jede Lieferung enthält vier Lichtbilder in Großfolio aus Bruckmann's berühmter Anstalt, das Ganze wird zu Weihnachten in fünf Heften abgeschlossen vorliegen. Wir wollen es den Künstlern nicht zum Tadel anrechnen, daß sie selbst diesen Stoffen aus langvergangener Zeit gegenüber ihre Zugehörigkeit zu unserem Jahrhundert, zu ihrem Volke nicht verleugnen können; ist ja doch auch der Dichter trotz seiner ägyptischen oder antiken Gewandung durch und durch ein moderner Mensch und verdankt vielleicht gerade diesem Zuge seine Erfolge. Zu den vorzüglichsten Blättern gehört Keller's Darstellung jener Scene im 12. Capitel von „Homo sum“, wo Paulus die fliehende Sirona erreicht. Aus der vollendet schönen Photographie fühlt man die Malweise des Karlsruher Künstlers heraus. Es liegt etwas im guten Sinn Pathetisches in seiner Art, das Bild packt — nur könnte Paulus etwas größer sein. Entschiedener hat Gentz den Typus aufgefaßt in seiner Mirjane („Homo sum“), doch am besten ist dies Tadema auf seinem Bilde zu demselben Roman gelungen. Eine der anziehendsten Darstellungen stammt von Hermann Kaulbach — nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Namensbruder Fritz August K. — und zeigt uns die Scene aus dem 7. Capitel der „Frau Bürgermeisterin“, wo Maria das Bild ihrer Vorgängerin betrachtet. Haltung und Gesichtsausdruck sind sehr reizend, nur der Beleuchtungseffect ist etwas gesucht. Sehr wirkungsvoll gearbeitet ist die Scene aus dem „Kaiser“ von Otto Knille; der Kopf des Imperators zeichnet sich durch Geist aus, bei Antinous stört aber der allzu sichtliche Einfluß des bekannten Bildwerks. Auf Teschendorff's Ilardabilde sollte die Unterschrift geändert werden. Sie lautet: „Wie du schmeichelst!“ sagte Ilarda beschämt und erröthend „und blickte Rameri doch in die leuchtenden Augen.“ Auf dem Bilde aber sieht sie weg. Dieser Widerspruch wirkt sicher nicht im Sinne des Dichters. — Die photographischen Drucke stehen alle auf der Höhe der Leistungsfähigkeit einer Anstalt ersten Ranges.

Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Die Ausgabe ist bis zur Hälfte des fünften Bandes abgeschlossen. Die letzten Hefte — bis 80 — enthalten „Die Lehrjahre“ und „Wanderjahre“, dann „Die Wahlverwandtschaften“, „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“, „Die Novelle“, einige kleinere Prosawerke und „Dichtung und Wahrheit“. Bei der Illustrirung der beiden ersten sind vornehmlich Erdmann Wagner, M. Volkhard, C. Karger und Langhammer betheiligt. Um nicht ungerecht zu werden, darf man die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht verkennen. Nicht nur soll der Zeichner individuelle Typen für die Hauptgestalten entwickeln, er soll dieselben auch in den verschiedenen Scenen festhalten und dabei der Stimmung gemäß doch wieder ändern. Die modernen Künstler sind — wenige Ausnahmen abgerechnet — nicht gerade tiefe Empfinder und so wird es begreiflich, daß sie mehr oder minder äußerlich ihre Aufgabe erfassen und lösen. Lobenswerth ist der große Fleiß, welcher auf das Detail von allen Mitwirkenden verwendet wurde; das Zeitalter tritt in seiner äußeren Erscheinung echt vor den Beschauer. Am tiefsten erfaßt hat Langhammer die Scenen. Die „Wahlverwandtschaften“ sind von Grot-Johann mit großem Geschick illustrirt; er hat sich sichtlich bemüht, die Typen innerlich zu begreifen, ehe er sie darstellte. Sehr hübsch sind einige der Bilder zur „Novelle“, welche von dem sinnigen Gehrts herrühren. Nur Geißler ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wenn auch manche der Bilder zu der „Erzählung der Ausgew.“ malerisch nicht übel wirken, so fehlt die ernste Durcharbeitung der Form, die Zeichnung ist unsicher, zuweilen (S. 405 Kopf und der stützende Arm) geradezu unrichtig. „Dichtung und Wahrheit“ ist von E. Klimsch illustrirt. Seine Bilder gehören zu den besten des Werkes — sie sind schlicht und lebendig erfaßt. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig; die von dem Verlage gelieferten Einbände zeichnen sich durch feinen Geschmack aus.

Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte von Charles Dickens. Illustrirt von Conrad Beckmann. Leipzig, Adolf Titze.

Ueber die Dichtung haben wir den Lesern der „Deutschen Rundschau“ nichts zu sagen; sie gehört zu dem geistigen Besitzthum der Gebil-

Digitized by Google

auch in unserer Heimath, zu jenen Werken, welche dem Herzen desto theurer werden, je öfter man sie liest. In Beckmann liegt ein Zug, welcher an Boz-Dickens erinnert, wenn er auch nicht stets zu Tage tritt. Er hätte sich vielleicht noch tiefer in den Dichter einleben können; daß er's könnte, beweisen jene Blätter, wie S. 15, 25, 53 und 93, wo er die tief ergreifende Innigkeit des Poeten fast ganz erfaßt hat. Zuweilen hat er nicht streng genug gezeichnet oder sich etwas im Typus der Gestalten geirrt; doch giebt sich überall Liebe zum Werke kund und das verdient Anerkennung.

In demselben Verlage ist erschienen:

Mein Rhein. Dichtungen von Carmen Sylva. Illustrirt von E. Doepler d. J. Nebst zwanzig landschaftlichen Radirungen unter Leitung von Hans Meyer, ausgeführt von F. Krostewitz und R. Heinrich.

Es ist erfreulich, zu bemerken, daß man wieder beginnt, die Radirung in reicherem Maße zu Illustrationszwecken heranzuziehen. Die Urheber der zwanzig Blätter sind nun zwar nicht vollkommene Meister der Nadel, aber immerhin machen ihre Arbeiten einen guten Eindruck. Doepler hat zu jedem Gedichte eine Umrahmung gezeichnet, zu manchen auch noch Schlußvignetten; zu loben ist, daß seine Manier auf den Holzschnitt fein berechnet ist. Daß die Ausstattung sich auf der Höhe der Leistungen der Firma befindet, ist selbstverständlich; jedem Buche aus diesem Verlage sieht man es an, daß der Leiter der Anstalt sich jeder Publication mit einer fast väterlichen Liebe annimmt.

Für die christliche Familie empfehlen wir sehr warm:

Psalter und Harfe von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage. Jubelausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustrationen und 42 Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer. Neu geordnet nach dem Vater Unser. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Smrm. Bremen, M. Heinsius.

Von dem Werke, welches in 16 Lieferungen vollständig sein wird, liegen uns die zwei ersten Hefte vor. Dieselben erwecken für das Werk die besten Erwartungen. Wanderer's sinnig erdachte Einrahmungen und Initialen sind fein ausgeführt, das erste der Bilder Plockhorst's — in Photographie wiedergegeben — zeigt die Vorzüge des Meisters. Ueber die Gedichte selbst ist nichts Neues zu sagen; sie haben in fünfzig Jahren fünfzig Auflagen erlebt und sind für Tausende ein Quell religiöser Erquickung geworden. Aber auch wer nicht ganz den Standpunkt Spitta's theilt, wird sich dem Eindruck dieser sanften liebevollen Johannesnatur nicht entziehen können.

Der Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart hat wieder eines jener köstlichen Bücher herausgegeben, welche Laien und Kenner in gleicher Art erfreuen:

Lustige Jagd. Fünfundzwanzig Zeichnungen von Hugo Engel mit Gedichten in oberbayerischer Mundart von Conrad Dreher.

Theils typische Jägergestalten oder kleine Genrebildchen aus diesem Kreise, theils symbolische Darstellungen, wie auf den drei Blättern „Wildtatz", „Fasan" und „Wildtauben". Die Zeichnungen sind reich an feinem echten Humor; Engel vermeidet jede, selbst die kleinste Uebertreibung, und weiß daneben die Menschen des Hochlands ebenso frisch und gesund darzustellen, wie Hugo Kauffmann in seinen Zeichnungen zu „A Hochzeit in die Berg". Nicht nur Jäger und Freunde der Jagd, sondern alle Freunde des Humors werden an dem Buche Gefallen finden, welches der Verleger in gediegenster Art ausgestattet hat. Die kleinen Gedichte sind niedlich und zeugen für Kenntniß der Mundart.

Eine nicht minder interessante Veröffentlichung ist:

Münchner bunte Mappe. Herausgegeben von Max Bernstein. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller.

München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Wir finden in dem Buche, von welchem Fortsetzungen versprochen sind, so ziemlich alle bedeutenden Maler — bis auf Max und Pilotz — mit Beiträgen vertreten, ebenso die meisten Dichter Isar-Athens, daneben einige der Gelehrten, wie Carriere und v. Löher. Der Text fesselt fast immer, nur hätte derselbe etwas weniger „bunt" sein können trotz des Titels. Die künstlerischen Beiträge sind natürlich an Werth ungleich, aber sie geben doch eine Vorstellung der Münchener Kunst in ihren charakteristischen Zügen. Wenn sich das Unternehmen wird halten können, so wird es einmal eine nicht unwichtige Quelle für das Studium sein — selbst die wenig geschmackvolle Nachahmung chinesischer und japanischer Zeichnungen ist bezeichnend für Stimmungen des augenblicklichen Geschmackes.

Vollendet liegt vor die erste Abtheilung von der

Geschichte der Kunst im Alterthum. (Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom.) Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe I. Aegypten mit 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pitschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers.

Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Hefte 20—24, mit denen der Aegypten behandelnde Band abgeschlossen ist, enthalten Perrot's Einleitung zu dem Gesammtwerke und dann den Anhang des Uebersetzers. Die erstere ist nicht nur ein Wort zur Einführung, sondern bringt eine knappgefaßte Geschichte der Kunstarchäologie, der kunsthistorischen Forschungen und dann den Plan des großen Werkes. Was uns Deutsche besonders wohlthuend berührt, ist die Wärme, mit welcher Perrot der Verdienste unserer Forscher gedenkt. Nicht nur Winkelmann's grundlegender Bedeutung wird der Verfasser in vollem Maße gerecht, auch die jüngeren von Ottfried Müller bis Curtius werden von Perrot mit demselben Verständniß gewürdigt. Das Urtheil über Schnaase ist, obwohl zum Theil berechtigt, etwas einseitig. Die Darlegung des Planes läßt klar erkennen, daß die Riesenar

Digitized by Google

in der Darstellung der griechischen Kunst gipfeln werde; aber man sieht zugleich, daß Perrot andere Wege einschlägt, welche übrigens einem Winkelmann und O. Müller verschlossen waren. Der deutsche Herausgeber hat sich nicht auf die bloße Uebersetzung beschränkt. Manche Verbesserung — es sind seit dem Erscheinen des Originals verschiedene Punkte klarer gestellt, neue Entdeckungen gemacht worden — hat er unmittelbar in den Text aufgenommen; andere in den mit großem Fleiße gearbeiteten „Anhang" verwiesen. Sie sind sehr dankenswerth. — Das Werk des französischen Gelehrten verdient die wärmste Theilnahme aller Gebildeten, und nicht nur der Kunstforscher. Es ist so fesselnd und anregend geschrieben, daß auch schwierigere Details der Construction u. s. w. sich leicht erfassen lassen. Daneben sind die Illustrationen mit Ueberlegung ausgewählt und vortrefflich ausgeführt. Papier und Druck sind der Firma Brockhaus würdig.

Auf gleicher Höhe ist geblieben das Werk:

Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, J. H. Fischer, P. Halm, W. Krausskopf, J. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Woernle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Seitdem der Berichterstatter im vorigen Decemberhefte die ersten zwölf Lieferungen angezeigt, hat es sich erwiesen, daß die ursprünglich festgesetzte Zahl von 25 Lieferungen nicht ausreichen werde, den Stoff in durchgehend gleicher Ausführlichkeit zu behandeln; so wird denn das Werk erst mit dem 30. Hefte abgeschlossen. Die Anzahl der Radirungen wurde zwar nicht vermehrt, dafür jedoch die der Holzschnitte — das Publicum kann damit um so mehr zufrieden sein, als ihm zu großem Theil Kunstwerke vorgeführt werden, welche entweder noch gar nicht reproducirt worden sind oder nur in durchaus ungenügender Weise. Keine einzige der Textillustrationen ist irgend einem anderen Werke entnommen; alle wurden von tüchtigen Künstlern eigens für „Die Kunstschätze" gezeichnet und alle sind musterhaft wiedergegeben. Besonderes Interesse dürfen auch die Initialen, Capitelköpfe und Schlußvignetten beanspruchen, da sie alle der Zeit entstammen, Miniaturen oder sonstigen Arbeiten der Kleinkunst oder Architektur die Motive entnehmen. Von den Radirungen heben wir hervor: Corregio's „Madonna di S. Girolama" (Gallerie zu Parma) von W. Unger; Parmigiano's „S. Georg" (Parma) von Woernle; Rafael's „Donna velata" (Gallerie Pitti) von Böttcher; Salvator Rosa's „Hain der Philosophen" (Gallerie Pitti), radirt von Woernle, ein Blatt, welches den malerischen Gesammteindruck vorzüglich wiedergibt; Tempel von Paestum, von Fischer; Ribera's „Kreuzabnahme" von Krausskopf; Titian's Venus aus den Uffizien von Woernle bewundernswerth wiedergegeben. Strenggenommen müßte man alle Blätter aufzählen; es ist kein einziges davon schlecht und viele sind Leistungen ersten Ranges, so daß das Werk in seinem Bilderschmuck, wenn man ganz von dem Dargestellten absieht, für die Geschichte der modernen Radirerkunst eine hohe Bedeutung besitzt. Der Text Karl's von Lützow ist nicht geschrieben, um den Bildern zum Gefallen zu dienen, wenn er auch natürlich durch sie erst volles Leben erhält. Er bringt nicht nur vieles Neue, sondern stellt auch das Bekannte in neue Beleuchtung; der Charakter der einzelnen Schulen wird überall klar erkennbar herausgearbeitet, das Gemeinsame wie das Trennende hervorgehoben, der gegenseitige Einfluß dargelegt. Dabei sind die ersten Größen in ihrem Wesen erfaßt und heben sich von den Künstlern zweiter Ordnung ab. Die ganze Anlage des Werkes macht das Buch zu einem „Cicerone" vornehmster Art; und wir empfehlen es den Lesern der „Deutschen Rundschau" als ein Weihnachtsgeschenk, wie es deren wenige gibt.

A. Racinet, Geschichte des Costüms in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Je weiter das kostbare Werk vorwärtsschreitet, desto größere Freude gewährt der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Gebotenen. Naturgemäß haben wissenschaftliche Grundsätze die Auswahl geleitet; man begnügte sich nicht, die Trachten für begrenzte Zwecke, so z. B. für die Bühne, darzustellen. Die Costüme sind fast durchweg nach Bildern oder anderen Denkmalen der Epoche wiedergegeben und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue, die über alles Lob erhaben sind. Die kleinste Einzelheit, die Zeichnung der Stoffe, der Spitzen u. s. w. tritt auch auf den räumlich beschränkten Darstellungen klar erkennbar zu Tage. Mit welchem Fleiße dann die Blätter mit Waffen und Schmuck wiedergegeben, wie sorgfältig Zeichnung und Druck besorgt sind, zeigt sich erst, wenn man sie unter der Lupe betrachtet. Manches der Blätter, wie die nach Aquarellen Baron's, „Saal der Segnung in der Alhambra" und „Empfangsaal einer vornehmen französischen Familie im 17. Jahrhundert"; dann der „Speisesaal aus der Zeit der Königin Elisabeth" u. s. w. wirken geradezu wie Bilder und gewähren neben dem kunstgeschichtlichen Interesse ästhetischen Genuß. Der von A. Rosenberg bearbeitete Text hält sich nicht streng an das Original; er ist klar und einfach, reich an kunstgeschichtlichen Hinweisen. Einen kleinen, nebensächlichen Irrthum möchte ich berichtigen. Auf einem schwarzen Blatte ist ein Toilettezimmer dargestellt; ein junger „Elegant" ist anwesend, während die Dame sich schnüren läßt. Hier enthält die Erläuterung die Worte, daß „demnach ihr Charakter nicht zweifelhaft sein könne". Dem ist nicht so, denn es war in den höchsten Kreisen um 1760 üblich und eine Gunst, welche zu nichts verpflichtete. Wir empfehlen das schöne Werk — es ist jedenfalls ein Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werth.

Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Prachtausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und über

Digitized by Google

200 Textillustrationen. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Das Werk ist bis zur 24. Lieferung vorgeschritten. Der Verfasser verfügt über ausgebreitete Kenntniß der Quellen und er hat es verstanden, aus denselben zu schöpfen, ohne sie auszubeuten. So erhält die Darstellung ein selbständiges Gepräge und besitzt jedenfalls mehr Bedeutung, als sie meistens den Texten der „Prachtwerke" zukommt. Ueber die Zeichnungen Doré's ist Neues nicht zu sagen: man kennt die starken und diskutirt jetzt unbefangener die schwachen Seiten seines Talents, das namentlich zuletzt immer mehr in Manier verfiel. Wo sich aber die ursprüngliche Begabung des phantasievollen Künstlers offenbart, da erreicht er auch hier auf beschränktem Raume große Wirkungen. Die Ausstattung ist vortrefflich; Druck und Papier sind tadellos.

In die Reihe der Länder, welche uns „in Wort und Bild" vorgeführt worden sind, tritt nun auch:

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustr. Leipzig, Schmidt und Günther.

Das Unternehmen hat einen äußerlichen Vorzug: es ist im Format kleiner und handlicher. Das Werk, welches in 50 Heften vollendet sein wird, zerfällt in vier Abtheilungen: Nord-, Ost-, West- und Südfrankreich, innerhalb welcher die größeren Provinzen, wie die Normandie, Burgund u. s. w. einzeln behandelt werden sollen. Algier und die Colonien sind in einen Anhang verwiesen. Ein Urtheil läßt sich nach dem Vorliegenden noch nicht fällen. Der Verfasser leitet das Werk mit einer Schilderung der geographischen Verhältnisse ein und schließt daran eine auf antike Schriftsteller begründete Charakteristik der Ureinwohner, an welche sich die Kennzeichnung der modernen Franzosen reiht. Mit Paris beginnt dann die eigentliche Beschreibung des Landes; auch hier leitet ein geschichtlicher Rückblick auf das Werden der Stadt die Schilderung ein. Die Illustrationen sind gut, die Ausstattung ist anständig.

Ein zweites Werk liegt vollendet vor:

Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Schmidt und Günther.

Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Schilderung der Kunstschätze und hier vornehmlich in den das „National-Museum" behandelnden Abschnitten. Das dritte Buch ist betitelt: „Der Vesuv" und das vierte enthält die fesselnde Beschreibung Pompeji's, sowohl der einstigen Stadt als der heutigen Reste. Zum Schluß führt uns der Verfasser nach den schönsten Stellen des Golfes und den Inseln Ischia, Procida und Capri. In diesem Theile zeigt sich Kleinpaul als begabter Schilderer der Naturschönheiten. Die Bilder — im Ganzen 180 — sind gut gewählt und ausgeführt. Der geringe Preis macht das Werk weiten Kreisen zugänglich.

In demselben Verlage erscheint:

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald.

Wir haben uns, an dieser Stelle, mit dem bekannten und vielleicht ein wenig zu fleißigen Geographen, Ethnographen u. s. w. nicht darüber auseinander zu setzen, ob seine Ansichten über die Union die richtigen sind oder nicht. Unzweifelhaft ist, daß man jenseits des Oceans von seiner Auffassung der Dinge nicht entzückt sein wird; manche Angriffe hat Hellwald schon erfahren und neue werden nicht ausbleiben. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß seine Schilderungen des Straßenlebens von New-York, der dortigen Handels-, Kunst- und kirchlichen Verhältnisse sehr lebendig sind. Der Berichterstatter kennt kein deutsches Buch, welches ein so umfassendes Bild dieser Stadt böte. — Von da führt uns Hellwald über Long-Island nach New-Jersey, Pennsylvanien u. s. w. In Heft 28 beginnt die Schilderung der Bundeshauptstadt Washington; — die Illustrationen sind sehr zahlreich und zumeist gut, wenn auch manchmal etwas alt. Am meisten fesseln die Darstellungen von Landschaften; sie geben eine Ahnung von den unerschöpflichen Naturschönheiten des Landes.

Zu Ende geführt ist auch das in demselben Verlag erschienene Lieferungswerk:

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit ca. 300 Illustrationen.

Der Verfasser beherrscht, wie schon im vorigen Jahre erwähnt worden ist, seinen Stoff; er kennt nicht nur das neue, sondern auch das alte Berlin; die große Geschichte und die kleinen Geschichtchen sind ihm vertraut und er versteht es vortrefflich, wo es nöthig ist, durch die letzteren die erstere zu beleben, ohne daß er dabei in Anekdotenkrämerei verfiele. Seine Schilderung gibt ein lebensvolles Bild des Aufschwungs unsrer Reichshauptstadt, eines Aufschwungs, der auf dem europäischen Continent einzig dasteht. Mit Fleiß sind auch die Abschnitte über die Sammlungen aller Art gearbeitet; mit Liebe ist die im Reiche noch immer gar zu oft verleumdete Umgebung geschildert, und ein warmer patriotischer Zug weht durch das Ganze. Für eine zweite Auflage wünschten wir nur, daß das geistige Leben Berlins, so weit es Kunst und Wissenschaft betrifft, eingehender dargestellt würde. Die Bilder sind bis auf einige („das Prophetenhaus" II 113, „Schloß Tegel" 147, „Brief-Sortirsaal" 91) vollkommen zweckentsprechend, manche sogar künstlerisch fein. Wir wünschen dem Werke vornehmlich außerhalb Berlins recht viele Käufer; es ist geeignet, manches Vorurtheil zu zerstreuen.

In Bezug auf künstlerischen Werth zeichnet sich vor den neuen Erscheinungen aus:

Die Riviera. Von Prof. Woldemar Kaden und Maler Hermann Nestel. Stuttgart und Leipzig, W. Spemann.

Was diesem Werke vor Allem zum Ruhme gereicht, sind die Illustrationen. Man hat nicht aus Ost und West Clichés zusammengetragen, sondern einen Künstler beauftragt, die Bilder an Ort und Stelle zu zeichnen, und zwar einen

Digitized by Google

Künstler von unbestreitbarer Begabung. Nestel hat „objective Augen“ — man verzeihe mir den Ausdruck; — er sieht das Charakteristische der Landschaft, aber auch die Menschen, Bäume und Blumen. Wohl ist er ein wenig nüchtern, aber das ist hier, wo es sich nur um Bedutten und nicht um Stimmungsbilder handelt, ein Vorzug. Sehr lebendig erfaßt er die Staffagegestalten, welche trotz ihrer Kleinheit in der Haltung wahr und echt sind, vom Fischer bis zur elegantesten Modedame in Monte Carlo oder Mentone. Eine Unart müssen wir rügen, welche von England herübergekommen ist. Bald wird unter ein kleines Landschaftsbildchen, es halb einfassend, ein großer Zweig hingezeichnet; dann soll es wieder den Eindruck machen, als läge das Blatt, an den Ecken aufgerollt oder eingerissen, vor uns; oftmals werden mehrere derartige Blätter scheinbar auseinander gelegt, so daß sie sich zur Hälfte decken. Dann ist der Holzstock oben abgerundet, unten breit u. s. w. Das alles sind Geschmacklosigkeiten ohne Zweck und Sinn; eine Verirrung der Mode, welcher sich ein begabter Künstler nicht fügen dürfte. Der Text von Kaden ist sehr unterhaltend und frisch geschrieben; in die Schilderungen der Landschaft und des Lebens der Einwohner und der internationalen Gesellschaft sind geschichtliche Rückblicke und Betrachtungen andrer Art geschickt verwebt; in selbständigen Abschnitten — „Intermezzos“ — wird auch der Naturwissenschaft ihr Recht eingeräumt. So ergibt sich ein reizendes Bild der Riviera, dieses Paradieses, dem die Schlange nicht fehlt.

Noch sei eines Meisterwerks der Lithographie gedacht, das in Carl Jügel's Verlag in Frankfurt a. M. erschienen ist: der naturgetreuen Wiedergabe jener Urkunde, welche in den Grundstein des **Nationaldenkmals auf dem Niederwalde** gelegt worden ist. Ganz abgesehen von dem Inhalte derselben, der uns die Zeit der Auferstehung unsres Volkes in Erinnerung ruft, ist die Arbeit an sich werthvoll als ein Zeichen der großen Fortschritte auf diesem Gebiete; sie gereicht der Anstalt zur Ehre. Der Preis ist ein geringer und so dürfte dieses Gedächtnißblatt eine weite Verbreituug gewinnen.

Chodowiecki. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. 136 Blätter auf 30 Carton-Blättern. Nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Berlin, Verlag von Mitscher & Roestell.

Es macht Freude, zu sehen, wie Chodowiecki nach beinahe hundertjährigem Schlafe sich frisch erhebt und unter den Lebenden wieder zu wandeln beginnt. Er war dem größeren Theile des kunstgenießenden Publicums kaum noch dem Namen nach bekannt gewesen, als im vorigen Jahre die Facsimiles seiner „Reise nach Danzig“ erschienen, die zwei Auflagen bereits erlebt haben und in manchen Familien zu einer Art Hausbuch geworden sind. Wer einmal wieder hineinblickt, blättert sicherlich weiter. In der vorliegenden Reproduction von 136 kleinen Blättern, einer Auswahl unter den unzähligen, die Chodowiecki hervorgebracht hat, haben wir den Versuch, das vom Kunsthandel angebrochene Feld weiter zu bebauen.

Welches nun die beste Art sei, einen Künstler von so colossaler Production dem Publicum wieder vorzuführen, wird der Erfolg zeigen. Ob das hier angewandte Lichtdruckverfahren, Stiche und Radirungen zu reproduciren, in der That das geeignetste sei, ob man zusammengehörige Serien von Darstellungen oder eine Auswahl geben solle, wird das Urtheil derer erweisen, denen man die Dinge vorlegt. In der hier gebotenen Auswahl finden sich manche von Chodowiecki's liebenswürdigsten Sachen: alle 136 zusammen tragen außerdem so sehr den Stempel seiner Eigenthümlichkeit, daß sie wie etwas Zusammengehöriges wirken. Gleich an zweiter Stelle finden wir das ausgezeichnete Blatt, auf dem der Künstler sich selbst am Arbeitstische neben den Seinigen darstellt. Kann behaglicheds Familienleben freundlicher zum Ausdrucke gebracht werden? Die behäbige Mama, das halbwüchsige Mädchen über dem Buche, mit schon verständigen Blicken darin vertieft, während die kleinere Schwester auf der anderen Seite nur noch Schnurren im Kopfe hat, der zeichnende Junge gegenüber, der selbstthätig in die Kunst eindringt, und der Meister endlich, mit den über die Brille hinüberlugenden Blicken, während seine Finger festangelegt den Griffel führen. All' das ist voll von Naturbeobachtung und muß zumal in den besten Abdrücken genossen werden. Bis auf das Mobiliar und die Gemälde in Roccocorahmen, die die Wand der Stube bedecken, kein uninteressantes Flechten auf der Darstellung. Aus Basedow's Kinderbilderbuche, einstmals bei uns weitverbreitet und heute noch als altehrwürdig in manchen Familien sich fortererbend, sind acht Blätter mitgetheilt, die wiederum in ihrer Art Ausschnitte des deutschen Daseins ehemaliger Tage darbieten. Beinahe fremd schon muthen uns die zwölf kleinen Scenen aus Lessing's Minna von Barnhelm an, welche die Figuren des Lustspiels in der Gestalt und in den Bewegungen zeigen, wie der Dichter selbst und sein Publicum sie seiner Zeit vor Augen hatte. Blatt vor Blatt möchte man weiter beschreiben, was diese unschuldigen Abbilder aus dem täglichen Leben einer Epoche enthalten, die heute so weit nun schon in der Vergangenheit liegt, daß sie sich mit poetischem Glanze zu umgeben beginnt. Wir scheiden mit dem Wunsche, es möchten Viele, die durch die vorliegende Publication vielleicht zum ersten Male mit Chodowiecki näher bekannt geworden sind, sich seine Originalblätter im K. Kupferstichcabinet vorlegen lassen.

* *

Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit sieben Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach, Woldemar Graf Reichenbach und sechs Vignetten von C. Karger und F. Stuck. Leipzig, Gustav Hoefler.

Ein sumptuös ausgestatteter Band, der in guter Auswahl die neuere deutsche Lyrik repräsentirt, von Heine bis auf die jüngste Zeit. Es ist immer das lobenswerthe Bestreben Gottschall's

Digitized by Google

gewesen, das Recht der Jüngeren zu vertreten; aber er hat sich nie verleiten lassen, das der Aelteren darum zu leugnen. Mit Vergnügen finden wir in dieser Sammlung eines der schönen Gedichte von Franz Dingelstedt, der bei unsren „Neueren" ungebührlich in Vergessenheit geräth, obwohl er die Meisten von ihnen hoch überragt. Gottfried Keller ist durch die „Vision" vertreten, welche, wiewol zu den früheren Gedichten gehörig, dennoch schon seinen ganzen Reichthum an Empfindung und Gedanken andeutet und unter der Benennung „Die Mitgift" auch in seine Sammlung aufgenommen ward. Der Herausgeber hat einige sehr charakteristische Stücke beigesteuert. Daß kaum einer von den klangvolleren Namen der bezeichneten Periode fehlt, versteht sich bei der Umsicht Gottschall's von selbst. In sinnvoller Aneinanderreihung begleitet hier Dichterwort den Lebensweg der Frau von Kindheit, Jugend und Schönheit bis zu den ernsten Pflichten der Mutter und dem Abschied am Grabe; und mit der Poesie geht Hand in Hand die Kunst, die dem in allen Einzelheiten mit Sorgfalt und Geschmack ausgeführten Album einen besonderen Schmuck verleiht. Das Werk ist der Frau Großherzogin von Weimar gewidmet; und es erscheint dieses verehrten Namens würdig, welchen es auf seinem ersten Blatte trägt.

Auf unserem Weihnachtsbüchertisch für die Jugend haben sich auch diesmal wieder eine Anzahl Werke zusammengefunden, welche eine warme Empfehlung verdienen. Um mit den für die Jüngeren bestimmten Büchern zu beginnen, erwähnen wir einer allerliebst ausgestatteten Fabel- und Märchen-Sammlung von Dietrich Theden: „Für's Kind" (Leipzig, E. Twietmeyer); der große Druck, die sinnvollen und doch leicht verständlichen Geschichtchen machen das Bändchen so recht für die avancirten A-B-C-Schützen geeignet. Dasselbe gilt von den im gleichen Verlage erschienenen „Erträumten Märchen" von Marie Beeg, die mit ganz prächtigen Farben-Illustrationen von der Hand der Verfasserin geschmückt sind. — Ein verdienstvoller, in der Jugendwelt sehr populärer Jubilar tritt uns in der „Deutschen Jugend" (Leipzig, Alphons Dürr), die kürzlich ihren 25. Band begonnen hat, entgegen. Die von Julius Lohmeyer geschickt geleitete Zeitschrift hat nichts von ihrer Frische verloren; der textliche Inhalt wetteifert mit dem illustrativen, beide verdienen uneingeschränktes Lob und die Bemühungen des Herausgebers wie Verlegers eifrige Unterstützung von Seiten des Publicums. — Otto Spamer in Leipzig hat, wie alljährlich, wiederum werthvolle Novitäten auf den literarischen Weihnachtsmarkt gebracht. Sie sind speciell für die reifere Jugend bestimmt und für jeden Geschmack ist dabei Sorge getragen. Wer die culturhistorische Erzählung liebt, der wird mit regstem Interesse zu Adolf Glaser's „Wulfbilde" greifen; in die von einem poetischen Zauber erfüllte Zeit der Hohenstaufen führt uns der Verfasser und es ist ihm nachzurühmen, daß er nie den geschichtlichen Boden verläßt, sondern seine Figuren und deren Handlungen getreu dem Charakter jener Epoche angepaßt hat. — Recht zeitgemäße Werke sind Richard Oberländer's „Von Ocean zu Ocean" und J. Löwenberg's „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen"; das erstere führt uns fesselnde Culturbilder und Naturschilderungen aus dem Westen Amerika's vor, und das letztere giebt interessante Ueberblicke der verschiedenen Entdeckungen von Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag. — Gleichfalls geographische Themata behandeln die „Landschaftlichen Charakterbilder" von Dr. J. W. Otto Richter, welche eine große Anzahl abgerundeter und lebendiger Skizzen hervorragender Gegenden der gesammten Erdoberfläche enthalten. Sämmtliche vorgenannte Bücher sind, wie wir es bei dem Verlage gewohnt, reich und dem Inhalt entsprechend illustrirt. — Ein der Jugend wohlbekannter Freund ist Oscar Höcker, der bei Georg Wigand in Leipzig drei Bändchen „Denksteine" herausgegeben hat; dieselben bringen die populär und liebevoll geschriebenen Biographien berühmter Männer, so u. a. u. v. Hutten's, Th. Körner's, Arndt's, Lessing's, Goethe's, Schiller's ꝛc. ꝛc. Von demselben Autor und aus dem gleichen Verlage stammen die anziehenden culturgeschichtlichen „Bilder aus dem Städteleben Augsburg's und Nürnberg's". — Unsere jüngeren Damen sind gleichfalls nicht vergessen worden. Zwei geeignete Geschenkswerke hat die Firma Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart gespendet, und zwar ein Novellen-Büchlein von Isabella Braun: „Lieb und Treu", und eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Laddey: „Tausend Wochen". Beide Erzählerinnen genießen eines trefflichen Rufs und ihre neuen Bücher verdienen einen guten Platz unter dem Christbaume. Als stets erwünschte Genossin schließt sich ihnen Elise Polko an, die eine gewählte Sammlung von Gedichten und Sprüchen aus dem deutschen Dichterschatz unter dem Titel: „Am stillen Herd" (Minden i. W., J. C. C. Bruns) und ein Vielen sicherlich willkommenes „Neues Märchenbuch" (derselbe Verlag) aus dem unerschöpflichen Schatze ihrer musikalischen Erinnerungen und Träumereien herausgegeben hat. Beide Bände haben, wie auch die vorgenannten, ein sehr freundlich weihnachtliches Gewand.

Digitized by Google

o. β. **Charlotte Diede,** die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Das Bild der bekannten „Freundin" Wilhelm von Humboldt's wird durch die vorliegende Publication aus dem Nebel hervorgehoben, der es bis dahin geheimnißvoll umgeben hatte. In einem ausführlichen, einleitenden Aufsatze (er hat den Lesern der „Deutschen Rundschau" vor Kurzem vorgelegen) entrollt Otto Hartwig die ganze, stürmisch bewegte Lebens- und Liebesgeschichte Charlotten's; dann folgen fünfundvierzig Briefe an die Ihrigen, welche die geistreiche, warm empfindende, phantasievolle und sentimentale Frau lebendig vor uns hintreten lassen, ihre Sorge um den ungetreuen Liebhaber, ihre bangende Sehnsucht zu den Nächsten, den schmerzlichen Kampf ums Dasein, den sie bis in ein spätes Alter hinein zu führen getrieben ward. Neben den andern merkwürdigen Frauenbildern aus der romantischen Periode, den Rahel, Caroline Schelling, Dorothea Schlegel findet auch diese Charlotte Diede ihren Platz; wie jene, hat sie auf ihren vielverschlungenen Lebenswegen das Herz bedeutender Männer gewonnen und verloren, erobert und fallen lassen, sie hat viel gelebt und viel gelitten und ist ein rechtes Kind ihrer Zeit gewesen; und die Urheber dieser Sammlung verdienen Dank, daß sie das Andenken an Charlotten's Kämpfen und Sein uns pietätvoll erneuert haben.

ρ. **Fünfzehn Essays** von Herman Grimm. Erste Folge. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Großmann.) 1884.

Ein ansehnlicher Band von 561 Seiten, ganz vortrefflich ausgestattet, in Druck und Papier, so daß es eine Freude ist, ihn zu lesen. Der Inhalt ist der aus den früheren Auflagen bekannte, größtentheils literarhistorische: Voltaire und Frankreich; Friedrich d. Gr. und Macaulay; Goethe in Italien; Schiller und Goethe; Goethe und die Wahlverwandtschaften; Goethe und Sulekika; Goethe und Luise Seidler; Heinrich von Kleist's Grabstätte; Lord Byron und Leigh Hunt; Alexander von Humboldt; Schleiermacher; Herrn von Varnhagen's Tagebücher; Gervinus; Dante und die letzten Kämpfe in Italien; Ralph Waldo Emerson. — Die neuen Stücke sind in einem „Anhang" gegeben; eines derselben, „das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Reuchlin", ist hier aus der ersten Sammlung der „Essays", die vor 25 Jahren erschien (1859), reproducirt und mit Recht, da dieser Jugendarbeit, die seitdem schwer zu haben war, neuerdings von verschiedenen Seiten Beachtung zu Theil geworden. Die übrigen vier Essays des Anhangs behandeln Gegenstände der Kunstgeschichte: Cornelius betreffend; Raphael's Gesichtsbildung; bunte Statuen; der erste Band des Corpus sämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's. Des ersten, sowie der beiden letzten dieser Aufsätze werden sich die Leser unserer Zeitschrift, in welcher sie zuerst publicirt wurden, noch erinnern.

ρ. **Rheinische Wanderlieder** und andere Dichtungen von Hermann Grieben. Dritte vermehrte Auflage der Gesammelten Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1884.

Ein Leben in Liedern liegt hier vor, und zwar das Leben eines echten Lyrikers, dem jedes Ereigniß und jede Stimmung sich wie von selbst in Melodie verwandelt und der für jede Stimmung, jedes Ereigniß sogleich den rechten Ton zu treffen weiß. Mehr als vierzig Jahre, von der frühesten Jugend, aus der Burschenzeit, ziehen an uns so vorüber; aber auch in den spätesten noch erquicken uns derselbe Frohsinn und Idealismus, die Liebe zur Natur und eine wohlthuende sonnige Art der Weltbetrachtung. Auch unser Dichter hat an Gräbern gestanden und manchen Freund heimgehen sehen; aber die starke Freudigkeit seiner Seele wird dadurch nicht gebrochen, und das Licht, das immer wieder aus den Wolken hervorstrahlt, ist ihm ein Symbol, das er mehrfach in seinen Liedern schön besungen hat. Wohllaut, warm und voll aus dem Herzen strömender, ist eine von den vorzüglichen Eigenschaften dieser Gedichte; wie denn auch viele derselben in Musik gesetzt worden sind. Ferner charakterisirt sie Gegenständlichkeit: es ist bewundernswerth, mit wie glücklicher Hand der Dichter in wenigen Versen ein Bild wiederzugeben vermag, namentlich des leichten Genres, mit einer Beimischung schalkhaften Humors. Ein Mann des Nordens, aus Pommern gebürtig, hat Grieben sich lange schon am Rhein heimisch gemacht und zählt zu den besten Sängern des herrlichen Stromes, seiner Städte, Burgen, Thäler und Rebenhügel. Doch hat er darum des blauen Meeres und Dünenstrandes seiner ersten Heimath nicht vergessen; und manch' einen Liedergruß sendet er hinüber vom Drachenfels und Steigerwald nach dem „sweet home" der fernen Ostseeküste. Denn was ihn uns vor Allem lieb macht, diesen Dichter, das ist sein deutsches Herz, welches in Leid und Lust nicht von der Treue läßt; welches freimüthig schon vor 1848 sich zu der Einheit und Größe des Vaterlandes bekannt und seitdem in schwungvollen Gesängen das unter seinem Kaiser wieder erstandene Reich gefeiert hat. So spiegelt dieser inhaltreiche Band nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern der Nation in den letzten vierzig Jahren und wird, in seinem festlichen Gewande, dem trefflichen Dichter, der schon so viele Freunde hat, immer neue gewinnen.

ρ. **Gedichte** von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, Verlag von F. Huber. 1884.

Wenn man diese dritte mit der 1879 erschienenen und an dieser Stelle (1879, Bd. XIX. S. 160) besprochenen ersten Auflage vergleicht, ihren vermehrten Inhalt und ihr stattliches Aeußere, so wird man gern anerkennen, daß auch unserer Generation Sinn und Empfänglichkeit für das, was echt in der Dichtung ist, nicht fehlen; andererseits aber ein wehmüthiges Gefühl schwer unterdrücken können. Als ihm die erste, von Freunden besorgte Ausgabe der „Gedichte" zu Händen kam, war Leuthold schon im

Digitized by Google

Irrenhaus, er hat sich ihrer nur mit halbem Bewußtsein erfreut, und wenige Monate später starb er, ein Schiffbrüchiger des Lebens, mit kaum zweiundvierzig Jahren. Und nun, in weniger als fünf Jahren drei Auflagen! Wenn er das hätte voraussehen können, er, dessen Gedichte voll sind von bittern, oft alles Maß überschreitenden Anklagen über Verkennung und Ungerechtigkeit. Die Wahrheit ist, daß er von Anfang an eine tief unglückliche, sich selbst zerrüttende Natur war, ein neues, trauriges Beispiel dafür, wie nahe zuweilen Genie und Wahnsinn an einander grenzen. Denn Genius, nicht nur Talent, leuchtet uns, wenn auch nicht immer in gefälligen Zügen, aus Leuthold's Gedichten entgegen. Es ist nicht allein die hohe Vollendung der Form, der bestrickende Wohlklang der Verse, welche ihren Zauber auf den Leser ausüben: es ist ebenso sehr die angeborene Kraft, und zwar mehr noch als die des Lyrikers und Epikers, die Kraft des Epigrammatikers. Man braucht nur das dem Bande vorangestellte Porträt des Dichters, dieses bedeutende, jedoch keineswegs sympathische Gesicht zu betrachten, um zu verstehen, was Jakob Baechtold, der vorliegende Sammlung herausgegeben und mit einem dankenswerthen Lebensabriß eingeleitet hat, von Leuthold sagt: daß er „der mephistophelische Schalk" der Münchener Dichtergesellschaft gewesen, der er jahrelang angehört hat. Dem todten Dichter ist über alles Erwarten gewährt worden, was dem lebenden, nicht ohne dessen eigenes Verschulden, versagt blieb; so daß in dieser Hinsicht das schöne Wort Gottfried Keller's über seinen Landsmann sich bewahrheitet: „das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt auch ein Schicksal dar".

o. ß. **Die Hochzeit des Mönchs.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Die Geschichte von dem „entkutteten Mönch", welche den Lesern dieser Zeitschrift bereits bestens bekannt ist, liegt nun auch in Buchform vor. In den engen Rahmen hat der Dichter wieder eine Fülle lebendiger Gestalten gespannt, seine Meisterschaft in der warmen Färbung und Abtönung des historischen Colorits bewährt sich von Neuem und aus den geschichtlich bedingten Formen schält sich ein gewichtiges Problem von allgemeiner Geltung heraus. Jener Mönch, von dessen tragischem Schicksal Dante seinen Hörern am Hofe von Verona berichtet, geht unter, weil er gegen seine eigene Natur handelt; das Kloster war seine Welt und als er, im Widerstreit der Pflichten, dem sterbenden Vater zu Willen ist und die Kutte abwirft, muß der aus seiner sichern Bahn gelenkte, schwärmerische Mann vor einer Welt, die nicht die seine ist, zu Falle kommen. Am sichersten zu Falle kommen vor diesem trotzigen Geschlecht des italienischen Mittelalters: denn der Gegensatz zwischen dem Kinde Gottes und den Kindern der Erde verstärkt sich durch die besondere Art jener thatfrohen Menschen. So sicher wie die Weichheit des Mönches, weiß der Dichter die kräftigen Gestalten der Fürsten und Krieger hinzustellen, geistreich die Beziehungen zu knüpfen zwischen den Personen der Fabel und den Personen der Rahmenerzählung, um in strenger und reifer Kunstübung eine lang nachhallende Wirkung zu erzielen. — Wir merken gleichzeitig an, daß von der formschönen Dichtung Conrad Ferdinand Meyer's „Hutten's letzte Tage" abermals eine neue Auflage, die fünfte, erschienen ist, ein erfreuliches Zeichen der wachsenden Verehrung für diesen Poeten.

o. ß. **Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizi.** Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.

Es gibt wenig Schriftsteller, die so schnell zu allgemeiner Geltung gelangt sind, wie Ossip Schubin; aber auch wenig, die ein so gutes Anrecht darauf hätten, in den vorderen Reihen der deutschen Erzähler zu stehen. Die erste Geschichte des vorliegenden Bandes ist in dieser Zeitschrift zuerst erschienen; das darf jedoch für uns kein Grund sein, ihre glänzenden Vorzüge, die Schärfe und Treue in der Beobachtung, die geheimnißvoll fesselnde Macht ihrer Stimmung minder laut zu rühmen. Als ein Schüler Turgenjew's legt Schubin weniger auf die Erfindung, als auf die Schilderung den Nachdruck; seine Fabeln sind einfach und es gilt ihm gleich, ob die Geschichte von dem Verführer, der dem nächsten Freunde die Geliebte raubt, schon vor ihm erzählt worden ist: weiß er doch, daß so wie er sie erzählt, so wahr und so rührend, kein Anderer sie gesagt hat. Den bedenklichen Momenten seines Stoffes geht er mit Glück aus dem Wege: er verherrlicht nicht mit romantischer Ueberschwänglichkeit das „Genie", er schildert die Bohème nicht mit der Befangenheit eines Murger, sondern er steht, bei aller Sympathie für seinen Helden, frei und hoch über ihm und der ergreifende Eindruck seiner schönen Novelle verstärkt sich so. — Die zweite Erzählung wird dem Vorwurf der Kraßheit nicht entgehen können; aber ein fruchtbares Thema steht im Mittelpunkt und wäre der Sohn, dessen Dasein eine lasterhafte und doch geliebte Mutter im Tiefsten erschüttert, von weniger krankhafter Art, fände er sich nicht zum Mord und in den Wahnsinn geführt, sein Schicksal erschiene uns noch wahrer und rührender. In der Abschilderung der Gesellschaft von Franzensbad, dieser Oesterreicher und Russen und Griechen, hat der Dichter auch hier seine eindringende Kunst der Beobachtung bewährt.

ερ. **Charles Dickens' Ausgewählte Romane.** Deutsch von A. Scheibe. Bd. 1—10. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1884.

Eine würdige Dickens-Ausgabe in deutschem Gewande! Dieselbe fehlte schon lange, denn seitdem wir höhere Anforderungen an die Buch-Ausstattungen zu stellen gewöhnt worden sind, nahm man nur ungern die kleinen Quart-Editionen der Boz'schen Werke, mit schlechten Lettern auf schlechtem Papier gedruckt, zur Hand. Die obengenannte Verlagsbuchhandlung hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, eine ganz vorzügliche und dabei billige Ausgabe des englischen und — wie wir mit Recht wohl sagen dürfen — auch des deutschen Lieblings herzustellen, der nun in neuer Fassung auch gewiß auf's Neue Tausende von Herzen erquicken wird. Beraltet doch gerade Dickens mit seinem unerschöpflichen Humor, seiner ächten Menschenfreundlichkeit und

Digitized by Google

tiefen Lebensweisheit nie. Um so mehr werden diese hübschen Bände sich allgemein empfehlen, als sie neben allem Anderen noch mit ganz köstlichen, aus dem englischen Original herübergenommenen Illustrationen geschmückt sind. Es liegen bis jetzt die ersten zehn Bände vor, welche die vier Romane: „David Copperfield", „Harte Zeiten", „Oliver Twist" und „Bleakhaus" enthalten. Dem schönen Unternehmen ist die lebhafteste Unterstützung zu wünschen.

5. **Allgemeine Weltgeschichte** von Georg Weber. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Von der neuen Auflage liegen sechs Bände und der Registerband für die ersten vier vor. Die Ueberarbeitung ist eine zum Theil sehr tief eingreifende gewesen; neue Erscheinungen von Belang und wichtige Forschungsergebnisse sind besonders in den die orientalischen Völker und die Griechen und Römer behandelnden Bänden vielfach benutzt worden. Weber steht auf einem klaren Standpunkte: er faßt die Weltgeschichte in vornehm idealen Sinn zugleich als Menschheitserziehung auf. Er sieht in ihr nicht nur die Darstellung von Rassenkämpfen, welche eigentlich zwecklos sind; aber ebensowenig stellt er jedes einzelne große Individuum als die einzig bewegende Macht hin. Aus dem Mittel von Schwerkraft der Massen und Flugkraft der führenden Geister ergibt sich ihm der Fortschritt in der Geschichte. Der Vortrag ist schlicht, wo es nöthig, erhebt sich aber oft zu bewegter Darstellung. Das Werk eignet sich vorzüglich für die gebildete deutsche Familie. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Einband sehr gediegen.

5. **Das Wissen der Gegenwart.** Leipzig und Prag, Freytag und Tempsky.

Von dieser Sammlung liegen fünfundzwanzig Bände vor, so daß man jetzt wohl ein begründetes Urtheil über sie abzugeben im Stande ist. Vor allem ist zu rühmen, daß sich das Unternehmen von der gewöhnlichen „Popularität" fern hält, und dennoch für weite Kreise bestimmt ist. Das zeigt sich vornehmlich in den Werken, welche dem naturwissenschaftlichen Gebiete angehören. Jene Bestimmtheit, mit welcher sonst so oft jede Lücke unseres Wissens vertuscht, oder jede Annahme als unbedingte Wahrheit hingestellt wird, ist nicht zu finden. Man fühlt, daß ernste Männer der Wissenschaft — und das sind die meisten Mitarbeiter — die Stoffe entwickeln, daß sie wirkliche Bildung, nicht Halbwissen verbreiten wollen. Aber trotz der ernsten Haltung ist der Vortrag in diesen Schriften stets klar und einfach, und fordert nichts, als daß der Leser dem Gedankengange aufmerksam folge. Neben den astronomische Stoffe behandelnden Werken sind die geographischen Darstellungen besonders werthvoll. Wir führen keines der Werke an — die Leser erhalten das Verzeichniß des Erschienenen in jeder Buchhandlung — sondern begnügen uns auf die ganze Sammlung eindringlich aufmerksam zu machen. Der Preis ist bei der guten Ausstattung und der Menge der Illustrationen ein so billiger, daß auch den weitesten Kreisen die allmälige Anschaffung dieser Bibliothek ermöglicht ist.

6. **Franz Grillparzer.** Eine biographische Studie von Adalbert Faulhammer. Graz, Leuschner und Lubensky. 1884. — **Zur Biographie Franz Grillparzer's.** Von Ludwig August Frankl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1883.

In den letzten Jahren sind mannigfache schätzbare Beiträge zu einer Grillparzer-Biographie zu Tage gefördert worden, ja besonders kühne Schriftsteller haben es bereits versucht, dem Publicum ein ganzes Lebensbild des österreichischen Dichters vorzuführen. Es ist das eine erfreuliche Thatsache, in der sich das Interesse, das ihm in immer stärkerem Maße zu Theil wird, documentirt; aber es wäre besser, dergleichen abschließende Arbeiten vorläufig noch ruhen zu lassen, oder wenigstens in anderer Weise, als bisher, dabei vorzugehen. Gerade so wie der Held einer Tragödie historisch werden muß, ehe er sich dramatisch behandeln läßt, muß es der Held einer Biographie werden: wir können jetzt unmöglich die Verhältnisse, unter denen Grillparzer vor kaum einem Vierteljahrhundert so schwer litt, ruhig und objectiv beurtheilen: in vielen Fällen stehen wir noch unter denselben Einflüssen, wie er selbst und theilen vielleicht mit ihm die gleichen Ansichten, die später sich als Vorurtheile erweisen könnten: das sind Umstände, die eine wirkliche Grillparzer-Biographie noch unmöglich machen würden, auch wenn nicht vieles Material durch eine eigenthümliche Testamentsverfügung unzugänglich wäre. Was aber Vorstudien zu einer solchen leisten könnten und sollten, ist zweierlei: einmal wären viele äußere Daten, die oft eine spätere Zeit vielleicht schwerer erreichen könnte, zu sammeln; zweitens — und das ist die weitaus wichtigere Aufgabe — soll sich endlich einmal eine gründliche ästhetische und kritische Untersuchung mit Grillparzer's Werken beschäftigen, wozu den Weg bereits Scherer's schöner Aufsatz gezeigt hat; der Uebereinstimmende in Charakteristik und Stil der verschiedenen Perioden muß hervorgehoben, die ganze Entwicklung der dramatischen Technik verfolgt, wozu eine gründliche Kenntniß des spanischen Theaters unbedingt nöthig wäre, und die Angaben Grillparzer's über seine Stoffe, die man bisher immer einfach nachgeschrieben, genau nachgeprüft werden. Der ersten Anforderung entspricht Faulhammer's fleißig gearbeitetes Buch zum größten Theile, obwohl sich auch hier z. B. in der Darstellung der politischen und literarischen Verhältnisse Oesterreichs ein Mangel an Charakterisirungstalent fühlbar macht; ästhetische und kritische Beurtheilung fehlt dem Autor aber gänzlich, nicht einmal die einzelnen Werke werden systematisch durchgenommen, sondern meist nur die Urtheile der damaligen Tagespresse registrirt: so wird z. B. über die Charakteristik in der Sappho kaum ein Wort gesagt. Ganz andere Ziele setzt sich das Büchlein von L. A. Frankl, das seit seinem Erscheinen schon die zweite Auflage erlebt hat. Es werden interessante Züge aus dem persönlichen Umgange mit dem Dichter mitgetheilt und zahlreiche Gedichte, die in der Gesammtausgabe fehlen, publicirt.

Digitized by Google

Viele der originellen Aussprüche Grillparzer's, so z. B. über Hebbel, Kotzebue u. A. werden jeden seiner Verehrer lebhaft interessiren.

o. β. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a./M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1884.

Die Leser des Goethe-Jahrbuches werden in dem neuen Bande durch eine Aenderung überrascht, welche zunächst äußerlicher Art ist, aber ihre inneren Consequenzen haben wird: die selbständigen „Abhandlungen und Forschungen", welche bisher an erster Stelle standen, sind an die zweite gerückt, die „Mittheilungen" aus ungedrucktem Material dagegen kamen an die Spitze des Buches. Der Herausgeber gibt im Vorwort ziemlich deutlich zu verstehen, daß mit dieser Aenderung eine Einschränkung der „Forschungen" verbunden sein soll, und daß die Publication des bloßen Materials fortan die Hauptaufgabe des Jahrbuches sein werde; wir würden es sehr bedauerlich finden, wenn Prof. Geiger bei diesem Vorhaben verbliebe. Das allgemeine Interesse an seinem Unternehmen müßte sogleich sich mindern, wenn es darauf verzichtete, in den Entwicklungsgang der Goethewissenschaft fördernd und thätig einzugreifen. Gerade gegen die Mittheilung unwichtiger Inedita richtet sich das Vorurtheil, welches gegen die Goethephilologie so vielfach besteht, mit einigem Recht; und wer in dem neuen Bande die unbedeutenden Briefe des jungen Voß liest, mit ihren fortgesetzten Berichten über das Befinden der Unterlippe des Briefstellers, oder die gleichgültigen Urtheile Bodmer's mit ihrer wichtigthuerischen Breite, der kann sich in jenem Vorurtheil nur bestärkt finden; daß über Goethe jedoch noch sehr viel, auf Grund einer strengeren literarhistorischen Methode, festzustellen ist, kann nicht zweifelhaft sein und darum wäre es im Interesse des Goethe-Jahrbuchs am meisten zu beklagen, wenn „die in großer Fülle zuströmenden Materialien" die Forschungen zuletzt ganz ins Hintertreffen brächten.

ε. λ. **Zur Literatur und Symbolik** von Dr. Paulus Cassel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Dem Triebe, herrschende Meinungen in erdachten Ereignissen auszuprägen, oder wirkliche Vorgänge nach ihnen zu modeln, entspringt die Sage. Ein Zwischenglied der Mythologie und Geschichte, herrscht sie in der modernen Welt fast ebenso mächtig, wie sie es in der alten gethan, und wechselt weniger in der Stärke, als in dem Inhalt ihrer Fabeln. Wenn früher die Drachen die großen Feinde der Prinzessinnen waren, so gelten heute, ab und zu, gewisse Menschenklassen als die alleinigen Urheber herrschender Uebel, und werden diesen Meinungen gemäß von den modernen Chronisten behandelt. Wenn die alten Gallier die Zwerge mit dem Verdacht der Ubiquität beehrten, und ihnen sowohl das Gerinnen der Milch, wie das Lahmen der Kühe zuschrieben, so lassen ihre Urenkel den „deutschen Spion" eben dieselbe Rolle spielen; und wo wir einstmals an Hexen glaubten, die heilten oder schädigten, je nachdem sie bei Laune waren, pflegen wir nunmehr männlichen Zauberern die Fähigkeit zuzutrauen, die Welt, die sie durch Klugheit zu leiten wissen, gelegentlich auch einmal durch Berechnungen allmächtig zu regieren. Napoleon, Metternich und Palmerston waren wahre Heroen, bis die Geschichte gegen sie ging. So bleibt die tendenziöse Fabulirsucht die gleiche, obschon die Grenzen des Gebietes, das ihr unterliegt, durch den Fortschritt der Kenntnisse allmälig eingeschränkt werden. In die alte Sagenwelt sich zu vertiefen, und das Erz ihrer geistigen Adern aus dem Gestein der cruden Details zu lösen, sind wenige Forscher mehr befähigt, als Professor Cassel. Mit einem seltenen Blick für das Seelenleben der Völker begabt, weiß er in der halbdunkeln Region, wo Vernunft und Empfindung sich treffen, die eine von der anderen zu sondern und das gemeinsame Product beider mit außerordentlicher Feinheit zu analysiren. Wo, wie bei mittelalterlichen Sagen gewöhnlich, religiöse Töne hineinklingen, ist er völlig zu Haus; wo es sich um die Entwirrung geschichtlicher Dichtungen handelt, versteht er die scheinbar sinnlosen Einzelheiten der Ereignisse mit der Gesammtrichtung der Legende in überraschende Verbindung zu setzen. Seine Zergliederung der Tristan- und Parcivalsagen werden in dieser Beziehung nicht leicht übertroffen werden. Ob verwerthbare geschichtliche Nachrichten immer benützt, immer in ihrer harten Thatsächlichkeit anerkannt worden sind, auch wo sie dem angenommenen Gange der Erzählung widersprechen, ist eine discutirbare Frage. Wir sehen von Etymologien ab, welche sich mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Sprachwissenschaft nicht vereinigen lassen; ist dieser Standpunkt auch unzweifelhaft vervollkommnungsfähig, so kann seine Verbesserung doch nicht durch sporadische Opposition, sondern nur durch systematische, d. h. lautlehrliche Begründung erstrebt werden. Um von mehr historischen Dingen zu sprechen, so sind bei Erörterung des waräzischen Russennamens zwei gewichtige Punkte übergangen: das Vorkommen desselben Namens für die Normannen der Normandie, und die Bezeichnung schwedischer und norwegischer Küstenbewohner in verschiedenen Compositis mit ruothr, d. h. Ruderer, d. h. Seeleute. Dies hätte bei der Erklärung als „Blonde" wohl in Betracht gezogen werden sollen. Für das Henkeltreuz der Aegypter sodann ergiebt sich die sicherste Deutung aus seinem Buchstabenwerth im hieroglyphischen Syllabaralphabet: anx d. h. „Leben" „ich". Das Buch des erstaunlich belesenen Verfassers gewährt eine genußreiche Lectüre, auch wo man über derartige Fragen rechten könnte.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Charitas. Erzählungen für die christliche Familie. Von Gerhard v. Amyntor. Leipzig. Wilh. Friedrich. 1885.

Anzeiger des germanischen National-Museums. I. Bd. Nr. 9 u. 10. Nürnberg. Verlagseigenthum des germanischen Museums. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bach-Gelpke. — Julie Bondeli und Wieland. Drama v. M. Bach-Gelpke. Bern, Rubegger & Baumgart. 1884.

Bastian. — Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung nähergerückten Stationen der Beobachtung von Adolf Bastian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Beaulieu. — Spanische Frühlingstage. Eine Wanderung auf der iberischen Halbinsel von G. von Beaulieu. Mit 5 Illustr. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein. 1885.

Becker. — Des Rabbi Meir Wermächtnis. Roman in drei Abtheilungen von August Becker. Zweite Aufl. 3 Bde. Leipzig, Johannes Lehmann. 1884.

Bibliothèque internationale de l'art. — Le livre des peintres de Carel van Mander. Vie des peintres flamands, hollandais et allemands (1604). Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Tome premier. Precede d'une introduction et d'une biographie de van Mander. Paris. Librairie de l'art. J. Rouam, Imprimeur-éditeur. 1884.

Bitter. — Gesammelte Schriften von C. H. Bitter. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Bleibtreu. — Kraftcuren. Realistische Novellen von Karl Bleibtreu. Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Blumenthal. — Der Probepfeil. Lustspiel in vier Akten von Oskar Blumenthal. Berlin, Freund & Jeckel. 1884.

Braun. — Lieb und Treu. Novellenbüchlein von Isabella Braun. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1884.

Büchmann. — Geflügelte Worte. Ein Citatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. 14 verm. und umgearb. Aufl. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandl. 1884.

Burow. — Denk-Sprüche für das westliche Leben. Gesammelte Perlen aus dem Geist, Gemüth und Herz von Julie Burow. 23. Auflage. Herausgegeben von Elise Polko. Bremerhaven, L. von Bangerow.

Collection of british authors. — Tauchnitz Edition. Vol. 2288: Miss Tommy. By the author of „John Halifax, gentleman". Vol. 2289/2291: Jahmael by M. E. Braddon. Vol. 2292: Some literary recollections by James Payn. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884.

Corleis. — Frithjof. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Corleis. Hannover, Hermann Wilacker. 1884.

Cottin. — Elisabeth. Von Sophie Cottin. Nach dem Französischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Dahn. — Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung an deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlussstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Lfg. 7—9. Kreuznach, R. Voigtländer. 1884.

Das Großherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniß. Nach amtlichem Material bearbeitet. 5. u. 6. Lfg. (Mit einer Uebersichtskarte von Baden.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1884.

Deppe. — Die Teutoburg von Dr. Aug. Deppe. Heidelberg, A. Deppe. 1884.

Deutsche Jugend. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 23/24. Band. Leipzig, Alphons Dürr.

Dickens. — Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte von Charles Dickens. Illustrirt von Conrad Beckmann. Leipzig, Adolf Titze.

De Harmonie in de Boekdrukkunst. — Practisch aangetoond, theoretisch beschreven en Beoordeeld. Arnhem, Minkman & Co. 1884.

Dorenwell-Hummel. — Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell und A. Hummel. Lfg. 1—6. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1885.

Druskowitz. — Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Duruy. — Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 200 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 1. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst neuem Register. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Eckstein. — Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Egmont. — Kritische und nicht kritische Versuche. Von Egmont. I.—IV. Danzig, Franz Art. 1885.

Ehlert. — Aus der Tonwelt. Essays von Louis Ehlert. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock.) 1884.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg etc. etc. I. Abth. 38 Lfg. II. Abth. 23/25. Lfg. Breslau, Eduard Trewendt. 1884.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 1. Jhrg. Bd. IV.: Séro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Campbell Praed. Bd. V/VI. Wasilissa. Von Henry Greville. 2 Bde. Stuttgart. J. Engelhorn. 1884.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Europäische Colonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1884.

Fischer. — Teutsches Leben und deutsche Zustände vor der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Von Professor Karl Fischer. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Fontane. — Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane. Dresden, F. W. Steffens.

Foerster. — Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. Zweite Folge von Wilhelm Foerster. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884.

Freudenberg. — Bilder aus Ostpreußen. Von M. Freudenberg. Ein Beitrag zur Vorbereitung der 300jähr. Säcularfeier der ehemal. Provinzialschulen zu Tilsit, Luck und Saalfeld. 1. Tilsit, Wilhelm Johaus. 1885.

Friedrichs. — Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. Mit einem Prolog von Woldemar Kaden. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Gagern. — Todte und Lebende. Erinnerungen von Carlos von Gagern. Zweite Reihe. Berlin, Abendheimsche Verlagsbuchhandl. 1884.

Giebert. — Im Mühlhölzer der Weltstadt. Von P. Giebert. Berlin, Steinitz und Fischer. 1884.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweites Heft. Bogen 15—32. Zweite, gänzlich umgearb. Auflage. Dresden, L. Ehlermann. 1884.

Goerth. — Einführung in das Studium der Dichtkunst. II.: Das Studium der dramatischen Kunst. Von A. Goerth. Leipzig und Wien, Jul. Klinkhardt. 1885.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 72/80. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vorm. G. Hallberger).

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. Götzinger. Zweite Aufl. Lfg. 7/12. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Grimm. — Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Erste Folge. Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandl. 1884.

Haidheim. — Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. 3. Bde. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing. 1885.

Hart. — England und Amerika. Fünf Bücher englischer und amerikanischer Dichtung. In deutschen Uebertragungen herausgeg. von Julius Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Hart. — Orient und Occident. Eine Blüthenlese aus den vorzüglichsten Gedichten der Welt-Literatur. In deutschen Uebersetzungen. Herausgegeben von Julius Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Hartwig. — Charlotte Tiede, die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung u. Briefe herausgegeben von Auguste Piderit u. Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Digitized by Google

Häuffer. — Dämmer-Stunden. Gedichte von Caroline Häuffer. München, Stägmeyr'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich von Hellwald. Lfg. 48/50. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Henckell. — Poetisches Skizzenbuch von Karl Henckell. Mit einem Vorwort von Heinrich Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Heß. — Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Heyse. — Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hinüber. — Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Hobrecht. — Von der Ostgrenze. Drei Novellen von Max Hobrecht. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hochstetter. — Ferdinand von Hochstetter's Gesammelte Reise-Berichte von der Erdumseglung der Fregatte „Novara". Wien, Eduard Hölzel. 1885.

Höcker. — Bilder aus dem Städteleben Augsburgs und Nürnbergs. Der Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Leipzig, Georg Wigand. 1884.

Höcker. — Denkteine. Biographien berühmter Männer für die Jugend bearbeitet von Oskar Höcker. 3 Bde. Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Hölderlin. — Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung von H. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz Fues. 1885.

Holland. — Historische Erinnerungen an Münchener Künstler. Von Dr. H. Holland. 1. Lfg. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1884.

Jensen. — Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. 3 Bde. Freiburg i. Br., Herder & von Bolschwing. 1885.

Jordan. — Tausch entdeckt. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1884.

Israel. — Die pädagogischen Bestrebungen Gerhard Weigel's (1625—1699) Professor der Mathematik zu Jena). Ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Zustände im 17. Jahrhundert von August Israel. Zschopau, F. A. Raschke. 1884.

Kemmer. — Pessimisten-Gesangbuch. Herausgegeben von Otto Kemmer. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Keussler. — Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Dr. Johannes von Keussler. II. Theil. II. Hälfte. St. Petersburg, E. Bickner. 1884.

Kiehl. — Anfangsgründe der Volkswirthschaft von Dr. E. J. Kiehl. Neu bearbeitet von Franz Richter. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1885.

Klaic. — Geschichte Bosniens von den ältesten Zeiten bis zum Verfall des Königreichs. Nach dem Kroatischen des Prof. Vjekoslav Klaic von Dr. Ivan von Bojnicic. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Klein. — Astronomische Abende. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung. Von Dr. Hermann J. Klein. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1884.

Kolde. — Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. 3. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Knubbauch. — Meran. Führer für Kurgäste und Touristen. Mit medicinischer Einleitung von Dr. Joseph Pircher. Sechste Auflage. Meran. S. Pötzelsberger. 1885.

Knorr. — Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Rindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpeditionen der „Polaris" und „Jeanette". Herausgegeben von K. Knorr. Jurich. Verlags-Magazin. 1885.

Koberstein. — August Koberstein's Grundriss der Geschichte der Deutschen National-Literatur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Koch. — Fußball. Regeln zum Spielplatze. Von J. Koch. Zweite umgearb. Aufl. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 1885.

Köhler. — Im bunter Reihe. Pädagogische Abhandlungen aus Schule und Leben für Lehrer und Jedermann von Wilhelm Köhler. Breslau, Priebatsch's Buchhandl. 1885.

Kremer. — Noch ist Lelan nicht verloren! Erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen aus der Feudalzeit von H. Kremer. Wiscreath u. Leipzig, H. Kremer.

Kunstgewerbeblatt. — Monatsschrift für Geschichte und Literatur der Kleinkunst, Organ für die Bestrebungen der Kunstgewerbe-Vereine. Unter Mitwirkung von J. Brinckmann, Br. Bucher, F. Ewerbeck, J. v. Falke ꝛc. ꝛc. herausgeg. von Arthur Pabst. Mit dem Beiblatt: Kunstchronik. 1. Bd., 1. Hft. Leipzig, E. A. Seemann. 1885.

Kürschner's Taschen-Conversations-Lexicon. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Laddey. — Tausend Wochen. Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Laddey. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Laggrond. — L'Univers, la force et la vie. Par A. Laggrond. Paris, Felix Alcan. 1884.

Leutholds. — Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. Mit Porträt u. Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, J. Huber. 1884.

Lingg. — Hôgni's letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda von Hermann Lingg. München, Georg T. W. Callwey. 1884.

Lomnitz. — Flocken. Gedichte von Alexis Lomnitz. Breslau, Preuss & Jünger. 1884.

Ludwig. — Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. Von Ottilie Ludwig. Zweiter Theil. Halle a. S., Otto Hendel. 1884.

Ludwig. — Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgeg. von Carl Ludwig. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Lustige Jagd. — Fünfundzwanzig Zeichnungen von Hugo Vogel mit Gedichten in oberbayerischer Mundart von Conrad Dreher. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Mandelkern. — Thamar. Roman aus dem biblischen Alterthum von Dr. S. Mandelkern. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Mantegazza. — Die Physiologie der Liebe. Von Paul Mantegazza. Einzige vom Verfasser autorisirt. deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. Eduard Engel. Zweite verb. Aufl. Jena, Hermann Costenoble. 1885.

Meyer. — Friedensklänge vom Teutoburger Walde. Ein Wort zur Versöhnung von Religion und Wissenschaft und ein Wort zur Herbeiführung religiöser Eintracht des deutschen Volkes von Bernhard Meyer. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 1884.

Meyer. — Die Hochzeit des Mönchs. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel. 1884.

Meyer. — Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung von Conrad Ferdinand Meyer. Fünfte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Milin. — Essais de critique religieuse par A. S. Morin. (Miron.) Paris, Felix Alcan. 1885.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 10/11. Berlin, Commissions-Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin.

Müller. — Alter und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Den Manen Weidig's gewidmet von Otto Müller. 3 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Norman. — Le Tonkin où la France dans l'Extrême-Orient. Par C. B. Norman. Paris, Hinrichsen & Comp. 1884.

Oberländer. — Dentsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Colonien von Richard Oberländer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Orzeszko. — Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Einzig autorisirt. Uebersetzung aus dem Polnischen von Bernhard Beiren. Mit 16 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885

Penzig. — Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter von Rudolf Penzig. Kassel, Theodor Fischer. 1884.

Polko. — Am stillen Herd. Gedichte und Sprüche aus dem deutschen Dichterschatz. Gesammelt von Elise Polko. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Polko. — Neues Märchenbuch. Musikalische Skizzen und Träumereien von Elise Polko. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Prel. — Die Philosophie der Mystik von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1885.

Ouednow. — Filippo Strozzi. Historischer Roman von M. Ouednow. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Rasmussen. — Klöppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spitzenklöppeln von Sara Rasmussen. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Sohn 1884.

Redwitz. — Haus Wartenberg. Ein Roman von Oscar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Rethwisch. — Die Ritter von Wolkenkuckucksheim. Politisches Drama in 4 Acten von Ernst Rethwisch. Freiburg i. B., Selbstverlag des Verfassers. 1884.

Reumont. — Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Von Alfred von Reumont. Leipzig, Duncker & Humblot. 1885.

Digitized by Google

Rogge. — Mnemohne. Blätter der Erinnerung an geteerte Namen von Dr. Friedrich Wilhelm Rogge. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Römischer Wandkalender deutscher Nation. Dritter Jahrgang. 1885. Herausgegeben von Hermann Allmers. Rom, Ed. Müller.

Roscher-Jannasch. — Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Von Wilhelm Roscher und Robert Jannasch. Dritte verm. und verb. Aufl. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandl. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XX. Serie. Heft 481 u. 482: Der Vorzeit der Fischerei. Von Ernst Friedel. Heft 483: Der Gottesdienst in Olympia. Von Ludwig Weniger. Heft 484: Ueber die Grenzen zwischen physischer Gesundheit und Geisteskrankheit. Von Dr. Delman. Heft 485: Horaz, Persius, Juvenal, die Hauptvertreter der römischen Satire. Von G. Reisner. Heft 486: Das Brot und dessen diätetischer Werth. Von Professor Dr. J. Uffelmann. Heft 487: Poetische Turniere. Von Gustav Tiersch. Heft 488: Die Bedeutung des Athmungsprocesses für das Leben des thierischen Organismus. Von Prof. G. Hermann von Meyer. Heft 489: Hugo Grotius. 1583–1645. Von F. Neumann. Heft 490: Die Vertheilung der Menschen über die Erde. Von Dr. Wilh. Wirth. Heft 491: Der General von Scharnhorst. Von August Kluckhohn. Berlin, Carl Habel. 1884.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten, veranstaltet von August Israel und Dr. Joh. Müller. 11: Wie junge Fursten und grosser herrn tinder rechtschaffen instituirt und unterwiesen . . . mögen werden, aus trefflichen Authoribus aufs kurtzest gezogen . . . Authore Reichardo Lorichio Hadamario. Anno 1557. Mit Einleitung von A. Israel und sprachlichen Erläuterungen von G. Kießling. Zschopau, F. A. Ratsche. 1884.

Sanders. — Wörterbuch der Synonymik von Daniel Sanders. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Schack. — Tag- und Nachtstücke von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884.

Scheffner. — Nachlieferungen zu meinem Leben. Von Johann George Scheffner. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Scherr. Bildersaal der Weltliteratur. Von Dr. Johannes Scherr. Dritte, neu bearb. u. stark verm. Auflage. 1. Lfg. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Scherr. — Neues Historienbuch. Von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Schlosser. — Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Vierte Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. 20. Auflage. 1. Lfg. Berlin, Oswald Seehagen. 1884.

Schmidt. — Die Deutsche Grundcreditbank in Gotha und ihre Reorganisation v. Heinrich Schmidt. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Schneider. — Leibeigen. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Schneider. Prag, H. Dominicus. 1885.

Schöll. — Gesammelte Aufsätze zur classischen Litteratur alter und neuerer Zeit von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Herz. 1884.

Schubin. — Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte von Ossip Schubin. Jena, H. Costenoble. 1885.

Schwebel. — Die Herren und Grafen von Schwerin. Blätter aus der preußischen Geschichte von Oskar Schwebel. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Schwebel. — Renaissance und Rococco. Abhandlungen zur Culturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt. Von Oskar Schwebel. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Singer. — Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Nach Manuscripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum ersten Mal herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen von J. Singer. Wien, Oskar Frank. 1885.

Spitta. — Psalter und Harfe. Von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, illustr. nach Originalen von B. Plockhorst u. F. Wanderer. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. 1./2. Lfg. Bremen, Pt. Heinsius.

Steinau. — Des Lebens Wellenschlag. Novellen von H. Steinau. Halle a/S., Tousch u. Grosse. 1885.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Mit 450 Holzschnitten. Dritte verb. Aufl. 1. Lfg. Berlin, Gebrüder Borntträger. 1884.

Stöpel. — Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. Von Franz Stöpel. IV. u. V.: Der Grundbesitz. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Storm. — Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Straßburger. — Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten von M. Straßburger. 1. Lfg. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Stretton. — Carola von Hesler Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Stretton. — Hester Morley's Versprechen. Roman von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. L. Grenf. 3 Bde. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. (O. Goedel.) 1884.

Stuart. — Nachlschatten. Von C. F. Stuart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Sydow. — Das selbe Lied. Novelle von Clara von Sydow. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Taylor. — Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. Zweite Auflage. Leipzig, S. Gloganu & Co. 1885.

Telmann. — Das Spiel ist aus. Roman von Konrad Telmann. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

The Egyptian difficulty and the first step out of it. London, P. S. King & Son. 1884.

Tobler. — Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. Frauenfeld, J. Huber. 1884.

Transactions of the geographical society of Québec. Vol. I. III. 1882–83—84. Quebec, Printed for the society. 1884.

Urkunde zum Grundstein des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde. (In getreuer Nachbildung des Originals. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1884.

Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben von Rudolf Bergner. No. 1. Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Zusammengestellt von Fritz Lemmermayer. No. 2. Friedrich der Große. Abhandlung über den Krieg. No. 4. Wien im Lichte derschiedener Jahrhunderte. Leipzig, Hermann Bruckner. 1884.

Walling. — Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Warnow. Phoebus. Von Franz Warnow. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Werner. — Goethe u. Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, o. ö. Professor an der Universität Bamberg. Mit zwei Porträts. Berlin, Wilhelm Herz. 1884.

Wershoven. — Naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch. Die Ausdrücke der Physik, Meteorologie, Mechanik, Chemie, Hüttenkunde, chemischen Technologie, Electrotechnik. Von Dr. F. J. Wershoven. 1. Theil: Englisch-Deutsch. 1. Hft. Berlin, Leonhard Simon. 1885.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. J. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XIII. Heft 199: Die Religion des Pessimismus. Von Hugo Sommer. Hft. 200: Holländische Colonial-Politik in Ost-Indien. Von C. W. Janssen. Hft. 201: Die Propaganda-Idee in Rom. Von Th. Trede. Hft. 202. Zur Frage des Prüfungswesens. Von Dr. H. Ecker-stein. Hft 203: Die Entwicklung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. Von Dr. Johannes Minckwitz. Berlin, Carl Habel. 1884.

Zur Geschichte des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia". 1859—1884. Wien, im Selbstverlage der „Concordia". 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1906
RECEIVED

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2540

Digitized by Google